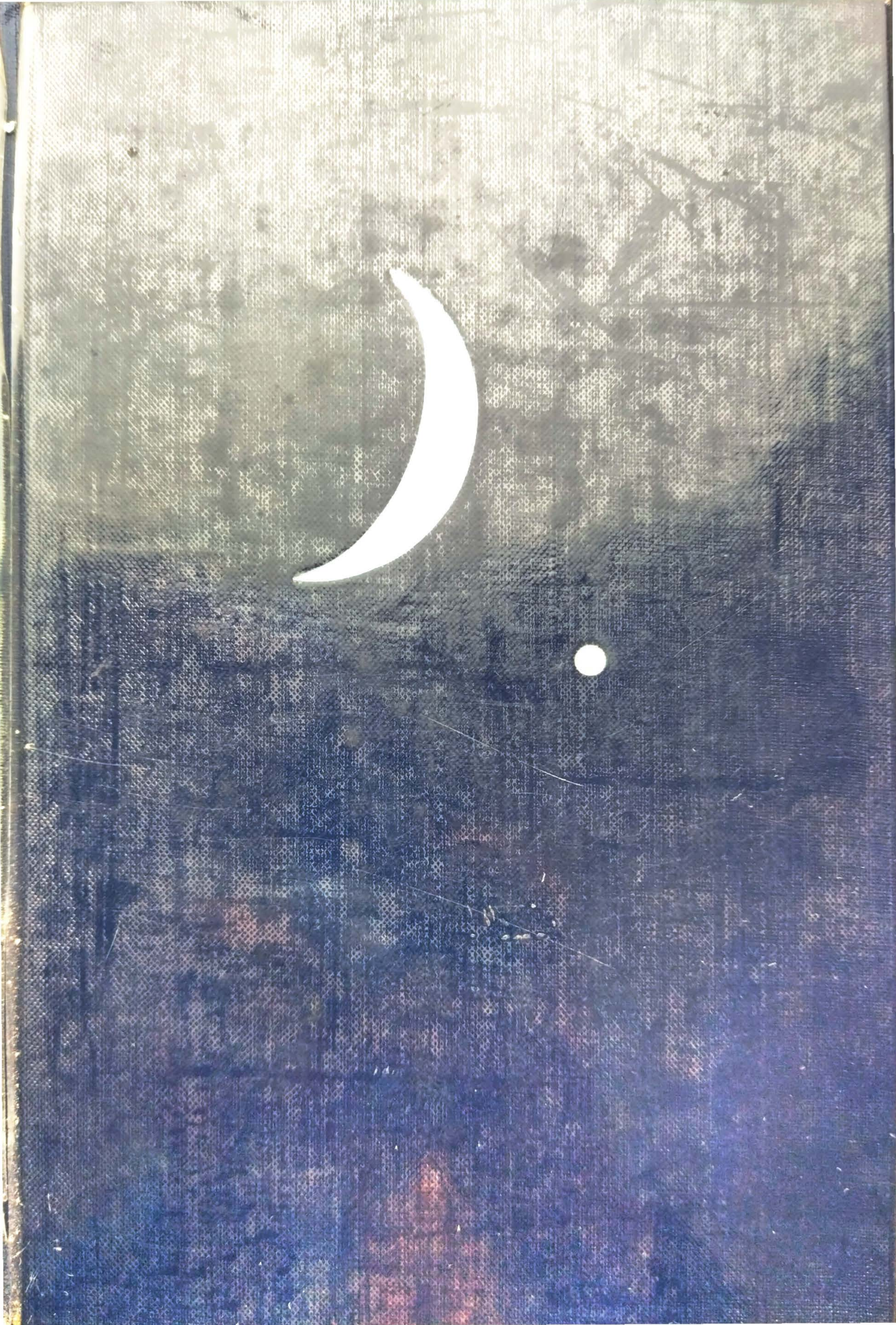
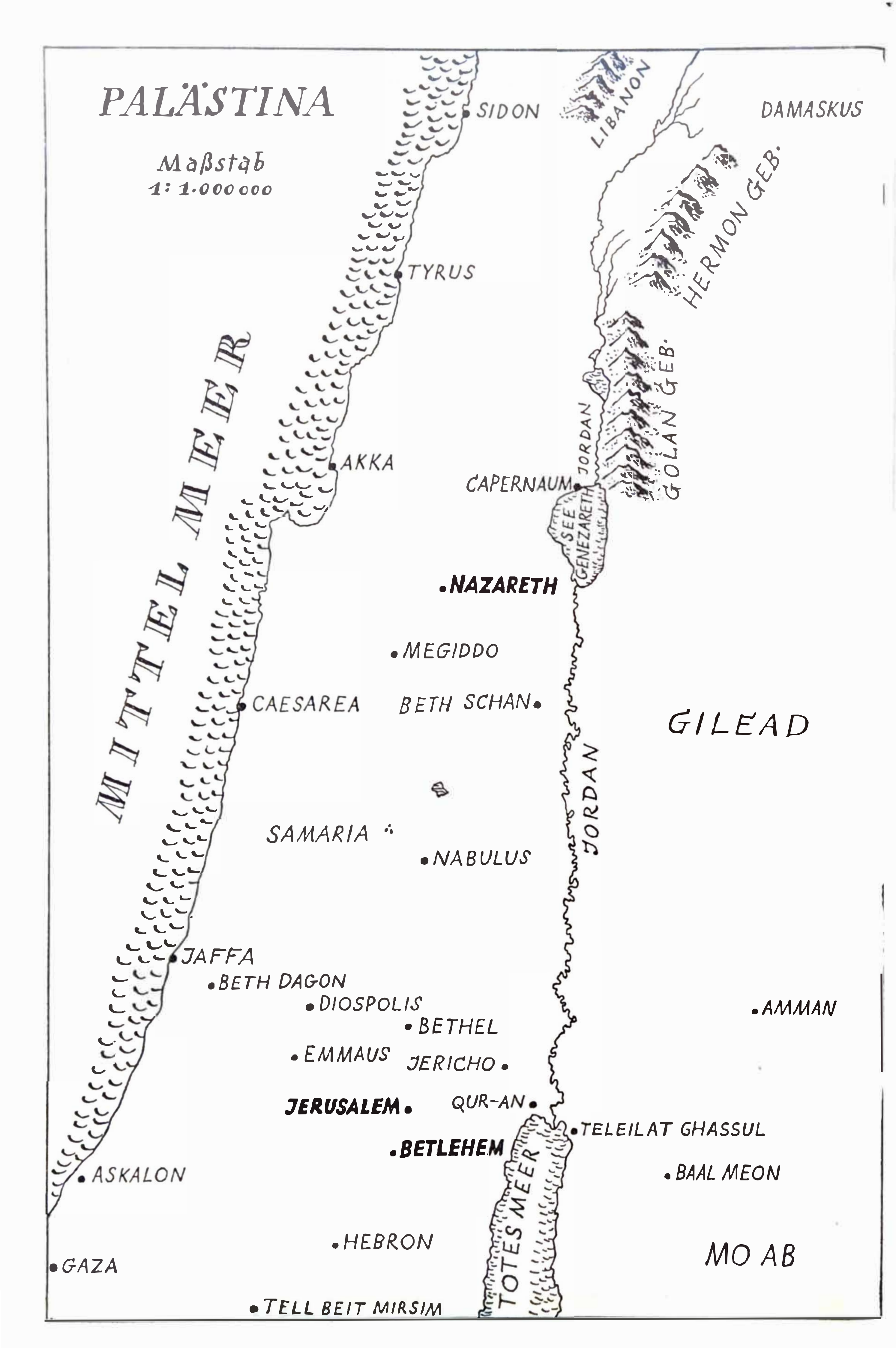
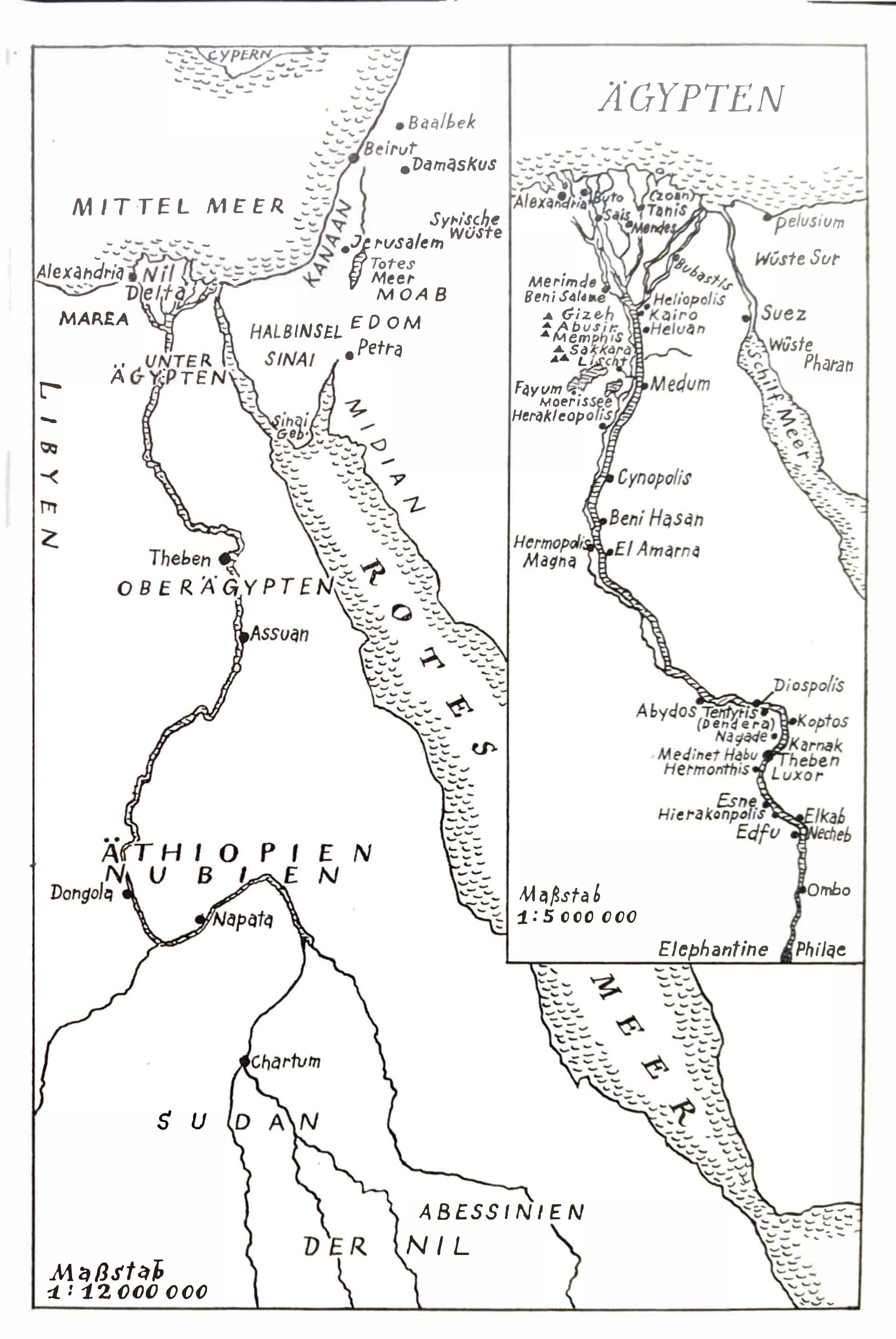



PALÄSTINA
Maßstab
1: 1.000 000
MITTELMEER
SIDON
LIBANON
DAMASKUS
HERMON GEB.
TYRUS
GOLAN GEB.
JORDAN
AKKA
CAPERNAUM
SEE GENEZARETH
NAZARETH
MEGIDDO
CAESAREA
BETH SCHAN
GILEAD
JORDAN
SAMARIA
NABULUS
JAFFA
BETH DAGON
DIOSPOLIS
BETHEL
AMMAN
EMMAUS
JERICHO
JERUSALEM
QUR-AN
TELEILAT GHASSUL
BETLEHEM
ASKALON
BAAL MEON
TOTES MEER
HEBRON
MO AB
GAZA
TELL BEIT MIRSIM



CYPERN
Baalbek
Beirut
Damaskus
MITTEL MEER
KANAAN
Syrische Wüste
Jerusalem
Totes Meer
MOAB
Alexandria
Nil Delta
MAREA
HALBINSEL SINAI
EDOM
Petra
UNTER ÄGYPTEN
LIBYEN
Sinai Geb.
MIDIAN
Theben
OBERÄGYPTEN
ROTES MEER
Assuan
ÄTHIOPIEN
NUBIEN
Dongola
Napata
Chartum
SUDAN
ABESSINIEN
DER NIL
Maßstab 1:12 000 000
ÄGYPTEN
Alexandria
Buto
Sais
(Zoan) Tanis
Mendes
Pelusium
Wüste Sur
Bubastis
Merimde Beni Salame
Heliopolis
Gizeh
Kairo
Abusir
Heluan
Memphis
Sakkara
Suez
Lischt
Wüste Pharan
Schilf Meer
Fayum
Medum
Moerissee
Herakleopolis
Cynopolis
Beni Hasan
Hermopolis Magna
El Amarna
Diospolis
Abydos
Tentyris (Dendera)
Koptos
Nagade
Karnak
Medinet Habu
Theben
Hermonthis
Luxor
Esne
Hierakonpolis
Elkab
Edfu
Necheb
Ombo
Maßstab 1:5 000 000
Elephantine
Philae





ERICH ZEHREN

DAS TESTAMENT DER STERNE

Mit 90 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln und im Text

BERLIN-GRUNEWALD

F·A·HERBIG VERLAGSBUCHHANDLUNG

(WALTER KAHNERT)

Der Zeichnung des zunehmenden Mondes mit der Venus als Abendstern auf dem Schutzumschlag und Einband des Buches liegt die Aufnahme von Rudolf Brandt, Sternwarte Sonneberg, Thüringen, vom 8. Juni 1951 zugrunde. Die meisten Zeichnungen im Text stammen von Gerhard Kreische

Gedruckt bei W. Büxenstein GmbH · Berlin SW 61
Printed in Germany
Archiv Nr. 22 264

INHALT

I · DER MOND

STERNE IN DEN GRÄBERN

DER STIER

DAS SCHIFF DER TOTEN

DIE SCHLANGE

AUFERSTEHUNG

MENSCHEN- UND TIEROPFER

DER SCHWARZE

DER ZEUGENDE GOTT

„WER MEIN FLEISCH ISST . . ."

DER VOLLMOND

DER WEIBLICHE MOND

DAS MONATSMASS

II · DIE VENUS

DER STIER DER VENUS

HORUS UND ISIS

DIE BEIDEN SCHWESTERN

DER SOHN UND BRÄUTIGAM

DIE ACHT DER VENUS

III · DAS GESETZ DER FIXSTERNE

DER STERNMONAT

DAS SIRIUSJAHR

DIE VENUS FÜGT SICH DEM SIRIUSJAHR

IV · DAS SYNODISCHE GESETZ DER VENUS

DIE ZEHN GEBOTE

DIE VENUS-SYNODE

DAS FÜRSTENOPFER

DIE NEUNZEHN

DAS PENTAGRAMM

V · DIE HIMMELSKÖNIGIN

HORUS

VORWORT

Dieses Buch knüpft an die Arbeit mehrerer Generationen von Gelehrten an, die sich die Erforschung des Altertums – seiner Geschichte und Kultur – zur Lebensaufgabe machten. Es entstand in Bewunderung ihrer Leistungen und in Kenntnis der Schwierigkeiten und Zweifel, wie sie auf jedem Wege zum Wissen, zur Wissenschaft, liegen.

Das Buch enthält eine Fülle von Namen und Bezeichnungen, die dem Leser – auch dem mit bester Allgemeinbildung – unbekannt sein werden, und die er selbst in modernen Nachschlagewerken nur zum Teil finden kann. Es sind Namen, die aus der durchwühlten Erde und aus dem Dunkel uralter Epochen ans Licht kamen. Es sind Namen von Menschen, die einst als gottähnliche Fürsten und Priester herrschten, und Namen von Siedlungen, Städten, Palästen, Landschaften und Reichen, deren Geschichte und deren Erlebniswelt, deren Glaube und Schicksal zu dem Erbe beitrugen, das unser ureigenstes ist. Und es sind nicht zuletzt viele Namen und Prädikate von Gottheiten einer Welt, die noch heute zur unsrigen zählt und immer zu uns gehören wird: des Himmels.

Wer dieses Buch liest, mag sich durch jene Namen und Bezeichnungen nicht beirren lassen, sondern sie entweder aufnehmen oder über sie hinweglesen; es ist nicht notwendig, sie zu behalten. Den Roman des Menschen wird er trotzdem erfassen und den Ablauf einer Geschichte miterleben können, deren Tragweite ungeheuerlich war und es geblieben ist.

Die Namen lassen sich freilich nicht entbehren. Sie dienen der Wissenschaft, die sie gefunden und entziffert hat. Deshalb fordert sie ihr Recht, mit kühlen Augen und scharfen Lupen dem Gedankengang dieses Buches folgen zu können, das den Leidenschaften, dem Glauben, der Liebe und dem Haß einer untergegangenen Menschenwelt gilt.

Der Wissenschaft liegt nichts an Liebe und Haß, an Inbrunst und Hoffnung – ihr liegt vielmehr allein an Tatsachen, die aufzuzeigen, zu erläutern und zu begründen sind, gleichgültig, ob sie erschrecken oder enttäuschen, oder ob sie bejubelt werden. Deshalb die Namen, die Daten, die Belege, die Beweise.

Deshalb aber auch Zahlen! Zahlen, aus heiligen Schriften geschöpft, von uralten Felsblöcken abgelesen, Mythen und Gesetzen entnommen. Aber es sind ganz einfache Zahlen, trotz ihrer Fülle. Sie erfordern keine großen Überlegungen. Sie sind größtenteils so einfach, daß sie vor vielen Jahrtausenden von Menschen gefunden werden konnten, die kaum zu rechnen und bestimmt noch nicht zu schreiben vermochten. Vielleicht sind diese Zahlen hier und dort etwas unbequem, aber nur deshalb, weil sie aus einer uns fremd gewordenen Welt stammen, in die man sich wieder hineindenken und einfühlen muß – wie man ein unbekanntes Land betritt, dessen Sitten und Gesetze und dessen Sprache man nicht mehr kennt.

Wer sich aber die Mühe macht, das Wesen dieser Zahlen zu erfassen, dem öffnet sich eine Zauberwelt und zugleich eine natürliche, naheliegende, ganz und gar begreifliche. Er kann dann jene Zahlen selber ablesen, von dort, wo sie unsere Vorfahren fanden: vom Himmel. Er wird dann wissen, warum es heilige Zahlen waren und teils heute noch sind. Ja, er wird dabei noch mehr erkennen: die Geschichte jener Zahlen und den Geist, der sie schuf; und dabei wird er in den tiefsten Brunnen hinabblicken, der auf Erden gegraben wurde: in unsere eigene Seele. Denn diese spiegelt sich in den Zahlen.

Dies ist das eine. Das andere aber läßt sich nur so sagen: ein Buch, das, seiner ganzen Konzeption nach, die Schleier zerreißen will, die seit Jahrtausenden über der Vergangenheit der Menschen liegen, mag Fehler enthalten, die es unter Umständen erforderlich machen, das eine oder andere Steinchen des ganzen Mosaiks umzusetzen. An der großen Linie der Darstellung wird dies nichts ändern können. Und darauf kommt es an.

Weil es aber darauf ankommt, folgt die Darstellung den Textübersetzungen, und, wo angängig, den Interpretationen von Gelehrten, die zumeist hervorragende Kapazitäten der Altertumsforschung und der Völkerkunde sind und internationalen Ruf genießen.

Dabei sei in aufrichtiger Dankbarkeit der freundlichen und sachlich aufgeschlossenen Hilfe gedacht, die der Arbeit in verschiedenen Entstehungsstadien zuteil wurde, von seiten der Astronomie durch Herrn Dr. Hans Heinrich Voigt und Herrn Dipl.-Phys. Wolfgang Tripp, Universitäts-Sternwarte Göttingen, und ebenso Herrn Dipl.-Opt. Rudolf Brandt, Sternwarte Sonneberg, der Deutschen Akademie der Wissenschaften, Berlin; von seiten der Assyriologie durch Herrn Professor Dr. W. von Soden, Universität Wien, und Herrn Professor Dr. Anton Moortgat vom Institut für Vorderasiatische Altertumskunde der Freien Universität Berlin; seitens der Ägyptologie durch Herrn Professor Dr. Eberhard Otto vom Ägyptologischen Institut der Universität Heidelberg und Herrn Professor Dr. Aksel Volten, Universität Kopenhagen. Mit Nachsicht und Geduld haben diese Gelehrten manchen Fehler oder ältere, durch neuere Forschungsergebnisse überholte Angaben berichtigt; und gerade ihre sachlichen Bedenken und kritischen Vorbehalte haben wesentlich zum Wachstum und zur Gestaltung des in mehr als zehnjähriger Mühe entstandenen Buches beigetragen.

Mit Dank sei auch der freundlichen Hilfe der Staatlichen Museen, Berlin, des Pelizaeus-Museums, Hildesheim, und aller, die den Verlag bei der Beschaffung der Abbildungen unterstützten, gedacht – und endlich aller Forscher der Vorgeschichte, der Völkerkunde und der Schrift- und Sprachgeschichte, deren unendlich mühevolle Arbeit erst die Voraussetzungen dafür schuf, daß dieses Buch geschrieben werden konnte.

E. Z.

Die Quellenangabe

steht entweder unmittelbar im Text, bisweilen in Abkürzungen, die aus dem Zusammenhang verständlich sind (zum Beispiel: Il. = Ilias; Od. = Odyssee), oder es sind Zahlen eingefügt, die der Quellen-Nachweis erläutert. Die Numerierung der Quellenangaben ist nach den fünf Hauptteilen getrennt. Die römische Ziffer am Kopf jeder linken Textseite gibt den betreffenden Hauptteil an. Bei den biblischen Quellen sind Abkürzungen verwendet, die der Bibel-Index erklärt. (Siehe Quellen-Nachweis Seite 397, und Bibel-Index Seite 414). Die Quellenangaben zu den Abbildungen stehen im Verzeichnis der Abbildungen Seite 386. Hier sind auch weitere Erläuterungen zu den Bildern zu finden

I · DER MOND

Ihr aber und die anderen Völker
seid mit der Schrift und dem ganzen staatlichen Leben immer kaum
eingerichtet, und schon bricht wieder, nach Ablauf
der gewöhnlichen Frist, die Flut vom Himmel wie eine Krankheit
über euch herein.
Sie läßt nur die der Schrift Unkundigen und Ungebildeten
bei euch zurück, so daß ihr euch gleichsam
immer von neuem verjüngt und nichts wißt von den Begebenheiten in
alter Zeit bei uns und bei euch.

PLATON

STERNE IN DEN GRÄBERN

Mythos und Archetypus

Eines der letzten Geheimnisse, denen sich der Mensch auf Erden gegenübersieht, ist der Mensch selber. Zwar hält sich der Durchschnittsmensch nur selten für ein Rätsel, um so mehr drängt es sich aber denjenigen auf, die sich als Geschichtsphilosophen, Kulturhistoriker, Archäologen oder Ethnologen mit der Herkunft des Menschen, seiner Geschichte und seinem Geist beschäftigen. Die Frage nach dem Menschen, so meint der Schweizer Psychologe C. G. Jung, ist die letzte, die sich der Mensch aufbewahrt hat.[1]

Es ist möglich, sich dem menschlichen Geheimnis auf verschiedenen Wegen zu nähern, aber jeder dieser Wege ist steinig und mit einer Unzahl sphinxartiger Erscheinungen umstellt. Sieht man sich zum Beispiel die menschliche Geschichte an, so hat man zwar die vage Vorstellung, daß der Mensch seit ungefähr einer halben Million Jahren als geschichts- und kulturbildendes Wesen – eben als Mensch – auf der Erde lebt, aber bekannt ist von dieser langen Zeit relativ wenig. Die letzten drei bis vier Jahrtausende bedeuten nur einen sehr kleinen Zeitabschnitt der menschlichen Geschichte und reichen nicht annähernd aus, um sich ein sicheres Urteil zu bilden. Es wäre ziemlich dasselbe, als ob man Herkunft, Erziehung und Charakter einer erwachsenen Person, die ihr Gedächtnis verloren hat, aus ihrem, zudem noch höchst widerspruchsvollen, Verhalten in den letzten zwei bis drei Monaten beurteilen wollte. Wer sich nun nicht damit begnügen will anzunehmen, daß dem Menschen nach seiner Erschaffung aus einem Erdenkloß der Odem Gottes durch die Nase eingeblasen wurde (Gn. 2, 7), mit dessen Hilfe er sich durch Sündenfall, Sintflut und Erlösung bis zur Gegenwart durchschlug, muß sich nach geeigneten Forschungsmethoden umsehen.

So gingen die Ethnologen zu primitiven Naturvölkern, die noch heute in Amerika, Asien, Afrika oder auf den Südseeinseln hausen, um aus ihren Sitten und Vorstellungen etwas aus der Vergangenheit der modernen Kulturmenschen abzulauschen. Der Gedanke ist tatsächlich gar nicht so abwegig, daß die Gewohnheiten und das geistige Verhalten jener Primitiven stark denjenigen ähneln könnten, die einst bei unseren Vorfahren herrschten. Zwar sind dabei gewisse Vorbehalte notwendig, weil kaum anzunehmen ist, daß die Primitiven der Gegenwart oder deren Urenkel jemals aus sich heraus dazu in der Lage wären, ägyptische Pyramiden, sumerisch-akkadische Hochtempel oder griechische Statuen zu errichten. Das könnten aber ihre Vorfahren schon getan haben, wenn man an die erstaunlichen Tempelbauten von Süd- und Mittelamerika denkt, die inzwischen vom Urwald überwuchert worden sind.

Tatsächlich zeigen sich bei den Mythen der heute lebenden Wilden mitunter verblüffende Ähnlichkeiten mit mythischen Überlieferungen des vorderorientalischen und abendländischen Kulturkreises. Hier liegt also ein Ansatzpunkt, um menschliche Geschichte zu erfahren. Freilich erscheint sofort ein neues Hindernis: die Primitiven können Sinn und Wesen ihrer Mythen nicht nach den Maßstäben unseres wissenschaftlichen Denkens erklären. Sie haben ihre Mythen von den Eltern und Ureltern übernommen und geben sie wortgetreu an ihre Kinder weiter. Nach ihrer Meinung handelt es sich dabei um Ereignisse, die in der dunkelsten Urzeit erlebt worden sind.

Die Erzählungen der Primitiven sind sorgfältig gesammelt worden. Wenn die Forscher aber versuchten, in den Kern solcher Überlieferungen einzudringen, verfielen die Befragten meist in einen Dämmerzustand, der nicht erkennen ließ, ob sie noch bei Bewußtsein waren oder schon träumten. Dabei ergaben sich auch interessante Beobachtungen über das geistige Verhalten: das Bewußtsein der Primitiven ist weit weniger entwickelt als das der Kulturmenschen. Sie können noch nicht bewußt denken, sondern müssen warten, bis die Gedanken *erscheinen*. Nicht der Mensch denkt, sondern *es denkt in ihm*.[2]

Zweifellos sind ihre Mythen nicht erfunden, sondern *erlebt*; sie stellen das seelisch-geistige Lebensbedürfnis des Stammesverbandes dar und besitzen demnach vitale Bedeutung. Jung meint, das Stammesleben der Primitiven müßte sofort verfallen, wenn das mythische Überlieferungsgut verloren ginge – wie ein Mensch untergeht, der seine Seele verliert.[3]

Kann man unter solchen Umständen nur wenig über den Sinngehalt jener Überlieferungen erfahren, so zeigt sich doch zweierlei: zunächst die große Bedeutung der Mythen für das seelisch-geistige Leben. Es spielt sich offenbar in Gehirnzellen ab, die kein Bewußtsein im Sinne unseres modernen Verstandes benötigen.

Etwas ähnliches erfährt auch der Kulturmensch, wenn auch meistens nur noch in seinen Träumen. Auch er muß feststellen, daß etwas *in ihm denkt* und ihm eigenartige Zeichen und Gestalten vorführen kann. Dabei kann sich oft das zweite Phänomen einstellen, daß nämlich seine Träume den mythischen Beschreibungen der Primitiven ähneln. Zwischen beiden bestehen offenbar rätselhafte Beziehungen, die sich nur so erklären lassen, daß auch der Kulturmensch der Gegenwart in bestimmten Gehirnzellen Erinnerungen an Dinge und Ereignisse bewahrt, die den mythischen Erzählungen der Primitiven entsprechen. Läßt man diese Theorie gelten, dann muß man annehmen, daß kein lebender Mensch allein das Produkt seiner Umwelt und Erziehung ist, sondern ebenso der geistige Erbe einer langen Vergangenheit.

Schon Nietzsche wies auf die große Bedeutung des Traumes für die kulturhistorische Forschung hin, als er schrieb, daß sich im Traume *dieses uralte Stück Menschentum* in uns fortübe; der Traum bringe uns in ferne Zustände der mensch-

lichen Kultur zurück und gebe uns ein Mittel in die Hand, sie besser zu verstehen.[4] Und andere Forscher meinen, daß unser Geist die Spuren und Resultate vergangener seelischer Prozesse der verschiedensten Entwicklungsstufen des Menschen bewahre, wie der menschliche Körper in gewissen verkümmerten Organen unmittelbar die Spuren früherer Epochen.[5]

Nach Jung gehören jene mythischen Traumbilder zum Bereich des Unbewußten des modernen Kulturmenschen. Sie sind sein *unpersönlicher* – kollektiver – Besitz, von dem die *allermeisten viel eher besessen sind, als daß sie ihn besäßen.*[6]

Handelt es sich demnach um ererbte Urbilder – um Archetypen –, so stellen sie Lebensmächte dar, die ernst genommen werden müssen.[7] Denn in ihrem schwer abgrenzbaren Bereich liegen zweifellos auch die Quellen von Überzeugungen, *inneren Gewißheiten* und namentlich von religiösen Gefühlen. Wer unsere Geistesgeschichte, die zugleich Kultur- wie Religionsgeschichte ist, erforschen will, kann weder an den mythischen Erzählungen der Primitiven noch an den Gefühlen des Kulturmenschen vorübergehen.

Nur so kann man die alten Gnostiker und Urchristen verstehen, die vor anderthalb bis zwei Jahrtausenden empfahlen, nach innen zu horchen, um die Wahrheit zu erfahren. Sie versenkten sich in einen traumähnlichen Zustand, um den Geist der Urwelt in sich aufleuchten zu lassen, von dem sie meinten, daß er die einzig richtige Gewißheit und Wahrheit vermittle. Nach orthodoxer Auffassung beruht die wahre Gotteserkenntnis der Christen auf einer Art Uroffenbarung, die am Anfang der Menschheit steht.[8] Das hört sich nicht mehr so merkwürdig an, wenn man einerseits die Ansicht der Primitiven vernimmt und zum andern die Meinung der Tiefenpsychologen, die von einer ungeheueren Kraft des Unbewußten sprechen. Was viele hundert Generationen erlebt und gedacht haben, könnte sich tatsächlich so tief eingeprägt haben, daß es trotz der Verdrängung aus dem Bewußtsein des modernen Menschen weiterlebt, weiter wirkt und sich vererbt.[9]

Der Mensch ist kein freies Wesen, sondern ein durch seine eigene Geschichte gebundenes Geschöpf.[10] Aber seine Geschichte geht schon viele Jahrhunderte vor Christus in den Mythos über, in dunkle Sagen, deren Gehalt oft geradezu phantastisch anmutet und kaum nach den Maßstäben des modernen Verstandes deutbar ist. Zum andern weiß jede Forschung, daß sie nicht bei äußerlichen Ausdrucksformen stehenbleiben darf, sondern in die Tiefe dringen muß – in die Welt der menschlichen Gefühle wiederum –, wenn sie Sinn und Lauf der Geschichte und Bildung wie Entwicklung der Kulturen verstehen lernen will.

Die Aufgabe ist also gestellt: Wenn es geheimnisvolle Dinge und Erlebnisse gibt, die einst unsere Geschichte und noch heute unser Innenleben, unsere Überzeugungen und Gefühle beherrschen, dann muß man es wagen, sie aus dem Dunkel an das Licht zu ziehen. Das bedeutet nichts anderes, als in jene mythische, nur noch

erahnbare und mit dem Verstande nicht mehr erfaßbare Welt einzudringen. *Fortschritt und Entwicklung sind nicht zu leugnende Ideale* – meint der Schweizer Psychologe C. G. Jung – *aber sie verlieren ihren Sinn, wenn der Mensch im neuen Zustand nur als Fragment seiner selbst anlangt und alles Hintergründige und Wesenhafte im Schatten des Unbewußten in einem Zustande der Primitivität oder gar der Barbarei zurückläßt.*[11]

„Die Dichtung lügt"

Schlagen wir nun, um den Dingen näher zu kommen, die ältesten Nachrichten auf, die von griechischen und römischen Autoren vor zweitausend Jahren und mehr gesammelt wurden, dann fährt uns *ein Wirbel von großzügig durcheinandergemischter Heldensage und Zeitgeschichte* entgegen.[12]

Schon Strabo – zur Zeit Jesu Christi –, dessen historisches Werk bis auf einige Fragmente verloren ging, Plutarch – 1. Jahrhundert n. Chr. – und Arrianos – 2. Jahrhundert n. Chr. – klagen über den dunklen und mythischen Stil ihrer Quellen. Selbst Plutarch, der als priesterlicher Würdenträger des griechischen Heiligtums von Delphi den tiefsten Einblick in das Weltbild der Vergangenheit hätte besitzen müssen, vermag den dichten Schleier nicht mehr zu durchdringen, der sich bereits zu seiner Zeit über die Epochen der Vorzeit gelegt hatte. Plutarch ist kaum noch imstande, menschliche Helden von Göttergestalten zu unterscheiden. Auch das Studium einer ganzen Reihe anderer Autoren des Altertums läßt keinen Zweifel übrig, daß schon Jahrhunderte vor Christi Geburt in der menschlichen Geschichte eine Wüstenzone beginnt, die sich in scheinbar undurchdringlicher Dunkelheit verliert.

Herodot (5. Jhdt. v. Chr.), der „Vater der Geschichte", hat anscheinend nie etwas von den Sumerern am unteren Euphrat und Tigris, nahe beim Persischen Golf, den Lehrmeistern der Babylonier und Assyrer, gehört. Auch von dem berühmten Sphinx von Gizeh, am unteren Nil bei Kairo, weiß er nichts. Das riesige, aus dem Felsen gehauene Bildwerk muß schon zu der Zeit, als er in Ägypten weilte, im Wüstensand versunken und vergessen gewesen sein.

Platon, neben Aristoteles der größte Philosoph des Altertums, wähnt den Beginn der ägyptischen Kunst- und Baugeschichte um zehntausend Jahre vor seiner eigenen Zeit (4. Jhdt. v. Chr.) – *und das nicht so gesagt, sondern wirklich vor zehntausend Jahren!*[13] – und irrt sich dabei, wahrscheinlich von ägyptischen Priestern falsch unterrichtet, um rund achttausend Jahre.

Aristoteles hat keine Ahnung mehr, wie die griechischen Festspieltragödien mit ihren Masken, Prologen und Schauspielern entstanden, was wichtige Aufschlüsse

auf dem Gebiet der Geistes- und Kulturgeschichte geben könnte;[14] und er sieht zu Unrecht in der großen Göttin Athene eine Mondgestalt.

Lukian, der sarkastische Spötter aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., kennzeichnet die Astarte als Mondgöttin Selene, obgleich dies nicht stimmen kann. Trotz aller Mühe vermag er das Geheimnis um die Syrische Göttin nicht mehr zu lüften, sondern nur noch grollend zu schreiben: *Und keiner von euch ließ es sich auch nur einfallen, an den Ausgangspunkt zurückzukehren und genauer nachzuforschen, welches der rechte Weg sei. Jeder folgte, wie Schafe ihrem Hirten, den Fußstapfen der Vorgänger, anstatt gleich am Anfang zu untersuchen, ob es ratsam sei, den Weg zu beschreiten.*[15]

Plinius schildert den Typhon als eine phantastische Schreckgestalt und weiß nicht mehr, daß es sich um eine der gewaltigsten Gottheiten des Altertums – den Seth Ägyptens – handelt.

Spengler verweist auf den Römer Varro, der im letzten Jahrh. v. Chr. versucht, die religiösen und kulturhistorischen Quellen seines Volkes zu erfassen und dabei die römischen Gottheiten in solche einteilt, von denen die Römer noch etwas wußten, und in diejenigen, von denen – trotz des fortdauernden und vom Staate peinlichst genau geübten Gottesdienstes – nur noch der Name geblieben war. Dabei kommt Spengler zu dem Schluß, daß die Religion der Römer schon damals ihre Ursprünge und Entwicklung vergessen hatte und auch keinen Zusammenhang mit dem alten Kultus mehr besaß, den niemand mehr verstand.

Dies ging den Ägyptern, Syrern, Israeliten, Babyloniern und Persern nicht viel anders. Selbst der israelitische Kulturhistoriker Josephus, der im 1. Jahrhundert n. Chr. die Geschichte seines Volkes an Hand der alten Schriften zu erklären suchte, weiß mit dem Sinn mosaischer Texte über gewisse Priestervorschriften nichts mehr anzufangen. Es lagen also bereits im ausgehenden Altertum dichte Schleier über den vielen Zeugnissen und Dokumenten der vorchristlichen Zeit. Und obwohl sie noch in Wort und Schrift bewahrt wurden, war es offenbar selbst den bedeutendsten Geistern nicht mehr möglich, zu den Quellen und Ursachen vorzudringen. Dafür geistern zahllose phantastische Mythen durch die Literatur, die nicht selten merkwürdige Ähnlichkeiten miteinander aufweisen. Zugleich ist noch etwas anderes in den Jahrhunderten um Christi Geburt erkennbar: die Verflüchtigung alter Überlieferungen, besonders bei den Griechen, ihre Auflösung und Verwandlung in reine Gleichnisse oder in gedankenschwere Symbole und ihre bewußte Fälschung oder unbewußte Zersetzung.[16]

Der Grieche Pindar verkündet schon im 5. Jahrhundert v. Chr.: *Die Dichtung lügt, und es verführen uns ihre Mären!* (7. nem. Ode). Aber selbst Pindar „reinigt“ die alten griechischen Überlieferungen nach eigenem Gutdünken von allen barbarischen Zügen. In der Überzeugung, daß es sich für den Menschen zieme, nur Gutes von den Göttern zu sagen, ändert er kurzerhand alle Mythen, die er für

anstößig hält. Aus dem Tantalos-Mythos macht er eine sanfte, freundliche Geschichte, die nichts mehr von der Schlachtung des Tantalos-Sohnes durch den Vater enthält, und das Fleisch des Geschlachteten wird nicht mehr den Göttern zum Mahle vorgesetzt. Pindar versteht auch unter den Horen etwas ganz anderes als der etwa zwei Jahrhunderte ältere Homer;[17] und während noch bei Hesiod ein Rabe dem Apollon eine Nachricht bringt, bedarf es nach Pindars Meinung keines Boten, weil Apollon doch allwissend sei.[18]

Ganze Generationen griechischer Philosophen und Dichter sind allein um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. damit beschäftigt, die alten Sagen ihres Volkes umzudeuten. Euripides benutzt die heiligen Geschichten nur noch als Stoff für die Darstellung zeitgenössischer, künstlerischer oder menschlicher Probleme und zertrümmert auf diese Weise, wie Wilamowitz meint, die ganze alte Götterwelt.[19]

Die griechischen Philosophen Xenophanes und Hekataios (um 500 v. Chr.) und ebenso Anaxagoras (um 450 v. Chr.) geben den unverständlich gewordenen Mythen Erklärungen verschiedenster Art und versuchen, ihre eigenen Vorstellungen, sei es in moralischer, physikalischer oder weltanschaulicher Hinsicht, in die dunklen Sagen hineinzulegen. Eine ganze Reihe anderer Gelehrter – Platon nicht ausgenommen – folgt ihnen nach.

Plutarch versteht es schließlich meisterhaft, den Sinn religiöser Texte, alter Bräuche und unverstandener Mythen nach eigenem Rezept auszulegen, und man kann ihm noch nicht einmal vorwerfen, daß er absichtlich zu verfälschen sucht.[20]

Dies sind nur einige typische Beispiele dafür, wie sich unter den Händen der Literaten der letzten Jahrhunderte v. Chr. altes, religiöses und historisches Überlieferungsgut verwandelt und entstellt. Nicht nur Absicht, sondern mehr noch Unwissenheit leitet die Schreibenden. Manche Autoren berichten nur noch ungern von alten Überlieferungen oder vom Götterglauben. Im 3. Jahrhundert v. Chr. schreibt der an der Bibliothek von Alexandria wirkende Apollonios Rhodios: *Musen vergebt mir! Künde ich doch nicht gern die Sagen der Vorzeit* (Argonauten IV, 985 f.). Und ebenso versichert *Herodot: Was ich nun über göttliche Dinge vernahm* (von den ägyptischen Priestern zu Memphis, Theben und Heliopolis), *das bin ich nicht gewillt zu erzählen* (II, 3).

Zweifelhafte Siege

Es geschah noch mehr, um das Bild der Geschichte zu verwischen. Kaum eine wichtige Stadt des gesamten vorderorientalischen und griechischen Kulturkreises ist mit ihren Heiligtümern, Denkmälern und Bibliotheken oder Archiven von Brand und Verwüstung verschont geblieben.

Im 17. Jahrhundert v. Chr. – zur Zeit Abrahams – zerstörte Hammurabi von Babylon den Riesenpalast der Fürsten von Mari am mittleren Euphrat. Seine Trümmer begruben eine große Bibliothek mit sumerischen, akkadischen (assyrisch-babylonischen) und churritischen Schrifttafeln.

Die Hauptstadt der westindogermanischen Hethiter im nördlichen Kleinasien, Boghasköi-Hattuscha, ging mit ihren Schriftbeständen, die zum Leidwesen der Archäologen zum größeren Teil noch auf Holz geschrieben waren, im 13./12. Jahrhundert v. Chr. – also in der Zeit des Moses – in den Stürmen einer Völkerwanderung in Flammen auf.

Babylon wurde in seiner fast zweitausendjährigen Geschichte annähernd ein dutzendmal verwüstet und geplündert; und der Meder Kyaxáres tilgte die fünfzehntorige Metropole des assyrischen Großreiches, Ninive, buchstäblich vom Erdboden und mit der prachtvollen Stadt das reichhaltige Schrifttum, das assyrische Gelehrte aus den Tempelarchiven von Kutha, Nippur und Babylon zusammengetragen hatten. Die Kostbarkeiten der wissenschaftlichen und religiösen Literatur des ganzen Zweistromlandes verschwanden in der verbrannten Erde, und keine Macht der Welt hätte sie der modernen Forschung zurückgeben können, wären sie statt auf Tontafeln auf Holz oder Papier geschrieben worden.

Als die Gallier um 390 v. Chr. Rom niederbrannten, gingen in den Flammen wahrscheinlich die meisten geschichtlichen und kulturellen Urkunden unter. Was aber vergraben war, erfuhr zwei Jahrhunderte später, wie Livius berichtet, etwa das folgende Schicksal: Als man auf einem Acker zwei steinerne Särge fand, von denen einer zwei Pakete mit je sieben Büchern enthielt, versicherte ein Prätor, *er sei bereit zu schwören, daß diese Bücher nicht gelesen und aufbewahrt werden dürften. Darauf erklärte der Senat, es sei ausreichend, daß sich der Prätor zu diesem Eide erbiete. Die Bücher müsse man sobald als möglich auf dem Versammlungsplatz verbrennen* (40, 29).

Jahrhunderte hindurch waren die Menschen damit beschäftigt, die Urkunden ihrer Vergangenheit zu vernichten. Waren es nicht einzelne Schriftensammlungen, die aus freien Stücken verbrannt wurden, dann waren es ganze Städte, die mit ihren literarischen Schätzen durch die Hand der Feinde untergingen. Memphis eingeäschert, Theben geplündert, Susa seiner Heiligtümer beraubt, Assur verbrannt, Ninive vernichtet, Babylon zertrümmert, Sidon zerstört, Karthago verbrannt, Korinth, Milet, Jerusalem, Athen, Alexandria ... Es war überall dasselbe! Drei Jahrtausende der geschichtlich erfaßbaren Zeit vor Jesus Christus sind mit der Zerstörung menschlicher Kulturgüter angefüllt.

Joakim, der Fürst von Juda, verbrannte die Buchrolle des Jeremias (Jer. 36, 23 f.), ebenso Herodes die Geschlechtsregister, und Nabonassar bei seiner Kalenderreform die alten historischen Urkunden. Alexander d. Gr. zerstörte und verbrannte ohne Not den Palast des Darius, und die arabischen Geschichtsschreiber wollen wissen,

daß in den Flammen des Königspalastes zu Persepolis auch der Originaltext des persischen *Großen Avesta* untergegangen sei, der in goldener Schrift in 21 Büchern auf 12 000 Ochsenhäuten aufgezeichnet war.

Der gleiche Geist spricht aus der Bibel: *Alle Gesetzbücher, die sie fanden, zerrissen sie und verbrannten sie. Wurde bei einem ein Buch des Bundes gefunden ... so überlieferte man ihn nach dem Erlaß des Königs dem Tode* (1. Makk. 1, 56 f.). Im ersten Jahrhundert n. Chr. schleppten dann die Einwohner von Ephesus ihre alten Bücher zusammen und verbrannten sie freiwillig (Apg. 19, 18–20).

Der römische Kaiser Septimius Severus (193–211 n. Chr.) ließ alle Bücher mit geheimem Inhalt aus den Archiven fast aller ägyptischer Tempel herausholen.[21]

Ein Jahrhundert später jagte Diokletian (284–305 n. Chr.) hinter allen Schriften her, bei denen er fremdländisches Wissen vermutete. Er durchforschte alte ägyptische Handschriften wissenschaftlichen Inhalts und ließ sie aus politischen Gründen – um eine befürchtete geistige Vormachtstellung des Auslandes über Rom zu verhindern – kurzerhand verbrennen. Von den Christen forderte Diokletian die Auslieferung ihrer sämtlichen heiligen Schriften, um sie ausnahmslos zu vernichten.[22]

Kurze Zeit danach richtete sich der Vernichtungswille wieder gegen die heidnische Literatur. Unter Konstantin d. Gr. (306–337 n. Chr.) wurde sie verbrannt, wo sie sich nur finden ließ, kaum daß das Edikt von Mailand (313 n. Chr.) die staatliche Toleranz gegenüber allen Glaubensformen verkündet hatte. Massenweise sanken nunmehr die Tempel und Archive, die Gottesbilder und Altäre der heidnischen Vergangenheit in den Staub. Ein Erlaß von 397 n. Chr. befahl, aus den Trümmern der zerstörten Heiligtümer Straßen und Brücken auszubessern.

Im oströmischen Reiche ordnete Theodosius II. (408–445 n. Chr.) an, alles den Flammen zu übergeben, was nicht mit der christlichen Lehre übereinstimme. Athens Akademie wurde geschlossen, die Lehrstühle der griechischen Philosophie aufgehoben und das Stiftungsvermögen eingezogen. Unter Justinian erlosch dann endgültig die alte Kultur. Langsam am lebendigen Leibe erwürgt, dauerte ihr Todeskampf Jahrhunderte lang.

Die ägyptische Literatur fand ihren Untergang zum größten Teil in Alexandria – in der Stadt unweit des Nildeltas, die Alexander d. Gr. an der Stelle des Hafenplatzes Rakote gegründet hatte.

Dort verbrannte – 47 v. Chr. – die aus allen Tempelbezirken Ägyptens gerettete und zusammengetragene, angeblich 700 000 Schriftrollen umfassende Museion-Bibliothek bei den Kämpfen gegen Julius Cäsar. Der unermeßliche Verlust wurde durch eine, angeblich 200 000 Bände zählende Handschriftensammlung ersetzt, die Antonius der Kleopatra schenkte. 350 Jahre später brannte der Eifer des christlichen Patriarchen Theophilus diese literarischen Schätze des Serapeion nieder. Eine aus Trümmern zusammengelesene neue Bibliothek wurde teils nach

Konstantinopel verschleppt, teils durch die Schließung der heidnischen Lehranstalten verbrannt oder in alle Winde zerstreut.

Was die Sprache der Menschen vom Vergangenen noch auszusagen wußte, wurde von Jahr zu Jahr unverständlicher, denn auch die Kenntnis der Keilschriftzeichen der Sumerer, Babylonier und Assyrer erlosch. Mit dem Siege des Christentums starb auch die heilige Hieroglyphenschrift Ägyptens. Die schreibseligsten Völker der Erde – Ägypter, Babylonier und Assyrer – hinterließen in ihren abertausend Tontafeln, in dem Schriftreichtum ihrer Gotteshäuser, Pyramiden, Paläste und Hochtempel, in ihren Siegelzylindern, Denksteinen und Papyrusrollen kein einziges verständliches Wort. Nahezu zwei Jahrtausende lang kannte die Nachwelt von ihnen nur noch Märchen.

Die letzten Kostbarkeiten Alexandrias – der späten Hochburg griechischer Bildung – gingen unter, als der Pendelschlag der Weltuhr die Stunde des Islam heraufbeschwor. Die alexandrinischen Büchereien – im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. erneut mühselig gesammelt – sollen die vollständigen Werke des Aeschylos, Sophokles, Polybios, Livius, Tacitus und vieler anderer Autoren enthalten haben, die heute nur noch in Fragmenten bekannt sind; dazu das gesamte Schrifttum der griechischen Schriftsteller vor Sokrates und abertausend Werke aus Wissenschaft und Geschichte, Literatur und Philosophie.

Als der arabische Feldherr – 641 n. Chr. – angesichts des brennenden Alexandria von den Gelehrten angefleht wurde, die unersetzlichen Urkunden retten zu lassen, soll er geantwortet haben: *Entweder enthalten diese Bücher, was schon im Koran steht, – dann sind sie überflüssig; oder sie enthalten, was nicht im Koran steht – dann sind sie schädlich.*

Und damit erst erlosch endgültig in den Flammen von Alexandria der Geist der Vergangenheit. Die Zeit begann, in der in Europa nur noch eine hauchdünne Menschenschicht schreiben und lesen konnte. Aber diese Schicht beschäftigte sich vornehmlich mit der Auslegung des heiligen Buches der Christenheit.

Die Wissenden und die Gläubigen

Die Archäologie der Gegenwart mußte von neuem anfangen; sie mußte lernen, die Bilder- und Keilschriften Vorderasiens und die Hieroglyphen Ägyptens neu zu entziffern. Und danach lernte sie Sprachen, die seit zwei Jahrtausenden keine Zunge mehr spricht. In jahrzehntelanger Arbeit entstand unter den Händen moderner Philologen das vielfältige Bild einer Schrift- und Sprachgeschichte dreier Jahrtausende vor Christi Geburt. Die Philologen lesen heute zum Beispiel Babylonisch und Assyrisch fast ebensogut wie Griechisch und Latein. Mit

ihrer Hilfe gelang es, von den Scherben einer toten Vergangenheit Geist und Geschichte abzulesen.

Bei dieser Arbeit stieß man jedoch auf ein unerwartetes Hindernis: es war der Geist, der Urkunden, Tempelwände und Grabkammern beseelte. Denn den Geist vergangener Epochen der Menschheitsgeschichte in die klare Verstandessprache unserer eigenen Zeit zu übersetzen, ist noch schwerer als Ideogramme zu lesen und aus ihnen moderne Vokabeln zu bilden. Es ist deshalb so schwer, weil der Geist an seine Zeit gebunden und in seinen Überzeugungen befangen ist. Deshalb verschweigt er manche Zusammenhänge in der Entwicklung menschlicher Vorstellungen und Begriffe, oder er setzt sie als selbstverständlich und bekannt voraus. Aber der Geist feiert auch in den Bezirken der politischen Geschichte Siege, die keine gewesen sind, und beklagt zaghaft und vorsichtig Niederlagen, die Katastrophen unermeßlichen Ausmaßes waren. Auf weltanschaulichem Gebiet ist es noch schlimmer bestellt. Rangen die ungeheuerlichen Ereignisse – die zerstörten und verbrannten Siedlungen, die geschändeten Heiligtümer und blutbesudelten Paläste, die Foltern und Hinrichtungen und die Pyramiden von Menschenschädeln – den sporadisch Berichtenden noch ein Mindestmaß an Objektivität ab, so trat selbst dieses in den Äußerungen der Geistesgeschichte fast ganz zurück.

Nach dem Denkstil aller alten Völker waren Schicksal, Geschichte, Politik und Religion ein und dasselbe. Nichts auf Erden geschah ohne den Willen der einen oder anderen Gottheit, ohne das Wirken von Dämonen oder Engeln. Die Stadtbeschreibung von Babylon erwähnt keinen einzigen Profanbau, nicht einmal den Königspalast.[23] Alles war auf das Religiöse gerichtet, und die Tempel, Gräber, Opferzeichen und Altäre besaßen eine Bedeutung, von der die gehobeneren Kulturen der Gegenwart, selbst da, wo sie sich an eine Religion gebunden fühlen, so gut wie nichts mehr begreifen. Noch zu Hesiods Zeiten (7. Jahrhundert v. Chr.) gingen Religion und Wissenschaft der Griechen in einen einzigen Vorstellungskreis über, und das gesamte Staatsleben war damit deutlich verflochten.[24] Im religiösen Bereich war jede Handbewegung kultisch bestimmt, jede Blickrichtung, jeder Opferritus.

Man braucht nur Plutarch zu lesen, um die noch bei Griechen und Römern schier unglaubliche Gewalt der Vorzeichen für Politik und Geschichte zu erkennen und die geradezu sklavische Befolgung kultischer Vorschriften. Hielt zum Beispiel der Fuhrmann, der den Wagen mit den römischen Gottesbildern lenkte, die Zügel der Pferde versehentlich mit der linken Hand, dann wurde die Wiederholung der ganzen Zeremonien angeordnet. *Ja, in späteren Zeiten,* so schreibt Plutarch, *hat man wohl eher ein einziges Opfer dreißigmal gehalten, weil man immer glaubte, daß dabei irgendein Fehler oder Versehen vorgekommen wäre* (Coriolanus 25).

Plutarch, der gewiß ein frommer Mann war, schreibt auch: *So sehr hingen bei den Römern alle Geschäfte von der Religion ab, und man verzieh die Verachtung der*

Augurien (der Vorzeichen) *und anderer Gebräuche selbst nicht einmal den größten und glücklichsten Taten* (eines Konsuls oder Feldherrn), *weil man es zur Wohlfahrt des Staates für dienlicher hielt, wenn die Anführer die Religion verehrten, als wenn sie die Feinde besiegten* (Marcellus 4).

Zwei angesehene Priester verloren ihre Würden, weil der eine die Eingeweide des Opfertieres ordnungswidrig hingereicht hatte, und der andere, weil ihm beim Opfer der Hut vom Kopfe fiel. Als ein neuer Befehlshaber der römischen Reiterei ernannt worden war, hörte man eine Spitzmaus pfeifen, worauf der Befehlshaber und derjenige, der ihn ernannt hatte, kurzerhand abgesetzt wurden (Marcellus 5).

In mehr oder weniger ähnlicher Form verlief das geistige, politische und kultische Leben der meisten Völker des östlichen Mittelmeerraumes. Nicht nur an den Tempelwänden, sondern überall auf Denksteinen, Siegelzylindern und selbst in der Bemalung der Töpferwaren fand die moderne Bodenforschung religiöse Gedanken, Kulthandlungen, Opferszenen oder heilige Symbole dargestellt.[25]

Zugleich geistern die Wörter *Geheimnis* und *Offenbarung* schon frühzeitig durch das Schrifttum der Landschaften vom Euphrat und Tigris bis zum Nil. Schon der mythische Held Gilgamesch der sumerischen Stadt Uruk, unweit des Persischen Golfes, galt als *Beschützer der Geheimwissenschaft.* Unter einem Tafeltext des Marduk-Tempels Esangila von Babylon heißt es: *Der Wissende soll* (die Tafel) *dem Wissenden zeigen, der Unwissende soll sie nicht sehen!* Ein alter Keilschrifttext für einen Mondgott besagt dasselbe: *Geheimnis will ich als Wissender dem Wissenden zeigen.*

Auch die Inschriften der Tempelwände und Grabkammern Ägyptens bezeugen schon seit der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. das Wirken von Geheimlehren. Das Wort *geheim* ist ein übliches Beiwort für Götter und göttliche Dinge. Ein Osirisbild ist *geheim gemacht, ohne daß es einer sah, ohne daß es einer erblickte, ohne daß einer seine Gestalt erkannte.* Mitunter wird ein Gott so angeredet: *Du Geheimnisvollster der Geheimnisvollen, dessen Geheimnis unbekannt ist.*

Abgesehen von der volkstümlichen Begräbnisliteratur und den Fest- und Prozessionstexten, gab es am Nil heilige Bücher, die vor der Öffentlichkeit streng bewahrt wurden.[26] In der späteren Hermesliteratur wird sogar unmißverständlich erklärt, daß *eine fromme Rede von solchem Inhalt durch die Gegenwart vieler* (Menschen) *entweiht würde; denn einen Aufsatz, der voll der ganzen göttlichen Majestät ist, vielen bekanntzugeben, ist unfromm.*[27] Es heißt auch: *Halte die Sache geheim; verbirg sie! Verbirg sie! Hast du erst einmal die Zauberkraft des Buches erkannt, so sollst du es verbergen!* Oder: *Bist du von der Gottesweisheit erfüllt, so mache das Buch unauffindbar!* Endlich wird in Geheimschrift die Aufforderung verschlüsselt und versiegelt: *Verkündige* (!) *die Geheimnisse der zehntausendnamigen Isis!*[28]

Clemens von Alexandria – der Lehrer des Origenes im 2. Jahrhundert n. Chr. –

weiß noch, daß die Geheimlehren Ägyptens nur den Königen und den höchsten Priestern anvertraut worden sind. Dasselbe setzt Clemens bei den Persern voraus und spricht von den verborgenen (apokryphen) Büchern des Zarathustra, wie er an anderer Stelle die verborgenen Überlieferungen der wahren (christlichen) Gnosis erwähnt.[29]

Noch bei den Griechen waren alle Mysterienkulte ihrem Wesen nach Geheimkulte, zu denen nur Eingeweihte zugelassen waren. Vor Außenstehenden bestand strengste Schweigepflicht. Eine Übertretung solcher Gebote galt als schweres Religionsverbrechen. Bei den griechischen Eleusinien stand darauf die Todesstrafe.

Neben solchen Geheimnissen besteht die unverkennbare Tatsache, daß die Geistes- und Kulturgeschichte der alten Völker des Vorderen Orients und Ägyptens von der Schrifterfindung um die Wende des 4. zum 3. Jahrtausends v. Chr. an bis zu ihrem Untergang kein statisches Gebilde war, sondern ein dynamischer Entwicklungsprozeß mit allen Merkmalen der Reformationen, Umdeutungen und auch der Rückgriffe auf ältere Lehren. Derartige Reformationen sind schon frühzeitig nachweisbar. Als die von Indogermanen angeführten Kassitenstämme das babylonische Reich Hammurabis eroberten, wurden bestimmte Mythen, die den Göttern allzu menschliche Züge gaben, ausgeschieden und nur noch solche bewahrt, die eine moralische Sinngebung erlaubten. Zugleich – etwa in der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. – wurden die in Tier- oder Menschengestalt dargestellten Gottheiten zu mehr abstrakten Begriffen umgewandelt und ebenso deren Symbole.[30] Abstrakte Gotteszeichen erschienen aber bereits in der Frühgeschichte des Zweistromlandes, ja die Fülle der heiligen Symbole, der Mischwesen, der Sterne und Kreuze, Rosetten und Scheiben lassen nur die eine Erklärung zu, daß nämlich die seit hundert Jahren den Wüstensand am Euphrat, Tigris und Nil und anderswo durchsuchenden Archäologen selbst bei den ältesten früh- und vorgeschichtlichen Spuren mitten in eine bereits damals alte und reichhaltige Kultur hineingeraten sind. Ebenso sind schon aus dem 3. Jahrtausend v. Chr., als die großen Pyramiden am Nil gebaut wurden, Versuche erkennbar, den alten Glauben zu versinnbildlichen und zu Gleichnissen umzudeuten.[31]

Was uns heute unfaßlich alt erscheint, weil es nämlich annähernd fünftausend Jahre alt ist, das ist in Wirklichkeit fast die Endphase einer Kulturgeschichte, die beim Bau der Pyramiden schon uralt war. Die ersten Akte der menschlichen Geistesgeschichte – einer gehobenen, mit Zahlen und Symbolen vertrauten Geschichte – liegen lange vor der Zeit der Schrifterfindungen. Sie reichen weit in eine scheinbar namenlose und nicht mehr deutbare Vergangenheit zurück.

Heilige Zahlen

Es scheint so, als müsse die Forschung an der Zeitgrenze stehenbleiben, die durch die ersten lesbaren Schriftzeichen gezogen worden ist, aber die Symbole führen in die schriftlose Zeit hinein und bekunden Geistes- und Kulturgeschichte. Aber nicht nur bestimmte Sinnzeichen sind es, die den Forscher immer tiefer in das namenlose Dunkel der Jahrtausende zurückbegleiten, sondern auch Zahlen. Bevor der Mensch Schriftzeichen erfand, um seine Nachrichten und Erlebnisse festzuhalten, konnte er augenscheinlich schon längst zählen.

Es ist eine verwirrende und geheimnisvolle Welt, die sich öffnet, und es fällt nicht leicht, sie zu beschreiben. Am besten ist es, man greift eine nicht alltägliche Zahl heraus, um darzustellen, um was es sich dabei handelt.

Als der Deutsche G. Schumacher in den Jahren 1903 bis 1905 in Palästina grub, um die verschollene Königsstadt Megiddo zu finden, die in der Kriegsgeschichte der Ägypter, Syrer und Indogermanen im 2. Jahrtausend v. Chr. eine Rolle spielte, stieß er auf viele Schichten menschlicher Siedlungen und Kulturstufen. In einer sehr tiefen Schicht entdeckte er ein Königsgrab mit gewölbter Gruft. Darin lagen sechs Tote. Das Grab enthielt Schmuckstücke aus Bronze und Stein und in Gold gefaßte Amulette. Verwundert zählten die Ausgräber die vielen Vorratskrüge mit Speiseresten, die in der Totenkammer standen. Es waren 42 Krüge.[32]

In Sakkara am Nil fanden die Forscher Cecil Firth, W. B. Emery und Zaki Effendi Saad ein anderes Grab. Es stellte sich als die Totengruft eines Ministers der ersten Pharaonen-Dynastie heraus, mit der die historische Zeit Ägyptens beginnt. Das Grab jenes Würdenträgers aus der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. enthielt zwar keine 42 Krüge, sondern mehr als zweitausend; aber das Riesengrab zu Sakkara besteht aus 42 Grabkammern.[33]

Das ägyptische Totenbuch und der ägyptische Mythos erwähnen die 42 als Anzahl von Göttern, Sünden, Totenrichtern, Büchern, Gauen und Tempeln; und sie wird figürlich im Grabe des Pharaos Ramses VI. im Tal der Könige dargestellt. Die Zahl besaß offensichtlich eine große Bedeutung bei den Ägyptern.

Wenn also das palästinische Grab von Megiddo, das aus der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. stammt, die Symbolzahl in der Form von 42 Krügen heiligte, dann weist dies offenbar auf Beziehungen zu ägyptischen Vorstellungen hin. Doch hier tritt sofort ein weiteres Phänomen auf: die Zahl Zweiundvierzig ist nicht auf das kultische Leben am Nil beschränkt, sie erscheint vielmehr auch in den Schriften des Alten und des Neuen Testamentes. Dort tritt sie gerade bei sehr heiligen Ereignissen auf, einmal in der Gestalt von 42 Opfertieren zur Einweihung des ältesten Heiligtums der Israeliten, der Stiftshütte, und zum andern in der Gestalt von 42 Stationen und 42 Städten. Im Neuen Testament erscheint sie als 42 Geschlechter des christlichen Heilands. Aber die gleiche Zahl tritt im Alten

Testament auch in der Gestalt von 42 getöteten Kindern und von 42 ermordeten Männern auf (vgl. S. 267 f.).
Was ist das für eine seltsame und offensichtlich heilige Zahl, diese 42? Wo kommt sie her und wie war es möglich, daß sie sich derartig verbreiten konnte? Ist es überhaupt heute noch möglich, eine Antwort auf diese Fragen zu finden? Der moderne Forscher steht einer solchen Fülle von Zahlen gegenüber, daß jeder Versuch einer Deutung hoffnungslos erscheinen müßte, wenn nicht eine überraschende Gleichartigkeit manche Zahlensymbole wie ein roter Faden verbände. Es sind nämlich oft bestimmte Zahlen, die die Forscher in den alten Gräbern und Heiligtümern entdecken. Aus dieser Tatsache kann man entnehmen, daß diese Zahlen aus bestimmten Gesetzen hervorgegangen und nicht etwa zufällig entstanden sind. Welcher Art diese Gesetze waren, wird sich im Verlauf des Buches zeigen.
Verfolgen wir zunächst einmal die Spuren, die von einer anderen Zahl auf ihrem weitverzweigten Weg durch die Jahrtausende hinterlassen wurden: die Spuren der Neun.
In Ur, der Heimatstadt des biblischen Abraham im südlichen Zweistromland, entdeckte C. L. Woolley im Laufe seiner zwölfjährigen Grabungen eine Königsgruft aus der Mitte des 3. Jahrtausends vor Christi. Im Vorraum lagen zahlreiche Skelette. Sie waren in Gruppen zu Neun geordnet. Die Forscher fanden im Grabe, in dessen Nähe und in den überbauten Grabkammern von König und Königin Totenbeigaben von unglaublicher Kostbarkeit: schwere goldene Schüsseln, Schmucksachen und Amulette, Rosetten aus Gold, Fische aus Gold, Armringe aus Gold, Lampen aus Alabaster, herrliche Waffen aus Gold und Elfenbein, das Modell eines Ruderbootes aus Silber, 65 cm lang, goldene Tassen, den Haarschmuck einer Frau mit sieben großen Sternen aus reinem Gold, in Gold getriebene Löwenfiguren, Spielbretter aus Silber und mit Perlen und Lapislazuli besetzt.[34] In einer vorspringenden Mauerecke lagen die zusammengebrochenen Holzteile einer Harfe mit dem goldenen Kopf eines Stieres. Eine zweite Harfe mit einem kupfernen Stierkopf war über den Leichenresten von neun Frauen aufgestellt. Im Vorraum lag eine kostbare Leier mit eingelegten Verzierungen. Es sind Tierszenen. Im ganzen sind neun Tiere abgebildet. An der linken Wand des hinteren Ganges, zu beiden Seiten und vor dem Eingang zur Grabkammer des Königs lagen ebenfalls Gruppen von je neun Leichen.[35]
Ungefähr zwei Jahrzehnte nach der Entdeckung der Königsgräber von Ur – die fast ein Jahrtausend älter sind als die nach der Bibel angenommene Lebenszeit Abrahams – kam die Meldung von europäischen Archäologen, die in Vinča im Vardar-Morava-Tal Jugoslawiens ein vorgeschichtliches Kammergrab entdeckt hatten. In ihm lagen die Skelette von neun Menschen.[36]
Der Schweizer Forscher E. Bächler entdeckte im Drachenloch über Vättis – über dem Schweizer Taminatal im Rheingebiet – ein Bergheiligtum. Eine Höhle, deren

ganze Einrichtung auf eine uralte Kultstätte schließen ließ. Vor ihrem Eingang war aus Steinplatten ein kastenartiger Herd errichtet, den eine schwere Platte verschloß. Neben ihm stand noch eine große Steinkiste, die ebenfalls durch eine Steinplatte abgedeckt war. In dieser Kiste lagen sieben Bärenschädel. Mit dem Maul waren sie sämtlich nach dem Höhleneingang gerichtet.

In der Höhle waren entlang einer Wand kleine Steinmauern erbaut, deren Zwischenräume mit vielen Knochen des Höhlenbären angefüllt waren. In Höhlennischen waren auf Steinplatten Bärenschädel niedergelegt. Vor dem Ende der Höhlenhalle lag noch eine Anzahl solcher Schädel. Sie waren gegen die Höhlenwand gestellt und durch schräg gelehnte Steinplatten besonders geschützt. Es waren neun Schädel![37]

Von den Schweizer Bergen führt schließlich der Weg zu den westeuropäischen Höhlenheiligtümern des Eiszeitmenschen. In der französischen Höhle von Lascaux sieht man an der Felswand u. a. das Bild einer großen Kuh. Es ist noch kein kunstvolles Gebilde mit goldenem oder kupfernem Kopf wie in Ur am Persischen Golf, sondern eine einfache Felsmalerei. Mit den Hinterbeinen steht die Kuh von Lascaux auf zwei viereckigen Flächen, und ihre Schwanzspitze berührt ein drittes Zeichengebilde der gleichen Art. Diese Vierecke sind sämtlich in *neun* Felder unterteilt.[38]

Die Bilder von Lascaux sind wahrscheinlich 15 000 bis 20 000 Jahre alt; vielleicht sind sie noch älter. Frühestens zehntausend Jahre später sind die Königsgräber von Ur entstanden.

Das Schweizer Bergheiligtum aber, das die neun Bärenschädel zeigt, ist nach der Meinung der Forschung noch weitaus älter als die Bilder von Lascaux.

Es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß Zahlen schon in der dunkelsten Vorzeit für den Menschen in Zusammenhang mit kultischen und religiösen Vorstellungen einen Sinn hatten. Das akkadische (babylonisch-assyrische) Wort für *eine Summe errechnen* ist dasselbe wie für *eine Kulthandlung ausführen.*[39]

Erwiesen ist weiterhin, daß bei Beginn der historischen Zeit Zahlen bereits den Göttern zugeeignet sind. Das Weltbild der griechischen Pythagoreer bekundet noch im 6. Jahrhundert v. Chr. die Zahlenvergötterung. Wäre das Weltall nicht – so meinten die Pythagoreer von der allesformenden Zahl –, so bestünde die Zahl dennoch. Denn alles sei Zahl, jede Erscheinung der Welt, jedes Lebewesen, jeder Mensch und jedes Schicksal. Auf der Zahl beruhten Harmonie und Disharmonie, das Gesetz der Melodien, die Sphären des Himmels und das ganze Sein – ja, die Zahl allein wäre das wahre Sein! Noch heute sind Zahlen im religiösen Leben und im Aberglauben von höchster Bedeutung: die Sieben, die Zwölf, die Dreizehn.

Zahlen wiesen offenbar dem suchenden Menschen der Vorzeit den ersten Weg zur Wissenschaft; Zahlen waren Zauberzeichen und Gottessymbole. Wo aber kom-

men diese Zahlen her? Auf welchen Erkenntnissen beruhen sie? Welche Macht zwang den Menschen des Altertums augenscheinlich keine Stadt und keinen Tempel, keine Säulenhalle und keine Treppe zu bauen, ohne das Gesetz seiner heiligen Zahl zu beachten? Was veranlaßte sie, ihre Kultgesetze, ihre Opferriten und ihre Maß- und Gewichtssysteme nach bestimmten Zahlen zu bilden? Ja, es sieht so aus, als hätten sie in ihre heiligen Schriften kaum eine Zahl hineingeschrieben, die nicht in der einen oder anderen Form ein Bekenntnis zu ihrer Gottheit ablegte. Wie käme der Prophet Ezechiel im Alten Testament sonst zu der Vision, in der sein Herr und Gott alle Maße des Heiligtums bestimmt (Ez. 43) – und wie das Buch der Weisheit Salomos zu der Auffassung, Gott habe alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet? (Weish. 11, 21). Und schreibt nicht der Herr dem Moses bis zu den kleinsten Einzelheiten vor, wie er das erste Heiligtum des Volkes Israel zu errichten habe – die Stiftshütte mit ihren genauen Maßen und Zahlen? (vgl. Ex. 25 f.). Was meint die Kassiteninschrift von Lagasch – Jahrhunderte vor Moses – mit der Göttin Nisaba, die *den Sinn öffne* und *die Zahlen kenne*?[40] Oder was soll es heißen, was der gewaltige König der Assyrer, Sanherib, in einer Bauinschrift bekundet: der Grundriß der Stadt Ninive sei seit der Urzeit *mit der Schrift des Himmels* aufgezeichnet?[41] Was bedeutet ferner das Wort des Königs Assurbanipal, er habe über himmlische und irdische Bauten gelesen, mit den gelehrten Priestern die Himmel erklärt und die komplizierten Multiplikationen und Divisionen vorgetragen, die nicht sofort augenscheinlich seien?[42]

Es sind nicht wenige Zahlen, die im Weltbild der letzten Jahrtausende vor Christus erscheinen – es ist bereits eine Zahlenflut! In einer unglaublichen Fülle von Symbolen tauchen sie wie Schatten auf, um anderen Zahlen Platz zu machen. Sie geistern durch die Geschichte und verwandeln sich. Aus Zahlen des Heils und des Segens werden plötzlich Fluch- und Unglückszahlen. Liegt das Geheimnis ihrer Metamorphosen allein darin, daß sich – wie Euripides meint – die Götter verwandeln, wenn sich die Menschen ändern?[43] Oder ändern sich Götter und Zahlen, weil die Menschen neue Erkenntnisse gewannen?

Aber das Leben der Zahlen ist zäh und das der Götter erst recht, selbst wenn der erkennende Verstand sie entthronen will. Man muß einmal die ägyptischen Felsengräber im Tal der Könige betreten, um zu erkennen, daß Zahlen noch lebendig bleiben, wenn sie bereits durch andere verdrängt worden sind; daß sie durch Jahrtausende hindurch wirken können und eng mit Gottessymbolen verbunden sind. Die Gräber im Tal der Könige unweit des Nils sind größtenteils nach einem einheitlichen Schema angelegt. Drei hintereinander liegende Korridore führen in die eigentliche Grabkammer. Neben den Korridoren befinden sich kleinere Räume für die Grabbeigaben oder für Opferzeremonien. Wände und Säulen der Königsgräber sind mit zahlreichen religiösen Bildern und Inschriften bedeckt.

Vorwiegend sind es Darstellungen ägyptischer Gottheiten und geheimnisvoller

Symbole, langer Hymnen, merkwürdiger Beschreibungen des Jenseits oder der Unterwelt – aus dem Buche *Von dem, was in der Unterwelt ist* – und anderes mehr.[44] Mitunter sind die blaubemalten Kammerdecken mit gelbleuchtenden Sternen übersät. Boote werden von Göttern und Göttinnen gezogen (Grab Sethos I.).[45] Am Tor zur Unterwelt steht eine Schlange, oder Schlangen winden sich vor dem Boot; sie liegen in ihm, und manchmal besitzen die Boote geradezu Schlangenteile. Götter und Göttinnen tragen zum Teil Tierköpfe von Falken, Ibissen, Kühen oder Hunden und Affen. Dafür besitzen die Schlangen mitunter einen menschlichen Kopf. Schlangen stehen steil aufrecht, winden sich um große Sonnenscheiben, sehen mit aufgerichtetem Kopf unter ihnen hervor, erscheinen paarweise oder zu dritt. Ganze Reihen von Göttergestalten – vorwiegend in Gruppen zu zwölf, oft aber auch in Gruppen zu neun – halten merkwürdige Stäbe in den Händen, treten gemeinsam mit den Schlangen auf oder mit Mumien.[46] Kühe, die sich offenbar am Himmel bewegen, erscheinen mit einem Leib, auf dem zwei „Sonnenbarken" aufgemalt sind. Dämonen treiben sich auf den Wandbildern herum. Affen, Käfer, Geier und große mit mächtigen Flügeln versehene Sonnenscheiben versuchen anscheinend zu erklären, daß auf dem himmlischen Ozean nicht allein Sonnenbarken fahren, sondern daß es gar kein Ozean ist.

Aus derartigen Darstellungen wird erkennbar, daß die Ägypter in ein und demselben Königsgrab eine Unzahl von Vorstellungen zusammengetragen, gemeinsam bewahrt und geheiligt haben, die aus grundverschiedenen Weltanschauungen stammen müssen. Denn gemeinhin weiden keine Kühe in einem Himmel, der ein Meer ist und auf dem die Boote fahren.

Es sind demnach nicht nur Zahlen, sondern auch Tiere, die in den religiösen Vorstellungen eine große Rolle spielen. Und wiederum überall. Oft sind es sogar die gleichen Tiere. Die Löwen, Stiere, Schlangen und Sphinxe, die in den Landschaften Kleinasiens, des Zweistromlandes am Euphrat und Tigris, im Iran bis nach Indien bei den Grabungen der Archäologen aus den Trümmern der Siedlungen, Paläste und Tempel ans Licht kamen, erscheinen auch in Ägypten; daneben freilich noch eine Anzahl anderer Tiere, die heilig gehalten wurden. In geheimnisvoller Weise haben sie alle etwas mit den Göttern und dem Jenseits oder der Unterwelt zu tun.

Gerade die ägyptische Glaubenskraft an die Unvergänglichkeit des Lebens – nicht nur des menschlichen Lebens, denn auch bestimmte Tiere wurden einbalsamiert – bietet nun der Archäologie die Möglichkeit, die Geschichte und Kultur der Vergangenheit zu erfassen. Denn diese Glaubenskraft schuf die Pyramiden, die Felsenkammern, die Grabtempel und Totengrüfte und füllte sie mit all den Dingen, die zum Leben gehörten: mit Schmuck und Möbeln, Kleidung und häuslichem Gerät, mit Kunstgegenständen, Opferbecken, Altären, Speise und Trank. Mögen auch die Tempelarchive am Nil leer sein – an ihren Wänden stehen nur noch die

Bücherverzeichnisse geschrieben –, so ergießt sich doch aus den Gräbern ein ganzes Arsenal menschlicher Kultur- und Glaubensgeschichte. Über zweitausend Papyrusrollen wurden bisher in den Gräbern gefunden.

„Wer die Menschen kennenlernen will, muß erst den Himmel kennen"

Trotzdem bleibt vieles rätselhaft. Was bedeutet es, wenn zum Beispiel an den bemalten und beschriebenen Wänden ägyptischer Grabkammern steht: der Menschen Gesicht sei *auf die Waage der Sterne* gelegt? – Was bedeuten die Decken jener Fürstengräber, an die in dunklen Pyramidengrüften der sternenübersäte Himmel gemalt ist? – Und was die schmalen Schächte, die den Blick aus dem Grabraum, durch gigantische Mauern hindurch, zum Himmel leiten?
Was meinten diejenigen, die vor viertausend Jahren und noch früher an die Wände der Königsgräber schrieben: die unvergänglichen Sterne seien die Geister der Toten?
Wie kommt der bekannteste Astronom des Altertums, Hipparch, zu der Behauptung, das menschliche Schicksal wäre mit dem der Gestirne verknüpft und die menschliche Seele ein Teil des Himmels?[47] Ist das noch Religion oder schon Astrologie?
Redet Hipparch nur etwas nach, was der griechische Philosoph Poseidonios schon vor ihm lehrte,[48] und was Aristophanes Jahrhunderte früher weiß, *daß nach dem Tod' wir luft'ge Sterne werden*? („Der Frieden", 2. Szene).
Ein Jahrhundert vor Aristophanes erklärt es Konfuzius in China (im 6. Jahrhundert v. Chr.): *Wer die Menschen kennenlernen will, muß erst den Himmel kennen, der den Menschen ihre Natur und sein Gesetz gegeben hat!*[49]
Gab es im Altertum eine allen Völkern gemeinsame Weltanschauung, die sie in die tiefste, dem Himmel zugewandte Religion hineinführte? Was verband die Vorstellungswelt Chinas mit den Gedanken des Vorderen Orients und Europas, zu einer Zeit, in der kein Chinese etwas von den Griechen oder Ägyptern wußte, und kein Grieche oder Ägypter etwas von China?
Und endlich: Wer und was gab den Menschen des 4./3. Jahrtausends v. Chr. – kaum daß sie schreiben konnten, ja, bevor sie schreiben konnten – in den Sinn, einen achtstrahligen Stern als das Zeichen für „Gott" in Stein und Ton zu ritzen? – War ein Stern Gott? War Gott ein Stern? – Wie kamen Menschen überhaupt dazu, ihre Gottheit im Himmel zu suchen? Überall auf der Welt, nicht allein in Ägypten oder am Persischen Golf!
Und woran dachte der Verfasser des 80. Psalms des Alten Testamentes, als er schrieb, Gott möge sein Angesicht *leuchten* lassen? (Ps. 80, 4, 8). – Sterne leuchten, der Mond leuchtet und die Sonne – leuchtet auch Gott? Oder was dachte sich

derjenige, der einen Teil des 5. Buches Mose verfaßte, als er in den vermeintlich von Gott diktierten Schriften vermerkte, Jahwe wäre *aufgegangen* oder *aufgeleuchtet* von Seir her? (Dt. 33, 2).[60]
War auch Jahwe ein Stern? – Ein Stern, den nicht nur Moses am Himmel sah, sondern auch die 70 Ältesten des Volkes Israel und danach noch andere? (Vgl. Ex. 16, 7; 16, 10; 24, 9 f.).

Die Sektion der Bibel

Die Grabungen am Nil gehen weiter, wie auch die in Kleinasien, in Mesopotamien, am Persischen Golf, im Iran und in Indien. Am Nil wie im ganzen Vorderen Orient dringen die Archäologen tief in die Steinzeit der Menschen ein und zeigen bereits die deutlichen Spuren einer langen, sich übereinander türmenden Menschheitsgeschichte. Sie weisen die Zeichen vieler Kulturperioden nach, das langsame und dann wieder abrupte Aufsteigen des Menschen von einem primitiven, mit steinernen Faustkeilen kämpfenden Geschöpf zum Beherrscher von Technik, Nutz- und Ausdrucksmitteln; und auch die Spuren seiner Wanderungen, Katastrophen, seiner Siege und Niederlagen.
Schon ziehen die Forscher die Verbindungslinien, die weit über die Landschaften des Vorderen Orients hinausreichen – im Westen bis an die nordafrikanischen und europäischen Küsten des Atlantischen Ozeans, im Osten weit über Iran und Indien hinaus bis nach China, ja bis über den Stillen Ozean nach Süd- und Mittelamerika. Nach Norden reichen Tausende von vor- und frühgeschichtlichen Siedlungs- und Gräberspuren bis zu den Küsten Skandinaviens hinauf.
Wer als Außenstehender heute eine der vielen wissenschaftlichen Spezialarbeiten über chronologische, kultische oder geschichtliche Zusammenhänge zur Hand nimmt, stößt, namentlich bei der Vorgeschichtsforschung der schriftlosen Menschheitsepochen, auf eine moderne Geheimsprache, in der es von Begriffen und Benennungen wimmelt, die ein ganz besonderes Studium erfordern. Erst dann beginnt er zu begreifen, daß hier und dort bereits die festen Pfeiler eines Brückenschlages stehen, der Zeit und Raum von der grauesten Vorzeit des Menschen bis zur lebendigen Gegenwart überwinden kann.
Die Perspektiven verschieben sich, nicht allein die der Geschichte. Die Archäologen lehren uns, anders zu sehen und anders zu werten. Vor einem Menschenalter begannen die Historiker ihre Werke gemeinhin mit der ersten Olympiade der Griechen im 8. Jahrhundert v. Chr. Was vor dem lag, war auf einigen dünnen Blättern angedeutet. Außer dem verhältnismäßig kleinen Kreis der Schriftsteller des Altertums mit ihren teils fabulierenden, teils realen Geschichten gab es für das Abendland nur die Bibel als das älteste und unantastbare, von Gott inspirierte Zeugnis vom Werdegang des Menschen.

Heute weiß man, daß es sich bei der Heiligen Schrift des Alten Testamentes um eine Schriftensammlung vieler Autoren handelt, deren älteste Teile in der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Chr. entstanden. Dabei ist es möglich, daß jene ältesten Schriften, zum Teil auf mündliche Überlieferungen, bis zur Zeit des 13./12. Jahrhunderts v. Chr., in der Teile des Volkes Israel aus Ägypten nach dem Gelobten Lande Kanaan zogen, zurückreichen, und, was das erste Buch Mose, die Genesis, anbelangt, bis in die Zeiten des mythischen Abraham im 17. Jahrhundert v. Chr.

Die philologische und literarische Kritik geht – seit Julius Wellhausen – in der Analyse des Bibeltextes so weit, daß kein Laie den religionswissenschaftlichen Untersuchungen mehr zu folgen vermag. Auch die Heilige Schrift wurde zum Objekt einer neuen Geheimwissenschaft der Philologen des 20. Jahrhunderts n. Chr.[51]

In dieser Wissenschaft zerfiel die Schriftensammlung des Alten Testamentes – oft sogar des Einzelbuches oder des einzelnen Kapitels – in ein Mosaik verschiedenartigster Quellen. Gottes Wort wurde wissenschaftlich durch einen anderen Geist als den, der die Urchristen beseelte, zertrümmert, in seiner Schichtenbildung auseinandergerissen und mit zahlreichen Kennmarken der vermutlichen Verfasser, Überarbeiter, Ergänzer und auch Verstümmler versehen.

Während Millionen zu ihren Kirchen gingen, um dem Wort Gottes zu lauschen, zerbrach der scheinbar unantastbare Bibeltext unter den Händen der Philologen in eine Vielzahl von Zeitschichten und in die oft gegensätzliche Meinung vieler Verfasser, Ergänzer und Umdeuter.

Hart und messerscharf fallen heute die Urteile über den Inhalt der Heiligen Schrift. Versehen mit einem noch vor einem Menschenalter unbekannten Rüstzeug philologischen und archäologischen Wissens, erklären Wissenschaftler von Rang, daß die Verfasser der christlichen Evangelien Texte des Alten Testamentes nach Willkür verwendet und umgedeutet hätten.[52] Durch Herausreißen einzelner Stellen und Wörter, durch phantastische Kombination mit Anschauungen, die dem Alten Testament fremd waren, durch willkürliche Textänderungen und gewaltsame Umdeutungen wäre das geschriebene Gotteswort von Paulus entstellt und verfälscht worden.

Wo endlich das Wort des Alten Testamentes nicht mehr ausreichte, um die Legitimität der neuen christlichen Lehre zu begründen, mußte die mystische Eingebung des Geistes helfen: *Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig!* (2. Kor. 3, 6). Was selbst die weitherzigste Auslegung des Alten Testamentes nicht mehr zuließ, rechtfertigte sich aus dem von Gott eingegebenen Geist, mit dessen Hilfe alte, volkstümliche Mythen auf die Gestalt und das Wirken des christlichen Erlösers übertragen worden seien.[53]

Es waren aber nicht allein die ersten Verkünder des Christentums, die sich nach

Gutdünken und Überzeugung zurechtlegten, was ihr Geist ihnen eingab – die ganze Epoche handelte so.

Philo, der Weise von Alexandrien und Zeitgenosse Christi, versuchte mit seltsamen Kunststücken, in die Erzählungen der alttestamentlichen Genesis Gedanken der griechischen Philosophie hineinzuzaubern.[54] In der gleichen Verfassung lebten die israelitischen Religionslehrer. Unermüdlich legten sie die heiligen Bücher aus, die sie nicht mehr verstanden. Jedes Wort, wenn nicht gar jeden Buchstaben, versuchten sie zu deuten. Allen Textstellen und Satzzeichen schrieben sie einen geheimen Sinn zu; oder sie wiederholten ehrfürchtig, was sie von ihren ebenso unwissenden Lehrern übernommen hatten. Nach einem Wort ihrer Gegner waren sie *Tote, die Tote* unterrichteten.[55] Unter den Pharisäern und Gesetzeslehrern herrschte der Buchstabe und wucherten Erklärungen, die das alte Gotteswort der Vorfahren verdrängten und verwässerten, *bis zu seiner teilweisen Beseitigung und Verkehrung.*[56]

In Ägypten erhielten die alten, von Pyramiden-, Tempel- und Grabwänden abgeschriebenen Texte neue Zusätze, die den alten, unverständlich gewordenen Sinn der Gottesworte erklären sollten und diesen dabei ebenfalls zum Teil entstellten.[57]

Nicht anders in Indien. Die Brahmanas – eine Gattung vedischer Literaturwerke – sind von wilden Spekulationen überflutet, die hauptsächlich die Deutung unverständlich gewordener Überlieferungen bezweckten. Ein trübes Meer gesuchter und gewollter Gleichnisse und Verzerrungen der Texte verrät die weitgehende Umgestaltung alter Vorstellungen und Lehren. Was in den Jahrhunderten um Christi Geburt in Indien geschah, waren nur noch hilflose Versuche, die geheiligten Riten und Gesänge der Ahnen in ein neues Weltbild hineinzufälschen.[58]

Im Norden Europas zeigt sich kein anderes Bild. Ein Labyrinth von Mythen, in dem *jeder Querweg offenzustehen* scheint, liegt vor den Augen der modernen Forschung. Wo sie auch hingreift, stößt sie auf Schatten und hintergründige Wesenheiten. Es ist etwas, *das uns wie durch Vererbung als Eigenstes das Herz bewegt und mitempfinden läßt.*[59] Mythen, Urbilder, Archetypen!

Die religionswissenschaftliche Forschung ging noch weiter.

Je mehr sich der Blick für die vorchristliche Zeit der Griechen, Syrer oder Ägypter weitete, desto stärker drängte sich der Eindruck auf, daß die Verfasser der christlichen Evangelien Gespräche und Szenen aus dem heidnischen Mythenkreis und aus heidnischen Religionen übernommen und auf das Leben Jesu übertragen haben, und daß sie besonders Lehren der griechischen Kyniker und Stoiker sich angeeignet haben und ebenso solche der ägyptischen Sarapis- und Osirisreligion.[60] Das Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus ist beispielsweise vorchristlicher Herkunft.[61] Andere Stellen der Evangelien gehen auf den griechischen

Heraklesmythos zurück.[62] Wie Diogenes-Herakles sagt: *Wo ich jetzt bin, wirst du nie sein,* so sagte Christus: *Wo ich bin, könnt ihr nicht hinkommen*[63] (Jo. 7, 34). Wie Herakles sich bei seinem Tode von seiner Mutter verabschiedete: *Weine nicht Mutter ... schon ruft mich der göttliche Vater ... ich komme, Vater!* und *Es ist vollbracht!* – so ähnlich starb Jesus Christus nach den Worten des Johannes-evangeliums.[64]

Das ist keineswegs alles. Die Darstellung der Begräbnisszenen beim Tode Jesu stimmt wörtlich mit den Angaben eines damals weit verbreiteten Romans des Chariton überein.[65] Auch Szenen aus der uralten ägyptischen Osiris-Auferstehungsgeschichte sind dabei benutzt worden.[66]

Jedoch haben die zweifellos recht belesenen Verfasser der Evangelien des Neuen Testamentes noch andere Quellen ausgeschöpft, um Leben und Sterben ihres Heilandes darzustellen. Da ist zum Beispiel die *Hochzeit zu Kana,* während der Jesus Christus den *Anfang mit seinen Wundern machte* (Jo. 2, 11) und Wasser in Wein verwandelte. In der Odyssee Homers, die annähernd sechs bis sieben Jahrhunderte früher gedichtet wurde, handelt es sich um einen Apollonpriester, der das Wunder vollbringt:

> *... dann füllt' er des süßen funkelnden Weines*
> *einen Becher und goß ihn in zwanzig Becher voll Wasser,*
> *und den schäumenden Kelch umhauchten balsamische Düfte,*
> *göttlicher Kraft.*

Johannes schreibt in seinem Evangelium: *Er* (der Speisemeister) *wußte aber nicht, woher der Wein war; nur die Diener, die das Wasser geschöpft hatten, wußten es.* Homer dichtet dagegen:

> *... Auch wußte*
> *keiner der Knecht' im Hause darum und keine der Mägde;*
> *nur er selbst und sein Weib und die einzige Schaffnerin wußten's*
>
> (Od. 9, 202–211).

Oder wir lesen bei Lukas vom Tode Jesu, daß die Sonne sich verfinsterte und der Vorhang des Tempels mitten entzwei riß (Lk. 23, 45 f.); und danach vom Verschwinden des Heilands aus dem Grabe und von seinem Erscheinen vor den Jüngern.

Ähnliches weiß Plutarch aus alten römischen Legenden vom Tode des mythischen Königs Romulus: *Die Sonne wurde ganz verdunkelt, und es brach eine schreckliche Finsternis herein.* Danach erscheint Romulus einem vertrauten Freund, *aber viel größer und schöner, als man ihn sonst gesehen,* und verkündet, daß er in den Himmel zurückkehre, um dort als huldreicher Gott zu wirken (Plutarch, Rom. 27. 28). Zur Zeit Christi waren solche Mythen mehr als ein halbes Jahrtausend alt. Je intensiver wir durch derartige Vergleiche die Gestalt des christlichen Erlösers betrachten, desto stärker tritt die Macht des Mythos hervor. Nirgends reißt die

Verbindung zwischen den urchristlichen Vorstellungen und Lehren und denjenigen einer uralten Vergangenheit ab. Sie ruhen zwar im Boden einer längst unverständlich gewordenen Welt, aber sie leben noch im Mythos, im Urbild, im Archetypus. Was von Jesus Christus gelehrt und geschrieben wird, berührt die tiefsten Seelenschichten des Volksglaubens. Darin liegt seine Macht und Gewalt.

Wer es damals unternahm, eine geschichtliche Person, wie sie Jesus Christus vielleicht war, in Wort und Tat, Leben und Sterben in eine alles überragende Gestalt des wirkenden Mythos zu überführen, dem konnte nur das gelingen, was nach dem Gesetz des Geistes gelingen mußte: Indem jene Evangelisten und Apostel mythische Urbilder der menschlichen Seele ansprachen und wachrüttelten und in ihren Schriften als neue Wahrheit und Wirklichkeit verkündeten, zerbrachen sie die Dämme allen mühselig anerzogenen Verstandes und beschworen den Geist der Vorzeit herauf.

Damit sind wir zum Anfang zurückgekehrt. Wieder stehen wir dem Geheimnis des Mythos und seiner Urbilder gegenüber, und zwar jetzt ohne uns irgendwelchen Illusionen über die Möglichkeiten unseres Forschens hinzugeben, nachdem wir erkannt haben, mit welchen Mitteln die Zeugnisse des Menschengeistes immer wieder und durch alle Zeiten hindurch vernichtet und die Reste der Überlieferungen später bewußt oder unbewußt entstellt worden sind. Wenn der Mythos trotzdem den Gang der Geschichte zu überdauern vermochte, dann lag es einzig und allein daran, daß die archetypischen Anlagen träger und dauerhafter sind als die menschliche Vernunft. Der Archetypus aber weist auf der ganzen Welt immer wieder zum Himmel. Dem Himmel muß man also sich zuwenden, wenn man den Mythos und damit menschliche Kulturgeschichte und menschlichen Geist begreifen will. Alle heiligen Bücher, alle Hymnen und Gebete und alle Gräber der Vergangenheit verweisen auf ihn.

Man muß es wagen, im Himmel die Schatten unserer Vorzeit und das Erbe unserer Ahnen an das Licht zu führen. Zurück können wir nicht mehr, und das Heil unserer Seele kann nicht mehr dadurch bewahrt werden, daß wir von den Mächten der Vergangenheit und von unserer Erlösung träumen. Wir wissen zuviel von der Welt, um eines ihrer letzten großen Geheimnisse unangetastet weiter in uns wirken lassen zu können. Aus den Gebirgen von Schutt und Scherben, die uns das Altertum hinterließ, muß man das zerbrochene Bild des Himmels wieder zusammenfügen. Erst wenn wir es kennen und wiedererkennen, erst dann wissen wir den Geist zu deuten, der noch in uns lebendig ist.

DER STIER

„Der Hati, der den Mond verschlingt"

Es begann mit einem Wunder.

Es begann in der letzten Eiszeit.

Langsam und, wenn man den Zeitschätzungen der Vorgeschichtsforscher folgt, nach der unfaßlichen Dauer von mehreren Jahrhunderttausenden Kulturentwicklung des Urmenschen entstand das Wunder. Es ist heute einige Jahrzehntausende alt, und jeder der jetzt Lebenden trägt es seit ein- bis zweitausend Geschlechtern in seinem Blut.

Mitten in der Unberechenbarkeit der unfaßlichen Welt machte der Mensch eine erstaunliche Entdeckung. Der Mond, das zweifellos erregendste und die Phantasie anregendste Zeichen am Himmel, wurde in ständigem Wechsel kleiner, verschwand ganz, kam wieder zum Vorschein und wurde wieder größer. Die Art, wie der runde volle Mond von einer Seite angenagt, dann angebissen und schließlich ganz verschlungen wurde, wie er sich dann wieder zu befreien versuchte, was ihm auch tatsächlich gelang, erinnerte an einen Kampf mit einem mächtigen Raubtier. Aber was war das für ein Raubtier, das den Mond verschlingen wollte und ihn doch immer wieder freigeben mußte? Es war nicht zu erkennen, dieses Tier der Finsternis. Und doch mußte es stets vorhanden sein, denn man sah ja Nacht für Nacht die Entwicklung und die Stadien seines Kampfes mit dem Mond. Es war ein Wunder, daß man dieses Tier nicht sehen, sondern nur vermuten konnte.

Die Mongolen kannten das Tier und suchten es mit Lärm und Pauken davon abzuhalten, den Mond zu verschlingen. Die Germanen, die Kelten, die Semiten kannten das Tier; und wenn es kein Wolf oder Bär war, dann war es gewiß ein anderes gieriges und gefährliches Ungeheuer, das sich regelmäßig auf den Mond stürzte und ihn verschlang.

Noch Jahrzehntausende später weiß es – freilich bereits mit anderen Vorstellungen von Mond- und Sonnenfinsternissen verknüpft – die nordische Edda von dem Wolf: *Der andere heißt Hati, ... der läuft vor ihr* (der Sonne) *her und will den Mond packen, was auch geschehen wird ... Es wird gesagt, der mächtigste dieses Geschlechts werde der werden, welcher Managarm* (Mondhund) *heißt. Dieser wird mit dem Fleisch aller Menschen, die da sterben, gesättigt; er verschlingt den Mond und überspritzt den Himmel und die Luft mit seinem Blut* (Gylfaginning 12).

Das Blut, mit dem der Mondhund den Himmel überspritzt, wenn er den Mond

verschlingt, ist offenbar das Morgenrot. Denn jeder Mond wird morgens verschlungen, nie abends.
Noch heute erklären die brasilianischen Bakairi die Mondphasen und -finsternisse dadurch, daß verschiedene Tiere ihn bedecken würden; und die Chiquitos von Südamerika meinen, daß große Hunde den Mond ergreifen und ihn zerfleischen.[67]
Solche Vorstellungen sind aber nicht allein bei primitiven Volksstämmen der Gegenwart haften geblieben. Noch im vorigen Jahrhundert hörte Ludwig Ross auf einer kleinen Mittelmeerinsel bei Rhodos – im Kulturraum der Griechen und zweieinhalb Jahrtausende nach deren höchster Blütezeit – den Höllenlärm und das wilde Schießen von Griechen und Türken, als eine Mondfinsternis eintrat. Von ihren Priestern angeführt, zog die Einwohnerschaft singend und betend zur Kapelle, um den Beistand aller Heiligen für die alte Mondgöttin Selene zu erflehen.[68]
Die in der letzten Eiszeit zum Monde starrenden Menschen beteten noch nicht. Sie erkannten nur, daß der Mond stärker war und immer wieder aus dem Rachen des Untieres herauskam. Der Mond ließ sich nicht auffressen, wenn auch bis tief in die geschichtliche Zeit hinein bei fast allen Völkern die Sorge nachzitterte, ob er noch einmal wiederkehre.
Der Mond kehrt wieder! Dies war das *erste* Wunder.
Das *zweite* Wunder war der nie endende Kampf. Sie mochten zu allen Zeiten zum Himmel blicken – der Kampf war stets im Gange. Nur an zwei bis drei Tagen blieb der Mond Sieger. Dann stand er in seiner vollen Pracht vor aller Welt. Diese Tage waren wichtig genug, um sie als Siegestage des unüberwindlichen Mondes zu ehren und freudig zu begehen. Noch heute – zahllose Jahrtausende später – sind bestimmte Vollmondtage im Festkalender der ganzen Menschheit von hoher Bedeutung.
Dann geschah das *dritte* Wunder, und es war das größte: die Kampftage ließen sich zählen. Es ließ sich zählen und berechnen, wann der Mond im Rachen des Untieres verschwand, wann er herauskam und wann er wieder als Vollmond leuchtete.
Damit fand der Mensch die Zeit am Himmel. Kelten, Germanen, Semiten und Hamiten – wahrscheinlich auch die Mongolen – zählten die Zeit nach Nächten, nicht nach Tagen.[69] Zum Teil zählten sie bis in die Neuzeit so. Die Engländer sagen noch statt 14 Tage – 14 Nächte (fortnight).
In den ältesten Tempeln der Chimu-Völker Südamerikas steht der Mond im Mittelpunkt aller Himmelsreligion. Der Mond ist die höchste Gottheit, nicht die Sonne. Denn die Sonne – so begründeten die Priester der Chimu ihre Auffassung, die wahrscheinlich mit derjenigen fast aller Völker der Steinzeit übereinstimmt – ist nur am Tage zu sehen, nie in der Nacht. Der Mond ist aber teils am Tage, teils in der Nacht sichtbar. Der Mond beherrscht Licht und Finsternis. Daß das Tages-

licht von der Sonne verursacht wird, wußten sie nicht. Das war selbst den frühen Griechen unbekannt, die außerdem die Hitze der Sommerzeit nicht der Sonne zuschrieben, sondern dem Fixstern Sirius, der am Morgenhimmel immer in der Zeit der größten Hitze erschien.

Außerdem – so erklärten die Chimu-Priester – vermag der Mond die Sonne zu bedecken, nie aber die Sonne den Mond. Deshalb begingen die Chimu Sonnenfinsternisse, bei denen der Mond die Sonne verdunkelt, als Siegesfeiern zu Ehren des allmächtigen Mondes. Mondfinsternisse hingegen – bei denen, wie wir heute wissen, der Erdschatten auf den Vollmond fällt – riefen allgemeine Trauer hervor.[70] Das war bei den Chimu noch vor einigen hundert Jahren so.

Viertausend Jahre ältere sumerisch-akkadische Keilschriften aus dem vorderasiatischen Gebiet von Euphrat und Tigris und ägyptische Hieroglyphen feiern den Mond als Herrscher des Himmels. Nicht die Sonne, sondern der Mondgott Nanna ging nach Ansicht der Sumerer am Persischen Golf aus den Zeugungsakten von Himmel und Erde am Anfang aller Dinge hervor. Er wurde geschaffen, um das *Lapislazuli-Dunkel des Himmels* zu erhellen; und erst Nanna brachte den Sonnengott Utu hervor, der *heller leuchtet als sein Vater.*[71]

Keine Naturerscheinung der Welt zog im Laufe von vielen Jahrtausenden so zahlreiche Mythen auf sich, keine erhielt so viele Namen und empfing so viele Opfer und Gebete wie der Mond. Deshalb war die erste, dem Himmel zugewandte Religion der Menschen vermutlich fast durchweg eine Mondanbetung. Unbeirrt und unentwegt stieg unermeßliche Zeiten hindurch der Rauch der Menschen- und Tieropfer zum Monde empor.

Osterhase und Urstier

Es versteht sich von selber, daß sich der naive Mensch der endenden Eiszeit sehr bald die Frage vorlegte, was für ein Wesen es sein könnte, das da oben immer wieder gejagt und immer wieder gefressen wird.

Ist es ein *Hase*? – Es gibt genügend Spuren in den Mythen fast aller Völkerrassen, die den Mondhasen bezeugen. Wie in der altindischen Mythenliteratur verbinden chinesische und altmexikanische Märchen den Hasen mit dem Mond; und daß auch der mitteleuropäische Osterhase etwas mit dem Mond zu tun hat, ist kaum bezweifelbar.[72]

In der afrikanischen Mythologie wird der Hase fast allgemein mit dem Mond in Verbindung gebracht.[73]

China feiert noch heute am 15. Tage des achten Monats ein Mondfest. Dem Monde wird im Hofe der Häuser ein Altar errichtet. Auf den Opfertisch wird ein Bild des Mondpalastes gestellt; darauf ist ein aufrechtstehender Hase zu

sehen. Zur Feier des Tages essen die Chinesen runde Kuchen, die sie *Mondkuchen* nennen. Auf ihnen ist ebenfalls ein Hase abgebildet, wie überhaupt nach uralter chinesischer Überlieferung ein Hase im Mond lebt.[71]

Es sieht jedoch so aus, als ob mit der wachsenden Bedeutung des Mondes auch das Tier gewachsen sei, das die Augen von Jägervölkern in den Mond hineinsahen: aus dem Hasen entwickelten sich Schafe, Ziegen, Steinböcke, Antilopen, Hirsche, ja Schweine, Pferde und Elefanten. Alle diese Tiere existieren mehr oder minder häufig im religiösen Leben mancher primitiver Volksstämme der Gegenwart und in den uralten Mythen zahlreicher, heute auf hoher Kulturstufe stehender Völker. Aber nur noch selten werden sie unmittelbar auf den Mond bezogen.

In diesem Zusammenhang soll aber nicht der kultische Werdegang des Hirsches, des Schweines oder der Ziege verfolgt werden. Denn aus dem Lebensbereich von Jägervölkern, die wahrnahmen – das heißt: für wahr nahmen – was mit dem Mond regelmäßig geschah, entstand frühzeitig die Weltreligion eines *besonderen* Tieres.

Es ist zum Teil der Bison, zum andern die Urform des Rindes. Diese Tiere interessierten jene Jäger ganz besonders, weil sie einerseits nicht allzu schnell und nicht allzu wendig und auch nicht allzu gefährlich waren – jedenfalls weniger gefährlich als ein Bär oder ein Löwe – und zum andern, weil sie große Mengen schmackhaften Fleisches lieferten.

Es ist kaum ein Zweifel möglich – die nachfolgende Geistesgeschichte bestätigt es nahezu lückenlos –, daß den prähistorischen Jägern der letzten Eiszeit, die so sicher Haltung, Bewegung und Gestalt des Urrindes erfassen und darstellen konnten, die Ähnlichkeit des Rinderhornes mit der Mondsichel auffiel. Als Sichel konnte der Eiszeitmensch die Mondgestalt nicht auffassen, denn Sicheln kannte er noch nicht; aber die Rinderhörner kannte er, zumal sie sich als eine gefährliche Waffe des gejagten Rindes erwiesen. Auf sie achtete er genau. Deshalb sagte er vermutlich, wenn er die Mondsichel am Himmel sah, es sei ein Rinderhorn.

Die Forscher des vorigen Jahrhunderts fanden noch keine befriedigende Antwort auf die Frage, warum jene Altmenschen plötzlich begannen, himmlische Götter in irdischen Tieren anzubeten. Sie konnten sich ebensowenig in die Vorstellungswelt der Primitiven hineindenken, wie wir heute auf die Idee kommen würden, uns zu fragen, warum wir den Mond in seinem Anfangs- und Endstadium ausgerechnet mit einer Sichel vergleichen. Die Sichel hat doch gewiß keine größere Ähnlichkeit mit dem Mond als das Gehörn des Rindes.

Tiere haben überdies wesentlich mehr mit der Zeit zu tun – und damit auch mit dem ersten Zeitenmesser Mond – als sichelförmige Instrumente. Tiere waren schon Zeitverkünder, bevor der Mensch das zählbare Verhalten des Mondes erkannte – Hesiod schilderte vor 2500 Jahren ihre Bedeutung als Zeitkünder für die Land-

wirtschaft – und sie sind es auf dem Lande und in manchen Landschaften primitiver Kulturen heute noch.

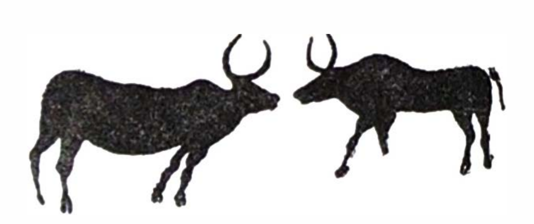
Sie tanzten um das Goldene Kalb

Seit der letzten Eiszeit steht die Geschichte des Urstieres und des Bisons an Felsen- und Höhlenwänden, auf Steinplatten und Knochen geschrieben. Sie ist von Menschen verfaßt, die zwar noch nicht schreiben, aber zeichnen, ritzen und malen konnten.

Die Fundorte solcher Malereien ziehen sich in Südwesteuropa an der Ostküste Spaniens von Gibraltar bis zu den Pyrenäen hin und setzen sich in Südfrankreich fort, um in einzelnen Ausläufern sogar nordfranzösisches Gebiet zu erreichen. Eine weitere Häufung solcher Fels- und Höhlenzeichnungen zeigt sich an der Atlantikküste von Nordspanien. Über die Meerenge von Gibraltar hinweg sind die Zeichnungen auch in Nordafrika nachweisbar; dort handelt es sich offensichtlich noch um die primitivsten Stufen der Darstellungsversuche.

Freilich ist nicht allein der Urstier dargestellt; auch andere Tiere erscheinen in jenen Zeichnungen und Malereien. Aber viele von ihnen erwecken den Eindruck, daß gerade der Stier oder die Kuh im Mittelpunkt ganz bestimmter Gedanken des Eiszeitmenschen stehen. Es zeigt sich ferner, daß bei weitem nicht jedes Tier, das dem Eiszeitmenschen und seinen Nachfahren bekannt war, an die Felsen- und Höhlenwände geritzt oder gemalt worden ist. Zahlreiche Knochenfunde von anderen Tieren jener Zeit beweisen, daß viele Tierarten niemals gemalt worden sind. Es muß demnach ein besonderer Beweggrund vorhanden gewesen sein, einen bestimmten kleinen Kreis von Tieren abzubilden.[75]

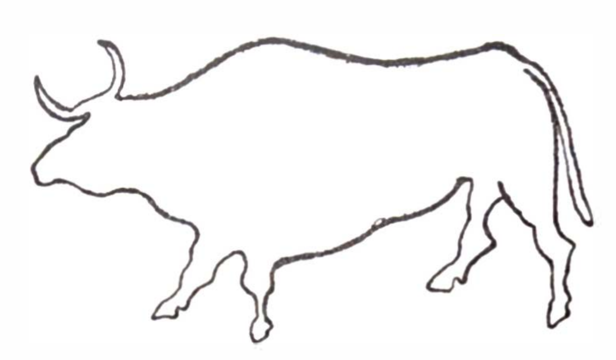
In Spanien und Frankreich erreichen diese Tierbilder bereits eine so erstaunliche Vollkommenheit in der Erfassung von Bewegung und Gestalt, daß manche Forscher berechtigte Zweifel hegten, ob dies wirklich Schöpfungen von Menschen sein könnten, die kaum das Stadium des Neandertalgeschöpfes verlassen hatten. Aber die Beweise für das Alter der Bilder sind teilweise so einwandfrei – sie lagen unter Kulturschichten, über deren Charakter und Alter ziemliche Klarheit herrscht – daß allein die Zeitschätzung der Entstehung des Einzelbildes noch einige Schwierigkeiten bereitet. Die Bilder sind überdies nicht gleichzeitig entstanden; sie sind vielmehr, soweit sich dies bisher feststellen ließ, in großen Zeitabständen geschaffen worden, und ihre Entstehungszeiten verteilen sich nach den Schätzungen moderner Forscher auf einen Zeitraum von nicht



Bilderfries in einer Felsnische der ostspanischen Provinz Albacete

weniger als fünfzigtausend Jahren. Danach dürfte der Ursprung jener Tierbilder 60 000 bis 10 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung liegen.[76]
An Wände und Decken dunkler Höhlen – meist weit vom Eingang entfernt – ritzte und malte also der Mensch der Eis- und Nacheiszeit, der bereits das Feuer als Lichtquelle benutzte, seine Tiere, und zwar unzweifelhaft zu einem bestimmten Zweck. Die Höhlen bewohnte er nicht. Dort, wo die Bilder zu sehen sind, fanden sich meistens keine Spuren, die auf Behausungen schließen ließen. Die Höhlen müssen Heiligtümer gewesen sein. Oft sind es gewaltige Höhlensysteme mit hallenartigen Sälen und Tropfsteinsäulen – Höhlen, deren phantastische Naturgestalt mit Kuppelgewölben und Strebepfeilern, in gleißendem Weiß und Gelb, vielleicht die erste Regung in die menschliche Seele senkten, fünfzig- oder hunderttausend Jahre später die Kathedralen des Christentums zu erbauen.
Die Tropfsteinhöhle von Hornos de la Peña in der nordspanischen Provinz Santander – die während der ganzen Jüngeren Altsteinzeit, also im letzten Jahrhunderttausend v. Chr., als Heiligtum gedient zu haben scheint – zeigt in Nebenräumen den in Lehm und Kalkstein geritzten Urstier.
Mitten in Südfrankreich steht das Kolossalbild eines Urstieres in *schwarzer Farbe an der Höhlenwand* von Lascaux – *der Sixtinischen Kapelle der Vorgeschichte,* wie einige Forscher sie nennen, und der *Prähistorischen Kathedrale,*[77] die erst 1940 entdeckt wurde.[78]
Unter fünf gigantischen Bildern schwarzer Stiere befindet sich eines von fünfeinhalb Meter Länge. Der ein Meter lange Kopf ist recht naturgetreu, der übrige Körper noch unsicher und disproportioniert gezeichnet. Es dürfte ein Beweis sein, daß der Kopf mit den beiden gewaltigen Hörnern den Zeichner am stärksten gefesselt hat.
Die Stier- und Bisonabbildungen finden sich überall; nicht nur im nordspanischen Höhlensystem von Hornos de la Peña oder im südfranzösischen Lascaux, sondern auch in La Clotilde de Santa Isabel, wo die vielleicht ältesten Zeichnungsversuche in Spanien entdeckt worden sind; ferner auf einem Felsblock der Höhle von Fourneau du Diable in der französischen Dordogne, in der Grotte De La Mairie der gleichen Landschaft, in der Höhle von Font de Gaume und in der Höhle von Combarelles (ebenfalls in der Dordogne), in der Höhle von Castillo an der nordspanischen Küste von Santander oder am Felsen von Cogul in der nordspanischen Provinz Lerida.
Im Mittelteil des großen Frieses an der Felswand von Minateda bei Hellin (Spanien) steht der große Urstier. Im Vergleich zu ihm sind die zahlreichen Figuren von Menschen und Tieren unverhältnismäßig klein dargestellt, meistens kaum größer als die gewaltigen Hörner des Stieres.[79]
Die erstaunlichste Darstellung – freilich nicht von Urstieren sondern von Bisons – wurde im Jahre 1912 in der Höhle Tuc d'Audoubert bei Montesquieu-Aventès in

den französischen Pyrenäen entdeckt. Um in die Höhle einzudringen, mußten die Entdecker – der französische Gelehrte Bégouen und dessen Söhne – den durch den Berg fließenden Fluß Volp durchschwimmen, dessen Wasser zeitweise bis zur Höhlendecke anschwillt. Seit der Eiszeit war die Höhle von keinem Menschen betreten worden. Am Ende des rund 700 Meter langen Höhlensystems liegt ein Saal, ein „gotischer Dom". Ein Wald von Tropfsteinsäulen hat ihn zu einem in Weiß und Gelb glitzernden Märchengebilde verzaubert. Dort fanden sich die Skulpturen zweier Bisons. Es sind aus Lehm geformte, naturgetreue Tierkörper, und so lebensecht gebildet, daß sie im flackernden Lampenlicht einen geradezu unheimlichen Eindruck hervorrufen. Die Gruppe stellt einen Stier dar, der ein weibliches Tier bespringt.



Umrißzeichnung einer Felsmalerei aus Albarracin (Spanien)

Dichte Tropfsteingitter haben sich um dieses großplastische und wahrscheinlich älteste plastische Kunstwerk der Menschheit gebildet und es beschützt.[80]

Um diese von der Hand des Eiszeitmenschen geschaffene Skulptur laufen die noch sichtbaren Spuren nackter Menschenfüße. Sie hatten sich in den feuchten Lehm eingedrückt und bewegen sich im Kreis. Die Fußspuren rühren von jungen Menschen her, die etwa 13–14 Jahre alt waren. Doch sind nur die Hacken abgedrückt, so daß zu vermuten ist, daß die Spuren von Kulttänzen um die Tiergruppe herrühren. Neben die Vorstellung von derartigen Kulttänzen drängt sich unwillkürlich die Erinnerung an einen ähnlichen Ritus auf: an den Tanz um das Goldene Kalb in der Bibel.

Die Skulpturen von Tuc d'Audoubert sind jedoch viele Jahrtausende älter als der alttestamentarische Bericht aus der Zeit des Moses; sie werden der Periode des Magdalénien zugewiesen,[81] und dies bedeutet ein Alter von mindestens einigen Jahrtausenden, wenn nicht ein bis zwei Jahrzehntausenden, vor der Entstehung der Pyramiden, die wiederum ungefähr anderthalb Jahrtausende älter sind als die Zeit, zu der das Volk Israel um das Goldene Kalb tanzte.

In der gleichen Höhle von Tuc d'Audoubert liegt noch etwas anderes, was an Moses und seine Zeit erinnert: das Skelett einer Schlange, gewunden, gebogen, unberührt.[82]

Stierbilder finden sich auch auf der kleinen Insel Levanzo westlich von Sizilien, wo lebende Stiere keine Existenzmöglichkeiten besaßen und demnach dort nicht gelebt haben können.

Es gibt noch zahlreiche andere Stellen in Westeuropa, wo Stierzeichnungen und Malereien im offensichtlichen Zusammenhang mit den ältesten Heiligtümern des

Menschen anzutreffen sind – so in der Höhle Les Trois Frères im französischen Departement Ariège, wo Bilder direkt zeigen, daß Kulttänze um das heilige Tier veranstaltet worden sind. Dabei handelt es sich zum Teil um den Urstier, zum Teil um den Bison, der ebenfalls zwei starke Hörner trägt. In Lascaux zeigt eine solche Zeichnung zwei Bisons, die gerade dabei sind, in entgegengesetzter Richtung auseinanderzulaufen.[83]

Die Vorgeschichtsforschung sieht in manchen Darstellungen magische Kulthandlungen, um das Tier zu fangen: in Fallen und Gruben. Eine solche Falle scheint die Zeichnung von Lascaux abbilden zu wollen. Die Falle steht dicht vor dem Kopf des riesigen schwarzen Stieres. Es ist ein gitterartiges Gebilde, aber seltsamerweise nicht viel größer als der Stierkopf. Das ganze Tier paßt gar nicht in die Falle hinein, nur der Kopf (Abb. S. 48).
Gerade dies wird erinnerlich, wenn man den Stierkult viele tausend Jahre später in einer ganz anderen Gegend der Erde wieder antrifft, wobei in den Idolen und Erzählungen häufig die Falle und Grube erscheint. Dabei findet man auch die Farben wieder, die in den Höhlen Westeuropas eine Hauptbedeutung zu besitzen scheinen: die Stiere sind vorwiegend schwarz gemalt, die Kühe rot.
Und ein Weiteres wird aus den westeuropäischen Bildern erkennbar: die menschliche Gewohnheit, den Stier nicht nur zu jagen, um sein Fleisch zu essen, sondern ihn nun auch zu fangen, um ihn als heiliges Tier bei sich zu behalten. Zweifellos sind solche kultischen Gewohnheiten erste Motive zur Züchtung von Haustieren.

„Mit Hörnern erglänze“

So kann die Frage nach den Ursprüngen der Mondreligion dahin beantwortet werden: diese Ursprünge sind in Westeuropa zu suchen und in der sich nach Süden anschließenden Küstenzone Nordafrikas. Sie sind, wenn man den archäologischen Schätzungen folgt, sehr alt und reichen bis in die Kulturstufen zurück, in denen sich zum erstenmal menschlicher Geist bekundet. Zweifellos sind sie bedeutend älter als die Zeit, zu der sich im Mündungsgebiet von Euphrat und Tigris und in Ägypten der Vorhang vor dem Bild der dokumentarischen Geschichte und Kultur hebt. Mindestens zehn Jahrtausende, wenn nicht noch beträchtlich mehr, liegen zwischen der Entstehungszeit der westeuropäischen Fels- und Höhlenbilder und dem Beginn der historischen Zeit am Nil und am Persischen Golf, die dort um die Wende vom 4. zum 3. Jahrtausend v. Chr. einsetzte. Zwar erinnern auch Fels-



Nordafrikanisches Felsbild aus Süd-Taghtania

zeichnungen in den Wüstentälern der afrikanischen Sahara und in den Wüstenzonen östlich von Ägypten zum Teil an die Malereien Ostspaniens und Frankreichs, aber sie sind bedeutend jünger als diese. Wahrscheinlich stellen sie das zeitliche und räumliche Bindeglied zwischen Westeuropa und dem Vorderen Orient dar.

Es sieht zwar zunächst so aus, als verlören sich während einiger Jahrtausende die Spuren der schweifenden Jäger Europas, die jene Bilder an die Felsen Spaniens und Frankreichs malten, zwischen vergänglichen Wäldern, im weichen Boden der großen Flußniederungen und im heißen, wehenden Sand Nordafrikas. Aber diese Spuren können niemals nach Westen führen, denn dort liegt die unüberwindliche Barriere des Atlantischen Ozeans. Sie können nur dorthin führen, wo sie dann auch tatsächlich, wenn auch viel später, auftauchen.

Im Norden Europas erscheinen die Bilder von Stieren – neben solchen von Hirschen, Rentieren und menschlichen Göttergestalten, die große Hörner auf dem Kopf tragen – auf Felszeichnungen und Kultgegenständen (Abb. S. 49). Die Bilder von Bohuslän zeigen den Stier mit deutlich zur Mondsichel geformten Hörnern im Mittelpunkt einer größeren Bildkomposition von Schiffen, Rentieren und Schlangen (Abb. S. 76).[84] Eine der ältesten Runenschriften der Germanen steht auf zwei Goldhörnern, die bei Mögeltondern in Schleswig (Norddeutschland) gefunden wurden. Unter der Inschrift sind bewaffnete Menschengestalten mit großen Hörnern abgebildet.[85]

Endlich führen die Spuren auch nach Osten und Südosten, über das Schwarze Meer zum Persischen Golf und ebenso zum Nil. An Euphrat und Nil tritt die Stierverehrung schon vor dem 3. Jahrtausend v. Chr. und noch vor der Schrifterfindung bereits im Rahmen eines farbenreichen Weltbildes auf, das in der Vielfalt seiner Ausdrucksformen auf eine unermeßlich lange Entwicklung schließen läßt.

Aus den Gräbern des Vorderen Orients, aus den verschütteten Ruinen der sumerischen, babylonischen, assyrischen, iranischen oder kleinasiatischen Paläste, Tempel und Städte kamen die Kultbilder des Stieres wieder ans Licht. Es sind entweder gewaltige Steinkolosse oder kostbare Stier- und Kuhköpfe aus Gold, ferner Amulette, Schmuck und Zierat. Dabei zeichnet sich die weite Verbreitung der Stiersymbole ab.

Das uralte Königsgrab von Ur in der Nähe des Persischen Golfes aus der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. spricht das Glaubensbekenntnis an das heilige Tier genauso aus, wie die Schminkpaletten der ersten Pharaonen am Nil oder wie die ältesten Grabinschriften der Pyramiden.

Auch bei den Ausgrabungen Schliemanns in Mykene – auf dem Boden des griechischen Festlandes – kam ein goldener Stierkopf, und zwar mit einem Stern auf der Stirn, zum Vorschein (Abb. S. 48).

Überall, wo das Bild des Stieres auftaucht, handelt es sich um heilige Plätze: Opferstätten, Gräber, Tempel und Paläste. Daraus geht hervor, daß der Stier ein bedeutendes religiöses Symbol gewesen sein muß, wenn nicht das bedeutendste überhaupt.

Was sich aus der schriftlosen Zeit und aus den westeuropäischen Bildern nur noch, wenn auch mit hoher Wahrscheinlichkeit, annehmen läßt, wird nunmehr an Hand der Schriftdokumente zur völligen Gewißheit: Der Stier war das Sinnbild des Mondes. – In den Schriften der Sumerer wird die Mondgottheit von Ur *Mächtiger Stier* genannt.[86] Aus Ur blieb auch die Inschrift erhalten, wonach der sumerische Fürst Lugalzaggisi, etwa um 2500 v. Chr., den *goldenen Kopf von Ur wie den eines Stieres bis in den Himmel erhob.* Ein altsumerisches Relief vom nahegelegenen Mondtempel in El-Obeid bei Ur zeigt ganze Reihen solcher heiligen Tiere.[87] Noch sehr spät trägt die Mondgottheit von Ur die Bezeichnung *Mächtiger Stier des Anu* (des Himmels). Im mesopotamischen Gilgamesch-Epos fordert die Göttin Ischtar die Erschaffung des himmlischen Stieres, des *Stieres des Anu.*

Eine der *Fünf Schöpfungstafeln* Babylons sagt ausdrücklich vom Mond: *Am Anfang des Monats gehe auf über dem Lande! Mit Hörnern erglänze!* Nun wird auch verständlich, warum die Stierkolosse der alten Heiligtümer und Paläste des Vorderen Orients sooft Flügel tragen. Es waren himmlische Stiere, die fliegen konnten, wie der Mond.

In den bildlichen Darstellungen der Sumerer und Akkader – der Babylonier und Assyrer – ging aber frühzeitig eine gewaltige Veränderung vor sich, ohne daß dadurch der Stier als Gottes- oder Himmelssymbol verschwand: die Gottheiten verkörperten sich schon im 3. Jahrtausend v. Chr. in Menschengestalt. Es waren menschliche Körper mit Stierköpfen und zum Teil auch Stiere mit Menschenköpfen.[88] In manchen Bildwerken sind diese Gottesgestalten von Pflanzenstengeln und Ähren umrahmt, so, als habe der Stiergott etwas mit dem Pflanzenleben zu tun. Aber auch diese Darstellungsweise ist nur eine Übergangsstufe zu dem ganz menschlich abgebildeten Gott, der sich schließlich nur noch durch seinen Kopfschmuck von irdischen Menschen unterscheidet. Dieser Kopfschmuck zeigt nämlich immer noch das Hörnerpaar des Stieres über der göttlichen Stirn.[89] (Vgl. Abb. S. 352).

Die Stierhörner wandeln sich auf diese Weise zu einem allgemeinen Gotteszeichen. Nicht nur die Mondgötter tragen die Hörner, sondern ganz verschiedene hohe und niedere Gottheiten. Zugleich gehen die Mondhörner auch auf irdische Fürsten über. Im 3. Jahrtausend v. Chr. trägt König Naramsin bereits auf seiner steinernen Siegesstele einen mit Hörnern geschmückten Helm als Zeichen seiner göttlichen Herkunft und Macht auf Erden.[90]

Der Stier von Memphis

Wenn es also noch der Beweise bedarf, daß der Stierkult fast aller Völker aus den Hörnern des Mondes entstand, dann werden diese Beweise durch die alten Denkmäler und Inschriften und durch die Mythen in Hülle und Fülle geliefert.

Für Ägypten hinterließ der Priester und Schriftgelehrte Manetho im 3. Jahrhundert v. Chr. eine mythische Erzählung, wonach die zweite Königsdynastie (aus der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr.) den Apis-Stier von Memphis zum Gott und zu einem heiligen Tier des Mondes erhoben habe, weil ein *Mondstrahl* diesen Stier erzeugte (Plutarch, De. Is. 43). Das ist eine typische Erklärung aus dem Ende des ägyptischen Altertums, aus der sich der Ursprung nur noch erahnen läßt. Die neuzeitliche Forschung entdeckte tatsächlich Abbildungen und Nachrichten über den heiligen Stier, die nicht nur aus dem Beginn der historischen Zeit Ägyptens herrühren, sondern weitaus älter sind. Die Idole des Stieres sind auch in vorgeschichtlichen Gräbern am Nil gefunden worden.

In Ägypten war die Stieranbetung also sehr alt. Darstellungen aus der ersten Pharaonen-Dynastie zu Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. zeigen, wie ein starker Stier die Mauern feindlicher Städte zerstört. Und ebenso fanden sich in den Gräbern aus vorgeschichtlicher Zeit – in Abusir-el-Meleq und Charatsche am Nil – Amulette mit dem Stierkopf als Schutzzeichen gegen Krankheiten und böse Geister, wie sich vermuten läßt. Auch in Unterägypten – also im Raume des Nildeltas beim Mittelmeer – lassen sich lokale Stierkulte schon in der dunkelsten Vorzeit erkennen. Dort war eine sehr alte Bezeichnung für den Stier *Kem-Wer – Der Schwarze-Große.*[91]

In den Zeiten, da am Nil die ersten Texte in den Pyramiden der Pharaonen erscheinen – etwa um die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. –, hat der Stier bereits eine merkwürdige Verwandlung durchgemacht. Er wird zum Teil mit einem Sonnengott identifiziert; das heißt, vom Sonnengott wird behauptet, er sei ein *Großer Wildstier.* Außerdem wird eine *Wildkuh* als *Mutter des Unas* bezeichnet – des letzten Pharaos der 5. Dynastie.[92]

In anderen Pyramidentexten dagegen lautet das Glaubensbekenntnis an den auferstehenden Stier, mit dem sich der tote Pharao identifiziert, noch deutlich: *Ich rufe es dir zu ..., du hast keinen menschlichen Vater, du hast keine menschliche Mutter. Dein Vater ist* (vielmehr) *Der Große Wildstier.*[92a] Und in der Folgezeit: *Ich komme zu dir, Stier (Gewaltiger) unter den Sternen, Thoth, Mond, der am Himmel ist. Wenn du auch im Himmel bist, ist dein Glanz doch auf Erden, und dein Licht erhellt die beiden Länder.*[93] *Heil dir, Osiris-Orion am Himmel, der glücklich in seinen Ländern landet, wenn er unter den Sternen fährt ... Erhebe dich, du Stier.*[94]

Andererseits erklärt eine jüngere Inschrift den Mondgott Thoth als *Vertreter des Re* (der Sonne), *den Stier unter den Sternen.*[95]

Der Apis-Stier, von dem Manetho im Zusammenhang mit der unterägyptischen Stadt Memphis bei Kairo spricht, galt noch am Ende der selbständigen ägyptischen Geschichte in den Jahrhunderten vor Chr. als Verkörperung des ursprünglichen Mondgottes Ptah. Statt den Stier aber, wie es anderswo üblich war, in Basalt oder Gold darzustellen und als goldenes Bildwerk im Heiligtum von Memphis aufzustellen, schuf sich die Theologie dieser Stadt einen besonderen Kult: sie hielt in zwei kostbar ausgestatteten Räumen beim Tempel des Ptah einen lebendigen und höchst irdischen Stier.

Es war freilich kein gewöhnlicher Stier. Er wurde vielmehr nach geheiligten Überlieferungen aus den Tieren des Landes besonders ausgewählt. In den beiden Räumen, in denen er sich frei bewegen konnte, wurde er dann sorgfältig beobachtet und gepflegt. Er war die *lebendige Wiederholung des Ptah.* Trotzdem würde die moderne Ägyptologie ihre höchsten Bedenken anmelden, wenn man den Ptah der geschichtlichen Zeit noch für einen reinen Mondgott halten würde.

Die Beschreibungen des *Stieres von Memphis* erwähnen ein schwarzes Fell, einen dreieckigen weißen Fleck auf der Stirn und auf der rechten Seite ein weißes Zeichen, *ähnlich dem Monde, wenn er zu wachsen anfängt.* Tatsächlich zeigen Abbildungen dieses Stieres von Memphis an der Brustseite die Neumondsichel.

So beschreibt zum Beispiel Herodot (III, 28), den man gemeinhin für zuverlässig halten darf, den Apis als *Kalb: Er ist ganz schwarz und hat nur auf der Stirn ein weißes Viereck, sowie auf dem Rücken das Bild eines Adlers; an seinem Schwanz hat er doppelte Haare und an der Zunge einen Käfer.*

Wenn dieser Stier starb, wurde er in feierlicher Zeremonie in einem eigenen Grab beigesetzt. Das Grab bestand aus einem langgestreckten unterirdischen Raum, über dem sich ein großer Tempel erhob: das Sarapion. Aus Überlieferungen geht hervor, daß dieses Sarapion ein berühmter Wallfahrtsort der Ägypter war. Die Grabstätte ist 1850 von dem Forscher Mariette entdeckt und ausgegraben worden. In der Gruft fand Mariette insgesamt 24 Sarkophage mit Mumien verstorbener Stiere.

Sofort nach dem Tod eines Apis wurde nach einem geeigneten jungen Nachfolger Ausschau gehalten. Es mußte ein neugeborener Stier sein, der den religiösen Vorstellungen genau entsprach. Er mußte ein schwarzes Fell, einen dreieckigen weißen Fleck auf der Stirn und ein halbmondartig geformtes Zeichen auf der Brust oder auf der Seite haben. So stellten sich jedenfalls die Ägypter die Inkarnation der himmlischen Gottheit vor, die in das Heiligtum von Memphis einziehen durfte.

War nun ein solcher Stier gefunden worden, so brachte man ihn keineswegs sofort nach Memphis, sondern baute ihm an seinem Geburtsort ein nach Osten gerichtetes Haus, in dem er sich vier Monate lang aufhalten mußte. Nach Ablauf dieser Frist

– in der er mit Milch aufgezogen wurde – brachte man ihn zu einem Ort am Nil: Nilopolis. Die Überführung geschah selbstverständlich bei Neulicht, wie es dem Wesen des jungen Stieres entspricht. In Nilopolis wurde das Tier vierzig Tage lang gepflegt. Erst dann trat es auf einem geweihten und eigens für den Apis eingerichteten Schiff mit einem goldenen Raum die Fahrt auf dem Nil nach Memphis an.

Die Legende aber erzählt von diesem Stier – ähnlich wie Plutarch berichtet –, daß ein Lichtstrahl vom Himmel herniederfahre, der den neuen Apis mit einer jungfräulichen Kuh zeuge. Diese jungfräuliche Kuhmutter bringe nur diesen einen Stier zur Welt, und nach ihm kein Junges mehr.[96]

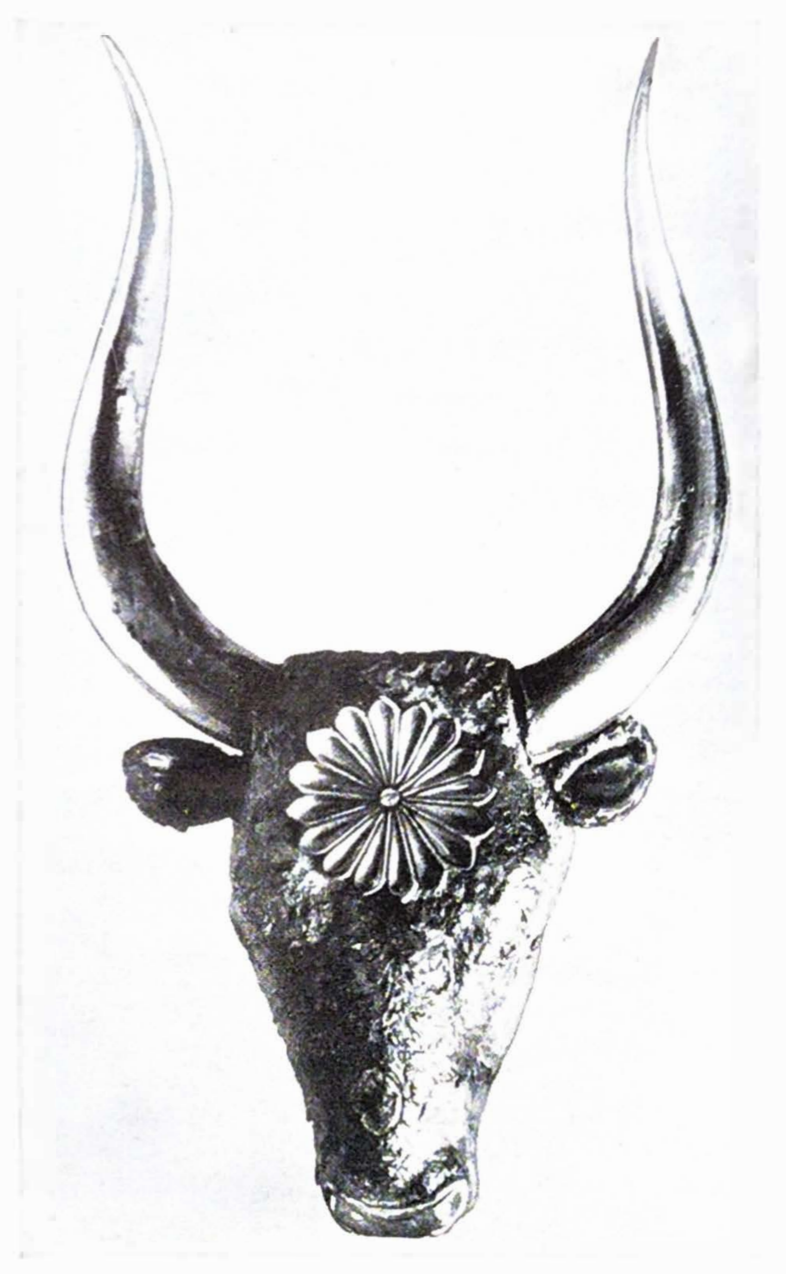
Allen Zeremonien und Kultvorschriften – das nach Osten gerichtete Haus am Geburtsort des jungen Apis, die vier Monate seines dortigen Aufenthaltes, die vierzig Tage in Nilopolis, der dreieckige Fleck auf der Stirn, das Neumondzeichen auf der rechten Seite oder auf der Brust, die beiden Räume, in denen sich der Apis in Memphis aufhielt –, allen diesen Vorschriften liegen Gesetze des Himmels zugrunde, wenngleich sie auch in ganz verschiedenen Kulturepochen entstanden sind.

Den Geburtstag des Apis feierten die Ägypter beim Steigen des Nils im Hochsommer. Es war eines der größten Feste Ägyptens. Der Stier wurde in feierlicher Prozession zum Nil geführt; und dort wurden eine silberne und eine goldene Schale – die Sinnbilder von Sonne und Mond – in den Strom geworfen, der selber heilig war und aus dem Himmel kam.

Starb der Stier – oder mußte er nach Ablauf einer längeren Mondperiode getötet werden –, dann wurde er unter großen Feierlichkeiten in den Apis-Grüften beigesetzt. Dieses Heiligtum schuf erst der Pharao Ramses II. im 13. Jahrhundert v. Chr.,[97] also zu einer Zeit, in der die Stierverehrung in Ägypten schon einige Jahrtausende alt war. Weitere sechshundert Jahre später baute Psammetich I. die Apisgrüfte neu aus. Die in den Felsen gehauenen Gänge waren schließlich 340 Meter lang.[98]

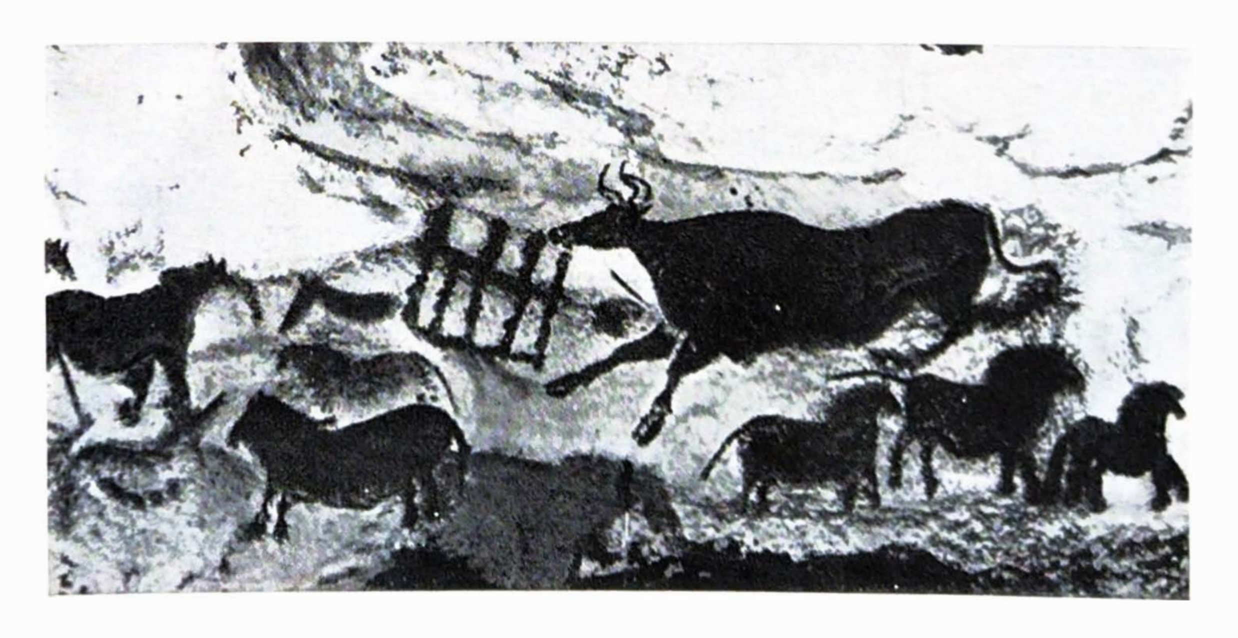
Ein Nachfolger des Psammetich, der König Amasis, entdeckte dann im 6. Jahrhundert v. Chr. seine ganze Liebe zu dem Stier: ... *weil er den Apis mehr liebte als jeder König. Er machte ihm einen großen Sarg aus rotem Granit, da seine Majestät gefunden hatte, daß noch nie einer aus Stein gemacht war, von keinem König und zu keiner Zeit.*

Der Steinsarg des toten Apis erhielt eine prachtvolle Ausstattung mit *Amuletten, und allen Schmucksachen aus Gold und allerlei prächtigen Steinen.* Es ist einer der 24 Riesensarkophage für den verstorbenen Stier, die in den Apisgrüften von Memphis entdeckt worden sind – Särge, die, aus einem einzigen Granitblock herausgearbeitet, vier Meter lang und mehr als drei Meter hoch sind und über 60 Ton-



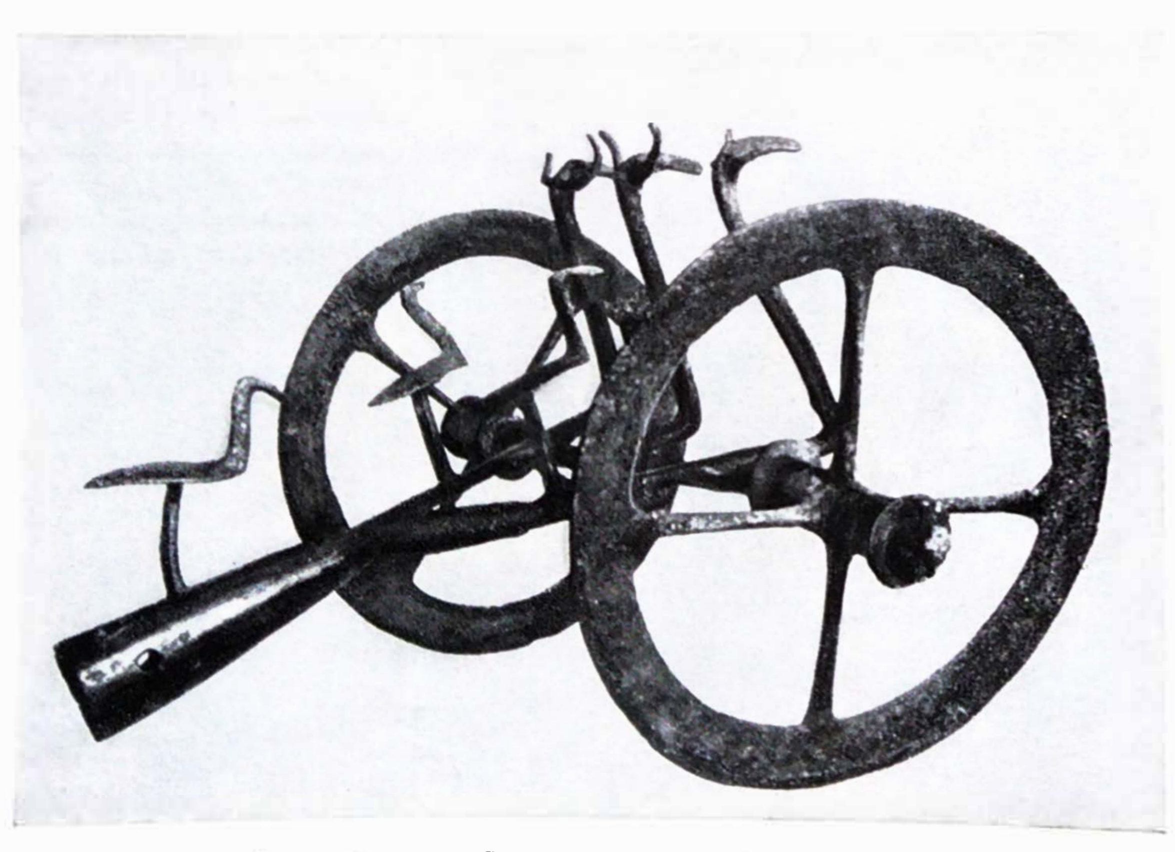
In Silber getriebener Stierkopf mit einer sechzehnteiligen Rosette auf der Stirn Von den Ausgrabungen in Mykene (Südgriechenland) Etwa 17. Jahrhundert v. Chr.

Der Stier vor der neunteiligen (?) Falle. Nachzeichnung aus der prähistorischen Höhlenkathedrale von Lascaux (Südfrankreich); geschätztes Alter der Darstellung zwischen 50 000 Jahren (nach Breuil) und 10 000 Jahren v. Ch. (nach Kühn)





Der ägyptische Apis-Stier mit Sonnenscheibe und Uräusschlange zwischen den Hörnern. Bronze. Spätzeit Letztes Jahrtausend v. Chr.



Kultisches Gerät aus Mitteleuropa. Bronzewagen von Burg (Spreewald) mit Stierköpfen Erste Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr.

nen – eintausendzweihundert Zentner – wiegen.[99] So vermochte die ägyptische Glaubenskraft einen toten Stier zu ehren.

Der Mondstier von Memphis war auch die Gottheit der Stadt Onu-Heliopolis, die gewöhnlich als Ort einer besonderen Sonnenverehrung angesehen wird, und der jedenfalls die Griechen den Namen der Sonne – von „Helios" – gaben.
Dort stand ein goldener Stier in seinem Heiligtum. Anscheinend von dort nahmen die im Nildelta ansässig gewesenen Israeliten ihre Anbetung des *Goldenen Kalbes* mit auf die Wanderung nach Kanaan, als sie im 13./12. Jahrhundert v. Chr. Ägypten fluchtartig verließen.
Zwar wissen die rabbinischen Legenden nicht mehr, daß es sich um die Mondanbetung handelt, aber sie bewahrten, daß die aus Ägypten fliehenden Israeliten beim Durchzug durch das Rote Meer den *Himmelsthron* erblickten, und daß sie unter den Gestalten, die diesen Thron am Himmel umgaben, am deutlichsten den Stier erkannten.[100]
Tatsächlich behielten die Israeliten die Stieranbetung trotz Moses und trotz blutigster Auseinandersetzungen um das rechte Kultbild bis in die jüngste Königszeit – bis in das 7. Jahrhundert v. Chr. – bei.
Von den vielen Göttern Ägyptens wurde auch Osiris im Stier verehrt. Der Stier war das *beseelte Bild* des Osiris; und wie dieser trug auch der Apis von Memphis den Titel *Herr der Westlichen* – der Toten nämlich, deren Reich im Westen lag – dort, wo der junge Mond zu sehen ist, wenn die Nacht anbricht.
Noch aus christlicher Zeit rührt eine Hymne an den syrischen Gott Attis her, in der es heißt:

Ob du des Kronos Sohn bist oder selig des Zeus,
oder der großen Rhea, sei gegrüßt . . .
Dich nennen die Assyrer den dreimal geliebten Attis,
nennt ganz Ägypten Osiris,
griechische Weisheit den gehörnten Mond am Himmel.[101]

Ägypten aber lehrte gegen Ende seiner alten Geschichte, daß der Apis-Stier nach seinem irdischen Tode mit Osiris eins werde. Die Namen Osiris und Apis verband man zu Wortprägungen wie *Osarapis, Osarape, Sarapis* oder *Serapis.* Aber es war keine reine Mondreligion mehr, sondern eine Mysterienreligion, die Tod und Auferstehung lehrte und in ihrem Gott, der einst nichts anderes als der Mond war, einen Heilgott, einen Soter und Messias sah. Bis in das 4. Jahrhundert n. Chr. wurde er als *großer und allerheiligster Gott* gefeiert; und eine merkwürdige Notiz aus Alexandria behauptet, daß *alle Völker, selbst Christen und Juden, den einen Gott Sarapis* verehrten. Römische Offiziere schrieben mit Stolz auf die Steine des Memnon-Kolosses am Nil, daß sie Diener des Sarapis wären, und römische Kaiser beteten zu ihm.[102]

Goldene Stiere überall

Es ist so, als verbinde alle Kulturschichten Europas und des Vorderen Orients eine gemeinsame Idee, die nicht allein Eigentum Asiens und Nordafrikas war.
Stiere trugen, nach den Angaben des Alten Testamentes, das *Eherne Meer* im Tempel Salomos zu Jerusalem; Stierkolosse standen vor und in den Palast- und Tempelbauten der Sumerer, der Babylonier und Assyrer, der Hethiter und Perser; und sie standen vom Tigris und iranischen Hochland bis zum Kaukasus, bis zum Schwarzen Meer und Mittelmeer und nach Süden bis nach Arabien und Kanaan. In Gold gegossen, standen die Stiere in den israelitischen Heiligtümern von Beth-El und Dan, die König Jerobeam I. im 10. Jahrhundert v. Chr. errichten ließ (1 Kg. 12, 29). Tausende und aber Tausende von Stieramuletten aus Bronze, Stein, Elfenbein, Lehm oder Gold sammelten die Museen der Neuzeit aus fast allen Ländern der Erde.
Auch die ältesten Urkunden Irans, Indiens und Europas sprechen von dem heiligen Stier oder der Kuh.
Einen goldgehörnten Stier erwähnt die heilige Schrift Avesta der iranischen Völker östlich des Zweistromlandes.
Aber auch im indogermanischen Rig-Veda, dem Kernstück der ältesten Liedersammlungen Indiens, heißt es: *Dieser bunte Stier ist hergeschritten und hat sich vor Mutter und Vater gesetzt auf seinem Wege zur Sonne . . . Der Büffel hat nach dem Himmel Ausblick gehalten . . . Die dreißig Stufen* (Tage?) *herrscht er . . .*[103] *Der tausendhörnige Stier, der aus dem Meere aufging, mit diesem Mächtigen schläfern wir die Leute ein.*[104]
In Europa erscheint unter den Kulttieren der Kelten auch der Stier (tarvos). In Paris wurde ein gallo-romanischer Altar gefunden, der die Inschrift *Tarvos trigaranus* trägt.[105] Auf einem anderen, in der Nähe der französischen Hauptstadt entdeckten Altar ist ein Gott Cernunnos abgebildet, dessen Name sich von *cernu* = *Horn* ableitet. Der Gott besitzt einen Menschenkopf, an dem sich zwei Hörner befinden.[106]
Geht man hoch in den Norden Europas hinauf, dann findet man im nordischen Mythos gewaltige Stiere, die von der Meeresgöttin Gebion geboren wurden. Und die Jüngere Edda des Snorri Sturluson weiß noch, daß am Anfang aller Dinge, *als das Eis auftaute und schmolz . . ., die Kuh, die Audhumla hieß,* entstand.[107]
Daß die Griechen daran gewöhnt waren, die Stier- oder Kuhhörner für Mondbilder zu halten, erweist sich nicht nur aus ihren zahlreichen Mythen, aus ihrem Stier, der aus dem Meere steigt: noch Aratus spricht im 3. Jahrhundert v. Chr. von der *schmalgehörnten* Mondsichel. Homer bezeichnet die große Mondgöttin Hera in seinen Epen ständig als die *Farrenäugige,* als die Göttin mit den Augen eines jungen Stieres. Mit Stierhörnern erscheinen die Mondgöttinnen Selene, Me-

ne, Phoibe, Luna. Damit es deutlich wird, daß sie die Nacht erleuchten, tragen sie oft Fackeln in den Händen.
Bei einer so gewaltigen und scheinbar einheitlichen Weltanschauung der alten Kulturvölker nimmt es wunder, daß sich unvermutet Konflikte und Streitigkeiten um diesen Stier des Himmels herausstellen.

Der Kampf um den Stier

Die Religion des himmlischen Stieres entwickelte sich keineswegs gradlinig und unangefochten, sondern hatte schwere Kämpfe zu bestehen. Das zeigt sich nicht allein im Alten Testament, darauf weisen auch die griechischen Mythen hin, die von Theseus erzählen, er habe das Land vom wilden Stier von Marathon befreit und den Stier des Minos getötet. Es war ein Stier, der den Einwohnern *großen Schaden* zufügte.[108] Wenn man bedenkt, daß der gleiche Theseus Münzen mit dem Bilde eines Ochsen schlagen ließ, von dem sogar Plutarch vermutet, daß er den Stier von Marathon darstellen könnte, dann zeigt sich hier das Zusammenfließen langer Kultstreitigkeiten in die Zeit einer einzigen mythischen Gestalt, nämlich des Theseus. Dasselbe kann man von der Zeit des Moses sagen, der den Stier bekämpft haben soll. Bei den Griechen war er überdies eine häßliche Mißgestalt, wie Euripides meint, *gemischt aus zwei Gestalten – aus einem Stier und halb aus einem Mann gebildet,*[109] oder, wie Apollodor wähnt, *ein Wesen aus Menschengestalt mit einem Stiergesicht.* Auch Herakles muß gegen einen kretischen Stier kämpfen, den er lebendig fängt. In der Argonautensage zwingt dagegen Jason zwei gefährliche und feuerschnaubende Stiere ins Joch.
In Ägypten tötet Amenophis III. – der Vater Echnatons – bei einer einzigen Jagd 76 Wildstiere.[110] Und etwa zwei Jahrhunderte später – im 12. Jahrhundert v. Chr. – zeigt ein Reliefbild von Medinet Habu, wie Ramses III. Stiere jagt.[111] Die Stiere versuchen, sich durch ein Schilfdickicht zu retten. Zwei Stiere liegen verendend am Boden, ein anderer bricht kurz vor dem Gewässer zusammen.[112]
Das ist immerhin merkwürdig für ein Land, dessen Könige sich *Starker Stier* titulierten, und für das Stiere oft genug keine einfachen Tiere sind, sondern Königs- und Gottessymbole und Zeichen der königlichen Macht und Stärke,[113] die aus dem Himmel kommt. Wenn man ferner bedenkt, daß viele Götter Ägyptens als Stiere bezeichnet, angerufen und verehrt wurden, und daß Ägypten jeden mit dem Tode bestrafte, der ein heiliges Tier jagte und gar tötete, dann scheint zeitweise ein radikaler Bruch mit dem heiligen Stier vorzuliegen.
Das ist auch deshalb wichtig und interessant, weil die Zeit Ramses III. ungefähr auch die Zeit des Moses, des Auszuges der Kinder Israel aus Ägypten und des Tanzes um das Goldene Kalb ist. Der königliche Nachfolger – Ramses IV. – be-

tont dagegen in seinem Gebet an Osiris, daß er die *königlichen Stiere am Leben* erhalten wolle.[114]

Herodot (II, 39) berichtet von einem ägyptischen Opferritus, bei dem der Kopf des Stieres abgeschnitten und unter vielen Verwünschungen weggebracht wird: *Sie verfluchen aber die Köpfe, indem sie also sprechen: wenn über sie, die Opfernden, oder über das ganze Ägypterland irgendein Unglück kommen sollte, so möge es sich auf dieses Haupt wenden.* An anderer Stelle (II, 41) schreibt Herodot – offensichtlich durch ganz verschiedene Kultbräuche in Verwirrung gebracht – daß die *reinen Stiere und die Kälber* alle Ägypter opferten, dagegen sei es nicht erlaubt, die Kühe zu opfern. Denn die Kühe verehrten alle Ägypter unter allen Tieren bei weitem am meisten. Deswegen würde auch *kein ägyptischer Mann und kein Weib einen hellenischen Mann mit dem Mund küssen* (die Griechen aßen wohl Rindfleisch), *noch würden sie das Messer eines Hellenen gebrauchen, noch einen Bratspieß, noch einen Kessel; noch würden sie von dem Fleisch eines reinen Ochsen, der mit einem hellenischen Messer zerschnitten ist, kosten.*

Dann folgt freilich im Bericht des Herodot wieder eine Schwenkung. *Die gestorbenen Rinder* – so schreibt er – *begraben sie auf folgende Weise: die Kühe werfen sie in den Fluß, die Stiere aber begraben sie . . . in der Weise, daß das eine Horn oder auch beide Hörner über das Grab ragen, als Wahrzeichen.*

Ägypten zeigt demnach im 5. Jahrhundert v. Chr. ganz verschiedene Sitten und eine keineswegs einheitliche Auffassung. Schließlich vermerkt Herodot noch, daß die Priester Rindfleisch äßen, und zwar *jeden Tag eine große Menge* (II, 37). Als aber die Einwohner der Städte Marea und Apis, im libyschen Grenzgebiet westlich vom Nildelta, Rindfleisch essen wollten, weil sie sich nicht für Ägypter hielten, wurde dies durch einen Orakelspruch der Gottheit abgelehnt.

Von Indien und seinen heiligen Schriften aus den beiden letzten Jahrtausenden v. Chr. gewann die moderne Forschung geradezu den Eindruck, als sei die ganze dortige Vorstellungswelt damals ein einziger Kuhstall gewesen, *wo Morgenröte und Licht, Wolken und Regen, Götter, Gebete und Opfergaben allesamt Kühe oder Stiere sind.*[115] Getreu dem *heiligen Wissen* der ältesten Schriften des Atharva-Veda und des Brahmana erhielt sich bis in die Gegenwart das strenge Gebot, keine Kuh zu töten. Denn die Gottheit galt als *Große Kuh.* Auch das Ramayana spricht von der *Himmelskuh.* In den indischen Mythen existiert ferner eine Kuh Kamaduh, die alle Wünsche erfüllt, und der heilige Stier Nandin.[116]

Eine Kuh zu töten, bedeutete nach den alten Religionslehren Indiens *das schändlichste aller Verbrechen.* Alle, die derartiges taten oder duldeten oder gar Rindfleisch aßen, schmachten in der Hölle. Sie schmachten dort so viele Jahre, wie der Körper des getöteten Tieres Haare besaß. Wer eine Kuh stahl, verletzte oder tötete, den traf unweigerlich die Todesstrafe. Der Boden, auf den Kühe ihre

Ausscheidungen fallen ließen, galt als geheiligt. Wenn es aber einem Sünder widerfuhr, daß sich der Harn einer Kuh auf ihn ergoß, dann verwandelte ihn ein so großes Glück unverzüglich in einen Heiligen. Milch, Urin, Knochen, Hörner, Klauen und Haare des Rindes sind bis zur Gegenwart indische Arzneimittel.[117]
Der dem Apostel Paulus zugeschriebene Hebräerbrief weiß Ähnliches auch von den Bewohnern Palästinas, obgleich schon Moses gegen das Goldene Kalb auftrat. Der Hebräerbrief sagt jedenfalls folgendes: *Wenn schon das Blut von Bökken und Stieren und die Asche einer Kuh durch Besprengung Unreine heiligt, daß sie leiblich rein werden, um wieviel mehr wird das Blut Christi, der kraft seines ewigen Geistes sich selbst als makelloses Opfer Gott dargebracht hat, euer Gewissen von toten Werken reinigen, damit ihr dem lebendigen Gott dient!* (9, 13 f.).
Aufschlußreich ist auch, was Titus Livius aus der römischen Geschichte des 2. Jahrhunderts v. Chr. zu erzählen weiß: *Die in diesem Jahre gemeldeten Schreckzeichen waren folgende: in Kampanien habe ein Rind geredet, zu Syrakus ein wilder Stier, der sich von der Herde losgelöst, eine eherne Kuh besprungen und mit seinem Samen bespritzt. Im crustuminischen Gebiet wurde einen Tag an Ort und Stelle eine Betandacht gehalten, in Kampanien das Rind auf Kosten des Staates in Fütterung gegeben; auch wurde das Schreckzeichen von Syrakus so gesühnt, daß die Opferbeschauer die Götter namhaft machten, denen geopfert werden mußte* (41, 13).
Mit diesem flüchtigen Rundblick auf die Stier-Religion, ihre Ursprünge, Entwicklungen und Abarten im Gange einer vieltausendjährigen Kultur- und Geistesgeschichte läßt sich schon etwas mehr erkennen, als nur das Schicksal einer durchaus rational zu bewertenden Mondlehre. Weil aber Fragen der Psychologie nicht im Vordergrund unserer Betrachtungen stehen können – sondern die Tatsachen der menschlichen Kulturgeschichte – sei unsere Einsicht darauf beschränkt, daß in den griechischen Mythen, den ägyptischen Opferbräuchen und wahrscheinlich auch in den römischen Schreckzeichen ernste kultische Auseinandersetzungen um den Stier verborgen sein müssen. Auseinandersetzungen, die sicher keine derartig festen und schicksalgleichen Begriffe in der Vorstellungswelt der Menschen hätten prägen können, wenn sie nicht schon Jahrhunderte oder sogar Jahrtausende vorher begonnen und sich in das Bewußtsein der Menschen eingegraben hätten. Und es liegen uns tatsächlich Texte vor, die zeigen, daß der Kampf um den Stier und um das Stiersymbol Jahrtausende alt ist.
Im Gilgamesch-Epos aus dem 3. Jahrtausend vor Christus schleudert der Gott des ganzen Himmels, Anu, einen ungeheueren Stier zur Erde. Es war ein so böser und gefährlicher Stier, daß er achthundert Menschen das Leben nahm. Gegen diesen Stier kämpfen Gilgamesch und sein Gefährte Enkidu. Sie töten den Stier. Triumphierend heißt es dann in jenem alten Epos, das die Keilschrifttafeln hinterließen: *Mein lieber Freund, wir haben das himmlische Tier besiegt. Können wir*

jetzt sagen, daß wir unter den Nachkommen nicht berühmt sein werden? Eintausend Jahre später schritt der Religionsstifter Israels, Moses, erfolglos gegen den Stierkult seines Volkes ein; und ein weiteres halbes Jahrtausend verging, bis der Prophet Osee gegen den *ekelhaften* Stierdienst von Samaria wetterte, wie das Alte Testament berichtet (Os. 8, 5 f.). Aber das Ringen um den Stier kommt nicht nur in der Geschichte vom Goldenen Kalb zum Ausdruck, sondern darüber hinaus an allen möglichen Stellen des Alten Testamentes, wo man ihn gar nicht erwartet und wo der Stier als heidnisches Symbol auch eigentlich gar nichts zu suchen hat. Das liegt daran, daß viele alttestamentarische Texte in ihrem ursprünglichen Sinn offenbar schon von denen nicht mehr verstanden worden sind, die sie niederschrieben.

Das Goldene Kalb steht einträchtig in den gleichen Schriften, die davon berichten, daß Gott, der sein Volk Israel aus Ägypten führte, *wie wilder Ochsen Gehörn* sei (Nm. 23, 22). Und das Kalb steht friedlich neben anderen Symbolen. Die Texte, die es beschimpfen, stehen in der gleichen Heiligen Schrift, die davon erzählt, wie das Volk die Hörner des Altares seines Heiligtums als rettende Zuflucht heiligte und seinen Gott und Herrn selber als *Horn der Rettung* pries.

Ein Gebot des Herrn an Moses lautet: *Und du sollst den Farren* (den jungen Stier) *schlachten vor dem Herrn, vor der Hütte des Stifts. Und sollst von seinem Blut nehmen und auf des Altares Hörner tun mit deinem Finger* (Ex. 29, 11–12). *Und Aaron soll auf seinen Hörnern versöhnen einmal im Jahr mit dem Blut des Sündopfers zur Versöhnung ..., denn das ist dem Herrn ein Hochheiliges* (Ex. 30, 10). Es sind die Hörner des Goldenen Kalbes, von dem es heißt: *und machte ein gegossenes Kalb. Und sie sprachen: Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Ägyptenland geführt haben* (Ex. 32, 4) – und wohl die gleichen Hörner, von denen der Prophet Ezechiel meint: *Zur selben Zeit will ich das Horn des Hauses Israel wachsen lassen und will deinen Mund unter ihnen auftun, daß sie erfahren, daß ich der Herr bin* (Ez. 29, 21).

Jeremia klagt freilich: *Er* (der Herr) *hat alle Hörner Israels in seinem grimmigen Zorn zerbrochen* (Klgl. 2, 3); und Amos fordert (ebenfalls im Namen seines Herrn): *Denn zu der Zeit, wann ich die Sünden Israels heimsuchen werde, will ich die Altäre zu Beth-El heimsuchen und die Hörner des Altares abbrechen, daß sie zu Boden fallen sollen* (Am. 3, 14).

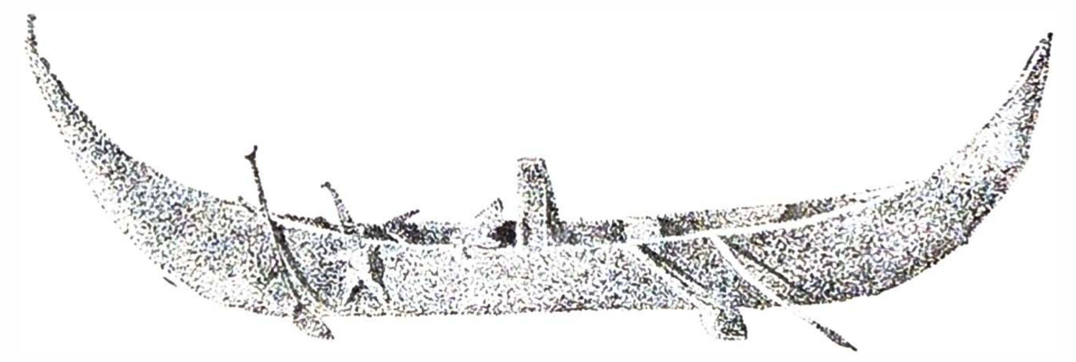
Moses hat mit seinem erbitterten Kampf gegen den Stier – von den Anbetern des Goldenen Kalbes ließ er allein über 3000 umbringen – jedoch nicht viel erreicht, denn noch in der Königszeit – etwa in der Zeit des 10. bis 7. Jahrhunderts vor Christus – erscheint der Gott Israels mit dem Sinnbilde eines Stieres. An dieser *Sünde Jerobeams* hielten fast alle Könige des israelitischen Nordreiches fest (vgl. 2 Kg. 10, 29; 1 Kg. 12, 26–33).

DAS SCHIFF DER TOTEN

Die Sonnenschiffe

Moses kann kein prinzipieller Gegner religiöser Tiersymbole gewesen sein, denn er errichtete ein anderes Tiersymbol: die Schlange. Von dieser Schlange berichtet allerdings nicht das Buch Exodus, sondern das Buch Numeri und das 2. Buch der Könige. Dabei tritt die Schlange als eine *feurige* auf, und zwar im Rahmen einer Wundererzählung, derzufolge der Herr gegen das murrende Volk *feurige Schlangen* sandte, die zubissen, so daß viele starben.
Diese Schlange ist somit ein Todessymbol. Aus ihm schuf nun Moses – auf den Rat des Herrn – die eherne Schlange als Schutzzeichen des Heils und des Lebens (Nm. 21, 6–9). Das Buch der Könige bestätigt später, daß die Israeliten dieser Schlange – die *Nohestan* hieß – bis in die Zeit des Königs Hiskia (8. Jahrhundert v. Chr.) Rauchopfer darbrachten. Erst Hiskia zerschlug das Schlangenbild des Moses. Er zertrümmerte wieder ein Tiersymbol, die Schlange des Heils, die zu errichten der Herr dem Moses befohlen hatte (2. Kg. 18, 4).
Die Frage taucht auf, ob und was die Schlange – die Moses errichtete und Hiskia wieder zerschlug – mit dem Monde zu tun haben könnte. Schließlich kann man die Stierhörner verstehen, denn die sieht man ja tatsächlich, aber die Schlange? – Es muß ein merkwürdiges Volk gewesen sein, das darauf verfiel, ausgerechnet in der Schlange ein Mondsymbol zu schaffen und in ihr eine Erscheinung des Mondes zu sehen. Ein Symbol dazu, das man fürchtete, ehrte und anbetete und dem man Opfer brachte. Es war aber nicht nur ein Volk, sondern es waren fast alle, die die Schlange als Symbol des Mondes betrachteten. Wie aber kamen sie dazu? – Nun, die Geschichte der Schlange ist kennzeichnend für die Entwicklung religiöser Vorstellungen überhaupt. Zunächst muß man einmal unterstellen, daß die Auseinandersetzungen in der ältesten Religionsgeschichte der meisten Völker – von der jüngeren erst gar nicht zu reden – nicht um die Mondanbetung an sich gingen, sondern um das heilige Symbol des Mondes – wie ja auch heute noch viele Streitigkeiten in der „Weltanschauung" nicht um Kernfragen gehen, sondern um Symbole, um Sinnbilder, eben um Bilder.
Um das Schlangenbild zu verstehen, ist es notwendig, wieder in die ältesten Zeiten zurückzukehren und mit der Einsicht zu beginnen, daß die Mondsichel in südlichen Breiten – in der Südzone des Mittelmeeres und noch betonter in Ägypten und am Persischen Golf – gar nicht wie ein Stiergehörn aussieht. Jedenfalls erinnert das optische Bild des bei der Sonne stehenden Mondes an etwas ganz anderes, nämlich an ein Schiff.
Die Mondsichel liegt dort horizontal. Je weiter man nach Süden kommt, desto

stärker wird der Eindruck, daß dieses Schiff regelrecht auf einem himmlischen Ozean schwimmt. Je schmaler die Mondsichel ist – je näher sie also bei der Sonne steht – desto ausgeprägter ist dies. Dabei befindet sich das Schiff nur in der Nähe des Horizonts (vgl. Abbildung S. 180).
Erst wenn man auf der nördlichen Erdhalbkugel nach Norden wandert – also nach Europa und über den Kaukasus nach Rußland – richtet sich die Mondsichel immer mehr auf. Schon an den Mittelmeerküsten Europas liegt das Schiff nicht mehr ganz horizontal, sondern richtet sich auf, bis dann im Norden Europas die Sichel nahezu aufrecht steht.
Das Schiff im himmlischen Ozean kann demnach keine Erfindung des Nordens sein, sondern die des Südens. Den Stier dagegen entdeckten wahrscheinlich keine Südvölker am Himmel, sondern Völker, die nördlicher wohnten und vor allem Jägervölker waren.
Wenn also in den meterlangen Sprüchen des Ägyptischen Totenbuches von der *Abend- und der Morgenbarke* der Sonne die Rede ist[118] oder von den beiden Schiffen der Sonne,[119] oder wenn sich unter den ägyptischen Grabbeigaben mitunter ein kleines Schiff aus Tonerde befindet, das dann im Mittleren Reich aus Holz angefertigt und dem Toten mitgegeben wurde – neben einem tönernen Rind[120] –, dann handelte es sich zweifellos um südliche Anschauungen. Sie sind aber offenbar genauso nach Norden gewandert, wie nördliche Mondauffassungen von Jägervölkern nach dem Süden.
Das Sonnenheiligtum des Pharaos Ne-user-Re der 5. Dynastie (3. Jahrtausend v. Chr.) besitzt die Barke. Es ist ein großes, gemauertes Schiff, das an der Südseite der Anlage liegt; und es ist ohne Zweifel das Schiff, mit dem der Sonnengott Re den himmlischen Ozean überquert.[121] Hier muß nochmals gesagt werden, daß das Mondschiff immer nur bei der Sonne zu finden ist. Es steht am Osthimmel, wenn die Sonne aufgeht, oder es ist im Westen zu sehen, wenn die Sonne untergeht.
Das Schiff machte eine sehr bemerkenswerte Entwicklung durch. Waren es zur Zeit der 5. Dynastie am Nil noch gemauerte Schiffe, die neben das Heiligtum der Sonne gesetzt wurden, so kann man nicht von echten Schiffen reden, sondern



Silbernes Bootsmodell aus den sumerischen Königsgräbern von Ur

von Schiffssymbolen. In der 12. Dynastie tauchen stattdessen neben der Pyramide des Sesostris III. große hölzerne Nilschiffe auf, die in den Wüstensand eingegraben wurden. Vermutlich lagen sie bereit, um den toten Pharao und dessen Gefolge zur gegebenen Zeit über das Wasser des Himmels zu tragen.[122]

Auch hier zeigt sich ein bedeutsamer Wandel in der Glaubensvorstellung. Aus äußerlichen Anschauungen, sozusagen aus Formbegriffen der Mondsichel, entstanden echte Schiffe. Wahrnehmungen verdichten sich dergestalt zu konkreten Lehren.

Die kupfernen und silbernen Schiffsmodelle in den sumerischen Königsgräbern von Ur und die Boote in den mesopotamischen Gräbern der Akkader[123] sind Symbole der gleichen Mondauffassung. Das silberne Boot von Ur besitzt geradezu Mondsichelform. Aus den Gräbern von Ur und von Kisch (A-Friedhof) kam ferner Ohrschmuck der Frauen zum Vorschein, der aus Gold, Silber oder Kupfer gearbeitet ist. Die übergreifenden Enden sind verbreitert und nehmen häufig geradezu Kahnform an.[124]

Das Mondschiff ist viel älter als die Königsgräber von Ur oder die Sonnenheiligtümer der 5. ägyptischen Dynastie. Es zeigt sich schon in vorgeschichtlichen Kulturstufen Ägyptens. In der sogenannten Gerzeen-Schicht (Negade II) fällt am oberen Nil die Fülle der Schiffsdarstellungen auf, und zwar nicht allein im nahen Bereich des Nils, sondern auch auf Felsbildern, die weitab vom Fluß liegen. Bei diesen Zeichnungen vermuten einige Ägyptologen – so E. Otto – mit Recht eine religiöse Bedeutung.[125] Zumeist sind diese vorgeschichtlichen Schiffsbilder mit Emblemen verziert. Darunter finden sich das Stiergehörn und die Sonnenscheibe. Eines dieser Schiffsbilder zeigt 16 Ruder.[126] Es sieht fast so aus, als wäre es ein Stier mit 16 Füßen, dessen Gestalt zu einer Schiffsform langgezogen ist.[127]

In Europa und namentlich im Norden gibt es keine Schiffe am Himmel zu sehen; dort steht die Mondsichel mit geringen Ausnahmen mehr oder weniger aufrecht. Trotzdem fahren dort die Toten, wie die Felsbilder von Ostgotland (Schweden) zeigen, in einem Boot über den Luftsund. Zum andern weiß der nordische Mythos von einem Totenschiff des Baldur. Besonders in der Bronzezeit (2./1. Jahrtausend v. Chr.) ist den Germanen die Vorstellung vom Totenschiff offenbar recht geläufig.[128]

In Nors auf Jütland kamen aus einem Tongefäß hundert kleine Schiffchen aus Goldblech zum Vorschein.[129] Ritzzeichnungen von Schiffen fanden sich an Felswänden, Steinen, Höhlenwänden in Norwegen, Dänemark, auf den Britischen Inseln, in der nordfranzösischen Bretagne, in Spanien und Portugal bis zu den Kanarischen Inseln und über den Vorderen Orient bis zur Südsee.[130]

Schiffsförmige Steinbauten wurden in Irland und Dänemark entdeckt, in Kurland am Rigaischen Meerbusen und im schwedischen Gotland. Allein achtzig der-

artiger Schiffssetzungen aus der jüngeren Bronzezeit und der älteren Eisenzeit zeigt Gotland.[131] Zum Teil fanden sich bei solchen Bauten Graburnen, Steinkistengräber und auch Skelette. Das berühmteste Beispiel bietet Kaseberge in der schwedischen Landschaft Schonen, wo 60 über zwei Meter hohe Steinblöcke die spitzovale Grundform eines Schiffes von 67 Meter Länge bilden.[132] Westeuropäische Kammergräber zeigen das Totenschiff im Innern von Grabhügeln.[133] Moderne Forscher vermuten mit Recht, daß das einer germanischen Gottheit (Germ. 9) von Tacitus zugeschriebene schiffsähnliche Signum die Mondsichel bedeutet.[134]

Die Felszeichnungen von Bohuslän in Schweden stellen das Schiff und den Stier in den Mittelpunkt der Bildkomposition (S. 76). Es sind mehrere Schiffe und verschiedene Tiere. Das größte dieser Schiffe erinnert in seiner Formgebung lebhaft an ägyptische Darstellungen aus vorgeschichtlicher Zeit. Wie dort der Schiffskörper offenbar den langgezogenen Stier andeuten soll, so zeigt das nordische Schiff am Bug einen großen Tierkopf mit einem Hörnerpaar, und das Heck ist zum Tierschwanz geformt. Dicht hinter diesem Schiff steht der große Stier mit seinen deutlichen Mondhörnern. Andere schwedische Felsbilder zeigen eine Göttergestalt im Schiff, die auf dem Kopf die Mondhörner trägt.[135]
Auch in Indien findet man das Schiff in den ältesten indogermanischen Gesängen des Rig-Veda, was darauf schließen läßt, daß es den Indogermanen mindestens seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. bekannt ist: *Deine goldenen Schiffe, Pusan, die im Luftmeer fahren, mit denen tust du Botendienst bei Surya* (der Sonne).[136]
So allein wird verständlich, was der Grieche Heraklit schließlich vom Monde meint. Er gibt ihm – freilich auch der Sonne – einen nachenartigen Körper; und es braucht nicht weiter untersucht zu werden, woher er seine eigenartige Lehre bezogen hat. Die orientalische, namentlich arabische Poesie spricht noch im Mittelalter von dem Kahn des Mondes, wie das Mondschiff den alten Ägyptern geläufig war.[137]
So läßt sich – wie schon beim Stier – von Nordeuropa bis nach Ägypten und Indien das geheimnisvolle und gleichartige Glaubensbekenntnis nachweisen. Ob im Norden der keltische Glaube seine Restspuren in der Sage vom toten Siegmund-Sohn, Sinfjötli, hinterließ, der von einem göttlichen Fährmann auf einem Boot in die Unendlichkeit entführt wurde,[138] oder ob Griechenland in seinem späten Dionysos-Kult den Schiffskarren heiligte – und zugleich den Stier[139] – dies alles entspringt unverkennbar den gleichen Ur-Anschauungen, die in Indien den alten Gesängen des Rig-Veda und in Ägypten den Hieroglyphentexten der Pyramiden und Totenbücher zugrunde liegen.
Und schließlich das Weltbild der noch heute lebenden Primitiven: Bei den Papua von Neu-Guinea ist die Mondsichel das der Vollmondgöttin Bimbaja gehörende Schiff.[140] In verschiedenen Gebieten Ozeaniens werden die Leichen in ein Boot

gesetzt, das man auf das Meer hinaustreiben läßt.[141] Dabei zeigen sich noch hier und dort dumpfe Erinnerungen an die Bedeutung des Bootes. Auf San Cristoval im Stillen Ozean (Salomoninseln) heißt das Kanu, das den Toten ins Jenseits tragen soll, *aha' aha*. Dies ist auch die Bezeichnung für die himmlische Heimat der geflügelten Schlange, zu der nach Meinung der Eingeborenen jeder Tote gelangen werde. Nur einmal gaben die Primitiven den wißbegierigen Ethnologen eine andere Antwort: der Kahn bringt die toten Häuptlinge zur Sonne.[142]

Das Schiff fährt ins Paradies

Um das Mondschiff rankt sich eines der größten Rätsel der menschlichen Geistesgeschichte. Wenn man das Schiff nämlich in südlicheren Breiten aufmerksam beobachtet, dann steht man tatsächlich vor einem Rätsel. Kurz vor Sonnenaufgang schwimmt das Schiff am Osthorizont; aber am nächsten Morgen ist es nicht mehr da; es ist verschwunden. Niemand weiß, wo dieses Schiff bei seiner Fahrt auf dem himmlischen Ozean hingeraten ist, das noch tags zuvor am dämmernden Morgenhimmel stand. Gewöhnlich dauert es drei Tage, bis das Schiff wieder erscheint. Dann taucht es aber nicht wieder im Osten auf und nicht am Morgen, sondern am westlichen Horizont, und zwar kurz nach Sonnenuntergang; es schwimmt der Sonne nach, die bereits in der Unterwelt verschwunden ist.

Kein Zweifel, dieses Schiff hat eine lange und geheimnisvolle Reise hinter sich. Wo aber ging die Fahrt eines Schiffes hin, das morgens im Osten verschwindet und abends im Westen wieder erscheint? Wäre es umgekehrt, dann könnte man sagen, es fuhr durch die Nacht, durch die Unterwelt, in der ja ohnehin alle Sterne und auch die Sonne täglich versinken. Aber ausgerechnet dieses Schiff fährt in der anderen Richtung.

Ein Schiff, das morgens im Osten verschwindet – dort, wo alle Sterne und die Sonne aufgehen – und nach drei Tagen abends im Westen wieder erscheint, ein solches Schiff fährt nicht durch die dunkle Unterwelt. Es fährt vielmehr durch etwas Lichtes, durch ein Reich, das sich stark von der Unterwelt unterscheidet, das jedenfalls nicht in der Tiefe liegt, sondern in einem unbeschreiblichen Himmel.

Damit wird verständlich, warum die Toten in fast aller Welt auf ihrer Reise in die andere Welt ein Boot benutzen: Das Schiff des Südens lehrt den Weg in das himmlische Jenseits.

Die Spuren, die auf ein jenseitiges Reich im Himmel – nicht im sichtbaren Himmel, sondern in einem jenseits davon oder darüberliegenden Himmel – weisen, finden sich nicht allein in der theologischen Spekulation mancher Religionen – die später schließlich einen Himmel über den anderen bauten: drei, fünf, sieben, neun und mehr Himmel – sondern viel klarer gerade bei Völkern, die noch nicht der

üppigen Phantasie vorderorientalischen und endlich abendländischen Philosophierens erlegen waren.

Für die alten Mexikaner lag das Kriegerparadies Tlalocan noch im Osten – dort also, wo das Schiff, das heißt, der sterbende Mond, verschwindet.[143] Auch bei einzelnen ostafrikanischen Volksstämmen liegt das *Seelenland* im Osten und hat etwas mit einem Stier zu tun.[144] Das war vor mehr als viertausend Jahren am Nil nicht anders. Die Lehre von Heliopolis verlegt das himmlische Dasein in den Osten. Dort liegt das *Binsengefilde*, das Paradies.[145] Noch im späteren ägyptischen Totenbuch wird davon gesprochen, *im Binsengefilde mit den östlichen Seelen* (zu) *ernten.*[146]

Ebenso weiß das Alte Testament, daß der Garten Eden „gegen Morgen", also im Osten lag (Gn. 2, 8).

Diese Auffassung entspricht auch den Vorstellungen, die aus dem sumerisch-akkadischen Gilgamesch-Epos sprechen: Der Garten der Götter, wo die Bäume Blüten und Früchte aus Edelstein tragen, liegt im Osten. Jenseits – hinter einem großen Todeswasser – liegt dort im Osten die Insel der Seligen, wo der sumerisch-akkadische Noah – Utnapischtim – das ewige Leben führt.[147]

Der Osten als Ort des Jenseits hat demnach nichts mit dem Aufgangsort der Sonne zu tun, wenigstens ursprünglich nicht. Es ist die Gegend, wo das Schiff verschwindet.

Jedoch kann man über den himmlischen Ort verschiedener Meinung sein; denn das Schiff fährt zwar im Osten in das Paradies hinein, kommt aber im Westen aus ihm heraus. Und auf das Herauskommen im Westen scheint es einigen Religionsstiftern angekommen zu sein.

Das ägyptische Buch Amduat erklärt es so: *Der Anfang ist das Horn im Westen, das Ende ist die* (Morgen-) *Dämmerung.*[148] Das ist noch reine Mondlehre: im Westen erscheint der junge Stier; dort wird er geboren, dort ist der Anfang. In der Morgendämmerung stirbt der Mond im Osten; dort ist das Ende. Folglich ist der Ort des neuen Lebens allein Westen: *Wenn man selig wird, weil man Gott verehrte, so werde ich Steuermann in dem Schiff der Millionen sein und werde von der Morgenbarke* (Osten) *zur Abendbarke* (zur Auferstehung im Westen) *überwiesen unter dem Gefolge des Re* (der Sonne), *wenn er den Himmel durchfährt.*[149]

Hier ist es ganz klar: die Auferstehung liegt bei der Abendbarke, die im Westen erscheint. Wer gottesfürchtig war, wird selig und von der östlichen Morgenbarke zur Abendbarke im Westen *überwiesen. Nicht einen Mann im Jenseits zum Osten überfahren!*[150] – so lautet eine Parole der vielseitigen ägyptischen Glaubenslehren. *Im Westen Leben zu geben wie Re* (die Sonne) *täglich.*[151]

Dies ist freilich bereits reine Religion und verfälschte Naturbeobachtung. Denn im Westen empfängt allein der junge Mond sein neues Leben, nicht die Sonne. Die Sonne geht im Westen nur unter. Es ist einer der typischen Sprüche, die alte

Mondlehren von ihrer Wurzel lösen und sie falsch auf andere Götter – hier die Sonne – übertragen. Es ist Synkretismus, der sich endlich dem Verstande verschließt und „unerforschlich" wird. Für den Buddhismus liegt das Paradies ebenfalls im Westen.[152]

Bei den Kupfer-Eskimos von Kanada heißt es mitunter, daß die Toten zum Monde gingen oder nach dem Westen. Eine Eskimofrau erkundigte sich bei dem Forscher Jenness – der, bevor er zu den Kupfer-Eskimos kam, seine Studien bei den westlichen Eskimos betrieben hatte – ob er dort nicht ihren vor Jahren verstorbenen Mann angetroffen habe.[153]

Auch für die Chimu an der Küste von Peru in Südamerika lag das Totenreich im Westen: auf den der Küste vorgelagerten Inseln.[154]

Aus dem Jenseits geht man heraus – wie der Mond. So weiß es jedenfalls das Ägyptische Totenbuch in den Nachschriften zu den Beschwörungstexten: *Sagt der* (tote) *Mann diesen Spruch, so geht er wieder ein in den Westen, nachdem er herausgegangen ist. Jeder aber, der diesen Spruch nicht kennt, der kann nicht hineingehen, der kann nicht herausgehen.*[155]

Vermutlich war für die Schreiber solcher Texte der Gedanke zu schwierig geworden, daß man im Osten *hineingeht* und im Westen *herausgeht.* Es kam ihnen nur noch auf den Spruch an – wie den Buddhisten nur noch auf den Namen des Herrn des Paradieses.[156]

Zwischen den beiden gekennzeichneten ägyptischen Auffassungen von Ost und West vermittelt eine dritte: Man solle im Westen zum Leben eingehen und erneut im Osten erstrahlen. Diese Lehre tritt schon in den ältesten Pyramidentexten der Unas-Pyramide auf.[157] Dabei erscheint der Begriff der Unterwelt, durch die man hindurchfahren muß, um neu im Osten zu erstrahlen. Diese Unterwelt wird meistens nicht sehr freundlich geschildert. In verschiedenen Texten wird die Fahrt des *Sonnenschiffes* durch die Unterwelt beschrieben.[158] Ein Spruch bedroht die Sonnenbarke beim Eintritt in das *Lebensland* im Westen.[159] Und ein Pyramidentext empfiehlt, daß der Tote *nach jener östlichen Seite des Himmels übersetzen soll, wo die Götter geboren werden.*[160] Dies muß nicht unbedingt eine Sonnenlehre sein. Denn im Osten gehen auch die Sterne und der Vollmond auf. Aus allem geht hervor, daß die gegensätzlichen Ansichten über den Ort des Jenseits zu zwei verschiedenen Totenorten führten.

In Altjapan war der Glaube an zwei Menschenklassen verbreitet, von denen die eine nach dem Tode in die Unterwelt, die andere in den Himmel gelangte.[161] Daß vorderasiatische Religionslehren zwischen Unterwelt – die sich endlich zur Hölle verwandelte – und himmlischem Paradies unterschieden, braucht hier zur Erhellung der menschlichen Geistesgeschichte nicht näher erörtert zu werden. Der Gang ist ohnehin erkennbar. Es genügt auf die jüngere Edda der Nordgermanen zu

verweisen: *So ist eine Wohnung, die Alfheim heißt. Da haust das Volk, das man Lichtalfen nennt; aber die Schwarzalfen wohnen unten in der Erde und sind jenen ungleich von Angesicht, und noch viel ungleicher in ihren Verrichtungen. Die Lichtalfen sind schöner als die Sonne von Angesicht, aber die Schwarzalfen schwärzer als Pech.*[162]

Genauso kannten die Ägypter ein himmlisches und ein unterweltliches Reich.[163] Welche Formen die Jenseitserwartungen bei primitiven Völkern aber annehmen können, zeigte sich noch in der Neuzeit in Südamerika. Dort brachen ganze Volksstämme zu Wanderungen auf, um den Jungbrunnen zu finden und das Land, in dem man nicht sterben muß.[164] Bei Babyloniern und Israeliten trat das himmlische Jenseits während langer Epochen ganz zurück. Das Alte Testament kennt es, abgesehen von der Paradiesgeschichte, kaum.

Die Höhle von Pindal und die Schöpfungsgeschichte

Das neben dem heiligen Stier schon in vorgeschichtlicher Zeit auftauchende Weltbild der Sonnenschiffe, die auf einem himmlischen Ozean schwimmen, führte nicht etwa zu einer Verdrängung und Vernichtung des Stieres. Derartige Unduldsamkeiten sind den Menschen der Frühzeit ziemlich fremd geblieben. Zum Teil trat zwar eine Verdunklung der Stierlehre ein, zum andern Teil ging der menschliche Geist ganz andere Wege, um den großen Gegensatz zwischen Stier und Schiff auszugleichen. Er ließ nämlich, besonders in den griechischen Mythen, kurzerhand große Stiere aus dem Meer steigen. Es sind meist schöne, weiße Stiere, die zum Erstaunen aller Nachfahren aus den Meeresfluten auftauchen und an den Küsten des Mittelmeeres an Land gehen.

Aber das über den himmlischen Ozean fahrende Mondschiff bewirkte nicht nur, daß sich der fliegende Stier zu einem aus dem Meer steigenden weißen Stier wandelte, sondern in der Vorstellung mancher Völker auch noch zu einem anderen Lebewesen: aus dem Schiff entstand auch der Fisch.

Diese Vermutung gewinnt an Glaubhaftigkeit, wenn wir uns daran erinnern, daß sich das Mondschiff des Südens im Norden gar nicht mehr wie ein horizontal schwimmendes Schiff benimmt, sondern wie ein Fisch, der aus dem Wasser emporschnellt. Nochmals: wer an das Schiff auf dem himmlischen Meer gewöhnt ist und dann nach Norden wandert, kann das Schiff unmöglich noch für ein Schiff halten, vielmehr für einen Fisch, der mit herumschnellender Flosse nach oben springt. Deshalb muß der Fisch nordische, das heißt: europäische (oder nordasiatische?) Lehre sein. Er ist eine Lehre südlichen Ursprungs, die den Ansichten des Nordens angemessen ist. Nicht ohne Sinn verwandelt sich die Gestalt des nordischen Gottes Odin nicht in ein Schiff, sondern in einen Fisch oder eine Schlange.[165]

An der Nordküste Spaniens – dem Atlantischen Ozean nach Westen zugewandt und in den steilen Felshängen über dem rauschenden Meer verborgen – liegt die Höhle von Pindal. Sie gehört zu den Heiligtümern des Altmenschen. Inmitten der vielen Wandbilder von Elefanten, Hirschen, Pferden, Rentieren und Bisons ist auch ein schön gezeichneter Fisch mit langen Flossen und kleinem Kopf zu sehen. Direkt darunter befindet sich die zerstörte und kaum mehr kenntliche Zeichnung eines Stieres. Hat hier in grauer Vorzeit ein Mensch den Stier durch den Fisch ersetzt? In der Nähe der Malerei sind eine Fülle roter Punkte und ein unbekanntes Zeichen zu sehen.[166]

Kein Forscher kann sicher sagen, wie alt diese Bilder sind. Zum Teil stammen sie aus einer Zeit, in der in Spanien noch das Mammut lebte. Die Bilder müssen jedenfalls Jahrtausende älter sein als die Pyramiden am Nil.

Wenn nunmehr – nach der Stierlehre – auch der Fisch als Mondsymbol im Süden auftaucht, wo er eigentlich nicht hingehört, dann kann man nur zu dem Eindruck gelangen, daß Europa hier die Weltanschauung des südlichen Orients zu beeinflussen versucht. Dabei zeigt sich, daß auch der heilige Fisch bereits in Ägypten heimisch ist, als sich der Vorhang der Geschichte über den Gräbern hebt. Der Name des ältesten Königs zu Beginn der historischen Zeit, Narmer, steht zwischen den beiden Stierköpfen der Königspalette und ist aus einem Fisch gebildet, über dem ein Meißel liegt.[167] Deutliche Beziehungen des Stieres zum Fisch bewahrten die Osiris-Mysterien, die erzählen, daß der Phallus des Osiris (der sich mitunter direkt im Phallus inkarniert) von einem Fisch verschlungen worden sei, der wiederum als Inkarnation des Osiris galt. Im Hauptheiligtum des Osiris im südlichen Abydos am Nil bestand der Kult des Abydos-Fisches.[168]

Der Wassergott Ea der Sumerer und danach der Babylonier und Assyrer trägt den Fisch auf dem Rücken, und deshalb identifizierte man Ea endlich ganz mit dem Fisch. Es ist wohl klar, daß nur Völker solche Gedanken entwickeln konnten, die nicht nur lange an Meeresküsten saßen, sondern sich auch auf das Meer hinauswagten. Nur ein Seevolk – das waren aber weder die Ägypter, noch die Babylonier oder Assyrer, erst recht nicht die Israeliten – konnte den Autoren des alttestamentarischen Schöpfungsberichtes die Anregung liefern, in jenen Schöpfungsbericht hineinzuschreiben, daß Gott am vierten – nicht am dritten – Tage „große Walfische" erschuf. Der Walfisch ist das einzige Tier, das die Genesis für erwähnenswert hält. Obwohl ein langer Abschnitt im ersten Kapitel des ersten Buches Mose der Tierschöpfung gewidmet ist – den Wassertieren, Vögeln, Landtieren – wird kein einziges Tier namentlich bezeichnet. Weder Elefanten noch Kamele noch die Tiere, die in der Religionsgeschichte Israels später eine so ungewöhnliche Bedeutung bekamen: Löwe und Stier. Auch die Schlange wird nicht erwähnt. Allein der Walfisch erscheint; und er steht gleich am Anfang des Berichtes über die Tiere (Gn. 1, 21).

Es ist kaum ein Zweifel möglich, daß dieses große Wassertier – das die Autoren des alttestamentarischen Schöpfungsberichtes so stark beeindruckte – aus den nördlichen Meeren der Erde stammt. Wahrscheinlich trug ein Seevolk, das den Wal dort oben gesehen und verehrt hat, die Kunde von ihm bis nach Kleinasien und Kanaan.

Nach den Fragmenten der „Babyloniaka" des Berossos – die Josephus, Eusebios und andere der verwunderten Nachwelt hinterlassen haben, denn das griechisch geschriebene Buch ging längst verloren – führten die Babylonier den Anfang ihrer Kultur auf einen Fisch zurück. Das beweist, daß den Babyloniern die Anfänge ihrer Kultur bereits damals unklar waren, es zeigt aber zugleich, zu welch großer Bedeutung das Fisch-Symbol inzwischen gelangt sein mußte, um jetzt in der Vorstellung dieser Menschen am Anfang ihrer Kultur stehen zu können. Aber eigentlich war es schon kein richtiger Fisch mehr, wie der Stier der Sumerer schon kein reiner Stier mehr war, sondern ein Fabelwesen. Sie nannten es „Oannes". Es war – nach Berossos – ein Mischwesen, halb Fisch, halb Mensch; und es sei aus dem Meere aufgetaucht, um den Menschen die Schriftzeichen und das Maß der Dinge zu lehren. Es war der Mond.

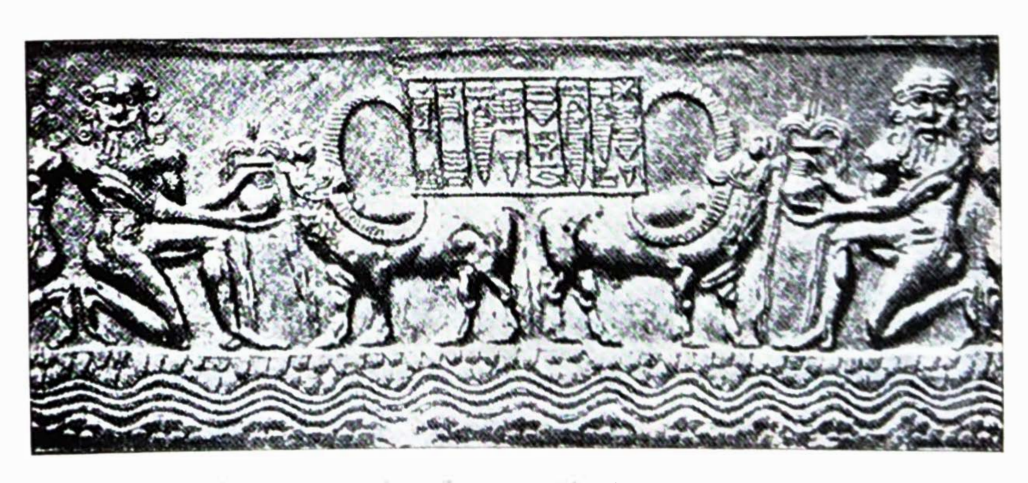
Auch Dagon, der Hauptgott der Philister, die wahrscheinlich aus Europa über Kreta nach Syrien und Palästina kamen, besaß den Fischleib und wurde in eigenen, großen Heiligtümern – so zu Gaza und Asdod – verehrt. Möglich, daß sie es waren, die dem Moses etwas von dem Wal erzählten. Aber auch der assyrische König Schamschi-Adad betete zu dem gleichen Gott, Dagan, den die Philister Palästinas als ihren Hauptgott ansahen. Die Griechen stellten sich die Artemis Eurynome von Phigalia mit einem Fischschwanz vor,[169] und den gütigen Meergott Glaukos sogar als halben Menschen und halben Fisch.

„Wäre Christus nicht Fisch . . ."

Die Kulturgeschichte des Fisches ist zwielichtig und nahm anscheinend im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. im Vorderen Orient nie die große Bedeutung an, die zum Beispiel beim Stier zu erkennen ist.

Fischopfer sind zwar aus sumerischer Zeit bekannt,[170] und Plastiken aus der sumerischen Stadt Uruk zeigen bereits um die Wende des 3. Jahrtausends v. Chr. zwei miteinander verbundene Fische.[171] Vereinzelt tragen auch kniende Beter aus frühsumerischer Zeit ein Fischamulett am Hals, und unter dem Schmuck, der bei der Leiche der Königin Schub-ad in den Königsgräbern von Ur entdeckt wurde, fand man zwei Fischamulette aus Gold und eines aus Lapislazuli.[172] Dennoch scheint der Fisch in der folgenden Zeit keine wirklich überragende Bedeutung erlangt zu haben, denn neben ihm tauchen immer wieder der Stier und das Schiff auf. Zwar

Der achtstrahlige Stern. Reste einer Wandmalerei an ausgegrabenen Ruinen von Teleilat Ghassul bei Jericho 4. Jahrtausend v. Chr.



Akkadisches Siegel aus Mesopotamien. Zwei Stiere mit Riesenhörnern; vor ihnen zwei Menschengestalten mit Wassergefäßen kniend. Vermutlich Ende 3. Jahrtausend v. Chr.



Assyrischer Gott, auf einem Mischwesen (Löwe mit Horn und Flügel und Schnabel eines Lufttieres) stehend
Rechts oben: Liegende Mondsichel, darunter sieben kugelartige Gebilde und achtstrahliger Ischtar-Venus-Stern
Links oben: Geflügeltes (Sonnen?-) Ornament

zeigt auch ein assyrischer Siegelabdruck aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. zwei Fischwesen in Verbindung mit einem Gott, und ebenso weist das große Wasserbecken aus Assur mit seinen sechzehn Fischgestalten, die acht Göttern zelebrieren, auf eine Heiligung oder kultische Bedeutung hin[173] (Abb. S. 193) – von einem allumfassenden Fisch-Kult ist im Vorderen Orient dennoch wenig zu spüren. Erst die letzten Jahrhunderte v. Chr. scheinen eine bedeutende Wandlung in den Glaubensformen gebracht zu haben.

Die iranische Wunderquelle bei Nehawend zeigt deutlich, daß zwischen dem Stier und dem Fisch Beziehungen bestehen. Hier haben sich zwei grundverschiedene Religionsrichtungen durch die Aufstellung der Statuen eines Stieres und eines Fisches offenbar versöhnt.

In Europa zeigen alte Bernsteinschnitzereien aus dem Ostseeraum (Ostpreußen) und Fischamulette aus Stein und Knochen aus Rußland und Sibirien die Verehrung des Fisches.[174] Die Fische auf dem melischen Fresko und auf anderen Denkmälern der mykenischen Epoche Griechenlands (2. Jahrtausend v. Chr.) tragen Flügel, wie die Stiere des Orients Flügel besitzen.[175] Die goldene Zierplatte, die bei Vettersfelde (Niederlausitz, Ostdeutschland) im Grabe eines skythischen Fürsten gefunden wurde, stellt den Fisch dar, auf dessen Körper verschiedene andere Tiere eingraviert sind.[176] Im Altbachtale bei Trier an der Mosel wurde von der neuzeitlichen Archäologie das Steinbild eines stiergestaltigen Gottes ausgegraben. An der Vorderseite des Sockels sind Fische abgebildet.[177]

Im griechischen Mythos taucht der Delphin als rettendes Wesen auf, und die deutschen Hausmärchen wissen von einem Fisch, der alle Wünsche erfüllt.[178]

Eine Heiligung des Fisches deuten ferner ägyptische Sargtexte aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. und – im Zusammenhang mit dem Osiris-Mythos – auch Inschriften am Tempeltor von Philae am oberen Nil an.[179]

In der Welt der ägyptischen Symbole verwandelten sich allerdings die beiden Fische in Rohre, Schilfbündel, Lippen oder Blätter. Bilder und Begriffsinhalte verschoben sich[180], wie sich überall auf der Welt Dinge, Beziehungen und Symbole ändern, wenn Menschen etwas verdrängen und umdeuten wollen. In der Rammessidenzeit des 13./12. Jahrhunderts v. Chr. wurde der Osiriskult nach einem spürbaren Niedergang, der auch den Stier betraf, neu belebt, und die Mumie des osirisgleichen Toten in der Form eines eingewickelten Abydos-Fisches dargestellt. In der Spätzeit, in den Jahrhunderten vor Christi Geburt, jedoch spitzten sich die kultischen Gegensätze um den erlösenden Fisch wieder zu: der Fisch wurde von den einen verehrt, von anderen aber als gewöhnliche Speise gefangen.[181]

Doch der Fisch ließ sich nicht ganz verdrängen. Es bedurfte nur eines Anrufes, um ihm seine alte Bedeutung als Heilssymbol zurückzugeben, mochten auch ägyptische Priester ihn bei ihren Kultfesten zertrampeln.

Auf der Metternichstele, die im ägyptischen Alexandria ausgegraben wurde und



Christliche Grabinschrift (um 200 n.Chr.) mit dem Christusmonogramm „Ichthys" („Fisch"), dessen Anfangsbuchstaben in deutscher Übersetzung ergeben: Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland — hier noch mit dem Zusatz „des Lebens". Darunter die beiden Fische als christliche Lebenssymbole

aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. stammt, steht u. a. folgender Satz geschrieben: *Mein Sohn Horus, du bist der Bruder des Abdu-Fisches, der das Entstehen* (die Auferstehung?) *verkündete.*[182]

Drei Jahrtausende nach dem Tode des Pharaos Narmer drang die Glaubensbotschaft des christlichen Erlösers im Zeichen des Fisches nach Europa. Diese Botschaft wäre wie Wasser von einer Ölhaut abgelaufen, wenn europäische Völker die Vorstellung vom seligmachenden Fisch nicht schon seit Urzeiten im Blut gehabt hätten. Fischabbildungen auf mykenischen und etruskischen Grabdenkmälern und Urnen – und zwar als Auferstehungssymbole – beweisen dies für Griechenland und Italien.[183]

Moderne Forscher wiesen nach, daß der Fisch schon bei den Israeliten Symbol des erwarteten Messias gewesen war.[184] Das griechische Prädikat des christlichen Heilandes – *Jesus Christos Theu Yios Soter,* Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland – wird durch den Fisch erklärt, denn seine Anfangsbuchstaben ergeben das Wort Ichthys, zu deutsch Fisch. Auf Amuletten, Glasgefäßen und Grabsteinen ist der Fisch der Christen abgebildet, und zuweilen trägt er noch das Schiff auf seinem Rücken, aus dem er einst hervorgegangen war.

Uraltes Glaubensgut um den Mondfisch wurde mit der christlichen Lehre wieder

in Europa lebendig. Freilich meint der heilige Augustinus, gerade in der raschen Verbreitung der christlichen Lehre über Europa einen Beweis für die Allmacht des christlichen Gottes sehen zu können: *Wenn sie nicht glauben, daß Wunder geschehen sind, so genügt uns das große Wunder, daß der Erdkreis von selber gläubig geworden ist.*[185]

Aufschlußreicher drückt sich in diesem Zusammenhang Irenäus (2. Jhdt. n. Chr.) aus, wenn er berichtet, wie sich die Barbarenstämme in germanischen und keltischen Provinzen zum Christentum bekennen: *Ohne Papier oder Tinte . . ., sondern die Heilslehre ist ihnen durch den Geist ins Herz geschrieben.*[185a] Durch den Geist, das heißt, daß es nicht das Wort der Missionare allein gewesen sein konnte, welches dem neuen Glauben zu seiner erstaunlichen Verbreitung verholfen hat. Es war der Geist, den die Missionare bereits vorfanden, als sie ihr Werk begannen.

Die moderne Psychologie nennt es heute das Urbild, den Archetypus, der seit undenkbar langer Zeit in der Seele Europas fortlebt. Und wenn der Kirchenlehrer Eusebios an den Anfang seiner Kirchengeschichte die Behauptung stellte, daß die Christen die älteste Lehre besäßen, hat er damit tatsächlich nicht ganz unrecht, obwohl er sicherlich die psychologischen Zusammenhänge nicht erkannte, die ihn zu dieser Behauptung veranlaßt hatten.[186] Vorchristliche Gedanken, von der geistigen Entwicklung der letzten Jahrtausende bereits verdrängt oder wenigstens umgeformt, erwachten in der christlichen Heilslehre, die tief im Mythos verwurzelt ist, zu neuem Leben.[187]

In einer denkwürdigen Anmerkung zum Neuen Testament – in einer alten, vergilbten und kaum noch lesbaren Pergamenthandschrift des Codex Vaticanus aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. – stehen schließlich die Worte: *Wenn Christus nicht Fisch gewesen wäre, wäre er nie von den Toten auferstanden!*[188] Denn nur Fische können – wie junge Stiere – auferstehen, und zwar am Abendhimmel. Das Licht kommt, was den Mond angeht, nicht aus dem Osten, sondern aus dem Westen.

„So werden sie den Tod vermeiden"

Auch Amerika kannte den auferstehenden Fisch. Von Alaska bis nach Kalifornien wurde der Glaube der Indianer auf den Lachs übertragen. Der erste im Sommer gefangene Lachs wird dort unter besonderen Zeremonien verspeist. Seine Gräte wird ins Wasser zurückgeworfen, damit seine Seele wiedergeboren werden kann und im nächsten Jahr neue Fische kommen.[189] In Südamerika spielt der Fisch in den Mythen primitiver Volksstämme die weitaus bedeutendste Rolle.[190] Auf den Gilbertinseln im Stillen Ozean gilt er als Heilbringer.[191] Auf der Gazellenhalbinsel von Neuguinea herrscht ein Fischgott, in dem moderne Forscher die Mondsichel sehen, den leuchtenden *Mondfisch.*[192] Und die fischgestaltigen Totenurnen Melanesiens im gleichen Raum der Erde bezeugen klar die Vorstellung von

dem Mondfisch, der, wie Osiris in Ägypten, die Toten zu sich nimmt, damit sie eines Tages auferstehen.

Fischamulette (vorwiegend Karpfen) bedeuten in China und Japan ein Zeichen der Erlösung.[193] Ja, man kann sagen, daß im ganzen Riesengebiet von China, Japan, Australien bis nach Amerika der Fisch verehrt wird, selbst der Haifisch auf Neu-Seeland, und daß viele fischförmige Särge auf seine Rolle als Toten- und Auferstehungsgott verweisen.[194]

In Afrika sind die Fische bei den westafrikanischen Ibo-Stämmen am unteren Niger noch heute heilig. Sie werden als Schutzgeister, als *unsere Mutter*, angerufen und dürfen weder gefangen noch geschädigt werden.[195] Ähnliches ist in Abessinien, in Syrien und Kleinasien nachweisbar.

Überall auf der Erde hat sich demnach der Mondfisch sein religiöses Reich erobert, und mehr oder weniger deutlich hängt es mit dem Auferstehungsglauben zusammen, der vom Monde herrührt.

Als die ersten christlichen Missionare mit ihrer Heilsbotschaft bei den abessinischen Galla-Stämmen eintrafen, sahen sie erstaunt auf das feierliche Zeremoniell der Wilden, die den geheiligten Fisch wie ein Sakrament aßen und den ihren Ohren nicht trauenden Seelsorgern versicherten: *Wir fühlen, wie der Geist sich in uns bewegt, während wir essen.*[196]

Als die frommen Puritaner zu den Eingeborenen Neuenglands nach Nordamerika kamen, um im Namen ihres fischgestaltigen Erlösers den Wilden zu offenbaren, daß, ausweislich der Schriften des Alten und des Neuen Testamentes, der Tod und die Sünde mit Hilfe einer Schlange in die Welt gekommen seien, ihr Fisch jedoch das Heil bringe, d. h. die Menschen vom Fluch des Bösen befreie, wunderten sich die Primitiven und versicherten den Puritanern, daß hier ein fundamentaler Irrtum vorliegen müsse. Der Tod, so sagten sie, sei nach ihren Überlieferungen nicht durch einen Gottesfluch über die Menschen infolge ihrer Sündhaftigkeit gekommen, sondern durch ein Versehen. Der gute Gott Kambinana hätte nämlich seinem törichten Bruder Korwouwa gesagt: *Geh zu den Menschen und sage ihnen, daß sie sich häuten sollen, so werden sie den Tod vermeiden. Aber sage den Schlangen, daß sie fortan sterben müssen.* Korwouwa hätte leider diese beiden Botschaften des guten Gottes verwechselt und den Schlangen das Geheimnis der Unsterblichkeit und den Menschen das Todesgeschick mitgeteilt.[197]

Es soll hier jedoch nicht untersucht werden, wer hier im Irrtum befangen sein könnte, Primitive oder Puritaner. Immerhin ist es erstaunlich, daß in beiden Vorstellungswelten die Schlange eine Rolle spielt. Und in diesem Zusammenhang sei abschließend daran erinnert, daß auch in der Bibel die Schlange nicht immer ein Sinnbild des Fluches des Bösen gewesen ist, denn Moses war es, der auf Befehl seines Herrn das Heilszeichen der Schlange errichtete, damit sie leben und nicht sterben sollten.

„Der nach mir kommt, geht mir voraus"

Es fiel der modernen Forschung bald auf, daß im Weltbild der Ägypter eine Art Dualismus herrschte, eine Zweiheit, die sowohl bei den heiligen Tieren als auch bei den beiden Sonnenbarken auftritt. Der gleiche Dualismus ist vielfach auch in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien nachweisbar. Weil es zwei Schiffe am Himmel gibt – das eine morgens im Osten, das andere abends im Westen – existieren auch zwei Stiere und folglich auch zwei Fische. Die Schiefertafeln des Pharaos Narmer aus der ältesten Geschichte Ägyptens zeigen bereits betont zwei Stierköpfe. Auch auf babylonischen Ziegelsteinen fand sich das Bild der beiden Mondhörner. Ebenso zeigt ein akkadisches Siegel mit dem Namen des Scharkalischarri – des letzten Königs der Sargon-Dynastie aus dem Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. – die beiden Stierhörnerpaare. Das eine Hörnerpaar weist nach rechts, das andere nach links. Es gab also auch am Euphrat frühzeitig zwei heilige Stiere, an deren Köpfen sich die riesigen Hörner befanden. Zwei kniende Menschen reichen den Tieren Opfer (Abb. S. 64).

In einem ägyptischen Sargtext heißt es: *Ich bin dieser Doppelstier am Scheitel des Re* (der Sonne).[198] Klarer kann man kaum ausdrücken, was gemeint ist. Den Doppelstier zeigen auch mehrere ägyptische Siegel aus der Zeit des Altreiches, die wahrscheinlich aus der 4. bis 6. Dynastie, also noch aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. stammen. Die beiden Stiere sind am Hinterteil miteinander verbunden, und sie zeigen merkwürdige Ähnlichkeit mit Siegelbildern der sumerischen Stadt Ur am Persischen Golf. Dergestalt deuten sich schon in der ältesten Geschichtsepoche starke weltanschau-



Palette des Königs Narmer
(vor der 1. Dynastie, 3. Jahrtausend v. Chr.)



Aus den Königsgräbern von Ur: Bild einer Menschengestalt mit zwei Stieren im Arm

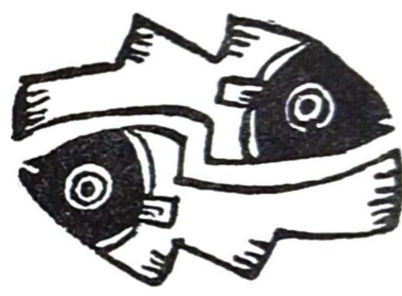
liche Verbindungen zwischen Ägypten und Sumer an.
Am Ausgang der Sargkammer der Pyramide des Unas – des letzten Königs der 5. Pharaonen-Dynastie im 3. Jahrtausend v. Chr. – steht der Text: *Seht, wie Unas dasteht mitsammen! Die beiden Hörner sind an seinem Haupte wie die zweier Wildstiere.*[199]
Im kleinasiatischen Reich der indogermanischen Hethiter gehören zwei heilige Stiere – Seris und Churris – zur ständigen Begleitung des Wettergottes.[200] Hinter den beiden göttlichen Hauptgestalten im großen hethischen Felsheiligtum von Yazilikaya sind zwei Stiere abgebildet.[201] Weiter ostwärts zeigt eine Bronzescheibe vom Gurg Tepe bei Urmia eine Menschengestalt, die zwei Stiere an den Füßen packt und hochhält.[202]
Nicht wesentlich anders ist es bei den Germanen Europas, die sich mit Stierhörnern oder Stiermasken schmückten. Die Ingur-Rune – das Gotteszeichen des Herrn der Ingväonen, der Kimbern und Teutonen – zeigt deutlich die beiden Sicheln des ab- und des zunehmenden Mondes miteinander verbunden.[203] Noch im 3. Jahrhundert v. Chr. dichtet Apollonios Rhodios in der griechischen Argonautensage: *Es weiden mir im Aresgefilde zwei Stiere; ihre Hufe sind ehern, sie schnauben flammenden Atem* (III, 409 f.).
Und was sagt das Alte Testament? Das Buch der Könige erklärt eindeutig, daß es sich um zwei Stiere handele. Freilich werden sie mit bestimmter Tendenz wieder als Kälber bezeichnet: *Aber sie verließen alle Gebote des Herrn, ihres Gottes, und machten sich zwei gegossene Kälber* (2 Kg. 17, 16).
Im Buch der Richter ist es aber ganz anders. Dort fordert der Herr nachts von dem Helden Gideon, daß er zwei Stiere nehmen solle – den Stier seines Vaters und einen anderen: *Und in derselben Nacht sprach der Herr zu ihm: „Nimm einen Farren unter den Ochsen, die deines Vaters sind, und einen anderen Farren ... und nimm den anderen Farren und opfere ein Brandopfer“* (Ri. 6, 25–26).
Nur der „andere“ Stier wird dabei geopfert. Der Stier des Vaters bleibt am Leben. Denn nur einer der beiden Stiere stirbt am Himmel. Der Stier des Vaters aber steht auf.



Ingur-Rune

Wie es zwei Stiere waren, so gab es auch zwei Fische. Die beiden Fische – der eine meist nach rechts, der andere nach links schwimmend – erscheinen sowohl auf ägyptischen Grabmalereien als auch in babylonischen Himmelsdarstellungen. Noch heute kennt die Sternkunde zwei Fische am Himmel. Inzwischen haben sie sich zu einem Sternbild verwandelt. Daß dieses Sternbild aber auf den Mond zurückgeht und auf dessen beiden Fische, dies erweist sich noch klar und deutlich aus dem gebräuchlichen Kurzzeichen der Astrologie: das Zeichen verbindet die abnehmende und die zunehmende Mondsichel durch einen Querstrich.

Zum Verständnis der alten Geistesgeschichte ist es unumgänglich, diese Grundlagen sicher zu überblicken. Zwei Stiere, zwei Schiffe und zwei Fische also. Aber welch ein Unterschied! Denn der eine Fisch stirbt, der andere wird neu geboren. Der eine Stier altert und stirbt, der andere ist jung und, wenn man will, ein Kalb. Viele merkwürdige Texte und Glaubensäußerungen des Altertums werden erst begreiflich, wenn man diesen Unterschied im Auge behält. Der neue Mond – daher *Neumond* – ist nicht der alte; er ist allenfalls dessen „Sohn“ oder Nachfolger; oder der eine ist der Verkünder des kommenden, der Wegbereiter des Heilands und Lichtbringers, der auferstehen wird. Erst wenn man diesen Unterschied berücksichtigt, wird verständlich, was Johannes der Täufer von Jesus Christus erklärt: *Der nach mir kommt, geht mir voraus; denn er war eher als ich* (Jo. 1, 15). *Er muß wachsen und ich abnehmen* (Jo. 3, 30).



Zwei Fische auf heiligen Huaca-Gefäßen der Chimu-Indianer

Nach dieser Version des Evangelisten Johannes ist reiner Mondmythos auf die Gestalt Jesu übertragen worden. Das Neulicht folgt dem sterbenden Mond, aber es geht ihm auch voraus. Die Welt entstand sicher nicht bei abnehmendem Mond, sondern beim Erscheinen der jungen Mondsichel. Schon gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. erklärten die Doketen, Vertreter einer Lehrmeinung, nach welcher Christus bei seinem Erdenwandel nur scheinbar einen irdischen Körper gehabt habe, das Sterben des Heilands für eine Art optische Täuschung; ja, sie gingen so weit, die irdische Existenz des Gottessohnes überhaupt zu bestreiten. Erst mit solcher Einsicht vermag man auf die Entdeckung der „alten“ Schlange und der jungen auszugehen.

Das astronomische Zeichen für das Sternbild der Fische

Die Schlange im Schiff

In seiner Argonauten-Dichtung vergleicht der alexandrinische Bibliothekar Apollonios Rhodios das Schiff Argo mit einer Schlange: *Wie wenn eine Schlange am Boden krümmend sich win-*

det, wenn mit glühendsten Strahlen die Sonne sie siedet und peinigt, also umkreiste die Argo lange Zeit den See.[204]

Das ist nach heutigen Begriffen ein merkwürdiger und eigentlich abwegiger Vergleich. In Wirklichkeit verhüllt sich gerade in derartigen Formulierungen – die von antiken Dichtern mit Vorliebe verwendet wurden – der eigentliche Sinn. Uns scheint der Vergleich schon gar nicht mehr so fern zu liegen; denn wenn Schiffe Fische sein können, ist auch denkbar, daß Schiffe Schlangen sind.

Den Fisch als Schlange zu bezeichnen, fiel den Mondanbetern, die den Stier verehrten, gewiß dort nicht schwer, wo dieser Fisch fast wie eine Schlange aussah. Das war vor allem der Aal. Herodot weiß von den Ägyptern, daß sie den Aal heiligten (II, 72). Dies besagt freilich nicht, daß die Schlangenverehrung aus Ägypten stammen müsse. Die Ägypter verehrten auch andere Fischarten. Zum andern ist der Aal in den Flüssen und Seen Europas stark verbreitet, fehlt dagegen in den Flüssen, die in das Schwarze Meer und in das Kaspische Meer münden. Von dort kann das Symbol der im Wasser schwimmenden Schlange nicht gekommen sein.

Eigenartigerweise hängen aber Aal und Schlange, wenn nicht alles täuscht, in der indogermanischen Sprachgeschichte eng zusammen.[205] Jedenfalls: wo Fische in aalartiger Gestalt geheiligt wurden, fiel es den Gegnern des Fisches genauso leicht, darin eine Schlange zu sehen, wie es den Feinden der Stierverehrung leicht fiel, den Stier boshaft als Kalb zu bezeichnen. Die Verdrängung fremdartiger Weltbilder durch Attribute des Bösen oder, wie beim Stier, des Kraft- und Hilflosen, gehört augenscheinlich zu einem Hauptmerkmal alter Religionsgeschichte. Für den Stierkult war nichts naheliegender, als den feindlichen Fisch als Schlange zu bezeichnen, wie umgekehrt die Fischanbeter aus dem Stier ein Kalb machten. Das zeigt sich ja im Alten Testament beim Kampf um das „Goldene Kalb" (Ex. 32, 19 ff.).

Deshalb ist anzunehmen, daß die Schlange im Zusammenprall von Jägervölkern, die den Stier heiligten, mit See- und Fischervölkern entstand, die den Fisch verehrten. Der Gegensatz in beiden Weltanschauungen geht ja weit über das Tiersymbol an sich hinaus; denn Stiere weiden nicht im Wasser oder im himmlischen Ozean. Dort schwimmen nur Schiffe oder Fische. Völker, denen jener Ozean im Himmel gänzlich ungewohnt war, haben vielleicht – dies wäre freilich eine andere Motivreihe – den Fisch zu einem Landtier umgebildet und sind so auf die Schlange verfallen.

So entstand vermutlich auch die *leuchtende* oder die *feurige* Schlange. In alten Mythen primitiver Völker wird die Schlange manchmal noch durch einen Fisch ersetzt, der dann von denselben Ängsten und Tabus umgeben ist, die sonst für Schlangen charakteristisch sind.[206]

Abbildungen der sogenannten *Sonnenschiffe* der Ägypter, die anfangs nichts anderes bedeuteten als die beiden Mondsicheln am West- und am Osthorizont,

zeigen mitunter ein deutlich zur Mondsichel geformtes Heck. Aber manchmal ist die Sichel durch einen gewundenen Schlangenkörper ersetzt.[207] Zu Schiffen geformte Schlangen oder zu Schlangen geformte Schiffe zeigen auch altakkadische oder sumerische Abbildungen. In Ägypten ist es nicht anders. Im Grabmal des Ramses VI. zum Beispiel ist die zum Schiff umgebildete Schlange mit je einem Kopf an Bug und Heck gar nicht zu übersehen.[208] Schiffe mit Schlangenköpfen an beiden Enden zeigt das gleiche Grab im Tal der Könige.[209] Und endlich gibt es ägyptische Bilder, auf denen die Schlange in ihrer ganzen Länge in ein Schiff gelegt ist.[210] Das schließt freilich nicht aus, daß die Ägypter auch andere Tiere in ihre Schiffe hineingesetzt haben.

Aber die Schlange spielte zweifellos eine besondere Rolle. Die Schlange lag nicht einfach im Schiff, sie war das Schiff selber, das Schlangensymbol war identisch mit dem Mondsymbol. Aus den beiden rivalisierenden Symbolen war ein religiöser Begriff geworden. Und wenn man die sogenannte *Erdbarke* im Grab Ramses' VI. betrachtet, dann erkennt man an den beiden Stierköpfen an Bug und Heck der Barke, daß auch der Stier in diesem religiösen Symbol aufgegangen sein muß.[210a]

Die Schlange des Todes

Das Schlangensymbol ist in Ägypten älter als die Schrifterfindung. Mit der Entstehung von Schriftzeichen beginnt keine Geistesgeschichte; sie wird dadurch nur lesbar. Einer der ersten, historisch erfaßbaren Pharaonen der 1. Dynastie trägt den Namen Djet (Schlange). Mitten in Ägypten taucht frühzeitig das Zeichen der Schlange auf. Wie der Stier *Der Große* ist, wird die Schlange zur *Großen.* Als Uräus-Schlange, die *Emporgerichtete,*[211] ist sie schon in der 1. Dynastie die Vertreterin Unterägyptens, die *aus Buto gekommen* sein soll.[212] Die Schlange scheint demnach von der Mittelmeerküste her in Ägypten einzudringen. Ein Pyramidenspruch lautet: *Ich bin Neheb-Ka'u, die Schlange. Ich bin der Schreiber des Gottesbuches, der sagt, was ist, und werden läßt, was nicht ist.*[213] Jedoch fordert die Schlange bald eine heftige, eigentlich nie verwundene Reaktion heraus, die anscheinend vom Süden, von Oberägypten, ausgeht. Im westlichen Giebelfeld der Sargkammer in der Pyramide des Pharaos Unas zu Sakkara – an deren Wänden nicht allein die Glaubensbekenntnisse der Unas-Generation um die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. geschrieben stehen, sondern, nach der Sprachform zu urteilen, auch solche, die einer noch älteren Zeit angehören und wahrscheinlich bis in vorgeschichtliche Epochen zurückgehen[214] – heißt es nicht ohne Sinn:

Gelöscht ist die Flamme. Nicht gefunden wird die Flammenschlange in dem Hause dessen, der Ombos in Beṣitz hat.[215]

Das hört sich wie eine Erklärung an, die Schlange im oberägyptischen Ombos

nicht als Gottes- und Königszeichen zu dulden. So erklärt es sich wohl, daß die Schlange an der Stirn einiger Pharaonen des ägyptischen Altreiches nicht zu finden ist.

Sogar vor den Schriftzeichen der Schlange fürchteten sich die Schreiber der Pyramidentexte. In manchen Grabkammern sind diese Schriftzeichen – die nun einmal zum Schriftsystem gehörten – zerschnitten worden, als seien Schriftzeichen eine Macht, die dem Verstorbenen gefährlich werden könnte, wenn sie gefürchtete und schädliche Zeichen enthalte. Auch die Zeichen der Fische sind in den Pyramidentexten vermieden worden.[216] In endlosen Zauber- und Beschwörungstexten wird die Schlange verflucht: *Die Schlange fällt, die aus der Erde kommt, die Flamme fällt, die aus dem Meere kommt. Falle!*[217]

Oder es steht in den Texten der Pyramidenwände geschrieben: *Erde, verschlinge du* (wieder), *was aus dir herausgekommen ist* (nämlich die Schlange)! *Falle nieder, du Sklave der Götterschaft, in das Wasser!*

Schlange, wende dich um, (denn) *Re* (die Sonne) *sieht dich!*[218]

Kein Zweifel, daß die Schlange nicht nur ihre Geistesgeschichte, sondern auch ihre politische Geschichte erlebt und im Streit der königlichen Konfessionen an Boden gewinnt und an Boden verliert. Kein Zweifel auch, daß sich in den Pyramidentexten Glaubensäußerungen mit höchst irdischen Machtkämpfen vermischen – was die Deutung jener Texte nicht einfacher macht.

Die Schlange dringt nach dem oberägyptischen Diospolis und wird dort verehrt, wie sie anderswo gehaßt und verachtet wird. Ein Religionskrieg im 3. Jahrtausend v. Chr. also um grundverschiedene Gottessymbole, aber um ein und dieselbe Monderscheinung.

Fest steht zum andern, daß die Schlange frühzeitig an der Stirn mancher Pharaonen des Alten Reiches erscheint. Der lebensgroße Kopf des Königs Dedefre aus Abu Roasch (4. Dynastie; Louvre Paris) trägt die Schlange; und ebenso erscheint die Schlange an der Stirn des Alabasterkopfes des Mykerinos.[219]

Zugleich mehren sich bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. die Anzeichen von Ausgleichsbestrebungen, die den heiligen Stier mit der Schlange gleichstellen wollen. Schon in den Texten der Unas-Pyramide heißt es: *Unas ist die Na'u-Schlange, der Stier, der leitet.* Das heißt, der verstorbene Pharao wird sowohl mit dem göttlichen Mondstier als auch mit der Schlange verglichen; und das gleiche Bekenntnis findet sich in der Grabkammer des königlichen Nachfolgers Teti: *Teti ist die Na'u-Schlange, der Stier.*[220]

In der gleichen Pyramide des Unas – des letzten Pharaos der 5. Dynastie –, deren Texte davon sprechen, daß die Schlange der Stier sei, steht nun auch zu lesen: *Hat er dich getötet, nachdem sein Herz gesagt hatte, daß du ihm sterben sollst? – Siehe, aber du bist deinerseits ihm zum Trotz geworden zu dem überbleibenden Stier der*

Wildstiere ... Es bleibt, es bleibt der überbleibende Stier, (und so) *sollst auch du, o Unas, bleibend sein an ihrer Spitze, an der Spitze der Geister ewiglich.*[221] In diesem, in altertümlicher und heute ungewohnter Ausdrucksweise verfaßten Spruch blitzt etwas auf, was im Zusammenhang mit anderen Texten derselben Pyramide verständlich wird: die Schlange ist zwar der Stier, aber sie ist das Zeichen des Todes, sie ist die sterbende Schlange. Der Stier ist hingegen das Zeichen der Erneuerung. Es ist der junge Stier, der aufersteht, der *überbleibt,* der neu geboren wird.

Von da an geht der Konflikt um die Schlange durch die ganze ägyptische Religionsgeschichte. Im Buche von der Himmelskuh – das sich die Pharaonen Sethos I. und Ramses II. (14. bzw. 12. Jahrhundert v. Chr.) an die Wand einer Kammer ihres Grabes meißeln ließen – steht unter einem Wust von Göttergeschichten und Glaubensformeln der Satz: *Die Seele aller Götter wohnt in den Schlangen.*[222]

Dagegen lautet es noch im ägyptischen Totenbuch im letzten Jahrtausend v. Chr. mit alleiniger Blickrichtung auf die Sonne: *Re* (die Sonne) *lebt, und die böse Schlange stirbt; du bestehst, dein Feind fällt.*[223]

Dagegen äußern sich die Schlangenverehrer zum Beispiel so: *Du diese Schlange, dein Leib ist der Leib des Osiris, des Herrn von Busiris.*[224] *Die zauberreiche Schlange wird gereicht. Mein Mund wird mit ihr berührt, mein Mund wird durch sie geweiht, mein Mund wird durch sie geöffnet.*[225] *Deine* (der Sonne) *Schlange wirft deine Feinde nieder, so daß du auf deiner Barke jubelst.*[226]

In einem Papyrus aus dem Ende des Neuen Reiches – also aus den letzten Jahrhunderten v. Chr. – wird breit und phantasievoll erzählt, wie die Göttin Isis aus dem Speichel der alternden und zittrig gewordenen Sonne eine *heilige Schlange* knetete. Isis ließ die Schlange aber nicht frei herumkriechen, sondern legte sie versteckt auf den Weg der Sonne. Als nun die Sonne so einherwandelte, *da biß die heilige Schlange sie.*[227]

So gefährlich und mächtig ist also die Schlange, daß sie selbst die Sonne beißen kann! Und der gleiche Denkstein – die Metternichstele aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. –, der besagt, daß die Schlange der *Leib des Osiris* sei, enthält die Beschwörungsformel: *Alle Menschen,* (die) *Re* (die Sonne) *erblicken, sollen den Sohn des Osiris preisen. Zurück Schlange! Du sollst dein Gift* (mit dir) *nehmen, das in allen Gliedern des Leidenden steckt.*[228]

Die Schlange blieb offensichtlich für bestimmte Glaubensrichtungen kein Zeichen der Auferstehung und des neuen Lebens, sondern das Todeszeichen: sie biß die Lebenden, so daß sie starben. So jedenfalls lautet eine Bibelstelle aus der Zeit des Moses: *Und das Volk ward verdrossen. Da sandte der Herr feurige Schlangen unter das Volk; die bissen das Volk, daß viel Volks in Israel starb* (Nm. 21, 4 f.).

Die Schlange des Lebens

Es gehört zu den Rätseln der Geschichte, daß die gleichen heiligen Tiere und Symbole, die in Ägypten und bei den Sumerern am Persischen Golf schon in der frühgeschichtlichen Zeit erscheinen – Schiff, Stier und Schlange – miteinander vereint auch im Norden Europas zu sehen sind. Auf der schwedischen Felszeichnung von Bohuslän ist unter anderem hinter dem großen, in der Mitte der Bildkomposition stehenden Schiff, das am Bug einen Tierkopf trägt, ein Stier abgebildet, und darunter liegt eine große Schlange. An der religiösen Bedeutung der Zeichnungen kann nicht gezweifelt werden.[229]

So wird verständlich, daß die nordische Edda eine Geschichte von Schlange und Stier in einem Atemzuge mit zwei Walen erzählt.[230] Dabei ist aufschlußreich, daß



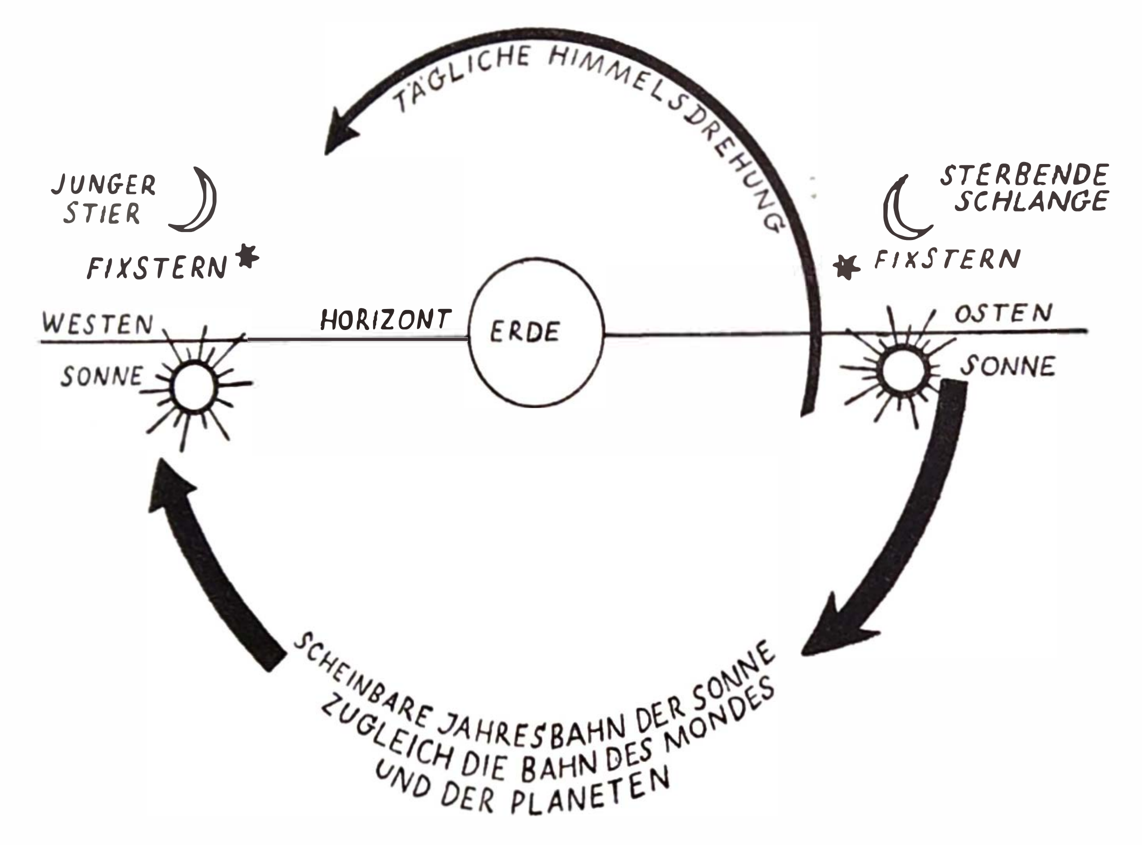
Schwedische Felszeichnung von Bohuslän

auch bei den Sumerern am unteren Euphrat und Tigris die Schlange in einer ganz klaren Verbindung mit dem Stier steht. Dies schildert der alte Etana-Mythos (KB VI, 1); und zwar gibt der Sonnengott der Schlange den Rat, sich in einem Stier zu verstecken. Die Schlange tut dies auch und schlägt in einem Stier ihre Wohnstatt auf. Bei den Sumerern hängen Schlange und Stier genauso mit der Sonne zusammen, wie die vielen Schlangen, die sich in Ägypten um die Sonnenscheibe ringeln, an ihr emporkriechen oder mit dem Kopf unter der Sonnenscheibe hervorzüngeln. Auch das Felsbild von Bohuslän in Schweden scheint nichts anderes besagen zu wollen; denn auch dort ist in der Bildkomposition oben rechts eine Scheibe dargestellt, die gemeinhin als Sonnenscheibe gedeutet wird. Endlich besagt der germanische Mythos, daß sich der Himmelsgott Odin in Schlangen verwandeln könne. Die Namen der beiden Schlangen, Ofnir und Wafnis, gehören zu Odins Beinamen. Ferner beschreiben die Heldenlieder der älteren Edda ein

Schwert mit einem Schlangenornament: *Die Schneide birgt einen blutigen Wurm, aber am Stichblatt wirft die Natter den Schweif.*[231]

Wenn man unterstellt, daß sich die Schlange aus einer undurchschaubaren und langen Entwicklung heraus allmählich zum Symbol des Todes – des sterbenden und erlöschenden Mondes nämlich – ausbildete und auch dergestalt in einem wesentlichen Gegensatz zu dem jungen Stier stand, der das Zeichen des Lebens, des neuen Mondlichtes, vertrat, dann ergibt sich zweifellos bald eine ungewöhnliche und verwunderliche Entdeckung am Himmel.
Es ist so gut wie sicher, daß diese erstaunliche Entdeckung zu der dann nie wieder vergessenen und bis in die Weltbilder der heute lebenden Primitiven wirkenden Auffassung führte – ja führen mußte –, daß aus jedem Tod neues Leben entsteht; und daß es gerade die giftige und sterbende Mondschlange ist, die zum neuen Leben verhilft. Gerade ihr Tod am Himmel brachte das neue Leben.
Wir wissen nicht mehr, welche große Verwirrung diese Entdeckung in der Theologie der Menschen angerichtet hat. Sie muß jedenfalls von weittragender Bedeutung gewesen sein. Sie muß vor allem ernste Reformationen hervorgerufen haben.
Das Alte Testament kennt diese Reformation, wenn auch zu bezweifeln ist, daß sie erst zur Zeit des Moses – also im 13./12. Jahrhundert v. Chr. – entstanden sein soll. Die Bibel berichtet jedenfalls, daß Moses aus der feurigen Schlange, die zum Tode führte, auf Geheiß seines Gottes eine Schlange des Lebens und der Rettung schuf (Nm. 21, 8 f.).
Moses errichtete die heilbringende Schlange nicht deshalb, weil er – wie die Ägypter – schon wußte, daß sich die scheinbar sterbende Schlange im Jenseits der drei Tage nur häutet, um danach als junge Schlange wieder am Himmel zu erscheinen – Moses besaß vielmehr einen viel triftigeren Grund. Es war derselbe Grund, der die Babylonier veranlaßte, ihren Schlangengott Siru zu einem Gott des Lebens und der Fruchtbarkeit zu gestalten.
Um den Beweggrund des Moses zu begreifen, muß etwas vorweggenommen werden, das in der schwierigen und doch so einfachen Geschichte des Himmels eine so entscheidende Rolle spielte, um die sterbende Schlange zu einer Auferstehungsgottheit umzuformen. Das war die Wahrnehmung, daß gerade die sterbende Schlange immer dann in der Nähe eines großen Sternes oder eines Sternbildes stand, wenn jener Stern oder jenes Sternbild zum erstenmal im Jahr aus dem Sonnenlicht heraustrat und am Himmel sichtbar wurde. In der Morgenfrühe, kurz vor Sonnenaufgang.
Nur die Schlange des Todes fand sich bei den Sternen ein, die so ihren ***heliakischen Frühaufgang*** erlebten. Wenn diese Sterne – nahe der Götterbahn, die auch die Bahn des Mondes war – am Himmel erschienen und damit gleichsam ihre

Auferstehung feierten und ihren Geburtstag, dann war es allein die Todesschlange, die bei ihnen zu sehen war. Niemals war es der junge Stier oder das „Kalb"! Dies war das Mysterium. Es erklärt sich heute aus einem einfachen Gesetz. Wenn nämlich der Mond sich als schnellster Wandler des Himmels der Sonne nähert, zeigt er stets die abnehmende Sichel. Zu dieser Zeit ist die Sonne bereits an den Fixsternen vorübergezogen, die vorher einige Wochen lang in ihrem Lichte



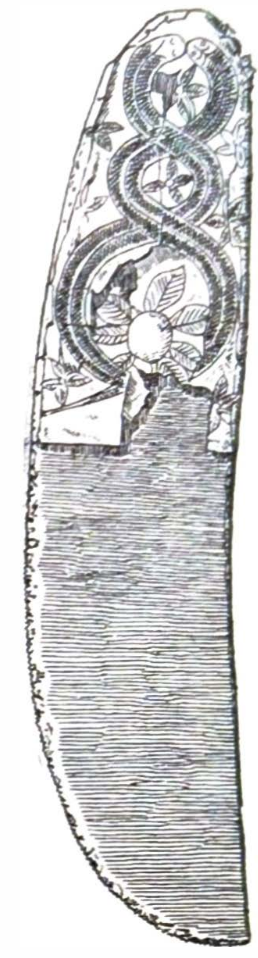
Der heliakische Aufgang eines Fixsternes im Zusammenhang mit der sterbenden Schlange

verschwunden waren. Nun treten sie wieder aus dem Sonnenlicht heraus und gehen im Osten vor der Sonne auf. Der Mond hingegen eilt erst auf die Sonne zu. Er liegt im Sterben, wenn die Sterne auferstehen.

Das war das Geheimnis eines Himmels ohne Beispiel. Der sterbende Mond bietet die sichere Gewähr für die Auferstehung aller Sterne; das eine ist unabdingbar mit dem anderen verbunden. Es ist nicht das einfache Stirb und Werde. Es ist mehr. Es ist das untrügliche Gesetz des Himmels, daß aus dem Tod des einen das Leben des anderen entsteht. Deshalb verwandelte sich die Schlange des Todes, die alle Lebenden beißt, so daß sie sterben müssen, zu einer Schlange des Heils und des Lebens. Und damit, so ist zu vermuten, wurden es zwei Schlangen, wie es von Anfang an zwei Stiere, zwei Schiffe und zwei Fische waren.

Die beiden Schlangen erscheinen am Nil schon in der Frühzeit des 4./3. Jahrtausends v. Chr. Auf einem Messergriff sind sie dargestellt, wie sie sich um Rosetten winden.[232] Später bildeten die Ägypter die beiden Schlangen oft so ab, daß

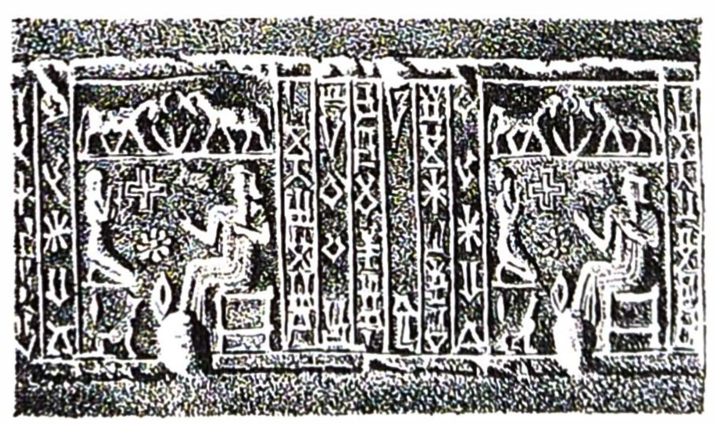
eine links, die andere rechts von der Sonnenscheibe zu sehen sind. Sie heben ihre Köpfe, und der obere Teil des Schlangenkörpers ist hoch aufgerichtet; oder sie ringeln sich um die Sonnenscheibe, fahren mit dem Kopf unter ihr hervor und stehen mitunter in ihrer ganzen Länge geradezu aufrecht. Am ägyptischen Himmel – und ebensowenig in Südmesopotamien oder Indien – gibt es aber keine aufrechtstehenden Schlangen am Himmel zu sehen. Dort liegen die Mondschlangen wie Schiffe. Aufrechtstehende Schlangen sind nur im Norden sichtbar, jenseits des Mittelmeeres, im nördlichen Kleinasien, am Kaukasus und ganz deutlich im nördlichen Europa. Auch dies wäre zu bedenken, wenn man sich über die Herkunft der aufrechtstehenden Schlangen Ägyptens Gedanken machen will.



Feuersteinmesser aus vorgeschichtlicher Zeit Ägyptens mit zwei Schlangen

Mitunter tragen die ägyptischen Schlangen, die so unmißverständlich zur Sonnenscheibe gehören, wie die abnehmende und zunehmende Mondsichel stets zur Sonne, ein Zeichen. Es ist das Kreuz. Es ist deutlich und unverkennbar das stehende, rechtwinklige Kreuz, das überdies bei vielen Gottheiten des Altertums zu finden ist, nicht nur in Ägypten, sondern in aller Welt; und das schon existierte, als die Menschen noch nicht schreiben und lesen konnten. So alt ist es. Dieses Kreuz ist offensichtlich dem Monde zueigen, nicht der Sonne (Abb. S. 177).

Die Glaubenssprache Ägyptens erwähnt in Tempelinschriften, in den Texten des Totenbuches und in Papyrusblättern zwei Schlangen: *Nechbet und Uto in Gestalt von zwei Schlangen; Großer der beiden Schlangen und* einen Falken, *an dessen Stirn die beiden Schlangen sitzen.*[233] Die Stieranhänger halten indes konsequent an der Ablehnung aller Schlangen fest: *Heil dir Stier, Sohn eines Stieres, geboren von der göttlichen Kuh, um dich zu schützen und dich wiederholt zu bewahren, und um das Maul aller Schlangen im Himmel, auf der Erde und im Wasser zu versiegeln.*[234]



Siegelabdruck aus Mesopotamien mit Kreuz-Abbildungen

Auch das ägyptische Totenbuch enthält Sprüche *für die Abwehr aller Schlangen* und *für die Abwehr der beiden Merti-*

Schlangen.[235] Daraus ergibt sich, daß sich innerhalb der Mondreligion der Hauptkonflikt auf das dem Monde heilige Tier richtet – ein Konflikt, der schließlich im wüsten Aberglauben endet.

Schlangen auf der ganzen Welt

In den sich überlagernden Weltbildern des Altertums findet sich die *alte* Schlange als Todes- und Sündensymbol mit dem iranischen Ahriman und den griechischen Titanen verbunden, mit dem indischen Feuergott Ahi, dem altnordischen Loki und dem lateinischen Lucifer. Es sind, wohlgemerkt, keine Mondgottheiten, sondern solche Gottheiten, mit denen die Schlange etwas zu tun hat. Für die Perser ist sie der Todesdämon Dahaka; bei den Griechen ist sie mit Rache- und Todesdämonen vereint.

Aber diese Schlange erscheint – im vielleicht noch bewußten Gegensatz zu der *alten* – auch als Symbol des Auferstehungsglaubens, wie anderswo der Fisch, und ist in diesem Sinne mit dem griechischen Erechthonios und mit dem Heilgott Asklepios verbunden. Selbst Zeus, der größte Gott der späten Griechen, offenbart sich nicht nur in einem Stier, sondern auch in der Schlange. Als Zeus Meilichios ist er in Schlangengestalt auf attischen Grabmälern abgebildet: als verheißungsvoller Gott der Auferstehung.

Auch Ägypten kennt die Lebenskraft der Schlange. Dabei wird ersichtlich, daß manche Eigenschaften des zeugenden und Nahrung spendenden Stieres auf die Schlange übergegangen sind.

Die Schlange ist eine Nährschlange – *Renenutet* – und es ist die Schlange, die, anstelle des Stieres, die Lebenskraft verleiht: den *Ka.* Ja, sie heißt mitunter direkt *Neheb-Ka'u:* „Verleiher des Ka's."[236]

Assyrische Siegelzylinder zeigen mitunter zwei Riesenschlangen oder den Kampf gegen eine, geradezu als Drachen gekennzeichneten Schlange, über der die liegende Mondsichel abgebildet ist.[237] Und Texte aus Assur wissen etwas von einer großen Schlange zu sagen, die im Meer geschaffen wurde. Dabei tritt freilich eine Schwierigkeit auf, die an die nordische Midgardschlange erinnert: Nicht jede Schlange – namentlich eine einzelne, große, als Drachen gezeichnete – ist noch die Mondschlange, gerade dann nicht, wenn die Mondsichel dabei ist. Nur dort, wo der Heils- und Lebenscharakter der Schlange betont wird, oder wo sich zwei Schlangen umeinander ringeln, kann mit einiger Sicherheit gesagt werden, daß es sich um die Schlange handelt, die ein Schiff, ein Stier, ein Fisch ist.

Nur mit einer solchen Einschränkung kann gesagt werden, daß es sich um die gleiche lunare Schlange handelt, die im 12. Gesang der Ilias als ein Wunderzeichen des Zeus vom Himmel fällt; die gleiche Schlange, die als Totemtier der ätolischen Ophioneis, die sich nach ihr nannten, galt, und die gleiche, von der die Ophioge-

ner auf Zypern ihre Abstammung herleiteten. Als goldene Schlange ist sie bei den Langobarden das heilige Tier des Wodan.[238]

In Palästina (Tell Beit Mirsim) entdeckten die Ausgräber eine weibliche Figur mit einer Schlange.[239] Aus syrisch-palästinischen Bodenschichten der Bronzezeit kamen Tonblättchen mit nackten Frauengestalten zum Vorschein, die mit erhobenen Armen nach Schlangen greifen.[240] Auf Kreta fanden sich Fayencefiguren von Frauen im Glockenrock, die zwei Schlangen als Hüftgürtel tragen oder Schlangen in den Händen halten[241] (Abb. S. 192).

Die Schlange erscheint auch in dem heiligen Wallfahrtsort, zu dem die Nabatäer ihre Toten trugen: in Petra, im *Tal des Moses,* unweit des Roten Meeres. Sie erscheint in einer der ältesten Siedlungen Palästinas, die weitaus älter ist als die Zeit, zu der Moses die Stämme Israels in das Gelobte Land führte: in Beth-Schan. Dort wurde die Schlange *Schan* heilig gehalten. Der gleiche Name erscheint überdies auch in altbabylonischen Keilschrifttexten.[242] Als Schlangengott Schachan geht sie bis auf sumerische Zeiten zurück.[243] Hier zeigen sich aber auch noch Verbindungen zu dem fast gleichnamigen Gott-Fisch Chani.[244]

Diese Schlange Schan, Schachan oder Chani weist zugleich den Weg zur Geschichte alter Völkerwanderungen. Denn ihr Name findet sich auch in Südamerika. In Peru hieß sie genauso: *Chan.* Die peruanischen Chimu-Völker – die Vorgänger der Inka – nannten ihre alte und heilige Hauptstadt *Chan-Chan* – die zweifache Schlange demnach. Ihr großes Heiligtum wurde als *Na-Chan* – „Haus der Schlange" – bezeichnet. In den Tempelruinen Perus – zu Chavin, Moche und Chan-Chan – sind die Wände mit Schlangenbildern bedeckt. Aber sie sind nicht die ältesten; sie weisen vermutlich auf eine uralte Kultur der Colla-Indianer am Titicacasee zurück.[245]

Schlangenskulpturen schmücken auch den aztekischen Pyramidentempel von Tenayuca in Mexiko.[246] Der mexikanische Regengott Tlaloc ist mit dem Emblem einer zweiköpfigen Schlange abgebildet.[247] Bei den Azteken existierte eine Frühlingsgöttin Coatlicue, die zwar nicht mehr der Mond, aber seine Mutter war. Von ihr heißt es, daß Schlangen ihr Hüftrock seien. Mexiko kannte auch die *Schlangenfrau* Cihuacoatl von Culhuacan.[248] Die mittelamerikanischen Maya ehrten den Hauptgott Itzamna – „Herr des Wissens" – der zwar im Mittelalter ebenfalls nicht mehr der Mond, sondern ein synkretisierter Sonnen- und Kulturgott war, aber mit seinem Kopf noch aus dem Rachen einer Himmelsschlange herausblickt.[249]

Die mexikanischen Tolteken verehrten als wichtigsten Gott, der ihnen Kultur und Gesetze gebracht habe, den Quetzalcoatl – *die gefiederte Schlange.*[250] Nach Erfüllung seiner Aufgabe sei er nach Osten an das Meer gegangen und habe dort seine Schlangenmaske abgelegt und sich freiwillig auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Das sind noch deutliche Züge des Mondgottes, der immer nur im Osten

stirbt, und so wird der Toltekengott auch allgemein aufgefaßt. Die Spanier hingegen, die solchen Erzählungen kopfschüttelnd zuhörten, als sie das Land eroberten, wußten anscheinend nicht mehr, daß Mondgötter immer im Osten sterben, dort ihre Schlangenhaut ablegen, um in das Jenseits der drei Tage einzugehen. Sie hielten sich mehr an äußere Beschreibungen der gottesfürchtigen Indianer – die weiße Hautfarbe des Gottes, der einen Bart trug, sein geheimnisvolles Auftreten und Verschwinden, sein Versprechen an das Volk der Tolteken, zu ihnen zurückzukehren, überhaupt so manche Züge, die sie merkwürdig christlich anmuteten – und hielten die beschriebene Gestalt für ihren – heiligen Thomas.[251]

Zwischen Amerika und dem Vorderen Orient findet sich schließlich das Verbindungsstück in der chinesischen Hoang-Ho-Kultur. Ein dort gefundener Menschenkopf ist mit einer Schlange geschmückt, die wie ein Zopf herabhängt.[252] Was die chinesischen Mythen besagen, bestätigen die Ausgrabungen der modernen Archäologie. Aber wer kann sagen, ob die bis in die Gegenwart gepflegte Sitte des Chinesenzopfes nicht auf einen uralten Schlangenkult zurückgeht?

Kehrt man so über Ostasien nach Palästina zurück, so weisen in Beth-Schan zahlreiche ausgegrabene Kultgegenstände auf die Schlange hin, darunter kleine Häuschen aus Ton, aus deren Fenstern die Schlange kriecht. Offensichtlich gehört die Schlangenverehrung zu den ältesten Religionsformen althebräischer und kanaanäischer Volksstämme; und sie ist zweifellos bedeutend älter als Moses. Deshalb ist die Textstelle des Alten Testamentes, wonach Moses die Schlange des Heils errichtete, allenfalls ein Beleg für den Wechsel von der israelitischen Stieranbetung zur Schlangenverehrung, kaum aber ein Beweis, daß gerade Moses diesen Kultwandel seines Volkes bewirkt hat.

Denn die Schlange muß auch im religiösen Leben Israels älter sein als das mosaische Gesetz; sie spielt ja schon in der Paradiesgeschichte von Adam und Eva ihre besondere Rolle.

Wo diese Schlange weilt, öffnet sich der Weg zum neuen Leben, zur Auferstehung. So ist es am Himmel, und darin liegt alle Erkenntnis und Offenbarung. Es ist nicht mehr die einfache Lehre vom Monde, der stirbt und nach drei Tagen wieder aufersteht, sondern es ist eine gehobene, mit Geheimnissen umgebene Lehre, die sieht und erkennt, daß gerade die sterbende Schlange, die Todesschlange, zur Auferstehung verhilft – allen Sternen, die da sterben.

Deshalb spricht die Schlange in der Paradiesgeschichte des Alten Testamentes zu Eva: *Ihr werdet mitnichten des Todes sterben* (Gn. 3, 4). Und deshalb nahm sich ein Menschenalter vor dem Auftreten des christlichen Heilands die ägyptische *Königin der Könige*, Kleopatra, das Leben, indem sie sich durch eine Giftschlange beißen ließ. Nach dem Glauben der Ägypter verlieh ihr jener Schlangenbiß die Unsterblichkeit.[253]

Der Mond war es, der Unsterblichkeit und Auferstehung lehrte. Er war zunächst der alleinige Herr des Jenseits und der *Westlichen,* der Toten nämlich. Wie der Mond immer wieder zu neuem Leben zurückkehrt, so sollen auch die Toten zu neuem Leben gelangen.

Die *beiden* Schlangen treten in der jüngeren Theologie des Volkes Israel als *Seraphim* auf. Die Bezeichnung geht auf das hebräische *Saraph* – „Leuchtende Schlange" – zurück und drückt die Mehrzahl aus. Der Prophet Isaias beschreibt die beiden Seraphim als eine Art Engel, die den Thron Gottes umstehen. Offensichtlich denkt Isaias an zwei Seraphim (Is. 6, 2). Sie nahmen in der israelitischen Glaubenslehre der letzten Jahrhunderte v. Chr. nicht mehr den Rang der höchsten Gottheit ein, aber immer noch die höchste Stufe in der Rangordnung der Engel.

Den Seraphim gleichwertig sind die beiden *Cherubim,* die König Salomo im Tempel von Jerusalem aufstellen ließ (1 Kg. 6, 23 f.). Freilich ist es nicht mehr sicher, ob es sich um Schlangen oder um Stiere handelt.

In den Visionen des Propheten Ezechiel übernehmen die Cherubim die Funktionen von vier Himmelsrichtungen oder *Weltecken;* und bei ihm besitzen sie auch keine Schlangenköpfe mehr, sondern Köpfe von Stieren und ferner von Löwen, Adlern und Menschen.

Andererseits stehen die Cherubim schon als Wächter vor dem Eingang zum Paradies (Gn. 3, 24).

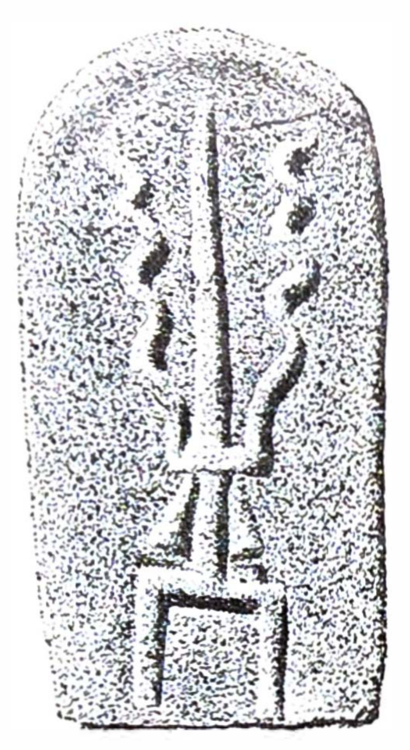
Damals waren es erst zwei Cherubim. So schreibt es wenigstens das Buch Exodus bei der Einrichtung der heiligen Stiftshütte des Moses: *Und du sollst zwei Cherubim machen von getriebenem Golde zu beiden Seiten des Gnadenstuhles* (Ex. 25, 18 f.).

Blicken wir nach China! – Die chinesischen Volkssagen wissen etwas von einem „Herrscher" namens *T'ai-hao* – „Erhabenster Strahlenkranz". Er trug auf seinem Schlangenleib einen Menschenkopf. Seine Nachfolgerin war die Königin *Nü-kua,* die gleichfalls den Menschenkopf mit dem Schlangenleib besaß. Eine dritte Sagengestalt Chinas ist der „Göttliche Landmann" – *Shen-nung* – der auf seinem menschlichen Körper den Kopf des Rindes trug.[254]

So zeigen sich die gleichen Tiersymbole für die Gottheit – und oft die gleichen Prädikate – in China einträchtig neben denjenigen Vorderasiens und Ägyptens, ja aller Welt.

Die älteste Weltanschauung der Indogermanen tritt gemeinsam mit der Weltanschauung der Semiten Asiens, der Hamiten Afrikas und der Mongolen auf, zu denen die Chinesen und die Indianerstämme Amerikas gehören.

Die Schlange erscheint auch in Indien. Noch heute feiern ostindische Landschaften besondere Schlangenfeste in ihren Tempeln, in deren Mittelpunkt die Fütterung



Schlangen-Stele aus Tell Halaf (Syrien)

zahlloser Brillenschlangen steht. Wie noch heute eine Kuh in indischen Großstädten den gesamten Verkehr lahmlegen kann, falls es ihr einfällt, sich auf den Fahrbahnen moderner Verkehrsmittel niederzulegen, so ehrt Indien auch die Schlange, die nichts anderes als ein Symbol der gleichen Mondsichel darstellte, in der auch das Stierhorn gesehen wurde.

Wohin der verwunderte Blick des Menschen unserer Gegenwart auch schweifen mag – eines Menschen, der nur noch unverständlich gewordene Glaubensbekenntnisse, Riten und Mythen hört – so findet er in den offenliegenden Gräbern des Altertums die Schlangenanbetung genauso wie in den Mythen der Primitiven unserer eigenen Zeit. Er findet sie bei den Indianern Nordamerikas und in Mexiko, in Peru und ganz Südamerika. Die Mondanbetung und ihre Symbole waren Weltreligion.

Eingemeißelte Schlangen auf dem Menhir am Ostende des Grabes Manio II in der nordfranzösischen Bretagne[255]; steinerne Reliefdarstellungen von Fisch und Schlange auf der Insel Malta mit zwei gegenübergestellten Stieren[256]; Schlangen auf Fayencefiguren vom Zentralpalast von Knossos auf Kreta[257]; Schlangen auf Grabvasen, auf Grabreliefs, an Altären auf der Akropolis zu Athen; Goldanhänger aus dem Schatz von Ägina mit Schlangenköpfen an beiden Enden des Schlangenleibes[258]; Schlangenarmbänder an etruskischen Bronzeteilen; zwei ineinander verflochtene Schlangen auf einem Gefäß von Tepe Gaura östlich vom Tigris; unzählige Schlangensymbole, die bei den Ausgrabungen in Mesopotamien, bei Sumerern, Babyloniern und Assyrern, ans Licht kamen und schließlich: Schlangenidole in Westafrika, in Indien, in China, Griechenland, Italien, Frankreich, Deutschland, Nordeuropa, Palästina, im ganzen Mittelmeerraum und in Mittel- und Südamerika – Schlangenidole fast auf der ganzen Welt!

Wie der Stier und wie Schiff und Fisch als kultische Symbole fast über die ganze Erde verbreitet sind, so ist auch der Schlangenkult Gemeingut aller Erdteile.

Wie die beiden Schlangen miteinander verbunden wurden, zeigt nicht nur der grüne Raimondi-Monolith – ein Steinbild, das heute als kostbares Denkmal einer uralten Kulturgeschichte indianischer Völker im Nationalmuseum von Peru in Südamerika steht –, sondern auch der einfache Bericht der mosaischen Schrift. Auch die Sumerer am unteren Euphrat, die neben den Ägyptern als erste Schrifterfinder gelten, kannten die beiden Schlangen. Aus der Zeit des Fürsten Gudea

von Lagasch – um die Wende zum 2. Jahrtausend v. Chr. – blieb ein Denkstein erhalten, auf dem ein Heilgott abgebildet ist, aus dessen Schultern zwei Schlangen wachsen.[259] Die Sumerer kannten die geheiligten Schlangen genausogut wie das älteste, historisch erfaßbare Volk Indiens, die Nagas. Unter den aufgefundenen Resten der Induskultur des 3./2. Jahrtausends v. Chr. wurde ein aus zwei Schlangenköpfen gebildetes Siegel gefunden. Die Nagas nannten sich nach ihrer Gottheit, die zumeist als Schlange oder als Mensch mit einem Schlangenschwanz dargestellt wurde. In Südindien stehen noch heute oft Steine mit solchen Schlangenbildern in der Nähe der Tempel; und vorwiegend sind es zwei Schlangen, die ihre Leiber spiralförmig umeinanderringeln.
Auf Schritt und Tritt machen die buddhistischen Texte die große Bedeutung der Schlangen im religiösen Volksbewußtsein Indiens deutlich.[260] Und bis in die Gegenwart genießen die Schlangen-Nagas volkstümliche Verehrung. Noch heute lebt dort ein wahrer Schlangenkult, und überall in Asien gelten Schlangen als Schutzgenien der segenbringenden Gewässer.[261]

Die beiden Schlangen existieren auch in den Mythen der Griechen. Sie sind auf dem Brustharnisch der großen Göttin Pallas Athene zu finden[262] und am Gürtel der *natterverzierten* Gorgo: *„Es reckten an ihrem Gürtel zwei große Schlangen sich empor und streckten die Köpfe zur Seite, und die züngelten beide und bleckten wütend die Zähne.“*[263]
Hera schickt zwei entsetzliche Schlangen an die Wiege des Herakles.[264] Jamos, das *gottselige Knäblein* der Euadne, wird von zwei *lichtäugigen* Schlangen aufgezogen,[264a] und dem Erechthonios legt Athene ein Schlangenpaar *als Hüter des Lebens* bei.[265]
Bei den Römern wimmelten die Häuser von Schlangen, die als *Hausvater* oder als Ortsgenius bezeichnet wurden.[266]
Von den Kuhställen nordeuropäischer Bauern wird gesagt, sie wären von Schlangen bevölkert gewesen. Sie wurden als *Hausschlange* oder *Glücksschlange* bezeichnet, spielten mit den Kindern und *schliefen mit ihnen in den Wiegen.*[267] Namentlich im Ostseeraum war der Glaube an die glückbringende Hausschlange verbreitet.[268]
Es sieht jedoch so aus, als sei in manchen europäischen Gebieten die zwiespältige Auffassung der Schlange nie ganz überwunden worden. Auch bei den Römern gehörte die Schlange – trotz ihrer heilkräftigen Eigenschaften, die von den Griechen gelehrt wurden – in den letzten Jahrhunderten v. Chr. anscheinend zu den Schreckzeichen. Denn Livius berichtet von den Einwohnern von Cäre, *in ihrer Stadt habe sich eine Schlange mit Mähnen sehen lassen und mit Goldflecken gesprenkelt. Auch behaupte man als gewiß, in Kampanien habe ein Ochse geredet* (41, 21).

In Ägypten aber heißt es in den späten Beschwörungstexten des Totenbuches: *Anweisung: Zu sprechen über einer Schlange mit zwei Beinen, die eine Sonne und zwei Hörner* (auf dem Kopfe) *trägt.*[269]

Tatsächlich fand die Ägyptologie einen Denkstein, der vermutlich aus Memphis herrührt. Er zeigt das Bild einer Viper mit zwei Hörnern und mit der Sonnenscheibe auf dem Kopf.[270]

Dazu schreibt Herodot von *heiligen Schlangen* in der Nähe von Theben, die *zwei Hörner, welche oben aus dem Kopfe herausgewachsen sind*, tragen (II, 74); und von der Stadt Buto im Nildelta berichtet Herodot etwas von *geflügelten Schlangen*, die er selber aber nie gesehen habe (II, 75).

Das kann man dem ehrlichen Wahrheitssucher blindlings glauben. Denn geflügelte Stiere, geflügelte Fische und geflügelte Schlangen leben allein mittels der Symbolkraft der Menschen – auf Denkmälern, in Mythen, in heiligen Schriften und frommen Sprüchen.

Einen Beitrag zu dieser mit Hörnern versehenen Schlange liefert noch der gegenwärtige Glaube westafrikanischer Bammana-Stämme. Sie wissen von der Schlange Ninimini, die in einem Berge lebt. Ninimini trägt die beiden Hörner auf dem Kopf. In alter Zeit, so meinen die Bammana, mußte jeder König mit Ninimini Freundschaft schließen. Und Ninimini ist eine Schlange, die uns nicht mehr sonderlich verwundern kann; sie trägt nämlich Gold und Silber im Leibe.[271]

„Meine Mutter, die Pythonschlange“

Der Anblick einer Schlange löst heute noch in den Menschen gewisse Zwangsvorstellungen aus, denen sie sich nicht ohne weiteres zu entziehen vermögen, weil diese Vorstellungen archetypisch in ihnen verankert sind. Derartige Urbilder und Urvorstellungen sind die Ursache dafür, daß der Mensch immer wieder das Verlangen hat, sich mit der Schlange auseinanderzusetzen, sei es künstlerisch, dichterisch oder religiös. Das wiederum hat eine unübersehbare Fülle von verschiedensten Schlangendeutungen zur Folge, die weder auf ihre Ursprünge zurückzuführen noch in ihrer Entwicklung zu verfolgen sind. Einige wenige Beispiele aus der Sicht der europäischen Forschung seien hier jedoch kurz erwähnt.

In Griechenland wurden in den letzten Jahrhunderten v. Chr. in zahllosen Heiligtümern des Asklepios heilige Schlangen gehalten. Sklaven, die Asklepios im Heilschlaf von ihren Leiden befreite, wurden freigelassen, weil Menschen, denen derartige göttliche Gnadenbeweise zuteil wurden, nicht versklavt werden durften. Als in Rom im Jahre 293 v. Chr. die Pest ausbrach, holte man die Schlangen des griechischen Asklepios-Tempels von Epidauros nach Rom.[271a]

Ein halbes Jahrtausend nach Christus wurden sämtliche Asklepios-Tempel, in denen die heidnischen Heilwunder geschahen, im Zeichen der Christuslehre dem Erdboden gleichgemacht. Nur die Schlange blieb. Die stehenden Prädikate des Asklepios – *Soter*, Heiland, Erretter und Erlöser – gingen auf Jesus über. Eine Legende erzählt von der *Tirus*-Schlange, die neben dem sterbenden Christus am Kreuz gehangen und sein Blut getrunken habe. Seitdem sei Schlangenfleisch gegen jedes Gift heilsam.[272]

Als gnostische Sekten bauten endlich die Ophiten und Naassener – „Schlangenbrüder“ vom griechischen *Ophis* beziehungsweise vom hebräischen *Naas* – ein ganzes Lehrsystem um die Schlange und bezeichneten sie – so bei Irenäus – als Symbol der israelitischen Gottheit Jaldobaoth. Diese christlichen Sekten verloren sich dann in mystischen Spekulationen um den Begriff der „Weltseele“ und verglichen den „Schlangengestaltigen“ direkt mit dem *Logos* und – was die mythische Seite der Gestalt angeht keineswegs zu Unrecht – mit Jesus Christus.[273]

Im Johannes-Evangelium wird Jesus Christus mit der Schlange des Moses verglichen. Wie diese müsse auch der Menschensohn erhoht werden (Jo. 3, 14).

Aus den Märtyrerakten der Heiligen Salsa ist dagegen bekannt, daß es noch im 5. Jahrhundert n. Chr. im nordafrikanischen Tipasa ein Kultbild einer bronzenen Schlange mit vergoldetem Kopf gab, das die Heilige ins Meer warf.[274] Vermutlich wußte sie nichts von der Ehernen Schlange des Moses, vom Johannes-Evangelium und von den Philosophien ihrer Glaubensbrüder. Außerdem warf sie nur ein Bronzestück ins Meer, nichts weiter. Denn als sie das tat, war die direkt auf den schlangengestaltigen Mond hinzielende Gottesverehrung schon längst in einen dichten Schleier menschlicher Gedanken eingehüllt. Dabei mag gleichgültig bleiben, ob es sich um die „katholische“ Schlange der Peraten oder um die Schlange „Agathos Daimon“ als Stadtgottheit von Alexandria oder um Asklepios, Sarapis oder Osiris handelt. Was wußte die Heilige Salsa, die ihres Glaubens wegen standhaft starb, von der Geschichte der Schlange, was wußte sie von der Entwicklung der Auferstehungslehre?

Denn als die Sternkunde zögernd und unschlüssig erkannte, daß der Mond sein Licht von der Sonne empfängt – und folglich weder stirbt noch aufersteht und ebensowenig zur Auferstehung der Sterne verhilft – brach nicht etwa die Lehre von der Auferstehung zusammen, sie stand vielmehr, von ihrer lunaren Herkunft ganz befreit, wie ein Koloß heiligen Wissens in der Welt.

In mittelalterlichen Vorstellungen Europas galt die Schlange vorwiegend als Tier des Teufels, als Hexenattribut und auch als Todessymbol. Aber man glaubte noch, daß Schlangen unsterblich wären.[275] Eine Sage aus der österreichischen Steiermark weiß noch, daß die Schlange etwas mit der Sonne zu tun hat. Sie besagt, daß die Schlange ihr Gift aus der Sonne beziehe.[276]

Bei primitiven Volksstämmen steht die Schlange noch heute im hohen Ansehen. Die Schlange als Mondsymbol schlechthin kennen die australischen Aranda, bei denen der Mond mit Schlangen umwunden ist.[277]

Aber auch bei den Primitiven ist die Schlange nicht mehr überall ein reines Mondsymbol. Die Kwatkiutl und Sisiutl von Nordwestamerika kennen kosmische Schlangen, die an jedem Ende einen Schlangenkopf und in der Mitte ein Menschenantlitz tragen. Die mittelamerikanischen Sia haben für jede Weltgegend eine kosmische Schlange. Sie ist eine Art Kristallkörper von solchem Glanz, daß kein Mensch hineinblicken kann. Zum Regenbogen verfälscht ist die Schlange bei einigen australischen und afrikanischen Völkern.[278]

In Afrika sprechen die Ibo am unteren Niger die Pythonschlange mit „Meine Mutter" an.[279] Bei den Bari am oberen Nil gelten kleine Schlangen als „Großmutter", denen Milch gespendet wird.[280] Die Milch kommt vermutlich von der Mondkuh. In Urundi werden Großhäuptlinge und Familiengeister in heiligen Schlangen verehrt.[281] Bei den Galla im südlichen Abessinien haust der Hohepriester mit einigen Riesenschlangen in einer Höhle, und bei seinem öffentlichen Auftreten wird ihm eine Schlange vorangetragen.[282] Am mittleren Kongo wird die Schlange noch mit dem Mond zusammengebracht.[283] Im afrikanischen Zwischenseengebiet ist die Schlange aus Stricken nachgebildet und liegt auf dem Königsstuhl.[284] In Unyoro gilt die Priesterin als Gattin der Schlange, wie bei anderen Stämmen als Gattin der Königsahnen.[285] Bei den Baya lebt eine Schlange im Schlafraum des Königs. Sie wird als „Großvater" angesprochen und ist, wie fast überall in Afrika, mit dem Geister-, Ahnen- und Jenseitskult verbunden. Stirbt die Schlange, dann muß auch der König sterben.[286] Die afrikanischen Wadschaga aber glauben, daß eine Riesenschlange Tote zum Leben erwecken kann.[287]

So wirkt die Schlange durch die Jahrtausende! Sie bietet in ihrer Kultgeschichte ein kaum beschreibbares Phänomen geistigen Verhaltens. Zwischen dem Zwang, geheiligte Überlieferungen, die Lehre der Väter, zu bewahren und der Erkenntnis, daß jene unvollkommen, ja gar falsch sind, geht der Glaube seinen eigenartigen Weg. Ohne Überlieferung vermag er nicht zu bestehen, mit ihr erkennt die erwachende Wissenschaft, daß er unhaltbar ist. Statt das Wesen der Mondschlange zu erkennen, sucht sich der Mensch immer neue, phantastische Wege zur Welterkenntnis mit Hilfe der Schlange.

Und das Wort des Propheten Ezechiel gegen den „Götzendienst" des Volkes Israel verhallt ungehört. In seinen Visionen während der Gefangenschaft sieht er den heiligsten Tempel Israels, den Tempel von Jerusalem, mit allerlei Bildnissen der Würmer und Tiere an den Wänden (Ez. 8, 10).

Tammuz, der getötet wird und aufersteht

Der Glaube an die Auferstehung, an die Wiedererweckung oder an das Leben in einer anderen Welt, im Jenseits, bestand schon viele Jahrtausende vor der Zeit, in der die Menschen begannen, ihre Bekenntnisse mit Hilfe von Schriftzeichen niederzuschreiben. Die Gräber der Steinzeit von Nordeuropa bis tief nach Afrika[288] reden selbst ohne Schriftzeichen eine unmißverständliche Sprache; und hin und wieder wird auch die Ansicht vertreten, daß der Glaube an die Auferstehung oder an ein Weiterleben nach dem Tode so alt sei wie die Menschheit selber.

Wo die Archäologie auch gräbt – sei es in Europa, in Kleinasien, im Zweistromland, im Iran, am Nil oder sonstwo –, findet sie die kauernden, in der Schlafstellung bestatteten Skelette mit ihren Grabbeigaben, Stein- oder Metallwerkzeugen, mit Tonkrügen, Waffen oder Schmuck. Oft ist das, was den Toten für das Jenseits mitgegeben wurde, ärmlich und primitiv, wie es den Lebensbedingungen und dem kulturellen Stand jener Menschen entsprach; oft ist aber die Grabbeigabe auch reich und vielfältig. Zwar verrät kein geschriebenes Wort, was jene zahllosen Menschengenerationen der noch schriftlosen Zeit gedacht haben und wie sie ihren Glauben begründeten, aber die in ihren Gräbern aufgefundenen Symbole der Mondsichel, der Schlange, des Stieres und manches andere erklären oft genug, woher ihr Glaube stammt.

Im 3. Jahrtausend v. Chr. – kaum daß die Menschen schreiben konnten – heißt es in den Totensprüchen der ägyptischen Gräberfelder, daß der Tote als Mondgott zum *Stier des Himmels* werde. Nahezu zwei Jahrtausende später weiß ein Papyrus des Neuen Reiches zu sagen, daß der gestorbene Gott als Stier wieder auferstehe.[289] Oder es heißt an den Grabwänden der Pyramiden: *So wahr Osiris lebt, wird auch er* (der Tote) *leben; so wahr Osiris nicht gestorben ist, wird auch er nicht sterben; so wahr Osiris nicht vernichtet ist, wird auch er nicht vernichtet werden!*[290]

In Babylonien und Assyrien beteten, orakelten und sangen sie: . . . *daß die Götter ihm ein Leben schenken möchten, das sich jeden Monat gleich dem* (Mond-) *Gotte Sin erneuert* (Zeit des babylonischen Königs Samsu-iluna; 17. Jahrh. v. Chr.).[291] *Tammuz entflieht, wenn die Zeit erfüllt ist, zum Lande der Toten* . . . oder: *Tammuz, der getötet wird und aufersteht*, oder: *Der Herr, der getötete und auferstehende!*[292], oder: *Drei Tage ruhte er im Himmel. Ruht er etwa vier Tage im Himmel? Nimmermehr ruht er noch einen vierten Tag!*[293], oder: *Mögen die Götter mir ein Leben geben, das, wie das des Mondes, jeden Monat erneuert wird.* (Babylonische Gebetstexte.)

In den mosaischen Opferzeremonien war der dritte Tag – neben dem siebenten – im Zusammenhang mit dem Tode eines Menschen für die Entsündigung wichtig. Dabei wurde Sprengwasser verwandt, das mit der Asche einer rötlichen Kuh in Berührung kam (Nm. 19, 12). Zum andern erklärt der Prophet Hosea: *Er macht uns lebendig nach zwei Tagen; er wird uns am dritten Tage aufrichten, daß wir vor ihm leben werden* (Os. 6, 2).

Der Hinduglaube schrieb es in seine heiligen Schriften hinein; und die Perser lehrten, daß am Morgen des vierten Tages nach dem Tode die Seele dem Gericht unterworfen werde. Ahura-Mazda weist dann der gerechtfertigten Seele ihren Platz an bis zur Auferstehung des Fleisches; und ihr Engel spricht zu ihr: *Wie bist du glücklich, daß du vom sterblichen Leben zur Unsterblichkeit gelangst!*[294]

Im germanischen Trougemundlied ist überliefert: *Die Sonne wandelt allein, der Mond wird wiedergeboren.*[295] Überall auf der Welt herrschte die Lehre, daß der Mond der erste Tote sei, aber auch der erste Tote, der aufersteht.[296] Ein alter Text des indischen Jainminiya-Brahmana (I, 49) beschreibt den Weg zum Himmel, den alle Toten einschlagen. Danach vereinen sich Körper und Leben der Verstorbenen wieder im Monde. Ebenso bleibt nach der Ansicht der indischen Upanisads der Tote so lange im Mond, bis seine guten Werke auf Erden erschöpft und verbraucht, d. h. durch die zeitbegrenzte Seligkeit vergolten sind. Dann erfolgt die Rückkehr zur Erde und die Wiedergeburt.[297] Die Kausitaki-Upanisad der jungvedischen Zeit erklärt den zur Erlösung führenden Weg ebenso: alle, die aus dieser Welt scheiden, würden zum Monde gelangen. Der Mond werde jeden Neuankömmling nach seinem Sinn und Wesen befragen. Wer die Frage nicht beantworten kann, wird im Regen zur Erde zurückgeschickt, und zwar zur Wiedergeburt in einer Lebensform, die seinen früheren Taten angemessen ist.[298]

Auch Untersuchungen der Lagen prähistorischer Leichen ergaben, daß fast zu jeder Zeit nicht nur der Glaube an ein Jenseits, sondern auch an eine Rückkehr aus dem Jenseits, an eine Auferstehung bestanden haben muß. In den westeuropäischen Gräbern der Steinklingenkultur sind die Leichen fast immer west-östlich gebettet, und zwar liegt der Kopf vorwiegend im Westen.[299]

Im französischen Solutré – dem Ort, der einer Kulturstufe der letzten Eiszeit den Namen „Solutréen" verlieh – liegen alle Toten mit dem Kopf nach dem Westen.[300] Sie sind nicht vor Jahrtausenden, sondern vor Jahrzehntausenden so begraben worden.

Die abgeschnittenen Menschenköpfe der süddeutschen Fundorte aus vorgeschichtlicher Zeit – in der Ofnethöhle von Oberbayern, am Kaufertsberg und bei Stetten an der Donau – waren sämtlich mit dem Blick nach Westen ausgerichtet. Die Grabmulden waren ganz mit der Lebensfarbe, der roten Ockererde, ausgefüllt.

Der Unsterblichkeitsglaube bei den Primitiven der Gegenwart

Aber auch in der Gegenwart gibt es noch viele heidnische Stämme, die einem ähnlichen Unsterblichkeitsglauben anhängen. Die westafrikanischen Bosso-Stämme wenden die Gesichter der Toten stets nach Westen,[301] wie es vor Jahrtausenden im europäischen Raum geschah. Bei den Nordost-Buschmännern sendet der Mond eine Schildkröte zu den Menschen mit der Botschaft, daß sie zwar sterben, aber wieder auferstehen werden. Leider vergißt die Schildkröte den Wortlaut der Botschaft und kehrt um. Da schickt der Mond den Hasen. Aber der Hase vergißt die Botschaft ebenfalls. Da er aber sich davor fürchtet, den Mondgott erneut zu fragen, richtet er die Botschaft verkehrt aus.[302] Bei den afrikanischen Wadschaga, die glauben, daß eine Riesenschlange Tote erwecken könne, geht die Mär, daß eine Mutter ihr verstorbenes Kind wieder auferwecken wollte, wie der Mond aufersteht; aber die Nebenfrau war dagegen, und so bleibt es beim Tode der Menschen.[303] In Westafrika wird bei den Bammana – *wie sonst häufig,* sagt Frobenius – das erste Sterben auf Erden mit einer Mondlegende in Verbindung gebracht.[304] Es sind die gleichen Bammana, die die hörnertragende Schlange kennen. Die Süd-Galla Ostafrikas meinen, der Himmelsgott Wak hätte einen Vogel zu den Menschen gesandt mit der Botschaft, sie sollten nicht sterben, sondern nur die Haut abwerfen. Der Vogel verriet die Gottesbotschaft der Schlange, aber falsch: *Die Menschen sollen altern und sterben, aber du sollst nur die Haut abwerfen und wieder jung werden!*[305]

Auf Nordborneo erzählen die Dusum, der Schöpfer Kenharingen habe gefragt, wer seine Haut abstreifen könne, der solle nicht sterben. Aber nur die Schlange vermochte es. Die Dusum hatten bei der Rede Gottes nicht aufgepaßt und nicht geantwortet; und so müssen sie sterben.[306]

Bei den australischen Kulin-Stämmen bestraft die große Schlange Maindie die bösen Menschen mit Krankheit und Tod; sie wird deshalb von den Eingeborenen sehr gefürchtet. Bei den Lenape-Indianern ist sie schon ein ausgesprochen böser Geist, der die Menschen ständig bedroht. Ähnliches wissen die Eingeborenen melanesischer Inseln im Stillen Ozean.[307]

Der Karaiben-Stamm der Taulipang im nördlichen Südamerika ist davon überzeugt, daß die Seele eines sterbenden Tieres zu dem „Vater der Tiere", Keyeme, eingehe. Keyeme ist wie ein Mann, aber er kann sich in eine große Wasserschlange verwandeln, die eine bunte Haut hat. Die Taulipang meinen, es sei der Regenbogen. Sie wissen es nicht mehr anders.[308]

In den Mythen der Marind-anim, einem papuanischen Volk an der Südküste von Neu-Guinea, heißt es, daß eine Schlange nach langer Wanderung schwanger wurde und einen Knaben gebar, der „Jawi" hieß. Jawi wuchs heran und war schön und allgemein beliebt. Sein Pflegevater wollte ihn dann aus Eifersucht

töten. Die Tötungszeremonie wurde auch von erfahrenen Leuten durchgeführt, aber im letzten Augenblick bereute der Pflegevater sein Tun. Er lief rasch mit einer Lebensmedizin zu Jawi, aber die Totenfeier war bereits beendet. So konnte der Pflegevater seine Lebensmedizin nur noch einer Schlange in den Rachen gießen, die dadurch unsterblich wurde. Hätte er die Medizin dem Jawi geben können – so folgern die Marind-anim von Neu-Guinea – so wäre dieser nicht gestorben, und auch die Menschen hätten nicht zu sterben brauchen; sie hätten sich nur zu häuten brauchen wie die Schlange.[309]
Die primitiven Rentier-Eskimos der Einöden westlich der Hudsonbucht meinen, die Seelen der Toten befänden sich so lange im Himmel, bis sie vom Mondmann wieder zur Erde gesandt würden, wo sie in neuer Gestalt entweder als Mensch oder Tier erscheinen.[310] Die Ähnlichkeit mit alten indischen Lehren ist geradezu verblüffend.

Manche Völker bekennen noch heute unentwegt, wie ihre Eltern und Ureltern bekannt haben:

> *Wie der Mond stirbt und wiederaufersteht, so werden auch wir, die wir sterben müssen, wieder auferstehen.* (Kalifornische Indianer)
> *Selbst wenn Menschen zu mir sagen werden, mögest du sterben, möge ich dann doch tun, wie du tust, möge ich auferstehen wie der Mond!* (Takelan-Indianer)
> *Möge sich mein Leben erneuern, wie du dich erneuerst!* (Frauen im Kongogebiet Westafrikas)
> *Er ist auferstanden! Gott ließ dich auferstehen; möge Gott uns alle auferstehen lassen!* (Abessinische Christen)
> *Geh und sage den Menschen diese Botschaft von mir! Sage ihnen, daß, wie ich sterbend lebe, so werden auch sie sterbend wieder leben.* (Südwestafrikanische Buschleute)

Die Tanala-Stämme von Madagaskar wissen noch, daß die ersten Menschen vor die Wahl gestellt waren, sich entweder selber fortzupflanzen oder wie der Mond zu sterben und wie der Mond aufzuerstehen.
Indianische Mütter halten ihre Säuglinge dem Neumond entgegen und flehen ihn an, ihren Kindern ein immer-erneuertes Leben zu schenken, wie sein eigenes.[311]
In derartigen Mythen primitiver Volksstämme zeigt sich nicht nur eine Verbindung mit den alten Mythen des Orients, Ägyptens, Indiens und Europas, sondern auch eine Ausschmückung des Urmythos und dergestalt die Einhüllung des Mythenkerns in Erzählungen jüngeren Ursprungs. Darin liegt auch die Wahrscheinlichkeit, daß in vielen Mythen der Hochkulturen der eigentliche Kern überwuchert wurde und oft nicht mehr erkennbar ist.
Das Beharrungsvermögen auf alten Überlieferungen ist bei primitiven Völkern

zweifellos viel größer als bei den zwar phantasiereicheren, aber durch die Schrift im Erinnerungsvermögen degenerierten Hochkulturen. Die Jahrtausende mit ihren Katastrophen, Kriegen und Wanderungen, bewirkten jedoch auch bei den Primitiven einen Wandel der Überlieferungen; einen langsamen Wandel zwar, der aber im Laufe von Jahrtausenden bedeutende Veränderungen hervorgerufen haben kann.

„Die Wahrheit dauert . . .“

Soweit sich die ägyptische Geistesgeschichte heute überblicken läßt, gab es nur zwei Epochen, in denen der Glaube an eine Auferstehung ernsthaft gefährdet war.

Die eine Epoche ist die Zeit der Sonnenreligion der 5. Dynastie in der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. und deren Nachklänge in der 12. Dynastie, einige Jahrhunderte später. Die Sonnenreligion versuchte zwar nicht, die Auferstehungslehre auszurotten, aber offenbar auf die Sonnenlehre zu übertragen. Eine solche Kunde ist aber unanschaulich und in südlichen Breiten, die keine so ausgeprägten Jahreszeiten wie der Norden kennen, einfach abstrakt. Der tägliche Auf- und Untergang der Sonne weckt zwar Vorstellungen von einer Unterwelt, nicht aber von einem Jenseits, aus dem man nach drei Tagen aufersteht. Überall, wo in Kultgebräuchen, Gebeten, Hymnen und Prophetien von drei oder vier Tagen die Rede ist, kann man sicher sein, daß ursprünglich der Mond gemeint war. Die Sonne fährt, rollt, schwimmt durch die Unterwelt, aber sie stirbt nicht; sie wird nicht verschlungen und von keinem bösen Ungeheuer gefressen. Sie kommt morgens genauso zum Vorschein, wie sie abends in die Unterwelt hinabsteigt. Auf die Sonne die Jenseits- und Auferstehungslehre zu übertragen, erfordert Denkleistungen. Denken ist aber das Letzte, was man von Volksmassen und von einer Volksreligion erwarten darf. Auch hier mögen Gründe liegen, die zum Sturz der 5. Königsdynastie geführt haben.

Mit dem Pharao Teti – dem Begründer der 6. Dynastie – setzt, nach der Zerschlagung der Sonnenreligion, die konstante Gleichsetzung aller Toten mit Osiris ein, die sich als uralte Lehre wie ein neues Lauffeuer der Hoffnung und gläubigen Inbrunst über Ägypten ausbreitet.[312] Es ist das Erbe einer in den Revolten der 5. und 6. Dynastie gewonnenen und erneuerten *demokratischen* Lehre.

Seit Phiops I. – dem Nachfolger des Teti – bildet sich die fromme Glaubensbotschaft in den Sprüchen und Zeremonien der Pyramiden und Grabkammern, der Totentempel und Sarginschriften aus und gestaltet sich zu einer Jenseitshoffnung, die nicht nur nie wieder erlöschen sollte, sondern auch den größten Teil der irdischen Schaffenskraft des Volkes und seines Einkommens verbrauchte. Der ägyptische Mensch aus dem Volke, so wie er heute dem Abendländer entgegen-

tritt, hat Lachen und heiteres Wesen im Werdegang von mehr als fünf Jahrtausenden nicht zuletzt deshalb verlernt, weil seine Vorfahren, statt sich auf der Erde ein erträgliches Dasein zu schaffen, ihre Technik, Kunst und Gedanken für das Jenseits einsetzten und für dieses sich zu Tode schufteten.

Nur einzelne Spuren zeigen in der 12. Dynastie eine entschiedene Ablehnung des Auferstehungsglaubens: *Schaffe dir dein Schicksal auf Erden nach den Wünschen deines Herzens – bis jener Tag der Trauer zu dir kommt.*

Denn Osiris erhört ihr Schreien nicht, und keinen Menschen ruft die Totenklage aus dem Grabe zurück.[313]

Doch dies verhallt fast ungehört. Kein Wort, keine beschwörende Rede ist mächtig genug, um einen schon damals uralten Gedanken zu beirren. Ägypten erfand geradezu „Führer" durch das Jenseits[314] und teure Rezepte für das Verhalten im Lande der Toten.

Die zweite Gefahr lag offenkundig in der Sonnenlehre des Pharaos Amenophis IV.-Echnaton. Zwar waren in der Weltanschauung Echnatons anfangs noch alte Glaubensreste enthalten; aber sehr bald folgte eine radikale Umstellung auf eine reine Sonnenanbetung. Die Namen der Mondgötter wurden aus den Tempelhallen und Säulengängen zu Theben genauso rücksichtslos ausgekratzt, wie die anderer Gottheiten. In der Lehre des Echnaton ist von einem Jenseits oder von einem Totenreich keine Rede. Nirgends wird in Amarna, seiner Hauptstadt, das Gericht erwähnt, vor das der Tote nach alter Anschauung gestellt wird, um sich vor ihm für seine Taten im Leben zu rechtfertigen.[315]

Der Verzicht auf den Auferstehungsglauben war aber weder von gehobenen Schichten noch von der Volksmasse zu erwarten; und hier liegt mit ein Hauptgrund für das baldige Ende des „Frevlers" und Verfemten. Der kleine Denkstein, der nach dem Tode Echnatons gesetzt wurde, enthält die Worte: *Die Sünde ist aus dem Lande vertrieben; die Wahrheit dauert und die Lüge ist ein Ekel. Das Land ist wieder so, wie es in der Urzeit gewesen war.*[316]

In der sich von Theben bis nach Nubien hinziehenden jungsteinzeitlichen Schicht der Badari-Negade-Kultur sind nicht allein die Zeichen für den Glauben an ein Jenseits und an ein Weiterleben nach dem Tode erkennbar, vielmehr wurden auch Rinder und Gazellen in eigenen Gräbern bestattet.[317] Die Einwohner Ägyptens glaubten demnach im 5./4. Jahrtausend v. Chr. genauso an die Auferstehung der Tiere oder an ein Weiterleben im Jenseits wie die Ägypter in den letzten Jahrhunderten v. Chr. Die zahllosen Mumien einbalsamierter Tiere – die dann in der Gegenwart zu Düngemitteln verarbeitet worden sind – bezeugen am Nil, daß zwischen Mensch und Tier, sofern es geheiligt war, kein Unterschied gemacht wurde.

Die Urchristen feierten den Todestag ihrer Verstorbenen als deren Geburtstag.

Sie jubelten über den Märtyrertod: *Sie werden getötet, aber sie werden lebendig gemacht!* Ignatius bekennt vor seinem Martyrium: *Schöner ist es, für Jesus Christus zu sterben, als über die Enden der Erde König zu sein . . . Die Geburt ist mir auferlegt.*[318] Sie erwarteten, daß sich jeder Christ mit dem zum Tode Verurteilten freue, beteten zu Gott, er möge sie zum Martyrium zulassen, provozierten ihre Richter und gratulierten sich, wenn sie verurteilt wurden.[319] Sie lehnten auch jede Totenklage ab, denn *um Tote klagen nur solche, die keine Hoffnung haben.* Schwarze Trauerkleidung, Totenkränze und Trauermusik wiesen sie zurück. Statt dessen feierten sie Liebesmahle auf den Gräbern.[320]
Die Christen lehren auch ausdrücklich die fleischliche Auferstehung: *Die Unsterblichkeit der Seele glaubt so ziemlich jeder,* erklärten sie, *die Auferstehung des Fleisches nur wir. Durch diesen Glauben sind wir Christen geworden.*[321]
Im Bereich der römischen Westkirche war dieser Glaube so felsenfest, daß der Origenes-Anhänger Rufin sein Leben nur dadurch retten konnte, daß er dem Papst zugestand, der Auferstehungsleib besitze alle seine Glieder. Aber die Augen hätten dann keine Tränen mehr. Denn bei der Auferstehung schwinde alle Häßlichkeit und alles Unzulängliche aus der Welt.[322]

Jahrhunderte später – und Jahrtausende nach der ersten Abfassung der ägyptischen Pyramidentexte, die von Osiris, dem Monde, reden, dessen Auferstehung die Gewähr für alle Menschen biete, daß sie nicht für immer sterben – schrieb ein weiser Mann ein gelehrtes Buch. Als christlicher Kirchenfürst besaß er gewiß keine Verbindung mehr mit der Vorstellungswelt einer bereits untergegangenen Welt, und die Gedanken, die jene bewegte, konnte er kaum mehr kennen. Es war der Bischof von Sevilla, Isidorus Hispalensis, der zu Beginn des 7. Jahrhunderts n. Chr. lebte. In seinem Werk „De natura rerum liber" (C.XVIII) stehen die Worte:
So stellt er (der Mond) *in abwechselnden Läufen die Wandlung des Gestirnes dar, um die Menschen zu lehren, daß sie aus dem Entstehen sterben und aus dem Tode leben werden; und wenn er altert, zeigt er den Tod des Körpers, wenn er wächst die Ewigkeit der Seele an.*

MENSCHEN- UND TIEROPFER

„Wir müssen tun, was die Götter taten"

Es gehört zu den Bedürfnissen der menschlichen Seele, eindrucksvolle Gestalten und Vorgänge der Umwelt darzustellen. Darstellen kann man nicht allein durch Nach- und Abbildung, durch Malen und Ritzen in Holz und Stein, darstellen kann man vielmehr noch weit wirkungsvoller durch Nachahmung des lebendigen Geschehens. Der Mensch schlüpft in die Masken heiliger Tiere und Gottheiten und ahmt ihr Verhalten nach; er spielt ihr Schicksal, ja, er erlebt im wahren Sinne des Wortes die geheimnisvollen Vorgänge, die der Himmel lehrt, nach.
In alten indischen Schriften wird im Zusammenhang mit religiösen Zeremonien immer wieder betont: *Wir müssen tun, was die Götter am Anfang taten* oder: *So haben die Götter getan, so tun die Menschen!*[323] Oder es heißt, der König begehe diese oder jene Handlung, weil am Anfang der Zeiten – *am Tage der Weihung* – der Himmelsgott Varuna dies so getan habe.[324]
Seit der Steinzeit bis zu den christlichen Passionsspielen der Gegenwart herrscht in vielfältigen – in der Neuzeit mehr und mehr symbolhaften und sublimierten – Formen dieses Grundgesetz in den religiösen Feiern aller Rassen und Völker der Erde.

Namhafte Assyriologen sammelten zahlreiche Belege, die erkennen lassen, daß die Babylonier Leiden und Sieg bestimmter Götter in ihren Festfeiern nachahmten. Selbst als der Mondkult längst durch Vegetationsgötter abstrakter Art verdrängt worden war, erforderten Volksglaube und Konvention die Übertragung der alten Riten auf die höheren Himmelsgottheiten.[325] Auch die Babylonier und Assyrer meinten, daß alles, was am Himmel geschieht, auch auf Erden geschehen müsse, und sie hatten diese Auffassung bereits von den alten Sumerern übernommen.[326]
Im Vordergrund aller religiösen Zeremonien standen ursprünglich der Tod und die Auferstehung des Mondes. Auf der primitivsten Stufe des Jenseits- und Auferstehungsglaubens wird der Tod des Mondes auf Erden wiederholt. Er wird an denjenigen Personen vollstreckt, die typische Vertreter himmlischer Götter sind. Das sind Stammesführer, Häuptlinge, Könige. (Noch die alten Griechen feierten allmonatlich – also nach dem Mondstand – das Geburtsfest ihrer Fürsten.[327]) Jahrtausendelang wurden offenbar die Stammeshäuptlinge und Könige, die gottähnliche Funktionen auf Erden ausübten, in feierlicher Form getötet. Freilich zwang die Vernunft schon frühzeitig, die Fürsten nicht in jedem Monat umzubringen, sondern sie wenigstens einige Jahre leben zu lassen. Es mußte ein besonderer

Mondtod sein, bei dessen Eintreten die irdischen Könige starben. Nach Frobenius regierten in Westafrika die Stadthäuptlinge der Yoruben und Dahomeer nur zwei Jahre und wurden dann vergiftet.[328] Soweit sich noch ermitteln ließ, nahmen die Stadthäuptlinge ihren gewaltsamen Tod mit Gleichmut hin. Sie hofften, in der anderen Welt für ihr Volk sorgen zu können, Regen zu vermitteln und Nahrung zu bringen. Und nicht ohne einen ursprünglichen Zusammenhang meinen heute noch mitten in Europa manche Leute, es würde bald regnen, wenn sie von Toten träumen.

In Mexiko ist die Identifikation des zum Tode Bestimmten mit der himmlischen Gottheit exakt nachweisbar. Ein zur Darstellung des göttlichen Schicksals ausgesuchter Mensch wurde mit der kultischen Tracht des Gottes geschmückt und mit dessen Namen angesprochen. Er mußte von schöner Gestalt sein und durfte keinen Körperfehler haben. War er gefunden, dann wurde dem Volke verkündet, daß Vitzilopochtli, der „Gott der Götter“ gefunden sei. Mitunter wurde er ein volles Jahr lang verehrt. Priester erzogen ihn im Tempelbezirk zu einem vornehmen Mann; adlige Jünglinge bedienten ihn mit Speise und Trank. Sein Kopfhaar mußte langhin bis zu den Schultern wachsen; seine Tracht wurde reich geschmückt. Zog der Gott dergestalt durch die Straßen, dann stürzte das Volk vor ihm zu Boden und schob unter Gebeten den Staub seiner Schuhe in den Mund. Frauen hielten ihm ihre Kinder entgegen und flehten um seinen Segen. Endlich wurde er mit vier Mädchen, die Vegetationsgöttinnen darstellten, vermählt. In tagelangen Banketten und Tänzen näherte sich die Feier ihrem Höhepunkt. Am letzten Tage mußte der Gott mit seinen Frauen und Dienern eine festlich geschmückte Barke besteigen, die ihn über den See zu einem Hügel brachte – zum „Berg des Abschiedes“. Dort stand auf dem Gipfel ein kleiner Pyramidentempel, zu dem der Gott langsam, nunmehr allein gelassen, hinaufstieg. Die wartende Priesterschar packte und tötete ihn. Sein Leib wurde aufgeschlitzt und schließlich aufgegessen.[329] Mit diesem Hauptopfer war die Schlachtung einer ganzen Anzahl anderer Menschen verbunden. Oft sollen es vierzig bis fünfzig Menschen auf einmal gewesen sein. Der Sinn der Tötung dieser Menschen gehört jedoch einer anderen Vorstellungsstufe an, nämlich der des Menschenopfers *an* die Gottheit.

Eine deutliche Nachahmung des Mondschicksals findet sich bei einem anderen altmexikanischen Fest. Bei den Xipe-Menschenopfern soll lebenden Menschen die Haut abgezogen worden sein, in die dann die Priester hineinschlüpften.[330] Die sich am Himmel häutende Schlange wurde durch derartige Opferzeremonien nachgeahmt.

Ein weiteres Fest zeigt, wie die himmlische Gottheit im altmexikanischen Kult durch auserwählte Festteilnehmer – nicht durch Sklaven – verkörpert wurde, die das göttliche Schicksal zu erleben und zu erleiden hatten. Wenn auch bei diesem Ochpaniztli-Fest die Mondgottheit weiblich aufgefaßt wurde, so zeigt das Opfer-

ritual doch noch deutliche Züge der sich häutenden Schlange und die Verbindung mit dem leidenden Gott, den die Azteken dann *Unsern Herrn den Geschundenen* – nämlich den *Gehäuteten* – nannten.[331]

Die Nachahmung des göttlichen Schicksals durch einen menschlichen Stellvertreter blieb keineswegs nur auf die absurd erscheinenden Festriten der Mexikaner beschränkt. Gerade die Sitte, einen zum Opfertod bestimmten Menschen monatelang frei umherlaufen zu lassen, ihn zu pflegen und zu verwöhnen, zu ehren und zu heiligen, war anscheinend Gemeingut aufstrebender Kulturen.

In Griechenland verlangte ein Delphisches Orakel – zu einer Zeit übrigens, als bereits die herrlichsten Tempel und Kunstwerke geschaffen waren – das jährliche Opfer eines Jünglings und einer Jungfrau im Heiligtum der Artemis Triclaria.[332] Noch die an der Donau stehenden römischen Legionen wählten einen Monat vor den Saturnalien (Dezember) einen Vertreter ihres Gottes Saturn. Der Gottesrepräsentant durfte sich bis zum Fest alles erlauben, jeden Wunsch äußern, und er wurde göttlich verehrt. Am Festtag mußte er sich am Altar des Gottes selber opfern.[333]

Die menschliche Geistesgeschichte ist freilich nicht so einfach, daß sie sich viele Jahrtausende allein mit der Nachahmung des göttlichen Todes durch einen Menschen begnügte; sie nahm vielmehr neue Motive auf und verband sie mit alten. Auch die Saturnalien Roms, bei denen ein zum Tode verurteilter Verbrecher mit Krone und Königsmantel geschmückt wurde, waren keine einfachen Nachahmungsfeiern mehr – weder für den Mond noch für einen Saaten- und Fruchtbarkeitsgott noch für die Wintersonnenwende. Sie trugen außerdem bereits den Gedanken der Sündenerlösung der Menschheit durch ein Menschenopfer in sich.

Ersatzopfer

Bei den Shilluk am oberen Nil bestand bis in die Neuzeit die Auffassung, daß die Fruchtbarkeit des Landes von Nyakang abhänge, dem großen Lehrmeister und König der Urzeit – wahrscheinlich dem Mond – dessen Seele in seinen königlichen Nachfolgern weiterlebte. Ein solcher König mußte natürlich vollkommen gesund und kräftig sein. War er es nicht, dann gedieh kein Korn, das Vieh siechte hin, und das Volk verlor die Macht.

Der König mußte auch der Stärkste sein, wozu wäre er sonst ein Gottesvertreter? Konnte ihn jemand aus dem Königsgeschlecht umbringen, nun so war dies nur der Beweis, daß der König nicht unüberwindlich war und damit auch nicht mehr geeignet, das Geschick des Volkes zu lenken. Das bedeutete: sein Leib war nicht mehr Träger der Nyakang-Seele.

Unter solchen Aspekten schlichen die Könige der Shilluk, ihres Lebens nie sicher,

Nacht für Nacht und bis an die Zähne bewaffnet durch ihre Residenz. Bei den ersten Zeichen schwindender Manneskraft baute man eine besondere Hütte, führte den König in sie hinein und vermauerte sie. Das Haupt in den Schoß eines jungen Mädchens gelegt, wurden beide, ohne Nahrung und Getränk, dem Hungertode überlassen.[334]

Unter so gefährlichen Umständen scheint bei Königen, nicht nur afrikanischer Negerstämme, der Brauch aufgekommen zu sein, lieber den eigenen Sohn zu töten, als sich selber. Derartige Ersatzopfer waren in der Frühgeschichte keine Seltenheit. Sie ergaben sich aus den verschiedensten Motiven. Zwar ist der rituelle Selbstmord des Königs oder Königsmord zu Notzeiten noch bei den Germanen erkennbar,[335] jedoch pflegten die sumerisch-akkadischen Könige des vorderasiatischen Zweistromlandes für derart strenge Ritualvorschriften bereits Stellvertreter – „Ersatzkönige“ – zu halten.[336] Eine Nachricht darüber stammt schon aus der I. Dynastie von Isin gegen Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. Dabei ist kennzeichnend, daß die Ernennung und Scheinregierung des Ersatzkönigs zur Feier des Neujahres erfolgte. Offenbar sollte der Ersatzkönig bei Anbruch des neuen Jahres an Stelle des rechtmäßigen Königs den Tod erleiden. Jedoch traten bei solchen Gelegenheiten auch unvorhergesehene Zwischenfälle auf, die womöglich auf dem mangelnden Verständnis des Volkes, der Priesterschaft und des Ersatzkönigs beruhten, daß der rechtmäßige Fürst am Leben bleiben wollte, statt programmgemäß in das Jenseits der Väter einzugehen.

So starb König Irra-imitti (19. Jahrhundert v. Chr.)[337] um die Zeit des Neujahrfestes, und der bestellte Scheinkönig – Enlilbani, ein Gärtner – führte die Regierung weiter. Nach Diodor (II, 20) soll auch die Königin Semiramis auf ähnliche Weise zu ihrem Thron gekommen sein.[338]

Einige hundert Jahre vor dem genannten König von Isin scheint ebenso der akkadische Großkönig Sargon I., der auch ein Gärtner war, durch derartige Gepflogenheiten die Macht errungen zu haben.

Der kranke König Asarhaddon von Assyrien bestellte im 7. Jahrhundert v. Chr. – als zwei totale Mondfinsternisse im Laufe eines halben Jahres den Groll des Himmels und Gefahr für Staat und Volk ansagten – einen Jüngling namens Damgi im feierlichen Zeremoniell zum Ersatzkönig, ließ ihn salben und vermählte ihn mit einer Dame seines königlichen Harems. Nach einer Scheinregierung von hundert Tagen wurden dann beide den Göttern geopfert und mit allem Pomp königlicher Begräbnissitten beigesetzt.

So wurde dem alten Gesetz Genüge getan, das eigentlich dem rechtmäßigen König gebot, sich nach den Zeichen des Himmels umzubringen.[339]

Der Grieche Euripides läßt in seiner Tragödie „Alkestis“ den Apollon sagen: *Von einem raschen Ende sei Admetos frei, stellt er den Untern einen anderen als Ersatz; da ging er alle Freunde durch und prüfte sie, die greisen Eltern auch, die ihm*

den Tag geschenkt. Doch fand er keinen. Einzig die Gemahlin wollt' sterbend statt seiner scheiden aus der Welt des Lichts.[340]
So starb die eigene Frau für König Admetos. Und Wolde fügt hinzu, daß eine Frau für ihren Mann den Tod erleide, sei auch häufiges Märchenmotiv.[341]

„Du mußt die Geister bitten ..."

Aus derartigen Übungen, seinen fälligen eigenen Tod durch einen Stellvertreter absolvieren zu lassen, sind offenbar die königlichen Sitten entstanden, der Gottheit ein fremdes Menschenleben bei allen möglichen Gelegenheiten als Ersatz anzubieten. Fürsten, Stammeshäuptlinge, Adlige und Begüterte, die erkrankten und ihr Ableben befürchteten, ließen Sklaven, Diener, Leibeigene oder die eigenen Söhne umbringen.
Vor der Schlacht bei Salamis opferte Themistokles auf Betreiben der Athener drei Menschen. Freilich nahm man sie nicht mehr aus den eigenen Reihen, sondern tötete persische Gefangene, die dem Dionysos dargebracht wurden.[342]
Im 3. Jahrhundert v. Chr. begruben die Römer bei Ausbruch eines Krieges zwei Griechen und zwei Gallier lebendig auf dem Ochsenmarkt; und dasselbe Menschenopfer wurde zehn Jahre später nach der unglücklichen Schlacht von Cannae wiederholt.[343] Marius ließ noch im letzten Jahrhundert v. Chr., als er am 1. Januar das Amt eines Konsuls zum siebentenmal antrat, einen Menschen vom tarpejischen Felsen hinabstürzen.[344]
Bei zunehmender Demokratisierung wurden derartige Sitten von Städten und Dörfern übernommen. In Massilia (Marseille) mieteten die frommen Bürger einen armen Mann und ernährten und pflegten ihn liebevoll ein ganzes Jahr lang. Dann wurde er festlich geschmückt und so durch die Straßen geführt, um alle Sünden und alles Unheil auf sich zu ziehen, das die Bürger ihm anfluchten. Alsdann wurde der Mann zu Tode gesteinigt.[345]
Der alljährliche Sturz eines Menschen vom Felsen bei Leukas als Sühneopfer, die Steinigung eines Mannes und einer Frau bei dem athenischen Fest Thargelia, die als Vertreter der Einwohnerschaft deren Sünden trugen, ähnliche Bräuche bei den Ioniern in Kleinasien, die Auspeitschung des Pharmakos in Kolophon, dem erst Feigen, Brot und Obst gereicht wurden, bevor er verbrannt und seine Asche ins Meer gestreut wurden,[346] bezeugen, wie die späten Griechen ihre Sünden abwälzten.
Die Athener ernährten ständig einige Menschen, sozusagen auf Vorrat, damit sie bei eventuell auftretenden Seuchen oder Hungersnöten gleich opfern konnten. Um ganz sicher zu gehen, beförderten sie dann auch in regelmäßigen Zeitabständen ihre menschlichen Sündenböcke ins Jenseits.[347]

Selbst bei den Inka von Peru in Südamerika, die im 15. Jahrhundert n. Chr. bereits eine Sonnenreligion besaßen und die ältere Mondreligion der Chimu verdrängt hatten, ist das Menschenopfer beibehalten worden. Bei besonderen Ereignissen im Staats- und Volksleben – Sieg oder Niederlage, Seuchen oder bei der Geburt eines Thronfolgers, bei Jugendweihen, Krönung, Krankheit und Tod – wurden Menschen beiderlei Geschlechts und auch Kinder umgebracht, teils blutig, teils durch Erdrosseln.[347a]

Parallelen zu solchen Bräuchen, die offenbar in aller Welt üblich waren, zeigten sich noch bis in die Gegenwart in Afrika.
Für das große Reinigungsfest der Ibo am Niger wurde ein gutgewachsenes, schönes Mädchen gesucht, gekauft oder geraubt – es mußte aus der Fremde sein – und bis zur Feier streng bewacht, aber gut behandelt. Am Festtage wurde es reich gekleidet und dann, nach verschiedenen Zeremonien, um die Stadt zu Tode geschleift. Das Volk rief dabei: *Wir werden dich in die Geisterwelt senden, und du mußt die Geister bitten, uns gute Dinge zu senden.*
Der erste christliche Missionar, der bei den Ibo eintraf, war Zeuge, wie ein solches Mädchen, mit dem Gesicht zur Erde, um die Siedlung geschleift und dann in den Fluß geworfen wurde.
Außerdem wurde für die Sünden des Königs ein Mann getötet. Die Ibo-Stämme kannten noch andere, noch grauenhaftere Methoden, um durch rituelle Morde ihre Sünden loszuwerden.[348] So bleibt es fraglich, ob der Missionar mit seiner Botschaft von der Sündenerlösung besonderen Eindruck auf die Ibo gemacht hat, zumal sie auch die Kreuzigung übten und dabei das Sündenopfer dem Hunger, dem Durst und den Ameisen überließen.[349]
Andere Opfermethoden, die sowohl an die römischen Saturnalien erinnern als auch an die mexikanischen Gepflogenheiten, zeigten sich bei den westafrikanischen Junkun. Hier war das vorgesehene Opfer ein schöner, kräftiger Mann, der sich vor seinem Tode alles erlauben durfte. Jede Frau, jedes Mädchen durfte er sich aneignen, das Beste an Nahrung, Trank und Kleidung konnte er beanspruchen, bis seine Stunde kam.[350]
Dabei kann man gewiß sein, daß die Zahl der Menschen, die sich für die Menschheit opfern mußten, um sie von ihren Sünden zu erlösen, im Laufe der Jahrtausende in die Millionen gegangen ist. Und zwar vor und nach dem Tode Jesu.
So läßt sich verstehen, was der Hohepriester Kaiphas zum Hohen Rat der Juden gesagt haben soll, als über das Schicksal des Wundertäters Jesus entschieden wurde: *Ihr wißt nichts und bedenkt nicht, daß es für euch besser ist, wenn ein Mensch für das Volk stirbt, als wenn das ganze Volk zugrunde geht* (Jo. 11, 50).
Wie derartige Dinge noch mit dem Monde zusammenhängen, zeigte sich noch in der Neuzeit in Ostafrika. Wenn die Bakitara den neuen Mond erwarteten, dann

stand ein Priester auf einem Hügel, umgeben von Trommlern und Pfeifern und einer großen Menschenmenge. Beim Erscheinen des Neulichtes ging der Priester zum König und erklärte ihm: *Du hast den Mond überlebt; dein Volk ist kampfgewohnt, es freut sich mit dir; mögest du siegreich sein!* Zugleich begannen große Festveranstaltungen, in deren Rahmen einem Manne die Kehle durchgeschnitten wurde. Mit dem aufgefangenen Blut beschmierte man die Fetische des Königs und brachte die Fetische vor die Königshalle, in der die heiligen Kühe gemolken wurden. Manchmal opferte der König auch einen weißen Stier. Er selber durfte in der Nacht, zu deren Beginn der neue Mond erschienen war, keine Milch trinken.[351]

Sündenböcke

Erst mit dem langsamen Aufstieg der Kulturen gewannen humanitäre Gedanken, wenn auch keineswegs einheitlich, geschweige denn stetig, an Boden. Immerhin wurde aber im Laufe dieser Entwicklung das Menschenopfer mehr und mehr durch Tieropfer ersetzt. Auch bei den Tieropfern handelte es sich um Sündenopfer, also um Tötungen zur Erlösung von Sünden. Unser heutiges Wort „Sündenbock" ist nichts anderes als ein letztes Überbleibsel aus der religiösen Entwicklungsstufe des animalischen Ersatzopfers.
Das mosaische Gesetz gibt darüber folgende Auskunft: *Wenn aber ein Fürst sündigt und irgend wider des Herrn, seines Gottes, Gebote tut, was er nicht tun sollte, und versieht etwas, daß er sich verschuldet, und wird seiner Sünde inne, die er getan hat, der soll zum Opfer bringen einen Ziegenbock ohne Fehl und seine Hand auf des Bockes Haupt legen und ihn schlachten an der Stätte, da man die Brandopfer schlachtet vor dem Herrn. Das sei sein Sündopfer* (Lv. 4, 22 f.). Ähnliches gilt für *des Volkes Sündopfer* (Lv. 16, 15).
Bei den Griechen – in Attika – war der Sinn der Bouphonia, daß sich der Stier oder Ochse selber als Opfer anbieten mußte. Dazu wurde Gerste mit Weizen vermischt auf den Opfertisch gelegt und das Tier losgelassen. In dem Augenblick, da es die Gerste anschnüffelte, wurde es mit einem Beil erschlagen.[352] Woanders war es eine Ziege. Als in Athen eine Jungfrau geopfert werden sollte, um die Hungersnot abzuwenden, kleidete Embaros eine Ziege in Mädchenkleider und ließ sie an Stelle seiner Tochter schlachten.[353]
Oder man opferte ein Lamm, einen jungen Schafbock. Den Ersatz des Menschenopfers durch ein Lamm kannten schon die Sumerer am Persischen Golf. Von dort, aus Ur, kam Abraham, von dem die Bibel berichtet, daß Gott ihm einen Widder als Opferersatz – *zum Brandopfer an seines Sohnes statt* – zubilligte (Gn. 22, 9 bis 13, 16 f.).[354] Nach dieser biblischen Version galt die Ablösung des Menschenopfers durch das Lamm schon seit Abrahams Zeiten, das heißt: seit etwa fünfhundert

Jahren vor dem Auszuge Israels aus Ägypten (13./12. Jahrhundert v. Chr.). Jedoch zeigt sich gerade beim Lamm ein Weiteres: Schrieben die alten Sumerer auf ihre Tontafeln: *Das Lamm ist der Ersatz der Menschheit; er hat das Lamm für sein Leben gegeben,*[355] so sahen auch die Indogermanen das Schaf als das eigentliche Opfertier an.[356] Von den heidnischen Indogermanen der Jahrtausende v. Chr. aus findet sich endlich die Brücke zu der Vorstellungswelt des vorchristlichen Europas. Nicht nur das Fischsymbol des christlichen Heilands muß den europäischen Heiden vertraut gewesen sein, sondern auch das Lamm als sündenerlösendes Opfertier: als „Sündenbock". Die Indogermanen wußten aus tiefster Seele, was Johannes der Täufer von Jesus Christus sagte: *Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt!* (Jo. 1, 29).
Noch heute begeht das christliche Abendland feierlich das Osterfest im Gedenken an seinen Heiland, der sich wie ein Sündenbock, wie ein Lamm für die Menschen opferte – am Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond.

Die Voraussetzung für jedes Menschenopfer in seiner ursprünglichen Form war die zur Gewißheit gewordene Existenz einer außerirdischen Welt, zu der man nur durch den Tod gelangen kann, wie es der Mond lehrt, in der die Gottheit lebt, sich erneuert und aus der sie aufersteht. Die Tatsache, daß sich diese Gedankengänge auch mit anderen Vorstellungen verbanden und sich dadurch wandelten, wie auch die Frage, wie und wo man sich die außerirdische Welt vorstellte, sind hier von untergeordneter Bedeutung. Ihre verschiedenartige Beantwortung ist bekannt. Ob es sich um die Insel der Seligen oder um die Toteninsel, oder um die *Weiße Insel* des indischen Mahabharata handelt – Vorstellungen, die alle auf den himmlischen Ozean und damit auf die Schiffe des Mondes zurückgehen – oder um das Lichtalfenheim nordischer Völker, um die Hesperiden der Griechen, das Elysium oder um das Avalon der Kelten – dies alles ist hier belanglos. Und ebenso ist die sich stets aufdrängende Frage nach dem Zustand und den Lebensbedingungen von Mensch und Tier in jenem unbeschreiblichen Jenseits hier ohne Bedeutung.
Jedoch ergibt sich eine Erklärung für die großen Tieropfer der Ägypter, Babylonier, Assyrer, Griechen und anderer Völker, die *nicht* der Sündenerlösung gelten, sondern, nach den Worten der Bibel, *Dankopfer* darstellten (z. B. Nm. 7, 88).
Der Gottheit Tiere zu spenden – ihnen den Kopf abzuschlagen oder sie auf dem Altar als Dankopfer zu schlachten und zu verbrennen – bedeutete nichts anderes, als diese geopferten Tiere der Gottheit zu „schicken". Um dies zu erreichen, wurde das zu schenkende Tier eben getötet. Denn der Tod war ja die unerläßliche Voraussetzung für den Eingang in das Jenseits. Das Jenseits, das körperlich in der irdischen Welt völlig Tote, ja sogar die Vernichtung des schon toten Körpers durch Feuer, war die Voraussetzung für jedes neue Leben, gleichgültig, ob auf Erden oder in einer anderen Welt oder in welcher Gestalt.

Deshalb verbrannten in vielen Landschaften der Erde die Toten auf den Scheiterhaufen, ohne daß bei den Völkern, die solche Bestattungsbräuche ausübten, die Gewißheit schwand von ihrer lebendigen Existenz im Jenseits.

In den indischen Brahmanas besagen die Mythen, daß die Urquelle des Lebens eben der Tod sei.[357] Der griechische Volksglaube verlangte, daß auch die Grabbeigaben verbrannt werden müßten, wenn sie dem Toten wirklich zugute kommen sollten.[358]

Weil es ein Jenseits gab, in dem lebendige Wesen hausten, die einmal Menschen waren, ist auch der Gedanke verständlich und folgerichtig, daß, ebenso wie der Übergang zum Jenseits, auch der Rückweg möglich sei. Einen Beweis dafür liefert der Traum: man muß einschlafen – ein Gleichnis des Todes –, um träumend eine ganz andere Welt zu erleben. Beides, Traumerfahrung und Mondbeobachtung, ergänzen sich vermutlich zu einem einheitlichen Vorstellungskomplex. Der Geister- und Ahnenkult, das wilde Heer der Germanen in den Lüften, der ganze Spuk- und Gespensterwahn, der Manismus und Animismus haben hier ihre Wurzeln; und die Scheu, mit der heute noch Epileptiker wie Schamanen (und Irre) von einfachen Volksschichten behandelt werden, geht auf archetypische Jenseitsvorstellungen zurück. Ausgangspunkt aller Zauberei und aller Geister- und Totenbeschwörung scheint allein der Gedanke gewesen zu sein, mit der jenseitigen Welt in Verbindung zu treten, sie zu beeinflussen, ihre Schrecken abzuhalten, ja sogar sie zu bedrohen, zu beherrschen und zu lenken.

Die westeuropäischen Grabstätten aus dem Aurignacien (mehrere Jahrzehntausende v. Chr.) erwecken den Eindruck, als ob die Menschen der letzten Eiszeit noch keine Furcht vor den Toten kannten.[358a] Auch vor- und frühgeschichtliche Bestattungsarten in vorderasiatischen Wohnhäusern zeigen noch keine Scheu vor den Toten. Totenfurcht konnte sich erst aus einem gefestigten und lange überlieferten Jenseits- und Seelenglauben entwickeln. Erst als er in Fleisch und Blut übergegangen war, entstanden die mitunter komischen Dinge, die vom Jenseits und seinen Gespenstern handeln.

In Ägypten schrieb ein Offizier einen vorwurfsvollen Brief an seine verstorbene Gattin, durch die er sich gequält fühlte. Er drückte den Beschwerdebrief einem gerade Verstorbenen in die Hand, damit dieser den Brief der im Jenseits weilenden Frau richtig abliefere.[359] Es ist ferner kein Zufall, daß seit der Steinzeit bis in die christliche Epoche Leichenbestattungen nachweisbar sind, bei denen der Tote gefesselt, eng im Sarg verschnürt oder mit abgetrenntem Kopf begraben worden ist.[360] Von Südamerika bis nach Europa erfand der menschliche Geist viele Listen, um zu verhindern, daß die Toten die Lebenden belästigen.

Der Massentod im Fürstengrab

Die gleichen Vorstellungen vom Leben im Jenseits erfüllen auch den kultischen Massentod und überhaupt den freiwilligen Tod von Menschen, die einen Verstorbenen nicht allein im Jenseits leben lassen durften oder wollten. Dies gilt namentlich für den Tod von Häuptlingen und Königen. Aus freien Stücken oder mit Gewalt folgten ihnen ihre Frauen, Diener, Sklaven, Pferde und Hunde nach. Es ist kaum vorstellbar, welches Massensterben der Tod eines Einzelnen bei manchen Völkern hervorrufen konnte. Dort, wo gut erhaltene Grabstätten ein exaktes Bild über derartige Bestattungsformen vermitteln, setzen sie den Betrachter in ein verständnisloses Staunen.

In einem einzigen der 4500 Jahre alten sumerischen Königsgräber von Ur bot sich den Archäologen folgender Anblick. Mit dem König begraben waren sechs männliche Diener und vier Harfenspielerinnen, von denen eine noch die Saiten mit der Hand berührte (was auf einen plötzlichen Tod – vermutlich durch Gift – schließen läßt). Außerdem lagen in dem Grab noch vierundsechzig Hofdamen in geordneten Reihen. Alle trugen rote Festkleider – rot war schon seit der Altsteinzeit die Farbe des Lebens – kostbaren Hals- und Haarschmuck und darunter ungewöhnlich große halbmondförmige Ohrgehänge.[361]

In einem oberägyptischen Königsgrab, in Abydos, das etwa aus der gleichen Zeit wie die Gräber von Ur stammt, bezeugen archäologische Funde ganz ähnliche Bräuche und Anschauungen. In einer Nebenkammer des Königsgrabes lagen Frauen, Leibwächter und Hunde begraben.[362] Die Sitte, dem toten König das ganze Gefolge nachzuschicken, scheint in Ägypten jedoch nur bei einigen Gräbern der ältesten Zeit nachweisbar zu sein. So zum Beispiel bei dem Grab des letzten Königs der 1. Dynastie, namens Kaa, aus der 1. Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. Aus der gleichen Dynastie stammt auch das Grab der Königin Merneith, in welchem 23 Hofdamen und Dienerinnen getötet worden sind. Noch ein Jahrtausend später sind ähnliche Bräuche in den großen Tumulusgräbern im Süden von Oberägypten – bei Kerma in Nubien – festgestellt worden.[363] Aber in der Folgezeit pflegten symbolhafte Grabbeigaben in Form von kleinen Dienerfigürchen – wie es gleichfalls aus dem frühen Griechenland bekannt ist[364] – die Menschentötung zu ersetzen.

Bei den Skythen, nördlich des Schwarzen Meeres, folgten dem gefallenen Krieger Weib, Roß und Gesinde ins Grab. Herodot berichtet im 4. Buch vom Tode eines skythischen Königs folgendes: *In dem übrigen weiten Raume des Grabes begraben sie eine von den Kebsweibern* (des Königs), *welche sie vorher erwürgt haben, ebenso den Mundschenk, den Koch, den Stallmeister, Kammerdiener, Botschaftenbringer und Pferde, sowie Erstlinge von allem andern, auch goldene Schalen ... Nach Ablauf eines Jahres ... ergreifen sie von den übrigen Dienern*

die geschicktesten ... von diesen Dienern erwürgen sie nun fünfzig und ebenso hundert durch Schönheit ausgezeichnete Pferde (IV, 71. 72).
Die getöteten Menschen wurden auf die toten Pferde gesetzt, die durch besondere Vorrichtungen standfest gemacht wurden. Dann stellte man die tote Reiterschar rings um das Königsgrab auf.

Der Bericht Herodots erfuhr jetzt nach über 2000 Jahren durch die moderne Bodenforschung seine Bestätigung. Es wurden nämlich derartige Massengräber in der Nähe von Simferopol auf der Krim entdeckt. Ein dort ausgegrabenes Königsgrab bestand aus einem zweistöckigen Quaderbau, in dem der reichgeschmückte König bestattet worden war. Arme und Beine waren von Goldspiralen buchstäblich zugedeckt, und das wertvolle Bahrtuch verschwand unter einer Fülle aufgenähter Sterne und anderen Schmucks. Zwar waren in diesem Grab nur noch fünf Pferde getötet worden, aber zweiundsiebzig Menschen lagen als Begleitung des Fürsten in der Gruft. Das Grab stammt etwa aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. und ist somit mehr als zwei Jahrtausende jünger als die sumerischen Königsgräber.[365]

Auch mitteleuropäische Gräber erwecken den Eindruck, als hätten ähnliche Bräuche dort noch in den letzten Jahrtausenden v. Chr. bestanden. Im niederösterreichischen Schleinbach wurde ein Grab gefunden, in dem ein kräftiger, ungefähr 35 bis 40 Jahre alter Mann mit gespreizten Beinen auf dem Rücken lag. Die Arme deuten die Bethaltung an. Unter diesem Skelett kauerten drei Kinderleichen.[366] In Leobersdorf fand sich ein Skelett, zu dessen Füßen fünf aneinandergereihte Kinderschädel lagen.[367]

Cäsar erwähnt von den Kelten, sie hätten noch kurz vor seiner Zeit Sklaven und Schutzbefohlene, die dem Verstorbenen lieb gewesen, bei den herkömmlichen Bestattungsfeierlichkeiten verbrannt.[368] Und von den Griechen ist bekannt, daß sie, nach Homer, zwölf trojanische Jünglinge am Scheiterhaufen des Patroklos töteten (Il. 23, 22 f.; 175).

In der Höhle von Albunol bei Granada in Spanien fanden sich am Eingang drei Skelette, eines mit einem Golddiadem. Dann folgten noch drei Skelette, von denen ein Schädel zwischen zwei Felsstücken, neben einem geflochtenen Behälter, vermeintlich einer Kappe, lag. Im Innern der Höhle waren zwölf Leichenreste im Halbkreis um ein weibliches Skelett gruppiert, zu dem eine Fellmütze, ein Halskragen mit Muscheln und Eberzähnen gehörten. Schiefermesser, Steinbeile und Spitzen aus Feuerstein waren die Grabbeigaben. In weiteren Räumen der gleichen Höhle lagen noch fünfzig Skelette.[369]

Eine ähnliche Bestattungsweise fand man im Norden Europas, an der mecklenburgischen Ostseeküste bei Roggow.[370]

Die Anschauungen der Hunnen und Mongolen unterscheiden sich durch nichts von den Vorstellungen in aller Welt. Bei den Leichenfeiern zu Ehren ihrer ver-

storbenen Fürsten wurden anscheinend Hunderte, ja Tausende von Frauen und Dienern abgeschlachtet.[371]

Aber es sind nicht nur alte Gräber und Berichte, die den Kult bewahrt haben, gemeinsam in den Tod zu gehen, um gemeinsam im Jenseits leben zu können. Noch in der Neuzeit ist diese Vorstellung in manchen primitiven Kulturen lebendig.

In Dahomey an der afrikanischen Guineaküste zerstörten und zerschmetterten die Hofleute alles, was im Königspalast nicht niet- und nagelfest war, und brachten sich danach selber und den ganzen Harem um. In einem Falle sollen bei der Beerdigung eines Königs insgesamt 595 Frauen, Soldaten, Eunuchen, Hofsänger und andere ihr Leben verloren haben.[372]

Beim Begräbnis von vornehmen Stammesangehörigen schickten die Ibo am unteren Niger Sklaven mit ins Jenseits. Man brach drei Menschen die Beine und legte sie lebend so ins Grab, daß der Tote bequem auf ihnen ruhen konnte. Weitere Menschen wurden an den Eingängen von Haus und Hof getötet, und am Familienbaum ein anderer enthauptet.[373] Diese Bestattungsform weist bemerkenswerte Parallelen zu dem bereits erwähnten Grab von Schleinbach auf.

In West- und Nordwestafrika wurden in Aschanti und Dahomey bei den Jahresfesten des 18. und 19. Jahrhunderts n. Chr. Sklaven zu Hunderten zu den im Jenseits weilenden Königen geschickt, sozusagen als Aufmerksamkeit. Dadurch wurde freilich zugleich Land und Volk von allem Bösen gereinigt. In Aschanti war es Brauch, daß der regierende König seine verblichenen (man muß auf den Wortsinn mancher Totenausdrücke achten, um den Zusammenhang mit dem Mond zu erkennen) Vorfahren täglich über den Gang der Staatsgeschäfte unterrichtete – so ungefähr, als handele es sich beim Leben auf der Erde nur um eine Filiale des Jenseits. Tag für Tag wurden Sklaven ins Jenseits befördert. Der König sagte ihnen vor, was sie drüben zu bestellen hätten, und wenn er sicher war, daß sie alles behalten hatten, wurde ihnen der Kopf abgeschlagen. Vergaß der König bei seiner Nachrichtenübermittlung etwas, dann wurde gleich ein weiterer Bote hinterhergeschickt.[374]

In Peru war es Sitte, daß beim Tode eines Inka-Fürsten das ganze Gefolge freiwillig den Fürsten in den Tod begleitete.[375] Relikte dieses Brauches zeigt auch die jüngste Geschichte Japans. Als die Nachricht vom Ableben des Tenno eintraf, verübte der Marschall Baron Nogi Selbstmord, um seinem Herrn auch im Jenseits zur Seite stehen zu können.[376]

Die Frau stirbt mit dem Mann

Beim einfachen Volk waren derartige Totenbegleitungen freilich nur bei verstorbenen Männern üblich, das heißt, die Ehefrau folgte ihrem Manne in den Tod.

Der Brauch, Frauen beim Ableben ihres Gatten den Tod freiwillig oder unter Zwang erleiden zu lassen, ist weit über die Erde verbreitet. Im ägyptischen Diospolis kamen drei Frauenskelette zum Vorschein, die gegen ein Männerskelett gelehnt waren.[377]

In Europa sind schon aus der Jüngeren Altsteinzeit – besonders in ihrer Endperiode, im Magdalénien – mehrfach Doppelbestattungen nachweisbar, bei denen Mann und Frau gemeinsam beigesetzt worden sind. Unter solchen Gräbern, die viele Jahrtausende älter sind als die ägyptischen, sind die von Cro-Magnon und Obercassel zu nennen. Dabei ergibt sich auch ein aufschlußreiches soziologisches Problem: es sind nämlich ältere Männer und junge Frauen.[378]

In einem Grabe bei Nordhausen in Mitteldeutschland fanden sich die Skelettreste eines Mannes und einer Frau, die mit den Gesichtern zueinander gekehrt waren. Aber der Frauenschädel war durch zwei wuchtige Schläge mit einer Streitaxt zertrümmert worden.[379]

Doppelbestattungen – mitunter mit eng zusammengeschnürten, aneinandergepreßten Oberkörpern – fanden sich auch in Niederösterreich und Ungarn.[380]

Bei den germanischen Herulern – die ursprünglich an der Ostsee saßen, soweit man von „ursprünglich“ überhaupt reden kann, und in den Zeiten um Christi Geburt teils zur Donau, teils nach Skandinavien wanderten – erhängte sich die Witwe am Grabe ihres Mannes. Ebenso folgte bei den verwandten Warägern und bei Balten und Slawen die Frau gewaltsam oder freiwillig in den Tod.[381] Das freiwillige Erhängen der Witwe war, nach der Argonautendichtung, offenbar auch im östlichen Mittelmeergebiet üblich:

„Kleite aber wollte, nachdem ihr Gatte verblichen, nicht mehr länger leben; sie häufte Jammer auf Jammer und verschied, den Strick um den Nacken gelegt.“[381a]
Auch bei den Franken wurden Frauen oder Mädchen mit den toten Männern bestattet.[382]

In China begrub man Frauen und Sklavinnen lebendig mit dem Toten.[383] Erst allmählich ging man dazu über, die Frauen durch Strohpuppen oder Holzpuppen zu ersetzen. Die Furcht vor den Toten war indes aus solchen und aus anderen Gründen noch bis in die Gegenwart so groß, daß langdauernde Trauer- und Opferriten vor bösen Einflüssen durch den Toten schützen mußten.[384]

Beim Totendienst der westafrikanischen Bosso-Völker begleitete noch bis in die Gegenwart die Lieblingsfrau jeden verstorbenen Fürsten. Sie wurde lebend in die Grabkammer geführt und darin für immer eingeschlossen. Es war nie notwendig, eine Frau zur Begleitung des Toten in das Jenseits zu zwingen. Jede nahm es gern auf sich und war froh, nicht von dem geliebten Gatten getrennt zu werden.[385]

In Flandern war es noch im 19. Jahrhundert n. Chr. Sitte, daß die Witwe auf dem Sarge ihres verstorbenen Mannes Platz nehmen und so zum Friedhof fahren

mußte.[386] Eine Symbolhandlung also. In Indien erhielt sich die Witwenverbrennung bis in die Neuzeit.

Und noch heute geht immer wieder durch die Zeitungen der Welt die Nachricht, daß sich indische Frauen beim Ableben ihrer Gatten nicht vom freiwilligen Tode abhalten lassen, und daß die Volksmenge gegen Polizisten und Soldaten eine drohende Haltung einnimmt, wenn diese den Feuertod der Witwe verhindern wollen. Auch dies ist wieder ein Beispiel dafür, mit welchem Fanatismus die Menschen an Glaubensriten festzuhalten imstande sind, wenn diese Riten in den Menschen seit Jahrtausenden archetypisch verankert sind.

Totenhochzeiten

Die alten französischen Gräber von Grimaldi bei Mentone zeigen noch ein anderes: auf einer erkalteten Feuerstelle fand sich ein Doppelgrab für einen etwa 17jährigen Jüngling und für eine Greisin. Beide waren gleichzeitig bestattet worden. Wahrscheinlich handelt es sich um die Auffassung, daß auch unverheiratete Jünglinge nicht unbeweibt in das jenseitige Leben eingehen sollen. Der Gelehrte Schrader bezeichnet solche Bestattungen – die noch im 19. Jahrhundert n. Chr. auf dem Balkan üblich waren – als „Totenhochzeit“.[387]

Euripides schildert in seiner Tragödie „Hekabe“, wie dem toten Achilleus die trojanische Fürstentochter Polyxena ins Jenseits nachgeschickt wird:

In schöner Ordnung hielt das Heer der Griechen sich,
um zu vollziehen deines Mädchens Opferung.
Achilleus' Sohn ergriff die Hand Polyxenas
und führte sie zum Hügel . . .

Jetzt packt' er seines Schwertes Griff, den goldenen,
zieht's aus der Scheide rasch, und die erlesene Schar
bedeutet er, festzuhalten solle sie die Maid.
Doch kaum war sie's gewahr, da bricht's aus ihr hervor:
„Achaier, die ihr meine Stadt vernichtet,
ich scheide freudig. Soll drum keiner meinen Leib
berühren. Ohne Furcht biet' ich den Nacken dar.
Noch einmal fleh' ich: Laßt mir Freiheit, daß ich frei
hinabgehn kann! Sonst lebt' ich ja im untern Reich
als Sklavin, ich, die Fürstin, fort zu meiner Schmach.“

Aufrauschte Beifall, und der Herr des Heeres gebot,
das Mädchen packen dürfe keines Mannes Hand.

Drauf sie, als kaum verklungen Agamemnons Wort,
faßt ihr Gewand und reißt es von der Schulter jäh,
daß gleich die Hüfte, gleich der Nabel sich entblößt,
und sich die Brust enthüllt in voller Herrlichkeit,
wie eines Götterbildes. Drauf kniet sie hin
und spricht, so standhaft, wie du's nimmer sonst gehört:
„Schau dies hier, Krieger, an! Hast du zu stoßen Mut,
so führ' den Stoß! Doch gibt der Hals dir größere Lust,
beut sich auch meine Kehle gerne deinem Hieb."

Den jammerte die Maid; er wollt' und wollt' auch nicht,
und dann durchschnitt die Gurgel doch der blanke Stahl.
Hell sprang das Blut, und noch im Sinken achtet' sie,
daß Anstand ihrem Tod nicht fehle, und verbarg,
was Männern zu verbergen einer Frau geziemt.[388]

Das Massenopfer als Archetypus

Fürstenopfer, kultischer Freitod und ritueller Massentod, alle diese grausam anmutenden Bräuche waren nichts anderes als ein notwendiger Ausdruck gewisser Jenseitsvorstellungen und -sehnsüchte. Aber man unterschätzt die Glaubensfähigkeit des Menschen ganz allgemein, wenn man annimmt, daß diese Bräuche in ihren Urformen tatsächlich grausam gewesen sind. Die Menschen, die freiwillig in den Tod gingen, weil sie an ein Fortleben nach dem Tode glaubten, waren von der rein logischen Seite her gesehen viel konsequenter als der Christ, der zwar auch an ein Leben nach dem Tode und sogar an eine Auferstehung des Fleisches glaubt, aber trotzdem nicht mehr bereit wäre, sein irdisches Leben dafür zu opfern. Nein, den ersten Schritt zur Grausamkeit machten die Opferhandlungen erst, als die wachsende Vernunft den Glauben zu zersetzen und infolgedessen auch die freiwillige Bereitschaft zum kultischen Tode nachzulassen begann. Denn der mächtige Archetypus des Menschenopfers wirkte in den Seelen der Menschen weiter, und um ihm zu willfahren, wurde schließlich auf die freiwillige Bereitschaft zum Tode verzichtet, d. h. es wurden wehrlose Sklaven und Kriegsgefangene geopfert, ja, es wurden sogar Kriege geführt, nur um die besiegten Menschen kultisch opfern zu können.
Solche Massenopfer kennt die griechische Sage genauso wie die keltische; und wenn die moderne Forschung einst ihre Ziele erreicht haben wird, dürfte sie solche Opfer in der ganzen Welt feststellen. Die Chinesen brachten regelmäßig nach Rückkehr von einem Kriegszug Menschenopfer und bestrichen die Kriegs-

trommeln mit Menschenblut.[389] Strabo berichtet, daß die weissagenden Frauen, die den Kriegszug der Kimbern begleiteten, den eingebrachten Kriegsgefangenen mit gezücktem Schwert entgegenkamen. Sie bekränzten die Gefangenen – wieder ein Mondsymbol – und führten sie zu einem großen ehernen Opferkessel.[390]
Von den Galliern vermerkt Cäsar,[391] sie hätten große, aus Ruten geflochtene Behälter angefertigt, die sie mit lebenden Menschen anfüllten und verbrannten.
Von den Germanen berichtet der Römer Germanicus, er habe, als er um 15 nach Christus das Gebiet der Varusschlacht besuchte, in ihren heiligen Hainen allerlei Spuren gefunden, die auf eine Opferung der kriegsgefangenen Römer schließen ließen.[392] Aber von Kelten und Germanen ist auch bekannt, daß sie nicht nur ihre Kriegsgefangenen der Gottheit opferten, sondern auch ihre Kriegsbeute; die in Schleswig-Holstein und in Dänemark entdeckten großen Mooropfer aus den Jahrhunderten vor und nach Chr. veranschaulichen dies.[393]
Manche Stellen des Alten Testamentes blieben in der beschriebenen rigorosen Vernichtung allen Lebens unverständlich, wenn ihnen nicht der Grundgedanke eigen wäre, alle Lebewesen einer eroberten Stadt zu „verbannen", das heißt, der Gottheit in das Jenseits auszuliefern. So sollen, nach den Worten des Alten Testamentes, alle Lebewesen der Stadt Jericho – *alles, was darin ist ... dem Herrn verbannt sein* (Jos. 6, 17). Nach der Eroberung von Jericho *verbannten sie* (die Israeliten) *alles, was in der Stadt war, mit der Schärfe des Schwertes, Mann und Weib, jung und alt, Ochsen, Schafe und Esel* (Jos. 6, 21). Danach wurden nicht allein die Menschen getötet, sondern auch das Vieh. Es wurde folglich eine ganze lebendige Stadt in das Jenseits geschickt.
Aber auch beim Volke Israel sind die Methoden nicht immer die gleichen. So wurden zum Beispiel häufig nur die Menschen erwürgt oder erschlagen (Jos. 8, 22 f.) oder massenweise lebendig von einer Felskuppe heruntergestürzt (zehntausend Menschen in einem Falle nach dem 2. Buch der Chronik – 25, 12), *so daß sie alle zerbarsten.* Zum anderen wurden nur Anführer und feindliche Könige gehenkt (Jos. 8, 29; 10, 26). Und die dem Moses von seinem Herrn und Gott diktierten Gottesworte enthalten unter anderem – bei der Eroberung Midians – das Gebot: *So erwürgt nun alles, was männlich ist, unter den Kindern und alle Weiber, die Männer erkannt und beigelegen haben; aber alle Kinder, die weiblich sind und nicht Männer erkannt haben, die laßt für euch leben* (Nm. 31, 17–18).
Die Feinde Israels benahmen sich nicht anders. Auf dem Mesa-Stein des Königs der Moabiter steht aus dem 9. Jahrhundert v. Chr. zu lesen: *Ich nahm* (Nebo) *ein und tötete jedermann, siebentausend Männer, Knaben, Frauen, Mädchen und Jungfrauen, weil ich sie dem* (Gott) *Aschtar-Kemosch geweiht hatte.*[394]
So besteht zu den Massenschlachtungen der Azteken – die, nach den Chroniken des 15. Jahrhunderts n. Chr., zwanzigtausend und, unter Montezuma II., zwölftausend Kriegsgefangene auf einmal umbrachten[395] – lediglich ein Zeitunterschied,

aber kein Unterschied in der Geisteshaltung. Von Amerika bis China und bis zum Mittelmeer sind Kriege gegen Nachbarvölker vorzugsweise deshalb geführt worden, um genügend Menschen zum Opfer für die Gottheit heranzuschaffen.

Die unerwünschte Wiedergeburt

Der Glaube an ein jenseitiges Leben ist noch in der Gegenwart bei Primitiven so unbeirrt, daß eine inzwischen humaner gewordene Hochkultur mit allen Mitteln der Seelsorge und der Polizeigewalt dem Wilden oft genug in den Arm fallen muß, um einen Mord zu verhindern. Dabei ist meistens die Verwunderung auf beiden Seiten groß. Denn gerade der Primitive nimmt als Erstes und Wichtigstes die Lehre von der Auferstehung der Toten in sich auf, die er in irgendeiner Form schon von seinen Urahnen kennt. Er begreift schlecht, daß man keinen Menschen ins Jenseits schicken darf, zumal wenn ihm versichert wird, daß an der Auferstehung und an dem Jenseits nicht gezweifelt werden dürfe.
Der Glaube an ein Jenseits, der die Grundlage aller kultischen Menschenopferungen ist, ist zugleich auch die Grundlage der Vorstellung von einer Wiedergeburt. Bei dunkelhäutigen Rassen des Südens geht die Lehre von der Wiedergeburt mitunter noch eindeutig auf den Mond zurück. Bei den Kiwai an der Südküste von Neu-Guinea sammelten moderne Forscher eine Mythenreihe, in der eine Gestalt namens Sido eine Rolle spielt. Dieser Sido legt sich in seiner mythischen Totenwanderung zwar in eine Grube, aber dort will er nicht sterben, sondern sich nur häuten wie eine Schlange. Er erhebt sich aus der Grube wieder und strahlt dann ein starkes Licht aus.[396] Hier liegt demnach die typische Identifikation eines als Menschen geschilderten Wesens mit dem Monde vor.
Bei anderen südlichen Stämmen besteht die Vorstellung, daß ein Mensch, namentlich ein Häuptling, nach seinem Tode wieder als Tier erscheine, vorwiegend als Schlange, dann aber auch als ein anderes Tier. In Nordamerika, Sibirien und Afrika war ziemlich allgemein die Vorstellung verbreitet, daß Jagdtiere, die schon einmal erlegt worden waren, wieder auf die Welt kommen.[397]
Aus derartigen Vorstellungen entwickelte sich endlich die indische Karmalehre. Sie setzt die Wiedergeburt als Mensch oder Tier voraus – das heißt, sie verallgemeinert, was der tiergestaltige Mond pausenlos tut: Sterben – Auferstehung – Sterben – Auferstehung. Die weitere Folge war dann die Frage, wie man diesen Geburtenkreislauf unterbrechen und die Seele erlösen könne. Seitdem tötet kein frommer Inder mehr ein Tier, selbst kein schädliches.[397a]

Aber der Glaube an eine Wiedergeburt zog Konsequenzen noch ganz anderer Art nach sich: Wenn man wiedergeboren würde, hätte man die Möglichkeit einer

Rückkehr auf die Erde, zumindest aber die einer Einwirkung auf das irdische Leben. Oftmals war es aber gar nicht wünschenswert, daß ein Toter wieder auf die Erde zurückkehrte.

Der Gedanke an eine Rückkehrmöglichkeit von feindlich gesinnten Toten – Kriegsgefangenen, Sklaven usw. – oder ihre Einwirkung auf das irdische Leben von der anderen Welt her, war beunruhigend und forderte dringend Gegenmaßnahmen.

Der Gottheit die Kriegsgefangenen und getöteten Feinde zu überlassen, barg immerhin die Gefahr, daß sie vom Jenseits aus mit der gleichen Feindseligkeit, die sie im Leben bewiesen hatten, auf das irdische Leben einwirkten.

Die Lehre von der Wiedergeburt war zum Beispiel den Duk-Duk-Tänzern der Südsee ebenso vertraut, wie den indogermanischen Thrakern oder den Kelten.[398] Sie brachte auch im Menschenopfer eine Umstellung. Es kam darauf an, denjenigen Körperteil entweder zu vernichten oder in eigenen Gewahrsam zu nehmen, der als Sitz der Seele oder der Lebenskraft galt. Denn ein Jenseitsglaube ohne die Vorstellung von Seelen oder Geistern ist undenkbar.

Es läßt sich nun mit Sicherheit sagen, welchen Körperteil die verschiedenen Völker als Sitz der Lebenskraft, des Geistes oder der Seele ansahen. Bei den Germanen wurde den gefährlichsten Gegnern zeitweise der Rücken aufgeschnitten. Dann wurde die Lunge aus dem Leib gerissen.[399] Vom Auffressen von Menschenlungen sprechen aber auch ägyptische Texte aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. In Ägypten galt als Sitz der Lebenskraft – des Ka – später der Phallus. So erklärt sich, daß es Völker gab, die den Phallus zeitweise als Siegesbeute genauso hoch schätzten wie zu anderer Zeit den Menschenkopf.[400]

Daneben gewann aber auch die Vorstellung Raum, daß das Herz der Sitz jener Geister- oder Seelenkraft sei.

Das Herausreißen des noch schlagenden Herzens aus dem lebendigen Menschenkörper war nicht allein ein Hauptakt des Menschenopfers in Mittel- und Südamerika, sondern ist in Europa auch in den Heldenliedern der nordischen Edda aufgezeichnet.[400a]

Derartige Beispiele sind für den modernen Betrachter immer wieder erstaunlich, weil sie einerseits keinen Zweifel darüber lassen, wie detailliert die Vorstellungen der damaligen Menschen gewesen waren, und mit welchen scheinbar grausamen Konsequenzen andererseits nach diesen Vorstellungen gehandelt wurde. Der moderne Mensch ist viel zu sehr ein Mensch der Vernunft, als daß er heute noch Konsequenzen als notwendig erachten würde, die allein aus dem Glauben resultieren. Die Vernunft zieht dem Glauben immer engere Grenzen. Eine dieser Grenzen wird das folgende Kapitel noch einmal zu überschreiten versuchen, um eines der ältesten Glaubensphänomene des Menschen zu behandeln: die Vorstellung davon, wie das Jenseits aussieht.

DER SCHWARZE

„Wenn ich erscheine aus dem Ei . . .“

Viele, viele Jahrtausende muß der erwachende Menschengeist angesichts der Gewalten einer grausamen Erde unter dem Einfluß einer riesengroßen Macht gestanden haben: der Angst. Durch die ungeschriebene Geschichte der Hunger- und Seuchenkatastrophen, der Kältetode in den Eiszeiten, der Feuertode in den brennenden Wäldern der Warmzeiten und zahlloser anderer Gefahren, ging der Mensch mit bloßen Füßen und nahezu wehrlos hindurch. Unvorstellbar lang war allein die Zeit, bis er gelernt hatte, einen Stein zu einem Faustkeil zurechtzuhauen, um damit zu kämpfen und zu jagen. Hätte er sich damals nicht angesichts des Himmels die ersten zögernden und noch schwer ausdrückbaren Gedanken vom Leben in einer anderen, besseren Welt gebildet, so wäre der Mensch wahrscheinlich zugrunde gegangen – und zwar allein aus Angst. Die Menschheit wäre ausgestorben. Den stets drohenden Tod nicht zu fürchten, das Jenseits zu lieben und zu preisen, dies allein konnte seine irdische Rettung und Erlösung aus den Gefahren der Umwelt bedeuten. Die Entdeckung des Jenseits war wirklich ein wunderbares Glück, denn in Verbindung mit dem sich aus ihr entwickelnden Glauben an ein jenseitiges Leben bildete sie die erlösende Kraft, die einzig und allein imstande war, die den vernunftbegabten Menschen heimsuchende Todesangst zu überwinden. Wenn nicht schon der erwachende Altmensch seine Zufluchtstätte aus der Welt der Angst und der Hoffnungslosigkeit im Jenseits erkannt hätte, würde heute wohl kein Mensch mehr existieren.

Ohne Zweifel ist es schwer, sich heute noch ein Bild über religiöse Vorstellungen zu machen, die den erwachenden Menschen geleitet haben. Aber derartigen Bemühungen kommt ein Phänomen zu Hilfe, das tief in der Seele des Menschen verankert ist: der Trieb, alle Dinge innerhalb seiner Vorstellungswelt darzustellen und nachzuahmen, insbesondere religiöse Dinge. Untersucht man die Symbole, in denen das Anliegen der Primitiven und Altmenschen, das Jenseits zu versinnbildlichen, seinen Ausdruck gefunden hat, dann sollte man nicht vergessen, daß es bei transzendenten Sinnbildern niemals darum geht, wie sie beschaffen sind, sondern darum, welche Kraft sie in der Seele des Menschen zu entfalten vermögen. Die Sprach- und Textforschung der Archäologie steht noch heute vor einer Unzahl bildlicher Umschreibungen, die tatsächlich in ihrer verwirrenden Vielfalt entmutigen könnten, solange man nicht weiß, besser: ahnt, daß mit jenem geheimen Ort des Mondes das Jenseits gemeint war.

Die Schiefertafeln des Pharaos Narmer aus der ältesten, historisch erfaßbaren Zeit Ägyptens zeigen zwischen den beiden Stierköpfen den Königsnamen in

einem Kasten. Da am Himmel zwischen den beiden Stieren die etwa dreitägige Zeit des Dunkelmondes (Neumond) liegt, kann sich dieser Kasten nur auf diese Unsichtbarkeit beziehen. Der Mond ist sozusagen in einem Kasten eingeschlossen, wie in einem Sarg. Einen solchen Sarg kennt zum Beispiel die ägyptische Osiris-Legende. Das Volk Israel besaß dagegen eine Lade Gottes, die sehr heilig gehalten wurde.

Das Ding, in das der Mond hineingeht, ist ferner ein Ei. Es ist eine Vorstellung, die sichtlich auf ein tierhaftes Wesen zurückgeht, vermutlich auf die Schlange: *Der das Licht bringt und die Finsternis vertreibt . . ., der zu den* (?) *Gesichtern in das Ei eintritt, der verborgen ist als ein Kind.*[401]

Dies stammt aus Ägypten zur Zeit Ramses II. – kurz vor Moses – und ist bereits mystisch mit verschiedenen anderen Vorstellungen verflochten und reines Gebet. Deutlicher erklärt es die Inschrift einer ägyptischen Stele, die in einem kleinen Tempel neben dem Chons-Heiligtum von Theben-Karnak gefunden wurde: *Er hat* (schon) *Befehle erteilt* (als) *ein Starker im Ei;* (er ist) *ein mutiger Stier, wenn er auf den Kampfplatz* (des Himmels) *tritt; ein göttlicher König, der am Tage des Sieges* (über die Finsternis) *heraustritt wie Mont, großmächtig wie der Sohn der Mut.*[402]

Zwar richtet sich dies an einen irdischen Pharao, aber die gewählten Ausdrücke gehen auf Begriffe um einen Mondgott (Chons) zurück.

In dem aus allen möglichen Überlieferungen zusammengestellten und von alten Pyramiden- und Sargtexten abgeschriebenen Totenbuch heißt es schließlich: *Wenn ich erscheine aus dem Ei, das in dem geheimen Lande ist. Ich bin Osiris.*[403]

In der Oase zu Hib wird der Dunkelmond in einer späten Inschrift aus der Perserzeit mit einem *feuchten, verborgenen Ei* verglichen.

Gibt es aber ein Ei am Himmel, aus dem der Gott und das Leben entstehen, dann muß man es auch nachbilden.

Große, eiförmige Töpfe kamen bei Ausgrabungen in Europa zum Vorschein, und zwar im Balkanraum: in Illyrien, in Makedonien und in der Theißkultur.[404]

Auf den Fidschi-Inseln weiß man, daß die ersten Menschen aus einem Ei entstanden sind.[405] Das Weltei existiert als goldenes Ei in der Brahmana-Lehre Indiens[406] (ebenso in den Gottestheorien der griechischen Orphik[407]); ferner in mancherlei Vorstellungen in Sibirien und Polynesien.[408]

Auch im deutschen Volksglauben ist hier und dort haften geblieben, daß die Schlange aus dem *Gründonnerstagei einer schwarzen Henne entstanden sei.*[409] Und ein deutsches Hausmärchen erzählt von einem Ei, das der Mond einem Mädchen schenkt.[410]

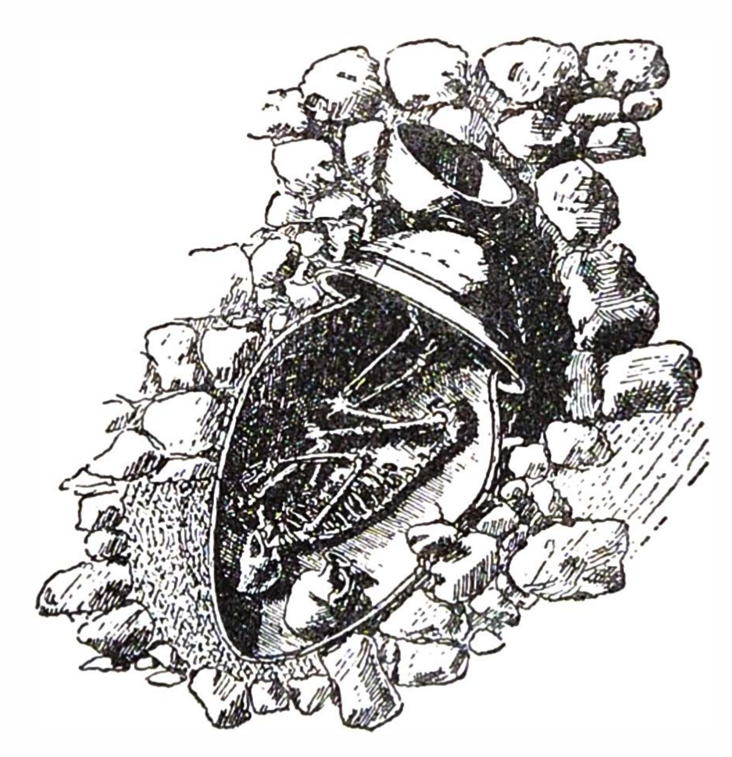
In Litauen beten die Frauen, wenn ihre Hühner keine Eier legen, noch heute zur „Semle“, hinter der die alte griechische Mondgöttin Semele stehen dürfte.[411]

Dieses Ei ist in Mitteleuropa noch als Osterei bekannt; aber es hat nichts mehr mit

der Schlange gemein oder mit Osiris, sondern mit einem anderen Mondtier: dem Hasen. Die Tatsache, daß Hasen keine Eier legen, hat dem Volksglauben durch die Jahrhunderte hindurch nicht den geringsten Abbruch tun können.
In Birma schließlich herrscht bei den Karen noch heute die Anschauung, daß sich die menschliche Seele in ein eiförmiges Gebilde verwandele, das mit einer dampfartigen Substanz gefüllt sei. Wenn dieses Ei platze, werden die Felder fruchtbar.[412]

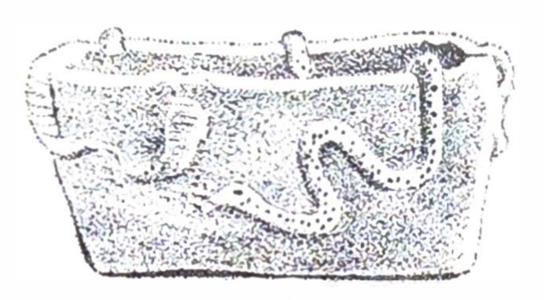
Leichen in Krügen

Aber das Ei-Symbol wandelte sich im Laufe der Jahrtausende. Der Mensch begann, aus dem Ei Gefäße zu machen. Anfangs scheinen diese Gefäße noch ganz eiförmig gewesen zu sein, wie zum Beispiel die großen eiförmigen Ton-Urnen mit sehr dünnen Wänden der Bronzezeit Spaniens, in denen die Toten hocken. Auf dem Kopf tragen sie ein Zeichen des Mondes: Silberdiademe.[413]
Dort warten sie, nach dem Vorbilde des Mondes, auf ihre Auferstehung; und sicherlich sind die Tonwände deshalb so dünn, damit sie leicht zerbrechen, wenn die Stunde der Auferstehung für die Toten kommt.
Papierdünne Goldgefäße, die nie Gebrauchswert besessen haben können, fanden sich in alten dänischen und schwedischen Grabanlagen; und im Königshügel des nordostdeutschen Seddin wurde eine Grabkammer mit drei Tongefäßen entdeckt, in denen die Leichen eines Mannes und zweier Frauen steckten.[414]
Die Eiform wandelte sich inzwischen in allgemeingebräuchliche Gefäß-, Krug- und Topfformen.
Topfsärge kennt auch das sumerisch-akkadische Gebiet am Euphrat und Tigris. Zum Teil – offenbar einer jüngeren Periode des 2. Jahrtausends v. Chr. zugehörig – sind es jeweils zwei Töpfe, vielleicht deshalb, weil die Bestattung in einem einzigen, mannshohen Gefäß technische Schwierigkeiten bereitete. In Babylonien gehören derartige Doppeltopfgräber zu den Bestattungssitten der zweiten



Eiförmige Graburne mit Kinderskelett (aus der Nähe von Nazareth, Palästina)

Hälfte des vorletzten Jahrtausends v. Chr. Es sind ungefähr 70 cm hohe Gefäße mit breiter Öffnung, die horizontal zusammengeschoben wurden. In diese beiden Töpfe wurden die Leichen – in Binsenmatten oder Kleider gehüllt – in Hockstellung hineingezwängt.[415]
Zwei große Krüge, in denen die Leichen hocken, fanden sich auch in sehr alten Gräbern Ägyptens, und zwar anscheinend schon aus dem Beginn der historischen Zeit. [416] Bereits in der vordynastischen Badari-Kultur gehören am Nil Gefäße aus Stein, Elfenbein oder Ton zu den Grabbeigaben, was freilich nicht unbedingt auf die Auferstehungslehre aus dem Gefäß, sicher aber auf Jenseitsvorstellungen und auf den Gedanken an ein Weiterleben nach dem Tode hinweist.[417]
Große Tonkrüge, in denen die Leichen hocken oder zusammengekrümmt hineingezwängt worden sind, fanden sich auch in der Moundville-Kultur des südöstlichen Nordamerikas und in weiten Gebieten des Amazonas.[418] Ferner wurden sie im südlichen Vorderindien aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit entdeckt und ebenso im Boden der chinesischen Ostküsten.[419] Die Herstellung großer Tonkrüge, in die ein Mensch hineinpassen mußte, war jedoch nicht einfach und sicher auch nicht ganz billig. So kam es, daß der Brauch der großen Topfsärge Wandlungen erfuhr.
Auf den Balearen im westlichen Mittelmeer wuchsen sich die Schwierigkeiten, die Leichen in die Tongefäße hineinzubekommen, zu grotesken Sitten aus. Nach Diodor soll man dort die Knochen der Toten durch Stockschläge gebrochen haben, um sie besser in die Gefäße hineinzwängen zu können.[420] Arme Volkskreise gingen dazu über, nur noch ihre Kinder in solchen Töpfen beizusetzen. In Töpfen bestattete Kinderleichen wurden im ganzen Orient gefunden. Bei den Erwachsenen begnügte man sich mit der Beigabe eines Kruges oder auch einer Schale; aber man stellte sie vorzugsweise an den Sitz der unsterblichen Seele, den Kopf.
Den vollendeten Topfkult konnten die Völker entwickeln, bei denen Leichenverbrennung Sitte war. Vielleicht hat gerade der Topf stark mit zur Verbreitung der Einäscherung beigetragen. Die Asche wurde in Topfurnen gesammelt – was erklärt, warum sich die Israeliten bei Trauer- und Unglücksfällen gern Asche auf das Haupt streuten – und diese Urnen wurden dann entweder in Steinkisten oder in ganzen Urnenfeldern beigesetzt. Solche Bräuche zeigen sich im frühgeschichtlichen Boden Nordeuropas bis nach Afrika hinein.[421]
Aus der Tatsache, daß bestimmte Völker in gewissen Epochen keine Toten verbrannt haben, darf man nicht folgern, daß deshalb der Brauch, sich Asche auf das Haar zu streuen oder sich in Asche zu setzen – wie dies zum Beispiel zahlreiche Textstellen im Alten Testament belegen – nichts mit der Leichenverbrennung und der Topfbestattung zu tun haben könne. Sitten machen sich sehr leicht selbständig und können sich völlig von ihrer Ursprungsbedeutung ablösen. Auch das Volk Israel ist nicht vom Himmel gefallen, sondern ein sich gegen Ende des 2. Jahrtau-



Syrisches Ritualgefäß mit Schlangen (3. Jahrtausend v. Chr.)

sends v. Chr. neu bildender Volkskörper, der aus seiner Umwelt und der Herkunft seiner Teile altes Überlieferungsgut mitbrachte oder übernahm.

Während sich also Bestattungs- und Trauerbräuche aus einer einzigen Grundidee heraus wandelten, mischten, überlagerten und sich auch von ihren Ursprungsgedanken genauso lösten, wie dies noch heute bei vielen Sitten nachweisbar ist, hielt der Mythos des vorderasiatischen Zweistromlandes daran fest, daß sich der Himmelsgott Anu von der Göttin Ischtar ein Gefäß aus Lapislazuli aushändigen ließ – und zwar als Pfand für den freigelassenen, auferstandenen Himmelsstier.[122]

In den Sargtexten Ägyptens schlug sich der Glaube an das seelenrettende Gefäß in dem *Spruch für den Apert-Krug* und *Spruch für den tuhr-Kasten* nieder.[123]

Schon in der Frühzeit kannten die Ägypter das Gefäß als *Grab und Wiege zugleich.* Ebenso sind in der Bilderschrift der indogermanischen Hethiter die Ausdrücke für Geburt und Geborenwerden durch das Gefäß gekennzeichnet.[124]

Die Propheten Israels kannten das Gefäß schließlich als „Kelch", der als Trauer- und Unglückszeichen von Gott gesandt werde: *Der Kelch wird auch über dich kommen* (Klgl. 4, 21). *So spricht der Herr Herr: du mußt den Kelch deiner Schwester trinken, so tief und weit er ist ... zu Spott und Hohn* (Ez. 23, 32). *Ein Kelch des Jammerns und Trauerns* (Ez. 23, 33).

Wie stark das Gefäß im kultischen Leben mancher Völker weiterwirkte, zeigen nicht allein die kleinasiatischen und griechischen Mysterien des sterbenden und auferstehenden Attis, bei denen der in die Weihen eingeführte Mensch sagen mußte: *Ich trug das Kernosgefäß, ich bin in das Brautgemach geschritten*[125] – oder die gleichartigen Adonis-Mysterien, die ein „Adonisgärtlein" in einem Gefäß kannten,[126] oder die Göttergestalten der Antike mit dem Gefäß in der Hand, oder das Gralsgefäß in der mittelalterlichen Dichtung, mit der noch heute längst unbewußt gewordene Seelenschichten des scheinbar modernen Menschen angesprochen und gepflegt werden –, sondern auch noch heutige Sitten afrikanischer Naturvölker.

Diese ehren vielfach das Gefäß, mit dem sie Blutopfer oder andere Gaben ihren Verstorbenen bringen, im Zusammenhang mit einem heiligen Baum; und sie halten zum Teil die Herstellung der Töpfe aus kultischen Motiven streng geheim. Die Frauen des Suk-Stammes – südlich des Rudolfsees in Ostafrika – führen die Töpferei nach einem bestimmten Ritual aus. Im Amazonasgebiet Südamerikas müssen die Frauen in abgesonderten Häusern leben, solange die Herstellung der Tongefäße dauert. Sie dürfen nicht miteinander sprechen und sollen sich nur durch Zeichen und Gebärden verständlich machen.[127]

Osiris ruft den Pharao ins Binsenland

Menschen, die im Mond einen Fisch sahen und verehrten, konnten natürlich weder an ein Ei noch an ein Gefäß denken: sie stellten sich vielmehr ein Gerät vor, in dem sich Fische einfangen und verwahren ließen: einen Sack, eine Reuse, ein Netz oder ein Binsengeflecht.

Am Euphrat und Tigris war ein Gott Nagar bekannt, der „Herr des Netzes" hieß. Es kann nur das Netz gemeint sein, in dem Fische gefangen werden. Dies hätte aber hier kaum etwas zu besagen, wenn nicht gerade Nagar, der Herr des Netzes, in einem Trauerlied um Tammuz, den sterbenden und auferstehenden Gott, angerufen würde.[428]

Am Nil hieß es, Osiris, der Toten- und Mondgott, riefe den Pharao Amenophis I. (16. Jahrhundert v. Chr.) ins „Binsenland". Es ist das *Earufeld* (Binsenfeld), wo die Toten in Sicherheit und Überfluß leben.[429]

In Deutschland und wahrscheinlich auch in anderen europäischen Ländern ist noch heute das Wort Binsen mit dem Begriff des Jenseits verknüpft: man sagt für etwas, das verlorengegangen ist, „es ist in die Binsen gegangen".

In der Somrong-Sen-Kultur Hinterindiens – vielleicht aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. – sind Abdrücke von Korb- und Mattengeflechten Kennzeichen der Tongefäße. Aber Keramiken, die Korbformen oder Korbgeflechte nachahmen, sind fast überall auf der Erde gefunden worden.[430]

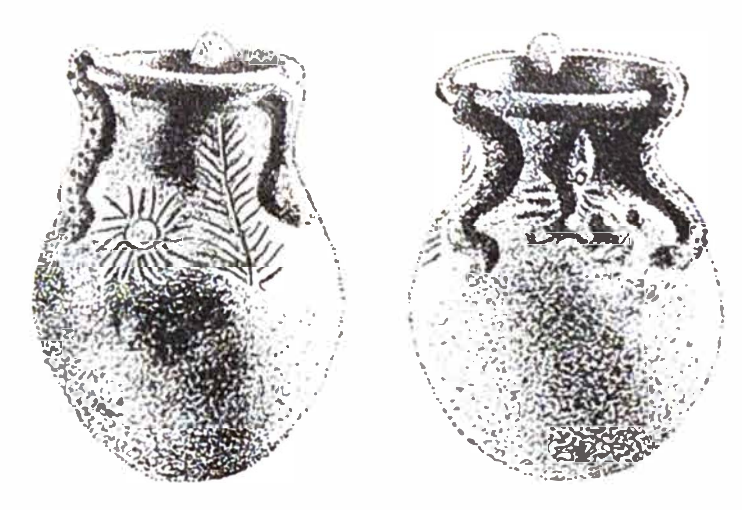
Binsengeflechte, Matten, Reusen, Körbe und Netze führen schließlich zu dem allgemeinen Symbol der Trauer: dem Sack, der noch bis in unsere Tage hinein diese Bedeutung beibehalten hat. Sagt man doch heute noch von jemandem, der um einen Toten trauert, *er hüllt sich in Sack und Asche*. Aber auch im Alten Testament wird der Sack als Trauerzeichen immer wieder erwähnt (u. a. Is. 22, 12; Ez. 7, 18; Jer. 4, 8; 6, 26; 48, 37; Jon. 3, 5; Jdt. 8, 6).

Mondhenkelgefäße

Auf Siegeln der sumerischen Uruk-Zeit des 3. Jahrtausends v. Chr. ist oft ein Krug abgebildet, der zwei henkelartige Gebilde an beiden Seiten besitzt; eben ein ganz gewöhnlicher Krug mit zwei Henkeln – in aller Welt so sattsam bekannt, wie etwas nur bekannt sein kann. Aber die „Henkel" des Uruk-Kruges sind keine Griffe, damit man den Krug anfassen kann. Der Krug läßt sich noch nicht einmal richtig hinstellen, weil er unten spitz zuläuft.

Die Henkel an den südmesopotamischen Krügen der Sumerer sind demnach nicht so selbstverständlich, wie sie uns heute anmuten; es sind vielmehr zur Mondsichel

gebogene Schlangen. Zum Teil sieht man auf den Abbildungen, wie die beiden Schlangen etwas von dem Gefäß abstehen.
Die Henkel sind zum Teil „Wellenhenkel", wie die Archäologen sagen. Am Nil erscheinen sie schon in der frühgeschichtlichen Kulturschicht von Negade.[431] Es ist die Gerzeenstufe (Negade II); in ihr werden die wellenförmigen Griffstücke an den Gefäßen typisch. Daneben herrscht das Schiff.[432] Auch in Kanaan besitzen Gefäße des 4. Jahrtausends v. Chr. oft horizontale, „gewellte" Handhaben.[433] Auf Kreta fanden sich ähnliche Gefäße in einem Kultraum auf dem Hügel von Gournia. Das eine Gefäß besitzt „Schlangenhenkel", ein weiteres zeigt deutlich



Akkadische Tonvase mit Schlangen und Sonnenbild (?) aus dem 3. Jahrtausend v. Chr.

überkreuzte Schlangen, und ein sogenanntes „Glockenidol" ist von Schlangen umwunden.[434]
Von „Mondhenkelgefäßen" spricht die Archäologie, die in Europa die Brücken von den vor- und frühgeschichtlichen Kulturstufen Nord- und Mitteleuropas zu den balkanisch-mittelmeerländischen zu schlagen beginnt, bei den Funden in Wohngruben Schlesiens (Großsürding).[435]
Auch im Mythos – nicht allein in den Mysterienformeln der Griechen und Kleinasiaten – lebt das Gefäß weiter. Mitunter erscheint es als Kasten. Der Kasten, den die Göttin Athene den Kekropstöchtern übergab, und der keinesfalls geöffnet werden durfte, wurde aus Neugier doch geöffnet. Zwei riesige Schlangen kamen heraus.[436]
Bevor die Einwohner Palästinas Tongefäße kannten, aber schon rechteckige Häuser bauten, war das Gefäß ein kleines Häuschen, in dem die Knochen der Verstorbenen aufbewahrt wurden. Auf Abbildungen kriecht mitunter eine Schlange aus solchen Häuschen heraus.
Hölzerne Hüttchen, die zum Aufenthalt der Seele der Verstorbenen dienen sollten, fanden sich bei den Ostslawen. Dort waren sie im oberen Teil der kegelför-

migen Grabhügel untergebracht.[437] Und kleine, bienenkorbähnliche Rundbaumodelle, die später als Aschenurnen verwendet wurden, kamen aus dem Boden Italiens zum Vorschein.[438]

Hausurnen fanden sich im gesamten Gebiet der Germanen, in Skandinavien und Dänemark, und häufen sich in einigen Gebieten Norddeutschlands. Die meisten sind in der mitteldeutschen Harzgegend entdeckt worden. Sie sehen oft wie die heutigen einfachsten Bauernhäuser Niedersachsens aus. Nach neueren Untersuchungen hält man diese Hausurnen für Nachbildungen von Kornspeichern.[439]

Scherben bringen Glück

Die Tongefäße, die ursprünglich aus dem Ei hervorgegangen waren, wandelten sich weiter; es läßt sich verfolgen, wie sich Logik und Phantasie, Konvention und neues Wissen – geradezu als Anfänge einer philosophierenden Spekulation – mit dem Ort beschäftigen, an dem der Mond stirbt und wieder aufersteht.

So muß das geheimnisvolle Gefäß natürlich eine Öffnung besitzen, durch die der sterbende Mond hineingelangen kann. Aber wie kommt der neugeborene Mond wieder heraus? – Aus der gleichen Öffnung bestimmt nicht. Das sieht man ja am Himmel. Das Gefäß muß also nach der anderen Seite geöffnet werden. Aber wie? – Nun, man machte eben Gefäße mit zwei Öffnungen. Die eine zum Hinein- und die andere zum Herausschlüpfen.

Prunkgefäße aus der Hallstattzeit des südlichen Mitteleuropas (Gemeinlebarn, Österreich) zeigen deutlich diese kultische Absicht. In den Urnenfriedhöfen des letzten Jahrtausends vor Christus fand sich eine Urne mit solchen zwei Öffnungen, die sich gegenüberliegen. Man könnte diese Urne für eine moderne, bauchige Teekanne mit dem üblichen leicht geschwungenen Ausgußhals halten, wenn sich nicht ein ebenso geformter Hals an



Graburne mit zwei Stierköpfen aus Gemeinlebarn, Österreich (Hallstattzeit, letztes Jahrtausend v. Chr.)



Südarabische Totenstele mit zwei Stierköpfen

der anderen Seite des Gefäßes befinden würde. Außerdem kann man das Gefäß nicht richtig hinstellen, weil es am Boden birnenartig gewölbt ist. Es ist tatsächlich eine Urne. Die beiden „Ausgußhälse“ enden in Stierköpfen mit den typischen Hörnern. Solche Stierkopf-Urnen wurden auch im österreichischen Burgenland (Donnerskirchen), in Hallstatt, im niederösterreichischen Rahensburg, in der Steiermark (Goldes) und anderswo gefunden. Die Formgebung ist verschieden, und zum Teil ist der Stierkopf mit den Hörnern nur noch stilisiert und verkümmert dargestellt.[440] Zum andern erscheinen im Hallstattkreis Stierfiguren, die mit unverkennbaren Mondsichelzeichen verbunden sind; oder typische Mondidole sind mit Stierköpfen geschmückt.[441] Mitunter ist das ganze Gefäß zum Stierkörper geformt, der auf vier Beinen steht.[442]

Die Herstellung solcher Prunkgefäße war sicher nicht billig, denn hier waren bereits richtige Künstler am Werk. Man konnte sich die Sache aber einfacher machen. Auf Kreta wurden zwei Kannen mit vielen Löchern ausgegraben. Auf der einen Kanne kriecht eine Schlange hoch; ein anderes durchlöchertes Gefäß ist von Schlangen umwunden. Oder man nimmt einen Topf und schlägt den Boden heraus.

In dieser ganz unmißverständlichen Form erscheint das Gefäß ohne Boden in der minoisch-kretischen Kultur der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. und ebenso in der späteren Zeit der Griechen und in Westafrika. Oder, noch einfacher, man stellt für solche Zwecke gleich Gefäße ohne Boden her. Es sind röhrenförmige Gebilde mit Schlangenhenkeln.[443]

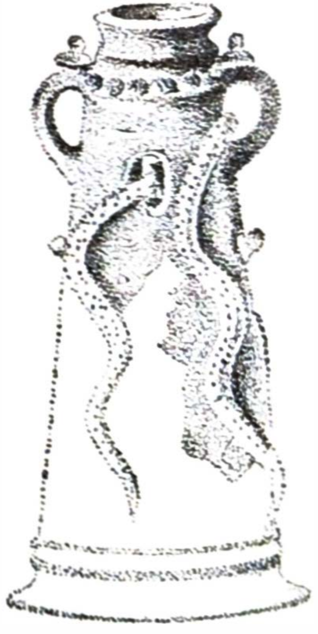
Die Pueblo-Indianer von Neu-Mexiko lassen noch heute die Randlinie ihrer Töpfe, die oft mit Schlangen bemalt sind, an einer Stelle offen, angeblich, damit der darin wohnende Geist entweichen kann; und den Boden der Töpfe, die mit den Toten beigesetzt werden, zerschlagen sie aus denselben Gründen.[444]

Es müssen freilich nicht unbedingt Stiere oder Schlangen sein; man kann auch ein Boot mit dem Totenfährmann Charon darauf malen, wie auf dem schwarzfigurigen Gefäß von Athen aus griechischer Zeit.[445]

Oder man verfertigt Krüge mit Henkeln, die einen Hornansatz zeigen. Solche Formen fand man in Besika-Tepe (Kleinasien) und auf Kreta aus der späteren

Jungsteinzeit. Auch Opferschalen mit einem gehörnten Tierkopf dienen dem gleichen Zweck.[446]
Und endlich kann man das Gefäß ganz weglassen und dafür die Grabsteine mit Schlangen oder Totenstelen mit Stierköpfen bemalen.[447]

Freilich sind Gefäße mit zwei Öffnungen bildlich und gedanklich eine umständliche Angelegenheit, wenn die zweite Öffnung nur bezwecken soll, den Ausgang aus dem Gefäß in ein neues Leben auszudrücken. Auch die griechischen und kretischen Gefäße, die durchlöchert oder ohne Boden sind, bedeuteten keine Ideallösung, insbesondere nicht für arme Volkskreise, die keine Kunstwerke bezahlen konnten. Einfacher war es, die Gefäße, die den Toten mitgegeben wurden, einfach zu zertrümmern. Besser und folgerichtiger konnte man den Wunsch der Hinterbliebenen kaum ausdrücken, daß der Tote auferstehen möge.
Tausende und aber Tausende zertrümmerter Tongefäße, Symbole der sicheren Auferstehung und des Beginns eines neuen Lebens, lieferte der Boden ganz Vorderasiens bis tief nach Afrika und Europa hinein in die Hände der modernen Archäologie. Aus den Gräbern der Jahrtausende vor Chr. quellen ganze Arsenale von zertrümmerten Gefäßen. Und es ist bewiesen, daß die Gefäße nicht durch Zufall oder im Laufe der Zeit, sondern ganz bewußt schon bei den Bestattungen zerbrochen worden sind.
Im Chatti-Lande heißt es vom König und von der Königin, daß sie *Gott werden* wenn sie sterben. Man opfert ihnen ein Rind, und aus einem Gefäß wird Wein als Trankopfer ausgegossen. Anschließend wird das Gefäß zerbrochen.[448]
Schon im 3. Jahrtausend v. Chr. gehörte es zu den Festzeremonien der Sumerer und Akkader für den wiederauferstandenen Tammuz, die beim Festgelage benutzten Tonbecher an der Wand des Festhauses zu zerschmettern. Zahllose Scherben in Eschnunna wiesen die Ausgräber auf einen solchen Brauch hin.[449]
Den gleichen oder ähnlichen Gedanken müssen auch die Ägypter im 3. Jahrtausend v. Chr. gehabt haben. In der Unas-Pyramide von Sakkara steht im Zusammenhang mit den Grab- und Auferstehungssprüchen eine Zeremonie des *Zerschlagens der roten Töpfe.* Die Zeremonie erhielt sich noch in der 11. Dynastie des 2. Jahrtausends v. Chr., wo sie anscheinend am Grabe des Pharaos Mentuhotep in Theben ausgeübt wurde.[450]
Ebenso zerschmetterte man an der Bordwand der ägyptischen Schiffe, bevor sie zu großen Unternehmungen



Zerbrochenes Kultgefäß mit Schlangen: aus Palästina (etwa zur Zeit des Moses)

ausliefen, Weinkrüge – zweifellos, um ihnen glückliche Rückkehr zu wünschen. Aus solchen Bräuchen, die immer wieder auf das Gefäß mit seinem auferstehenden Mond zurückweisen, rühren offensichtlich die Schiffstaufen der Gegenwart her. Scherben, mit Blumen bepflanzt, zeigen sich im syrischen und griechischen Adoniskult bei der Trauer um dessen Tod und bei der Freude um dessen Auferstehung.[451] Scherben finden sich in urindogermanischen Totenbräuchen;[452] Scherbenschichten liegen über zu Asche verbrannten Leichen in west- und nordeuropäischen Gräbern[453] bis zur Völkerwanderungszeit[454] und Scherben über palästinischen Steinsärgen.[455] Im ägyptischen Abydos, wo das Grab des Königs Zer aus der ersten Königsdynastie tausend Jahre später – im Mittleren Reich des 2. Jahrtausends v. Chr. – als das Grab des Osiris galt, zu dem die Menschen Jahrhundert auf Jahrhundert wallfahrten, fanden die Archäologen das alte Königsgrab geradezu verschüttet unter Bergen von Tongefäßen und Scherben.[456]
Unmengen von Scherben gruben auch europäische Forscher bei einer Opferstätte für eine weibliche Gottheit in Tarrent (Tirol) aus.[457]
Scherben vom Euphrat und Tigris bis zum Nil und bis hoch nach Europa hinauf sind aber nicht nur, nach einem beliebten Wort der Bodenforscher, das „Dauerhafteste in der Geschichte", sie bilden vielmehr durch ihre Art, Herstellung und Verzierung eines der wichtigsten Hilfsmittel der Archäologie zur Erforschung von Kulturverbindungen, ja zur Zeitbestimmung. Die „Scherbenchronologie" ist von der Altertumsforschung mit großen Erfolgen so intensiv und mit wissenschaftlicher Akribie betrieben worden, daß im Hinblick auf die zahlreichen Fachbücher, die jene Scherben beschreiben und vergleichen, aus Laienkreisen das murrende Wort vernehmbar wurde, die alten Völker hätten wohl nur Scherben hinterlassen. Noch heute ist in Europa der Aberglaube weit verbreitet, daß Scherben Glück brächten. Scherben seien Omen der Fruchtbarkeit, heißt es. Am Abend vor einer Hochzeit, dem sogenannten Polterabend, zerschlägt man irdene Gefäße. Ursprünglich deshalb wohl, weil nur abends der junge Mond wiedererscheinen kann.

Wo die Götter geboren werden

Im 17. Kapitel des ägyptischen Totenbuches erscheinen in der Zeit des Neuen Reiches zu den geheimnisvollen, jedem Gläubigen unverständlich gewordenen und durcheinandergemengten Beschwörungs- und Gebetsformeln für das Totenreich zusätzliche Kommentare, die von einer „Falle" und von einer „Richtstätte" sprechen, die nicht gesehen wird.[458] Die Vorstellungen vom Jenseits sind bereits reich und vielfältig, und neben den älteren Begriffen vom Ei, vom Netz, vom Krug und Kasten stehen nun ausgeschmückte Beschreibungen.

Wenn der Tote durch das Tor in die Halle der doppelten Gerechtigkeit eintritt und sich bei dem Pförtner anmeldet, um zum Totengericht vorgelassen zu werden, dann fragt ihn anschließend der schreibende Gott Thoth: *Aber wer ist der, dessen Dach Feuer ist, dessen Wände lebende Schlangen, dessen Boden die Flut ist?* – Und der Tote soll auf diese Frage antworten: *Es ist Osiris.*[459]
Im Norden Europas erzählt die Ältere Edda: *Einen Saal sah sie, der Sonne fern, in Nastrand, die Türen sind nordwärts gekehrt. Gifttropfen fallen durch die Fenster nieder; aus Schlangenrücken ist der Saal gewunden.*[460]
Germanen und Ägypter meinen und beschreiben dasselbe!
Die Halle kann ein ganzes Schloß sein, Walhall, auch eine Höhle oder eine Insel im Meer: die Insel der Seligen. Es ist noch nicht die unklar und unbestimmt gewordene Vorstellung vom Jenseits in den letzten Jahrhunderten v. Chr., sondern es ist ein naives und unbekümmertes Fabulieren. In der ägyptischen „Geschichte vom Schiffbrüchigen“ erzählt der Held, wie er mit seinem Schiffe auf dem Meer in einen Sturm geriet. Das Schiff *starb*, und der Held konnte sich nur allein retten. Eine Welle warf ihn auf eine Insel, wo es alles zu essen gab, was sein Herz begehrte. Als er sich ein Feuer anzündete, hörte er ein Donnergeräusch. Eine Schlange erschien. Sie war 30 Ellen lang und trug einen Bart von 2 Ellen. Ihre Glieder waren vergoldet und ihre Augen aus echtem Lapislazuli.[461]
So endlich wird verständlich, was der Mythos in aller Welt von der Geburt oder der Auffindung von Göttern, Königen oder Urvätern zu sagen weiß: Abraham wurde in einer Höhle geboren, die ganz erhellt von einem Lichte war. Das Licht ging von Abrahams Gesicht aus, wie vom „Glanz der Sonne“.[462] Sargon I., der Schöpfer des akkadischen Reiches im 3. Jahrtausend v. Chr., wurde in einem Rohrkästchen, das auf dem Euphrat schwamm, entdeckt.[463] In einem Korb wurde auch Moses gefunden. Christus wurde bereits in einem Stall geboren. Ebenfalls in einem Stall kam der indische Gott Krishna zur Welt.[464] Chandragupta, der Gründer der hinduistischen Maurya-Dynastie (4. Jahrhundert v. Chr.), wurde in einem irdenen Krug an der Schwelle eines Kuhstalles gefunden.[465] Die Schwarzfußindianer von Montana wissen, daß ihr jugendlicher Held und Drachentöter Kut-o-yis aufgefunden wurde, als alte Leute einen Klumpen Büffelblut in einen Topf taten. *Sofort kam aus dem Topf ein Geräusch wie von einem schreienden Kind.*[466]

„Johannes, den ich enthaupten ließ . . .“

Das Jenseits bewirkte noch einen völlig andersartigen Vorstellungskomplex, wobei wiederum westeuropäische Tierbilder in die graue Vorzeit zurückführen. An der Decke der Höhle von Altamira ist ein Bison abgebildet, der keinen Kopf besitzt. Der Kopf des hörnertragenden Tieres ist nicht etwa im Laufe der Zeit

verblaßt oder übersintert, er ist überhaupt nicht gemalt worden. Der Maler hat tatsächlich einen Bison ohne Kopf gemeint.[467] Marie König hält die Darstellung für die Neumondphase, und sie erwähnt, daß noch in anderen westeuropäischen Höhlen Bisonbilder entdeckt worden sind, denen der Kopf fehlt. Oder drei Pfeile zeigen den Tod des Tieres an.

Dabei zeigt sich, was den fehlenden Kopf anbelangt, eine verblüffend einfache Logik: wenn nämlich am Himmel die Hörner verschwinden, dann fehlt auch der Kopf des Mond-Stieres oder Bisons. Denn Horn und Kopf sind ja eins. Man muß also einen kopflosen Stier malen, wenn man die bedeutsame Mondphase meint, in der jeder Mond im Jenseits der drei Tage weilt. Oder man malt eine Kuh ohne Hörner und Augen, wie sie in der Höhle von Pech-Merle zu sehen ist.[468]

Damit zeigt sich, daß in den Tierbildern Westeuropas im Laufe einer unfaßlich langen Zeit ganz verschiedene Vorstellungen von den Menschen der Eis- und Nacheiszeit ausgedrückt wurden. Nicht nur die Tiere wechselten, die den Mond verkörpern sollten, sondern auch der Vorstellungsinhalt hinsichtlich des Mondschicksals. Am meisten scheint schließlich den Höhlenmenschen beeindruckt zu haben, daß am Himmel der Kopf des stierartigen Mondes verschwinden, abgebissen oder abgeschlagen werden konnte und daß dennoch ein neuer Kopf zum Vorschein kam. Aus solchen Wahrnehmungen heraus scheint sich endlich die Gewißheit entwickelt zu haben, daß die Enthauptung die unerläßliche Voraussetzung für den Eingang in das Jenseits der drei Tage und für die Auferstehung sei. Das Mondschicksal nachahmen, erforderte deshalb die Abtrennung des Kopfes bei den menschlichen Stellvertretern der Mondgottheit auf Erden.

In Mexiko war das Abschlagen des Kopfes bei der Feier für eine alte Mondgöttin Hamatecuhtli üblich. Am 17. Jahresfest, Tititl, mußte ein Sklavenmädchen die Rolle der Mondgöttin übernehmen. Dabei wurde ihr der Kopf abgeschnitten. Eine zweite Darstellerin tanzte darauf mit dem Kopf der Getöteten in der Hand vor der andächtigen Gemeinde.

Solche Tötungen fanden auch bei der Aussaat – dem zweiten großen Jahresfest der Azteken, Tlacaxipeualiztli – in großer Zahl statt.[469] Offenbar beruht die weitverbreitete Köpfung der Königsleichen in Ostafrika – der Könige also, die seit jeher Gottesstellvertreter und Gottessöhne auf Erden waren – auf ähnlichen Vorstellungen.[470]

Erst damit wird klar, warum in der altägyptischen Osiris-Legende von Abydos am oberen Nil von einem geflochtenen Behälter die Rede ist, in dem sich der Kopf des Osiris befunden haben soll. Und verständlich wird auch, daß noch zu Beginn des christlichen Zeitalters Lukian und der Bischof von Alexandria, Kyrillos, einen Topf aus Nilschilf oder Papyrus kennen, der alljährlich – nicht mehr allmonatlich – nach dem syrischen Byblos geschwommen sei. In diesem Schilftopf soll ein

Zettel verschlossen und versiegelt gewesen sein, der den Frauen von Byblos die frohe Botschaft überbrachte, daß Osiris lebe.

Statt des Topfes erwähnt Lukian einen Kopf aus Papyrusblättern, den er selber gesehen habe.[471]

Das Neue Testament schildert den Zusammenhang von Menschenkopf, Kasten und Schüssel im Markus-Evangelium: Johannes der Täufer ist nicht der Messias, er ist vielmehr der „Abnehmende“ und erleidet als solcher das Schicksal eines jeden abnehmenden Mondes, das heißt, er gerät in einen Kasten, wobei ihm der Kopf abgeschlagen wird (Mk. 6, 27 f.). Dieser Kasten ist bei dem Evangelisten Markus ein Kerker, in dem Johannes enthauptet wird. Die Tochter des Herodes bringt dann das abgeschlagene Haupt des Täufers zu ihrer Mutter – in einer Schüssel! (Mk. 6, 25–28).

Am Himmel verliert der Abnehmende zwar beim Kasten seinen Kopf, aber er steht dann wieder auf. So meint es auch König Herodes im gleichen Kapitel des Markus-Textes: Johannes sei von den Toten in der Gestalt Jesu auferstanden (Mk. 6, 14). Ja, Herodes betont es noch einmal, damit alle Schriftkundigen es auch begreifen: *Es ist Johannes, den ich enthaupten ließ; der ist von den Toten auferstanden* (Mk. 6, 16).

Jedoch gewann das Abschneiden des Kopfes im Gespinst der Vorstellungsverknüpfungen ganz verschiedene Motive. Teils sind sie noch, wie in Mittelamerika, unmittelbar auf den Mond bezogen, zum andern gründet sich der Kopfkult nur noch auf die Seelenlehre und deren verwandten Triebe. Auf einen Schädelkult weisen wahrscheinlich die Bestattungen der Toten ohne Kopf in der Neusteinzeit Italiens hin.[472]

Der Kopf weist auch auf das Gefäß zurück. Nicht das Horn war bei einzelnen Völkern der Trinkbecher, sondern der Menschenschädel. So ist es wenigstens von den Skythen bekannt. Und Tongefäße, die als Menschenkopf geformt sind, kamen an manchen Stellen des europäischen Raumes zum Vorschein. Im Boden der Vinča-Kultur Serbiens (B 1-Stufe) wurde ein solches Tongefäß gefunden. Es ist als Menschenkopf mit zwei Augen gebildet. An der Stirnseite befindet sich rechts und links je ein kurzer Ausgußansatz.[473]

Die Verbindung von Menschenkopf und Gefäß geht bis in die vorgeschichtlichen Zeiten Ägyptens zurück, so daß der Gedanke nicht abwegig sein dürfte, daß auch dort schon Kopfjagd betrieben wurde. In den Frauenidolen, die in vorgeschichtlichen Gräbern am Nil gefunden wurden, deuten die zum Gefäß geformten, hohlen Köpfe die Verbindungen an.[474]

Mit dem Menschenkopf verbanden sich auf solche Weise die gleichen Vorstellungen wie bei dem Geburt, Leben und Auferstehung vermittelnden Gefäß. Das Zeitalter der Kopfjagden brach an. Von europäischen und vorderasiatischen Volks-

stämmen, die Kopfjagd betrieben, berichtet eine ganze Reihe antiker Autoren – so Plutarch, Strabo, Xenophon – die von den Taurern, Paionen, Thrakern und Chalybern sprechen.[475]

Herodot berichtet, die Skythen hätten Skalpe an die Zügel ihrer Pferde gehängt und aus Menschenschädeln Trinkschalen hergestellt.[476] Spuren von Kopfjagd sind sowohl bei den Nordgermanen als auch bei den Germanen des europäischen Kernlandes nachweisbar.[477] Auffallendes Interesse für den Kopf des Feindes bezeugten auch die Kelten, den sie entweder am Riemenzeug ihrer Pferde befestigten oder in der Hand trugen.[478] Statt des ganzen Schädels haben die alten Europäer mit Vorliebe Knochenscheibchen, die aus dem Schädel herausgemeißelt wurden, als Amulett getragen.[479] In Sendschirli – im syrisch-kleinasiatischen Gebiet der indogermanischen Hethiter – zeigt ein Orthostatenrelief einen Reiter mit einem Menschenkopf in der Hand.[480] Die Schweizer Pfahlbauten haben zahlreiche Schalen menschlicher Schädel geliefert.[481] Im österreichischen Burgenland fanden sich allein bei den Ausgrabungen in Draßburg 18 Schädelbecher.[482] Und in der Jüngeren Edda steht zu lesen: *Bald darauf tötete Gudrun ihre beiden Söhne und ließ aus ihren Schädeln mit Gold und Silber Trinkgeschirre machen.*[483]

Der Dajak von Borneo, der seiner Braut einen abgeschlagenen Menschenkopf brachte, war erst damit heiratsfähig. Der Kopf war der „Mond der Frau", durch den sie überhaupt erst fruchtbar wurde. Ging der Dajak die Ehe aber ein, bevor der Menschenkopf abgeliefert werden konnte, dann war es nach Ansicht der Wilden ganz ausgeschlossen, daß die Frau ein Kind bekommen konnte. Selbstverständlich kannten die Dajak den Zusammenhang von Geschlechtsverkehr und Schwangerschaft; aber ohne das göttliche Element des durch den Menschenkopf vertretenen Mondes war nach ihrer Meinung eine eheliche Empfängnis undenkbar. Brachte die junge Frau dennoch ein Kind zur Welt, so wurde sie als Hure und Ehebrecherin bestraft, weil es unmöglich schien, daß der Ehemann der Vater des Kindes sein konnte.[484]

Der Menschenkopf sicherte auch die Fruchtbarkeit der Felder. Bestimmte Indianerstämme Amerikas – die Pawnee und die Indianer von Guayaquil – hieben zur Zeit der Aussaat einem auserwählten Manne den Kopf ab. Es war stets ein hochgeehrter Mann, der den Kopf verlieren mußte, damit sein Blut die Felder fruchtbar machte.

In vielen Landschaften der Erde herrschte nämlich die Meinung, daß der die Felder befruchtende Regen aus dem Jenseits komme. Der Menschenschädel bedeutete demnach – wie das Gefäß, das in mesopotamischen Darstellungen häufig mit herausfließenden, schlangenförmigen Wasserströmen abgebildet ist – nicht nur Leben und Auferstehung, sondern auch Fruchtbarkeit der Felder durch Bewässerung, Nahrung und Erntesegen. So trägt noch heute auf Korsika im Falle einer großen Dürre ein Knabe an der Spitze einer christlichen Prozession einen Totenschädel

und wirft ihn in einen Bach hinein. Es ist ein Regenzauber des 20. Jahrhunderts n. Chr.[485]

So alt ist dies alles, und so ungeheuerlich, so verzweigt, so mit aber tausend Sitten und Bräuchen verschiedenster Art verbunden, verfeinert, gemildert, manchmal mit neuen Motiven bedacht, oft aber noch unverhohlen und naiv – so steht dieses Riesengewächs vor- und frühgeschichtlicher Gedanken in der Gegenwart. Allein über den Mond geht die Verbindung von Menschenkopf und Regen, von Zeugung und Fruchtbarkeit. Nur dadurch, daß die vielen Glieder der ungeheueren Kette im Laufe der Jahrtausende auseinandergerissen wurden, blicken die Kulturträger des Abendlandes mit Abscheu oder Entsetzen, belustigt oder angewidert auf die kultischen Bräuche primitiver Volksstämme der Gegenwart, die einst die kultischen Bräuche ihrer eigenen Ahnen gewesen sind. Und mancher Aberglaube, manches Märchen geht auf die gleiche Quelle zurück, die noch heute das feierliche Zeremoniell der Wilden beseelt.

Ostasiatische Stämme – so die Wa von Birma, die Dajak Borneos und die Naga von Assam – glauben, daß die erbeuteten Schädel eine gute Ernte gewährleisten. Bei den Naga werden die Köpfe auf den Feldern aufgepflanzt.[486]

In Hinterindien beginnt die Kopfjagdsaison im März-April, wenn die Felder bestellt werden. Der Bedarf an Köpfen ist beachtlich. Jedes Dorf benötigt nämlich in jedem neuen Jahr einen frischen Menschenschädel, und zwar mindestens einen. Kann er nicht beschafft werden, dann wird die Ernte schlecht oder es droht ein anderes Unheil. Besonderer Bedarf tritt auf, wenn die Trockenheit zu groß ist. Dann soll ein frischer Kopf Regen herbeiführen können. Auch bei Epidemien oder beim Neubau von Häusern kommen die genannten Stämme ohne solche Köpfe nicht aus.

Der indische Gott Shiva trägt ganze Kränze von Menschenschädeln. Vermutlich überläßt man sie ihm, wenn sie nicht mehr so frisch sind und ihre Wirksamkeit in den Dorfgemeinschaften verloren haben.[487]

Indonesische Stämme, die Papua von Neu-Guinea und Negerstämme am afrikanischen Crossfluß jagten bis vor kurzem nach Menschenköpfen als Kraftquelle der Fruchtbarkeit, des Glücks und Reichtums, wie heute ihre gesitteteren Nachfahren nach Gold, Öl oder Edelsteinen.

Auch außerhalb der typischen Kopfjagdgebiete war es bis vor kurzem allgemein üblich, die Köpfe getöteter Feinde mitzunehmen oder die Schädel der verstorbenen Angehörigen aufzubewahren. Im Sudan, in Ozeanien, in weiten Gebieten Amerikas, am Amazonas sind derartige Sitten nachweisbar. In Mexiko und Kolumbien verwahrte man mitunter die abgezogene Körperhaut – das Schlangenmotiv – oder wenigstens die Kopfhaut.[488]

Von den Kopfjägern der Neuzeit führt der Weg zu den Skalpjagdgebieten, deren Entstehung und Entwicklung bis zu den Skythen des Altertums in Vorderasien

und im Schwarzmeergebiet zurückreicht. Freilich trennen sich hier die menschlichen Vorstellungsverknüpfungen.

Bei den Schipaia-Indianern des Xingu-Gebietes von Zentral-Brasilien findet die Opferung von Kriegsgefangenen in einer Weise statt, die erkennen läßt, daß die Nachahmung des Gottesschicksals durch andere Motive verdrängt worden ist. Der Gefangene wird bei Tagesanbruch durch Pfeilschüsse in die Brust getötet. Die Leiche wird dann zerlegt und gekocht oder gebraten. Am Leichenschmaus kann sich dann jeder nach Belieben beteiligen.

Der Kopf wird besonders behandelt. Er wird gereinigt; Unterkiefer und Augenhöhlen werden mit Wachs ausgegossen. Dann wird der so behandelte Kopf unter dem Dachfirst in einem geflochtenen Behälter aufbewahrt. Offenbar wird dem Schädel eine Art Schutzkraft zugeschrieben. Beliebt sind Köpfe von Menschen, die im Leben keinen Anlaß hatten, den Schipaia-Indianern feindlich gesinnt zu sein; das heißt, die aus einer fremden Gegend stammen. Angeblich kann der Schutzgeist, weil er die Gegend nicht kennt, sich nicht zurechtfinden und bleibt an das Haus gebunden.

Der abgetrennte Menschenkopf soll also nicht allein Reichtum und Ernte gewährleisten, wie zum Beispiel in Indien, er soll vielmehr auch eine Art Schutzgeist darstellen. Er soll Haus und Besitz und vergrabene Schätze bewachen, in erster Linie wohl gegen Dämonen und böse Geister. Auf diese Weise hat sich der Mensch seinen Jenseitsglauben endlich umgeformt. Der Tote und seine Seelenkraft geht nicht zur Gottheit in das Jenseits über, seine Kraft bleibt vielmehr an das irdische Leben zum Nutzen der Lebenden gebunden.

Menschenköpfe gerieten nunmehr an die Dachfirste von Häusern und in die Fundamente von Zweckbauten und Heiligtümern. Dabei kam es auch nicht mehr darauf an, den ganzen Menschen einzumauern. Weil aber immerhin die Einsicht weit genug gediehen war, daß die Verwendung von Kriegsgefangenen oder Sklaven zu solchen Zwecken eine bedenkliche Angelegenheit blieb, weil man keineswegs sicher sein konnte, ob der zur Bewachung irdischen Besitzes vorgesehene Geist nicht feindselige Regungen äußern würde, nahm man lieber sein eigenes Fleisch und Blut: *Zur selben Zeit baute Hiel von Beth-El Jericho* (neu auf). *Es kostete ihn seinen ersten Sohn Abiram, da er den Grund legte, und seinen jüngsten Sohn Segub, da er die Türen* (ein-)*setzte; nach dem Wort des Herrn, das er geredet hatte durch Josua, den Sohn Nuns* (1 Kg. 16, 34; vgl. Jos. 6, 26).

In Peru wurden noch zur Zeit der Inkas – im späten Mittelalter – bei der Grundsteinlegung eines Tempels Knaben und Mädchen lebendig begraben.[189]

Die Tötung von Menschen bei dem Beginn von Bauausführungen scheint auch in Südindien üblich gewesen zu sein. Dabei war deutlich der Kopf gemeint. Noch heute wird dort bei der Errichtung von Tempeln eine Ersatzhandlung geübt. Man

nimmt keinen Menschenkopf mehr, sondern begräbt eine Kokosnuß in den Fundamenten.[490]
Aus der römischen Geschichte verlautet es hingegen, Tarquinius Superbus habe, als er den Grund zu dem Tempel des Jupiter auf dem Capitol legte, einen noch frischen und blutenden Menschenkopf „gefunden", und ein Wahrsager, den er darüber befragen ließ, soll ihm geantwortet haben, der Ort, wo dieser Kopf gefunden wurde, werde einst das Haupt von Italien werden.[491]

Skalpe und Zöpfe

Nicht mehr überall ist die unmittelbare Verbindung des Schädelkultes mit der Mondreligion erkennbar. In der vieltausendjährigen Geschichte des menschlichen Geistes entstanden zwangsläufig, besonders unter dem Einfluß anderer Himmelslehren, die gleichen Vorstellungslücken, die noch heute bei zahlreichen eingefleischten Bräuchen vorhanden sind. Nicht auf Sinn oder Unsinn, auf Erklärbarkeit und Einsicht kommt es an, sondern auf die Sitte, die Konvention, den Brauch.
Menschen, die einen Trauerfall in ihrer Familie zu beklagen hatten, konnten sich zwar einen Finger abschneiden lassen, der, wie sich noch zeigen wird, deutlich mit dem Mond zusammenhängt, sie konnten sich aber im Banne des Kopfkultes nicht allesamt den Kopf abhacken oder sich selbst skalpieren, um den Tod nachzuahmen. Aber sie schnitten sich wenigstens die Haare ab. Als Trauerzeichen!
Skylla schnitt ihrem Vater das Haupthaar ab, an dem *sein Leben hing.*[492] Ebenso hängt bei den Israeliten, wie die Erzählung von Samson und Dalila belehrt, am Kopfhaar die Lebenskraft. Es ist gar kein Zweifel möglich, daß zwischen der alten Kopfjagd, dem Skalp und endlich dem Haaropfer eine direkte Verbindung besteht. Lukian läßt in seiner Komödie „Charon und die Toten" den Menippus sagen: *Ich sehe nichts als Glatzköpfe; das ist ein Kennzeichen für alle Toten!*[493]
In der ägyptischen Schrift bilden drei Locken das Deutezeichen für Trauer.[494] Beim Tode des Patroklos schnitten sich die Griechen vor Troja, voran Achilleus, die Haare ab: *Überstreut ward ganz mit geschorenen Locken der Leichnam* (Il. 23, 46. 135. 141). Das Haaropfer war bei vielen Völkern von Irland bis nach Westafrika üblich. Im europäischen Norden ist es am Ausgang der Bronzezeit nachgewiesen.[495] Noch heute gehört es zur lebendigen Sitte zahlreicher Naturvölker, sich bei Todesfällen die Haare abzuschneiden. Es ist das Zopfopfer der Serbinnen und Albanerinnen[496] und der Beduinen Arabiens: *Man kann die schwarzen Zöpfe der Frauen oft auf frischen Beduinengräbern sehen.*[496a] In einem Grabhügel der Mongolei lagen 17 Zöpfe in seidenen Futteralen.[497]
Das Haar wurde aber nicht allein bei einem Todesfall geopfert – der ja nur den Übergang in ein anderes Leben bedeutete –, sondern genauso im irdischen Dasein

beim Eintritt in eine neue Lebensphase. Denn gedanklich bestand zwischen dem einen und andern kein prinzipieller Unterschied. Deshalb opferten Knaben ihre Haare beim Eintritt in das Mannesalter und Mädchen bei der Tempelweihe und bei ihrem Eheschluß.[498] Noch heute geben die Nonnen vieler Religionen beim Eintritt in das Klosterleben ihre Haare her.

Welche Wege der menschliche Geist von ein und demselben Ausgangspunkt einschlagen kann, zeigen die Sitten, sich bei allen möglichen Unglücksfällen die Haare abzuschneiden. Im Alten Testament geschieht dies häufig im Zusammenhang mit dem Trauersack, der einst eine Art Fischreuse war; oder es ist mit der Gewohnheit verbunden, sich in Asche zu setzen oder sich Asche aufs Haupt zu streuen (vgl. Nm. 6, 18 f.; 8, 7; Jer. 6, 26; 7, 29; 48, 37; Is. 22, 12; Ez. 7, 18; Am. 8, 10; Est. 3, 2; Mich. 1, 10 f.). Auch die Einwohner von Milet schoren sich das Kopfhaar ab, als die Nachricht von der Zerstörung von Sybaris eintraf.[499]

In der fortschreitenden Verflachung alter Sitten ersetzte man das Haarabschneiden durch das Haarraufen: *Und mit den Dolionen zusammen rauften sie selber klagend drei Tage ihr Haar, dann aber zur Feier der Toten zogen drei Tage lang, gehüllt in eherne Waffen, sie um den Hügel des Grabes.*[500]

Zum andern erscheint das Zopfgebäck. Statt der Haarzöpfe legte man hier und dort Brot in der Form eines Zopfes – den Zopf als Trauergabe, das Brot als Lebenszeichen – in das Grab.[501]

Geschorenes Kopfhaar wurde mehr und mehr zum kultischen Zeichen der Leute, die sich mit dem Jenseits beschäftigen: der Priester, und zwar als Sinnbild der Loslösung von der irdischen Welt und der Hingabe an Gott. Von der Tonsur katholischer Priester, die mit den Weihen vorgeschrieben wird, führt der jahrtausendealte Weg bis zum Skalp oder abgetrennten Menschenkopf zurück.

Mit einer Mischung von Dichtung und Wahrheit, die so vielen Schriften des Altertums zueigen ist, steht dann bei Plutarch aus der römischen Geschichte zu lesen: *Jupiter war sehr auf Numa erzürnt und befahl, daß das Opfer aus Köpfen bestehen sollte. Numa versetzte: „Aus Zwiebelköpfen?" Jener antwortete: „Aus Menschenköpfen!" Um das Schreckliche dieses Befehls abzuwenden, fragte Numa wieder: „Etwa aus Haaren?" Jupiter antwortete: „Aus lebendigen ..." – „Sardellen" – fiel ihm Numa geschwind in die Rede.*[502]

Keine Menschenköpfe und keine Haare mehr wollte Numa zum Reinigungsopfer der Gottheit darbringen; er nahm vielmehr Sardellen und köpfte sie. Auf diese Weise kehrte Rom zum Fisch zurück, zu ganz kleinen Sardellen. Und siehe, der Gott war zufrieden damit!

Der im heidnischen Tempelbezirk des Altbachtales bei Trier im westdeutschen Moselgrenzland von der Archäologie ausgegrabene Altar des Gottes Pisintos ist dagegen noch mit Menschenköpfen verziert.[503]

Der Herr der Toten

So bleibt übrig, eines jener Götter zu gedenken, die im jenseitigen Reich der Toten herrschten. Der im ägyptischen Volksglauben beliebteste Gott, der das Totenreich verwaltete und der *Erste der Westlichen* war – derjenige nämlich, der zuerst aufersteht – war Osiris. Aber er war nicht allein deshalb so beliebt, weil er der Herr der Toten war, sondern auch deshalb, weil sich in seinen Legenden so zahlreiche menschliche Züge einfanden.

Osiris tauchte ungefähr um die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. – zur Zeit der 3. Dynastie – in der Stadt Abydos am oberen Nil auf. Um diese Zeit erklärte ihn der Pharao Zoser zum *Herrn der Toten.*[504] In einem Pyramidenspruch heißt es von ihm: O *Osiris! Du bist der mächtige Gott. Es gibt keinen Gott, der dir gleich wäre.*[505] Die Wände des Osiris-Heiligtums zu Abydos sind über und über mit magisch-religiösen Inschriften bedeckt, die auf eine lange Entwicklung des Osirisglaubens schließen lassen.

Osiris verkörperte sich sowohl in der Schlange als auch im Stier. Er war ursprünglich tatsächlich der Mond. Die Inschrift des Pharaos Ramses IV. – aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. – auf einem Denkmal zu Abydos erklärt noch eindeutig, Osiris sei der Mond, der Nil und der geheimnisvolle Gott, der das Totenreich beherrsche.[506] Auf Denksteinen des Mittleren und Neuen Reiches wird Osiris *Herr der beiden Hörner* genannt.[507] Auf einem Grabstein aus Theben heißt es um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. von ihm: *Osiris, großer Gott, Herrscher der Ewigkeit!*[508] Und der lange Hymnus des Ani ist allein an Osiris gerichtet, dem Herrn der Friedhöfe: *Heil dir, König der Könige, Herr der Herren, Herrscher der Herrscher!*[509]

Die ägyptischen Mysterienfeiern gipfelten, besonders in Abydos, in Prozessionen, in denen der Leib des verstorbenen Osiris zu seinem Grabe getragen wurde. Epoche auf Epoche setzte das ägyptische Volk in Abydos Gedenktafeln, auf denen flehentliche Bitten und inbrünstige Gebete geschrieben stehen, Osiris möge doch im Jenseits seiner gedenken.[510]

Ein Gott, der so geheimnisvoll im Totenreich waltet, ist aber weniger eine Schlange, ein Fisch oder ein Stier als etwas, was sich nach ägyptischer Meinung als eine unverwesliche Mumie beschreiben läßt. So wurde Osiris in einigen Landschaften auch aufgefaßt. Als ein in Mumienbinden gehüllter Mensch sitzt Osiris auf dem Königsthron.[511] Sein Reich war noch keine finstere Unterwelt, in der die Toten wie Schatten hausen müssen. Anfangs scheint es vielmehr ein lichtes Reich gewesen zu sein, hell und strahlend.

Bei Slawen, Chinesen und bei vielen Naturvölkern der Gegenwart gilt Weiß als Trauerfarbe.[512]

Jedoch der Ort des Jenseits deckt sich ja mit dem Dunkelmond, mit der dreitägigen Unsichtbarkeitsphase des Mondes während des Zusammenstandes mit der Sonne. Schwarzmond und Totenreich entsprechen einander. Stirbt der Mond, dann geht er als dunkler Mond für drei Tage in das Jenseits ein. Dort ist wahrer Gott. Bei einigen primitiven Völkern der Gegenwart bedeutet das Wort „Gott" soviel wie „ein toter Mann".[513] Es ist der gleiche Gedanke, der die Ägypter veranlaßte, ihren Osiris oder einen anderen Mondgott als Mumie darzustellen. In Mexiko trug der Mondgott im Kalender das Schriftzeichen des Todes.[514]

Auf solche Weise war der Mond, und zwar der dunkle, der schwarze Mond, Herrscher des Jenseits und zugleich Gott. Es war noch kein Gott, der über Erde und Himmel thronte, sondern ein solcher, der im Jenseits lebte. Er betreute die Toten, und deshalb war er so wichtig für alle Menschen, die doch leben wollten, hier oder dort.

So dürfte sich erklären, warum Schwarz zur Trauerfarbe des abendländischen Kulturkreises geworden ist. Schwarz ist die Farbe des Jenseits.

Schwarz ist ursprünglich nicht die Farbe der Unterwelt, sondern diejenige des Dunkelmondes – die Farbe des Ortes, aus dem man aufersteht. Die Inder gaben ihrer Göttin Kali, der Schwarzen, das Prädikat „Die Fähre über den Ozean des Daseins".[514a] Und auch die Bibel bewahrt offensichtlich noch altes Legendengut um jene Schwarze, die im Buch Numeri als Mohrin und Gattin des Moses bezeichnet wird. (Nm. 12, 1 f.) Wie die ägyptische Theologie ihren Osiris endlich als Herr der Westlichen und als Herrscher im Reich der Toten auffaßte – den man also nur im Jenseits sehen könne – so ähnlich meint es auch die Bibelstelle, die Gott sagen läßt: *Kein Mensch wird leben, der mich sieht*" (Ex. 33, 20. 23). Dabei ist gewiß noch nicht an die Unterwelt gedacht, sondern an das Jenseits, in dem Gott mit den Toten lebt. Salomo erklärt es noch eindeutig: *Der Herr hat geredet, er wolle im Dunkeln wohnen.* (1 Kg. 8, 12; 2 Chr. 6, 1.)

Den Dunkelmond im Trauerritus nachzuahmen, bedeutet also nicht nur, sich das Haar abzuschneiden an Stelle des Kopfes, man kann ihn schließlich in gehobenen Kulturen auch dadurch nachahmen, daß man sich das Gesicht verhüllt – mit einem dichten schwarzen Witwenschleier.

Die Regenmacher

Die vorangegangenen Darstellungen vom Jenseits, aus dem auch Regen, Nahrung und Fruchtbarkeit der irdischen Felder kommen, können nicht als Beweis genügen, daß jenes Jenseits wirklich dem Dunkelmond entsprach. Ein solcher Beweis, über dessen Bedeutung keine Zweifel bestehen, vermag sich erst dann zu verdichten, wenn es sich zeigen sollte, daß der Mond und insbesondere die Mondtiere, die dem dreitägigen Dunkelmond unmittelbar vorangehen und ihm folgen – also zeitlich und örtlich eng mit dem Jenseits zusammenhängen – Regen- und Nahrungsbringer sind.

Siegelzylinder aus der Dschemdet-Nasr-Stufe Mesopotamiens zeigen im 3. Jahrtausend v. Chr. Stiere mit einer großen Ähre, die ihnen aus dem Nacken oder Rücken wächst. Eine Steinschale aus Ur ist mit Stierbildern verziert, über denen Kornähren liegen, die fast halb so groß wie die Stiere sind.[515]

In den kappadokischen Siegelbildern Kleinasiens, die annähernd viertausend Jahre alt sind, erscheint der Wettergott meist mit einem Stier, auf dem er steht oder auf den er einen Fuß setzt.[516]

Min, der Erntegott des oberägyptischen Koptos, die gütige Erntegöttin Renenutet in Schlangengestalt, die schlangengestaltige Uto (Buto) Unterägyptens, die Getreidegöttin Nisaba des sumerischen Lagasch und des assyrischen Assur – mit der Hörnerkappe dargestellt[517] und zahlreiche andere lokale Ernte- und Vegetationsgottheiten des Orients müssen anfangs Mondgestalten gewesen sein. Schon bei dem babylonischen Mondgott Sin wird dessen Einfluß auf das Wachstum in alten Keilschrifttexten wiederholt betont. Beim ägyptischen Erntefest zu Theben wurden die Erstlinge des Feldes dem weißen Stier des Min geopfert.[518]

Die südamerikanischen Chimu von Peru schrieben ihrem Mondgott Si die Erzeugung und das Wachstum aller Pflanzen zu. Er war Herr des Gewitters – das Regen bringt – und der Gezeiten.[519] Im indogermanischen Rig-Veda Indiens (5,83) heißt es von einem Stiergott Parjanya, dem „Mächtigen", er lasse als Stier brüllend die Tropfen rinnen und lege seinen Samen als Leibesfrucht in die Pflanzen. In der Fortsetzung des Liedes, das Gebet und Hymnus ist, wird erklärt, daß Parjanya Regen bringe und mit seinem Samen die Erde erquicke.

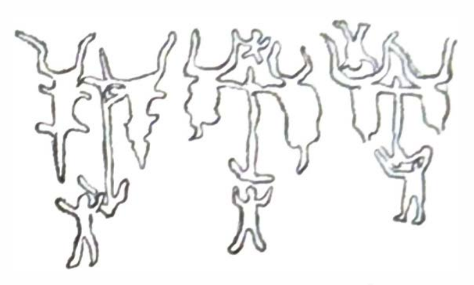
In den indischen Gesängen wächst der Mond endlich zum alles besamenden Stier: *Er ist der besamende Stier aller* (Pflanzen), *in ihm ist die Seele dessen, was geht und steht.*[520] Und ferner: *Parjanya, der den Keim der Pflanzen,* (die Leibesfrucht) *der Kühe, der Rosse und der Weiber bereitet.*[521]

Der Regen- und Wachstumsgott ist von da an ein zeugender Gott, der auf Erden

nicht allein die Felder befruchtet, sondern ebenso Kühe, Pferde und Frauen. Die folgenden Religionslehren Indiens übernahmen die Quintessenz: in den indischen Brahmanas heißt es klar und deutlich, daß der Mond den Regen erzeuge.[522]
Der Mond ist ein „feuchter" Gott. Plutarch erwähnt des öfteren das „feuchte" Licht des Mondes, ebenso wie gnostische und astrologische Spekulationen vor und nach Plutarch vom „feuchten Element" des Mondes sprechen.
Hier zeigt sich auch der Weg alter Philosophien und vermeintlich echter Naturerkenntnisse: religiöse Vorstellungen aus längst vergangener Zeit, aber immer noch wirksam und „Überzeugungen" wie „innere Gewißheiten" beherrschend, werden mit neuen Begriffen – hier die griechische Elementenlehre – angefüllt.
Die regenmachenden Zauberer primitiver Völker wenden sich noch heute genau so an den Mond, wie es die Menschen der orientalischen und europäischen Kulturen früher taten.
Bei den afrikanischen Jukum-Stämmen spielt noch in der Gegenwart der Stier bei den Gebeten um Regen eine besondere Rolle. Nach feierlichen Vorbereitungen wird nachts ein Bulle geschlachtet. Er muß von einer bestimmten Rasse sein – Fulberasse, Buckelochse – dagegen ist seine Farbe gleichgültig. Nach der Schlachtung wird das Fleisch ausgebreitet, dann in die Stadt gebracht und verteilt. In allen Behausungen wird gleichzeitig abgekocht und beim Essen um Regen gebetet. Die ganze Stadt ist dergestalt im Gebet vereinigt. Dann kommt sicher Regen.[523]
Bei den afrikanischen Stämmen der Bosso-Sorokoi ist es noch heute Brauch, bei der Reissaat einen Fisch der Kuana-Art mit großer Feierlichkeit zu verwenden. Der Fischkopf wird getrocknet und pulverisiert und dann mit der ersten Reissaat auf das Feld gestreut. Dabei ist mit keinem Gedanken an eine „Düngung" gedacht; es handelt sich allein um einen uralten religiösen Kult, der auf den befruchtenden, Segen und Nahrung bringenden Fisch zurückgeht.[524] Ebenso düngten einige Indianerstämme Neuenglands ihre Felder mit toten Fischen noch in der Neuzeit. Kuhdung hätten sie vermutlich abgelehnt.[525] Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch die Gallier diesen Brauch zum Entsetzen der Römer übten, und daß aus solchen Bräuchen die merkwürdige Nachricht des Livius entstand, *auf gallischem Boden wären, so weit man gepflügt habe, unter den emporsteigenden Schollen Fische hervorgekommen. Wegen dieser Schreckzeichen wurden die Schicksalsbücher nachgeschlagen* (42,2).
Noch heute gilt der Mond in manchem Aberglauben oder in Bauernregeln Europas als Schöpfer der Fruchtbarkeit oder als Herr der Witterung. Keine wissenschaftliche Meteorologie vermag derartige Vorstellungen zu bestätigen, die in uralten mondreligiösen Gefühlen wurzeln.

Merkwürdige Felszeichnungen im italienischen Ligurien zeigen zwei Stiere vor einem Pflug. Zwischen den Hörnern des linken Stieres macht ein kleines Kind Kopf-

stand. Der Zeichner wollte anscheinend den Gedanken ausdrücken, daß der linke Stier, der abends im Westen als Neulicht erscheint, mit der Neugeburt verbunden sei und zwar im Zusammenhang mit dem neuen Leben, das aus der Erde sprießen soll. Mit Stieren mußte man pflügen, damit die Felder Frucht trugen!


Felszeichnungen aus Ligurien (Italien)

In Griechenland hingegen führten manche Bauern Kühe auf die Felder und ließen deren Milch auf die Erde fließen, damit sie Nahrung gebe.

Der Mond war freilich schon vor der Erfindung des Pfluges ein Gott des Wachstums; denn er wuchs ja selber augenfällig, er nahm zu und wieder ab. Der Mond verkörperte schon auf diese Weise Wachsen und Vergehen; noch zur Zeit Jesu Christi erklärte Plutarch, daß der zunehmende Mond Wachstum und Fülle verursache. Wachsen und ernten, abnehmen und sterben – dies war nunmehr der Gedankenkreis um den Mond. Und von hier gingen die Wege zu den Vegetationsgottheiten, die im Kreislauf des Jahres wachsen und Segen bringen, um zu sterben und zu vergehen, aber wieder aufzuerstehen.

Der göttliche Nil

In seinem Buche „Über Isis und Osiris" bezeichnet Plutarch den ägyptischen Osiris als einen Gott der Urfeuchte und des Nils. Plutarch ließ sich von den „weisen Priestern" Ägyptens dahin belehren, daß der alte Mondgott alles Entstehen und jedes Keimen verursache. Plutarch schreibt: *Als Osiris gilt bei ihnen das ganze feuchte Urelement; sie betrachten es als Ursache der Entstehung und als das Wesen des Samens.*

Die Etappen dieses Wechsels von Begriffsinhalten zeigen sich bei dem ägyptischen Osiris demnach folgendermaßen: Am Nil hingen Keimen, Wachstum und Ernte mit der segenbringenden Nilüberschwemmung zusammen. Regen kannte das Land so gut wie gar nicht. Deshalb war die Verbindung des Mondgottes mit dem Nil unvermeidlich. Wer das befruchtende Wesen des Mondes kannte, mußte diesen Mond mit dem Nil zusammenbringen. Folglich: Osiris als sterbende Schlange und zeugender Stier – Herr des Totenreiches, manifestiert im Dunkelmond und dargestellt als Mumie, – Gott der Zeugung als Stier – Gott der Fruchtbarkeit und der Vegetation als Herr des Jenseits und als anwachsender Mond – in Ägypten gleichbedeutend mit dem Wachstum und Ernte bewirkenden Nil, deshalb Nilgott und Gott der Urfeuchte, des Keimens und des Samens.

Nach dem Wesen einer Gottheit zu fragen, bedingt, zunächst die Epoche zu be-

stimmen, die das Gottesbekenntnis ablegte. Dann wird meistens verständlich, welche Verwandlungen ein Gott durchmachen kann, der einst nichts anderes als der Mond war. In einem Totenspruch des Osiris heißt es:

Ich lebe, ich sterbe, ich bin Osiris . . .
Ich lebe, ich wachse als Korn(gott) . . .
Geb (die Erde) *hat mich verborgen.*
Ich lebe, ich sterbe, ich bin die Gerste;
nicht vergehe ich.[526]

Ramses IV. betet um die Zeit des Moses zu Osiris: *Und du sollst mir Gesundheit, Leben und eine lange Herrschaft geben, Dauer allen meinen Gliedern, meinen Augen Sehen, meinen Ohren Hören und meinem Herzen Fröhlichkeit alltäglich. Du sollst mir zu essen geben, bis ich satt bin, und zu trinken, bis ich trunken bin; und du sollst meinen Samen auf dem Königsthron erhalten in alle Ewigkeit. Du sollst mir hohe und reichliche* (Nil-) *Überschwemmungen geben, um deine Opfer zu versehen und die Opfer aller Götter und Göttinnen des Südens und Nordens; um die königlichen Stiere am Leben zu erhalten, und um die Menschen in allen deinen Ländern zu ernähren, ihr Vieh und ihre Gärten, die deine Hand gemacht hat. Denn du bist es, der sie alle gemacht hat; du kannst sie nicht verlassen, um andere Pläne mit ihnen auszuführen – denn das ist nicht recht!*[527]

In diesem Gebet ist keine Spur mehr vom Monde zu finden. Osiris ist vielmehr der Geber von Gesundheit, Leben, Nahrung und Trank, der Spender der Nilflut und der Schöpfer aller Lebewesen. Aber der gleiche Pharao, Ramses IV., erklärt auf dem Denkmal von Abydos, Osiris sei der Mond, der Nil und der Herr des Totenreiches (vgl. S. 133).

Der Herr der Fruchtbarkeit

Als Stier ist der Mond vor allem ein zeugender Gott, dessen Phallus im Mittelpunkt seines Kultes steht. Er ist der Herr der Fruchtbarkeit. Das in der Glaubenswelt Ägyptens so oft auftauchende Wort *Ka* dient zugleich als Bezeichnung des Stieres und wird mit dem Deutezeichen des Phallus geschrieben. So läßt sich der Ka in seinem ursprünglichen Sinne auf den Begriff des zeugenden Schöpfergottes zurückführen, der ein Stier war. Seine Schöpferkraft ist unzerstörbar und unvergänglich. Der Verstorbene steht, nach ägyptischem Glauben, als Stier immer wieder auf.[528] Der schöpferische Stiergott zeigt seine kultischen Spuren am Nil in der Konservierung des menschlichen Phallus in den Frühstufen der Leicheneinbalsamierung.[529] Der Phallus als Sitz der Zeugungs- und Lebenskraft war nach frühägyptischem Glauben der unsterbliche Teil des menschlichen Leibes. Den Phallus des Osiris trugen die Gläubigen noch zur Lebenszeit des christlichen Erlösers in triumphalen Prozessionen an der Spitze ihrer Festzüge, in der unbeirrbaren Gewiß-

heit an Jenseits, Auferstehung und seliges Leben. Der Schutzgott von Theben hieß nicht nur *Chons,* sondern auch *Kamutef* – der *Stier seiner Mutter.* Er war ein ebenso zeugungsgewaltiger Gott wie der Min von Koptos, der ein Erntegott war, aber auch ein *Gebieter der Mädchen* und ein Gott, der *die Weiber raubt.* Bei dem großen Prozessionsfest der Ägypter für den *Vater Min* wurden die Erstlinge der Ernte geopfert.[530]

So endlich wird die heute höchst befremdliche Sitte der frommen ägyptischen Frauen halbwegs verständlich, die den heiligen Apis-Stier zu Memphis in seinem Tempelraum besuchten. Fromme Gebete murmelnd, sollen sie ehrfurchtsvoll ihren Unterkörper entblößt und sich vor dem Stier tief nach der Gegenseite verneigt haben.[531] Begreiflich wird aber auch, daß man einem solchen Gott der Zeugungs- und Wachstumskraft nicht allein die Erstlinge des Feldes darbrachte, sondern auch die Erstlinge von Mensch und Tier, die man auf den Gottesaltar legte und opferte.

„Deinen ersten Sohn sollst du mir geben!“

Kinderopfer durchgeistern die Kultgeschichte vieler Gebiete der Erde. Dem mexikanischen Regengott Tlaloc wurden mit Vorliebe Kinder zum Opfer gebracht. Ihre Tränen deutete man als Regentropfen. Auch dem Mondgott Si der Chimu-Völker von Peru wurden – neben Feldfrüchten – Kinder geopfert.[532]

In Europa deutet ein Text im irischen Book of Leinster darauf hin, daß es auch bei den alten Iren Brauch war, ihre Erstgeborenen der Gottheit darzubringen.[533]

Archäologisch wurden Kinderopfer am sichersten in Karthago an der nordafrikanischen Küste nachgewiesen. Dort fanden sich im Bereich eines Heiligtums die Gebeine von meist ganz kleinen Kindern. Sie waren als Brandopfer der Gottheit dargebracht und dann in Tonkrügen beigesetzt worden. Über den Grabstätten fanden sich kleine Denksteine und Altärchen mit Inschriften. In ihnen werden die Kinderopfer als Gelübdeerfüllung bezeichnet. Ähnliche Funde, die freilich mehr durch die Angaben des Alten Testamentes als Kinderopfer erweisbar sind – denn eine zwei- bis dreitausend Jahre alte Erde ist gnädig genug, die Spuren vieler Glaubenshandlungen zu vernichten –, gab der Boden Palästinas bei verschiedenen Orten, so Geser und Thaanach, her.[534]

Wahrscheinlich gab es Völker, die grundsätzlich jedes erste Kind einer menschlichen Mutter und jedes erste Junge einer Tiermutter ihrem Herrn opferten. In Israel heißt es als Gotteswort: *Alles, was den Mutterleib bricht, ist mein!* (Ex. 34, 19). Zwar ist diese Textstelle bereits verdunkelt, aber sie erhellt sich durch andere Stellen des Alten Testamentes. Im 2. Buch Moses heißt es eindeutig: *Deinen ersten Sohn sollst du mir geben!* (Ex. 22, 28).

Von den Mädchen wurde gar nicht erst gesprochen. Sie wurden auch nach der

Ablösung des Knabenopfers durch ein Lamm mit hoher Wahrscheinlichkeit, zeitweise sogar ausnahmslos, dem Herrn gegeben.[535]

So wird begreiflich, daß Israel bei der Eroberung Midians zwar alle Menschen tötete, aber die unberührten Mädchen am Leben ließ. Von diesen 32 000 Seelen – *Mädchen, die nicht Männer erkannt hatten* (Nm. 31, 35) – wurden dem Herrn nur 32 Seelen überlassen, das heißt, ins Jenseits geschickt (Nm. 31, 40). Denn Moses und sein Volk hatten allen Grund, mit den midianitischen Mädchen recht sparsam umzugehen – auch dem Herrn gegenüber. Das eigene Volk besaß keinen weiblichen Nachwuchs mehr. Nicht ohne Grund ruft Ezechiel noch Jahrhunderte später: *Du hast dein Volk ohne Erben gemacht!* (Ez. 36, 13).

Ganz klar und offensichtlich bis in die letzten Jahrhunderte v. Chr. geübt, zeigen sich solche Kinderopfer in den anklagenden Schriften der Propheten Isaias, Jeremias und Ezechiel und ferner im Buche der Weisheit: *Du nahmst deine Söhne und Töchter, die du mir geboren hattest, und opfertest sie* (Ez. 16, 20). *Durch ihre Opfer, da sie alle Erstgeburt durch das Feuer gehen ließen, damit ich sie verstörte und sie lernen mußten, daß ich der Herr sei* (Ez. 20, 26). *Und schlachtet die Kinder an den Bächen, unter den Felsklippen* (Is. 57, 5); *ihre Söhne und Töchter verbrennen* (Jer. 7, 31; 19, 5; 32, 35); *sie erwürgen ihre Kinder zum Opfer* (Weisheit 14, 23); *des Gebotes, daß man die Kinder töten mußte* (Weish. 11, 7); *unbarmherzige Mörder ihrer Söhne* (Weish. 12, 5) – so lautet es im Alten Testament. Ezechiel erklärt sogar, daß sie ihre Söhne und Töchter zum Opfer verbrannten, *bis auf den heutigen Tag* (Ez. 20, 31; 23, 37; vgl. Dt. 12, 31). Selbst im geheiligten Tempel von Jerusalem scheinen solche Kinderschlachtungen begangen worden zu sein: *Denn da sie ihre Kinder den Götzen geschlachtet hatten, gingen sie desselben Tages in mein Heiligtum, es zu entheiligen. Siehe, solches haben sie in meinem Haus* (auch?) *begangen* (Ez. 23, 39).

Es sind alles sehr späte Stimmen beim Volke Israel, die sich gegen den Kindermord erheben. Viele Jahrhunderte hindurch verlieren die älteren Texte darüber kein Wort des Vorwurfs; sie führen vielmehr nur das Gebot des Herrn an, ihm den ersten Sohn zu geben, und später empfehlen sie, das Erstlingsopfer durch ein Tier zu ersetzen, „abzulösen". Und hier muß noch etwas gesagt werden, was zum Verständnis der alten Geistesgeschichte beiträgt: die Götter können zwar wechseln; Mondgötter können zu Vegetations- und Jahresgöttern anwachsen oder zu Gottheiten des ganzen Himmels – aber die Kinderopfer bleiben. Mit einer Beharrlichkeit ohne Beispiel hat der Mensch seit jeher die atavistischsten Formen seines Gottesglaubens immer wieder in gehobenere Lehren hineingeschleppt und nur zögernd, an Stelle des Menschenmordes den Sündenbock, an Stelle des vergossenen Blutes den Wein gesetzt.

Bei den drawidischen Khond in den indischen Bergwäldern von Orissa (Bengalen) und den Madrasgebieten war es bis in die Neuzeit üblich, alle Mädchen gleich

nach der Geburt umzubringen. Ihre Weiber holten sie sich von Nachbarstämmen. Bis in die Neuzeit zogen sie Kinder auf, die eigens zum Opfer bestimmt waren. Vor der Opferung wurde das Kind gesalbt, mit Blumen geschmückt und dann angebunden, während ein feierlicher Tanz der Gemeinde die Tötung einleitete. Das Kind wurde dann in Stücke zerrissen, die auf den Feldern vergraben wurden. Später ersetzten die Khond die Kinder durch Büffel.[536]

Der Bogen

Freilich, es geschah noch mehr. In vielen Dokumenten des Altertums erscheinen die Mondtiere ohne jeden Zusammenhang mit dem Monde. Von ihrer ursprünglichen Bedeutung befreit, geistern Schlangen als dämonische Wesen, heilige Stiere als das Prinzip der Zeugung durch das Schrifttum. Zweifellos war dies das Werk derjenigen, die vergessen machen wollten, daß der Mond es war, der als großer Himmelsgott den Glauben der Väter leitete. Sie wollten es vergessen, weil inzwischen größere und wunderbarere Himmelsgesetze entdeckt worden waren, die dem Monde zweitrangige Bedeutung zuwiesen.
In einer solchen Phase weltanschaulicher und religiöser Umstellungen fand der Mensch hier und dort neue Bezeichnungen für den Mond. Er versuchte, ihn zu entgöttlichen. Als die Sintflut zu Ende war und Noah aus seiner Arche stieg, um die wieder trocken gewordene Erde auf dem Berge Ararat im Kaukasus zu betreten, schloß Gott einen Bund mit ihm. Zum Zeichen dieses Bundes setzte Gott seinen Bogen in die Wolken (Gn. 9, 13 f.).
Der mosaische Text, so wie er heute vorliegt, erweckt den Eindruck, als handele es sich bei diesem Gotteszeichen um den Regenbogen. Dies kann freilich nur die Auslegung einer Zeit sein, die in der Mondsichel kein Gotteszeichen mehr sah. Es gilt jedoch als erwiesen, daß beispielsweise der „Kriegsbogen" des mesopotamischen Mondgottes Sin sein Symbol nicht vom Regenbogen, sondern von der Mondsichel erhielt.[537] Sie ist der wahre Bogen Gottes, der regelmäßig erscheint. Offensichtlich ist die Arche des Noah selbst der Bogen. Das Wort „Arche" dürfte mit dem hinduistischen (indogermanischen) Wort „Argha" zusammenhängen, das „Sichel" bedeutet; und ebenso mit dem lateinischen *arcus* „Bogen".[538]
Damit wird erneut klar, daß die Mondsichel das Schiff ist – die alttestamentliche Arche, die Noah und seine Angehörigen genauso über den himmlischen Ozean trägt, wie in zahlreichen Abbildungen des Vorderen Orients Götter und Menschen auf dem Mondbogen über das himmlische Meer fahren. Wo die Mondsichel ist, ist auch der Kasten nahe – die Gotteslade, der Sarg des Osiris – den Noah als Arche beschreibt.
Der Bogen, nicht mehr die Schlange oder der Stier oder der Fisch, ist hier das Got-

teszeichen. Wie an verschiedenen Stellen des Alten Testamentes (Hab. 3, 9; Ps.7, 13) von einem Bogen Gottes die Rede ist, so hängt auch in Babylon der Himmelsgott Bel-Marduk seinen Bogen auf, eben die Mondsichel. Die vor den Toren Ägyptens, in der Nachbarschaft Israels siedelnden Edomiter kannten eine Gottheit namens *Kosch:* Bogen. Und die Griechen nannten ihren Phoibos den *Gott mit dem silbernen Bogen* (Il., 5. Ges.). Noch Sophokles läßt Neoptolemos vom Bogen des Philoktetes sagen:

Läßt du es zu, daß nah ich ihn betrachten mag,
ihn halte und in Demut huld'ge ihm als Gott?[539]

In den Zeiten, da der Mensch zu säen und zu ernten beginnt, formt er seine ersten Erntegeräte nach dem Vorbilde der Mondsichel.

Dabei zeigt sich, daß die Sichel zu den sehr alten Werkzeugen des Menschen gehört und schon in der Steinzeit existiert. Kornsicheln aus gebranntem Ton wurden am Euphrat und Tigris, und Sicheln aus Feuerstein am Nil gefunden.[540]

Mit *vergoldeter Sichel geschnittene Garbe Spelt* brachten die Ägypter im 2. Jahrtausend v. Chr. der Gottheit dar.[541] Auf diese Weise entwickelte sich der Mond zum Getreidegott.

Jedoch bedeutet die Sichel noch weit mehr. Bei Babyloniern und Assyrern besiegt der Mondgott oder ein Himmelsgott mit Hilfe der Mondsichel die finstere Macht der Dunkelheit; im griechischen Mythos springt der Chrysaor – *Goldschwert* – aus dem Rumpf der Medusa, als Perseus ihr, die vermutlich eine Personifikation des Dunkelmondes ist, das Haupt abschlägt. In Ägypten ist es das Schwert des Gottes Amon, das Herrschaftszeichen über Götter und Menschen. Deshalb erscheint die Sichel in der Hand irdischer Könige.[542] Eine Statue des Assyrers Assurnasirpal aus dem 9. Jahrhundert v. Chr. zeigt die Mondsichel in der Hand des Königs an einem Stiel, die Sichel ist von einem Strahlenkranz umgeben.

In Schweden und Dänemark sind Säbel aus Feuerstein und auch aus Bronze gefunden worden, die große Ähnlichkeit mit dem ägyptischen Sichelschwert besitzen und vermutlich aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. stammen.[543] Und bei den Griechen ist der „Gott mit dem silbernen Bogen" derselbe Phoibos, der im 5. Gesang der Ilias das goldene Schwert besitzt (5, 509). Bogen und Krummschwert bedeuten das gleiche Zeichen für die Mondsichel.

Zum anderen ist die Sichel auch ein Kultgerät. Halbmondförmige Messerklingen kamen aus dem Boden der Steinzeit Ostasiens und in Amerika bis weit nach Süden, bis nach Peru, zum Vorschein. Vermutlich dienten sie anfangs einem kultischen Zweck: dem Tieropfer. Im alten Griechenland verwendete man die Sichel beim Schlachten der Opfertiere der großen volkstümlichen Erntefeste.

Die Eskimofrauen häuten noch jetzt die Tiere mit einem solchen Messer ab; es ist in Bulgarien und in Tirol im Gebrauch und als Sattlermesser in der ganzen Welt

bekannt.[544] So erscheint unversehens die Tatsache, daß zwar fortschreitendes Naturwissen Weltanschauung, Religion und Sitten ändern kann, daß aber religiöse Vorstellungen auch die Technik zu bestimmen vermögen.

Noch in der Gegenwart ist es in manchen Ländern – so auch in Süddeutschland – Brauch, beim Mähen des letzten Ackers die Sichel mitzunehmen und mit ihr, statt mit der Sense, in den drei höchsten Namen die letzten drei Büschel abzuschneiden. Die Tscheremissen an der Wolga sprechen die Sichel nach der Ernte mit Worten an, die erkennen lassen, daß sie in ihr kein totes Instrument sehen. Hier zeigen sich noch die fast verwischten Spuren einer uralten Mondreligion.[545]

Mondsichel und Monstranz

So bleibt übrig, die zusammenfließenden Begriffe Stier, Phallus und Sichel als Zeichen von Fruchtbarkeit und Segen, Schutz und Hilfe – vereinzelt oder gemeinsam – darzustellen:
Die Verbindung von Stier, Phallus, Mondsichel und Fruchtbarkeit ist bei den europäischen Indogermanen mehr oder weniger deutlich und vielleicht schon vorindogermanischer Herkunft.[546] Nicht nur Kindern wurden in heidnischer Zeit Schutzkettchen mit der Mondsichel um den Hals und mit ins frühe Grab gelegt, sondern auch Waffen aller Art tragen das lunare Segenszeichen. Mitunter ist es mit dem Hakenkreuz vereint, oft aber steht auch das Phalluszeichen dabei. Halsketten mit Anhängern, die die Mondsichel darstellen, fanden sich in den Gräbern des gesamten europäischen Bereiches.[547] Sie gehören offensichtlich keiner vorübergehenden Epoche an und keinem einzelnen Volk, sondern sind als Glücks- und Schutzzeichen Gemeingut des Abendlandes bis in die Zeiten seiner Christianisierung.

In römischen Siedlungen und Friedhöfen des Rheingebietes entdeckte die europäische Bodenforschung solche Mondanhänger – von den Römern „Lunula", „Möndchen" genannt[548] – genauso, wie in vorchristlichen Gräbern Skandinaviens oder anderswo. Wenn es vor der Einführung des christlichen Kreuzes ein Heilszeichen gab, das von den europäischen Küsten bis nach China zum Glaubensleben der Menschheit gehörte, dann war es die Mondsichel. Zu Hunderten sind Mondanhänger mit schöner Filigranverzierung aus dem russischen Uralgebiet bekannt. Sie erscheinen auch als chinesische Stierkopfanhänger und in Gestalt alter Plastiken von Stierköpfen der Han-Zeit. In provinzialrömischen Kindergräbern, im römischen Lager zu Haltern (Westfalen) und anderswo wurden Kombinationen von Phallusbildern und Mondsicheln gefunden. Phallusamulette, die mit Mondanhängern mit der Inschrift „GNATUS" verbunden waren, wurden im Rheinland fabrik-

mäßig hergestellt. Vielfach tragen keltisch-römische Matronenbilder, die wahrscheinlich Muttergöttinnen darstellen, die Mondsichel als Halsschmuck.[549]

Auf germanischem Boden sind mondsichelförmige Anhänger noch in der frühen Zeit der Karolinger nachweisbar – so das kostbare aus Gold und Filigran gearbeitete Schmuckstück von Wieuwerd (7. Jahrhundert n. Chr.).[550]

Je nach den Besitzverhältnissen erscheint das Zeichen an einfachen Glasperlenkettchen oder an kostbaren Schmuckstücken aus Gold, und es erscheint in Italien, Frankreich, Schweiz, Österreich, Deutschland, Skandinavien, auf dem Balkan, in Rußland und Polen – es erscheint überall.

Die Mondsichel steht auch auf Waffen und Geräten: Mondsicheln schmücken einen norwegischen, aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. stammenden Dolch aus Veien-Buskerud; ein in Allach (Bayern) entdecktes keltisches Schwert – vermutlich aus der Mitte des letzten Jahrtausend v. Chr. stammend – besitzt unter dem Griff eine mit Gold eingelegte Mondsichel. Solche Mondzeichen sind bei keltischen Waffen aus den letzten Jahrhunderten v. Chr. häufig.[551]

Auf den beiden berühmten ostgermanischen Runen-Speerspitzen von Müncheberg (Dahmsdorf, Kreis Lebus, Ostdeutschland) und Kowel steht die Mondsichel neben dem Hakenkreuz und einer Kreisscheibe, und ebenso auf der Lanzenspitze des wandalischen Kriegergrabes von Kuttlau (Kreis Glogau, Ostdeutschland).[552]

Ein pompöser Hängeschmuck aus Bronze mit vergoldetem Silberbeschlag aus dem westgotländischen Vennebo (Schweden) zeigt die Mondsichel.[553]

Ein mit Bronzeteilen geschmücktes Holzgefäß aus dem wandalischen Grabfund von Sacrau (Schlesien) ist mit zahlreichen Mondsicheln verziert.[554]

Ist so die Verbindung von Stier-Phallus-Mondsichel nachweisbar, so auch die von Schlange-Phallus und Fisch-Phallus. Die Schlange als Phallus ist noch heute afrikanischen Negerstämmen bekannt.[554a] Die indische Yogalehre weiß von einer um das menschliche Sexualorgan mehrfach geringelten Schlange.[554b] In Algerien ist es noch jetzt Sitte, bei weiblicher Unfruchtbarkeit den Schlangen ein Speiseopfer zu bringen. Zum andern ist den Italienern noch heute der Fisch als Geschlechtssymbol geläufig.[554c]

Die Schlange und der Fisch bedeuten die Mondsichel wie der Stier. Und der Phallus, der, nicht selten mit Flügeln versehen, in den Jahrhunderten um Chr. Geb. als Schmuckanhänger in Europa nachweisbar ist[554d], bedeutet im ursprünglichen Sinne ein Glücks- und Segenszeichen des Mondes. Seit der Jüngeren Steinzeit kennen es die Europäer von Skandinavien bis nach Italien. Und die Phallusjagden in Afrika[554e] (vgl. auch AT, 1 Sm. 18, 27) galten anfangs diesem Segenszeichen der Fruchtbarkeit, die vom Monde ausgeht – von der Mondsichel, die wie ein Stierhorn aussieht.

Es ist die gleiche Mondsichel, die noch heute den Halter für die Hostie am hochheiligen Gerät des katholischen Kultes bildet: der Monstranz.

Aufgeschlagene Markknochen

In Europa fand die Vorgeschichtsforschung Grabstätten, die anscheinend aus der Zeit des Neandertalers herrühren. Die kleine italienische Höhle am Südabhang des Monte Circeo bei Gaëta – nach ihrem Entdecker „Guattari-Höhle“ genannt – ist in mehrere Kammern eingeteilt und so niedrig, daß man kaum darin stehen kann. Der Boden war mit Tierknochen bedeckt. In der tiefsten Kammer wurde ein Neandertalschädel gefunden, der in einem roh zusammengelegten Kranz größerer Steine lag und sich dadurch von der Umgebung abhob.
Der Schädel zeigt auf der rechten Seite eine Zertrümmerung, und ebenso ist das Hinterhauptloch aufgeschlagen.
Warum? Von einer feindseligen Handlung gegen den Getöteten kann keine Rede sein. Die eigenartige, primitiv schmückende Bestattungsweise des Menschenkopfes im Kreis der Steine widerspricht einer solchen Annahme. Vielmehr scheint es sich um eine, wenn auch noch rührend einfache Ehrung zu handeln. Trotzdem war der Schädel aufgeschlagen worden, offenbar, um das Gehirn herauszuklauben.
In England wurden ebenfalls – freilich aus jüngerer Zeit, dafür aber häufiger – Menschenschädel gefunden, die erkennen ließen, daß sie vor der Bestattung aufgebrochen worden waren. Auch in diesen Fällen scheint das Gehirn herausgezogen worden zu sein.[555]
In einem Grabe von Predmost (Böhmen) wurden einzelne Menschenknochen entdeckt, die deutliche Schabespuren aufwiesen. Dem Skelett fehlte ferner der Schädel. Nur zwei Zähne wurden gefunden. Vermutlich ist der Kopf nachträglich aus dem Grabe entnommen worden.[556] Auch in Süd- und Westeuropa – zum Beispiel in Italien und Frankreich – stellte die Bodenforschung eigenartige Spuren fest, die vermuten lassen, daß vor der Beerdigung das Fleisch von den menschlichen Knochen entfernt worden ist. Auch reine Schädelbestattungen wurden oft gefunden.[557]
Im Schwäbischen Jura – im Hohlestein auf der Ostalb – wurden unter dem Höhlenboden die Skelettreste von wenigstens 38 Menschen entdeckt und in einer zweiten, vor dem Höhleneingang gelegenen Grube zahlreiche weitere Menschenknochen. In beiden Gruben waren diese Knochen durchweg aufgeschlagen, besonders die Markknochen.[558]
Auch andere Höhlen des Jura enthielten in den Bodenschichten des 2./1. Jahrtausends v. Chr. menschliche Knochen, deren Zustand Kannibalismus vermuten läßt. Im ungarischen Bükkgebirge wurde in einer Höhle über der Theißebene ein ähnlicher Fund gemacht. Bei einer Feuerstelle lagen als Reste von Mahlzeiten die Kno-

chen von 25 Menschen.[559] Zahlreiche Spuren von Kannibalismus zeigten sich auch bei der Durchforschung der Schweizer Pfahlbauten.[560]

Ähnliche Ergebnisse wurden bei den langjährigen Ausgrabungen der Archäologen im Gebiet der Sumerer, Babylonier und Assyrer im Vorderen Orient verzeichnet. Bei einfachen Erdgräbern am Euphrat und Tigris stellten die Archäologen „bei fast allen“ eine Störung in der natürlichen Ordnung und Lage der Menschenknochen fest.[561] Dabei kann von einer regelrechten Totenverbrennung, nach der die Knochen etwa eingesammelt worden sein könnten, keine Rede sein. Nur in Einzelfällen sind Brandspuren erkennbar.[562]

Auch am Nil zeigten sich solche Eigenarten. In einem Grab von El-Amrah waren die Knochen zusammengehäuft; die Grabbeigaben standen daneben. In Abydos waren die Knochen in zwei Häufchen geteilt, in einem zweiten Grab die Knochen im Viereck angeordnet, und der Schädel daraufgelegt. Ähnliche Funde ergaben sich in Negade und Ballas.[563]

Soweit Kannibalismus vermutet werden muß – eine Anzahl von Bodenforschern und Gelehrten neigt zu dieser Annahme[564] – darf dabei nicht übersehen werden, wie liebevoll, zum Beispiel in Ägypten, die Grabbeigaben neben die Menschenknochen gestellt oder wie sorgfältig diese Knochen angeordnet worden sind. Menschenfresser, denen es allein auf das Fleischfressen ankommt, verhalten sich zweifellos anders. Eher zeigen einige Stellen Europas ausgeprägten Kannibalismus aus Hunger.

Zum anderen gibt es aber auch in Europa viele Anzeichen, die andere Beweggründe vermuten lassen. Die Höhle im Schwäbischen Jura – im Hohlestein auf der Ostalb – war keine Wohnhöhle; sie könnte eine Kulthöhle gewesen sein, zumal der Höhleneingang nach einer heiligen Richtung lag, nämlich nach Norden. Merkwürdig ist ferner, daß einwandfreie Zeugnisse des Menschenfressens, von Einzelfällen abgesehen, in der älteren Steinzeit fehlen. Sie tauchen erst in der jüngeren Steinzeit auf – offenbar als Folge gehobenerer Vorstellungen – dann aber von Westeuropa und Nordafrika bis nach China und Japan.

War Kannibalismus eine Folge religiöser Vorstellungen? Bedeuten die aufgeschlagenen Menschenschädel auf der Britischen Insel und in Italien eine Art Kulthandlung – dergestalt, daß das Gehirn aus dem Schädel herausgeklaubt und rituell verspeist wurde?

Sie wollten Gottesdienst erzeigen

Aber nicht nur archäologische Funde sind Zeugnisse kannibalischer Riten, sondern auch in der antiken Literatur wird die Menschenfresserei als Kulthandlung erwähnt. Und wenn man diesen Quellen nachgeht, dann kommt man auch der Antwort auf die Frage nach dem Warum näher.

Noch in frühchristlicher Zeit traut Tertullian der Landbevölkerung im Schwarzmeergebiet zu, daß sie *ihre Eltern verspeiste.*[564a] Daß auch die alten Israeliten Menschenfleisch aßen, behauptet der Prophet Ezechiel von seinen Landsleuten (Ez. 36, 13–14). Und in der Weisheit Salomos steht geschrieben: *Die da Menschenfleisch fraßen und greulich Blut soffen; womit sie dir Gottesdienst erzeigen wollten* (Weish. 12, 6).
Das kann nichts anderes als kultischen Kannibalismus bedeuten; das Buch der Weisheit Salomos bezeichnet ihn ausdrücklich als „Gottesdienst“.
Am klarsten tritt der kultische Zug des Menschenfressens dort ans Licht, wo die trauernden Hinterbliebenen ihre verstorbenen Angehörigen verspeisten. Nahmen sie auf diese Art die Lebenskraft, den Geist oder die Seele in sich auf? Lebten die Eltern sozusagen in den Kindern weiter?
Freilich wurden nicht allein die Eltern von den Kindern aufgegessen, vielmehr auch die Kinder von den Eltern. Die nordische Gudrun gibt dem Gatten die eigenen Kinder zur Speise: *An den Spieß gesteckt schmorten ihre Herzen; ich gab sie dir zu kosten für K ä l b e r herzen.*[565] Im deutschen Märchen vom Machandelboom köpft die Stiefmutter den unschuldigen Knaben mit dem Deckel der Apfeltruhe und setzt das gekochte Fleisch dem heimkehrenden Vater vor.[566]
Im griechischen Mythos bietet die Königin Prokne das Fleisch ihres Sohnes dem Tereus an.[567] Atreus tötet die Söhne seines Bruders Thyestes und setzt ihr Fleisch dem Vater zum Festmahl vor.[568] Tantalos versucht dasselbe mit dem Fleisch seines Sohnes bei den Göttern, angeblich um ihre Allwissenheit zu prüfen.
Marter und Kult zugleich zeigt sich in Italien. Nach Älian stachen die italienischen Lokrer den Töchtern des Tyrannen Dionysius von Syrakus Nadeln unter die Nägel, bis sie starben. Dann zerstießen sie die Gebeine in Mörsern und verzehrten das abgelöste Fleisch.[569]

„. . . der hat das ewige Leben“

Greift man nunmehr auf das Hilfsmittel zurück, in den Vorstellungen und Bräuchen der heutigen Primitiven Anhaltspunkte für die Vorstellungswelt des Altmenschen zu finden, so zeigen sich deutlich mehrere, ganz verschiedene Motive, die sich nicht ohne weiteres auf einen Nenner bringen lassen:
Bei einigen Primitiven der Gegenwart ist es oder war es bis vor kurzem Brauch, das Gehirn des Stammeshäuptlings, freilich auch dasjenige erschlagener Feinde, aufzuessen.[570] Die Ergebnisse der Bodenforschung scheinen dies auch für die Jahrtausende v. Chr. zu bestätigen. Wahrscheinlich gab es lange Zeiten hindurch Volksstämme, zum Beispiel in England, in keineswegs spärlicher Anzahl, die den trauernden Hinterbliebenen empfahlen, das Gehirn der verstorbenen Häuptlinge oder Eltern in aller Ehrfurcht zu verspeisen.

Von den Indianern Kolumbiens – die noch in der Gegenwart in dem Ruf standen, die schlimmsten Menschenfresser ganz Südamerikas zu sein – wird berichtet, daß sie die Tötung schwangerer Frauen bevorzugten, um deren Embryo zu essen. Es sind wahrscheinlich Vorstellungen, das erst zum Leben Kommende, ein neues Leben also, in sich aufzunehmen. Es ist gut denkbar, daß hinter den alten Kinderverspeisungen ähnliche Vorstellungen standen.

Leichenzerstückelung, um Fleisch und Blut zur Förderung der Fruchtbarkeit auf die Felder zu verstreuen, ist ein Brauch, der sich bis in die Gegenwart bei den Primitiven vieler Landschaften nachweisen läßt. Symbolische Reste einer derartigen Sitte scheinen sich bis in das 19. Jahrhundert n. Chr. in christlichen, mitteleuropäischen Provinzen – so Franken, Thüringen, Böhmen – erhalten zu haben. An einem bestimmten Sonntag wurde dort – nach den Angaben von L. Klages – eine Strohpuppe, die angeblich den „Tod“ darstellte und mit einem Hemd bekleidet war, unter feierlichen Gesängen aus dem Dorf hinausgetragen und außerhalb der Siedlung entkleidet. Dies könnte noch nach Enthäuten der Schlange aussehen. Daß die Schlange auch in Europa ihre große kultische Bedeutung besaß, ist jedenfalls am wenigsten zweifelhaft. Die zerstückelten Teile der Puppe wurden auf die Felder verteilt, wodurch deren Fruchtbarkeit vermehrt werden sollte.[571]

Bei primitiven Pflanzervölkern des Südens ist noch heute nicht selten die Überlieferung vorhanden, daß durch ein erregendes Geschehen die „Urzeit“ beendet worden sei. Im Mittelpunkt jenes umwälzenden Ereignisses stand dabei der Tod oder die Tötung eines Gottwesens, das in den Erzählungen der Primitiven noch jetzt vielfach mit dem Monde identifiziert oder wenigstens mit diesem in Verbindung gebracht wird.

Durch das Sterben jenes Gottwesens seien die Nahrungspflanzen entstanden.[572]

Die Anschauung der Primitiven gehen noch weiter: aus den Körpern des getöteten Gottwesens würden Pflanzen – also Nahrung – entstehen. Dieses Thema ist weltweit verbreitet und hängt eng mit den Tötungskulten der Primitiven zusammen.[573]

Nicht allein der Menschenkopf bringt also den Segen der Ernte, sondern Menschenfleisch überhaupt, das stellvertretend für das Gottwesen steht. Die gleichen oder wenigstens ähnlichen Gedanken fanden die Assyriologen schon bei den Sumerern oder Akkadern am Euphrat und Tigris zu Beginn der geschichtlichen Zeit.[574]

Der Primitive ißt nicht allein das Gehirn seiner Häuptlinge und Eltern, die das Gottwesen vertreten, er ißt vielmehr den ganzen menschlichen Leib. Dabei ist zu vermuten, daß durch die Vermenschlichung des Gottwesens, das auf den Mond zurückgeht, die strenge *Tabuschranke* des ursprünglich lunaren Totemtieres – Fisch, Schlange, Stier – überwunden werden konnte, soweit es sich um das Verspeisen handelt.

Es ist so, als höre man schon in der Frühgeschichte der Menschheit das Wort des

christlichen Erlösers über die Erde raunen: *Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben ... Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm*" (Jo. 6, 54. 56).

Die Grenzen des Archetypus

Tatsächlich ist die Auseinandersetzung über das Thema des „Gott-Essens" uralt, und zwar nicht so sehr im Hinblick auf die Beziehungen des Christus-Wortes zu vorangegangenen und parallelen Anschauungen, sondern hauptsächlich im Hinblick auf seine Auslegung. Zwei Lehren standen sich gegenüber: die „realistische", die von der katholischen Kirche gestützt wird, zu der sich aber auch Luther bekannte, und die „symbolische", zu deren bedeutendsten Vertretern Origenes, Augustinus, Zwingli und Calvin gehörten. Die Einzelheiten und die Entwicklung dieser Auseinandersetzung um das Christus-Wort sollen hier jedoch nicht erörtert werden. Interessant sind hier die Zusammenhänge und wie sie zustande kamen. – Sicher sind auch in diesem Falle archetypische Kräfte wirksam, die solche Anschauungen geprägt haben.

Der Archetypus ist eine seelische Kraft, die sich des menschlichen Intellekts bedient, um im geistigen Bereich wirksam zu werden. Nicht selten wird ein ausgezeichneter Intellekt mobilisiert, um jene seelischen (archetypischen) Kräfte zu verteidigen und zu rechtfertigen.

Aber auch der Archetypus besitzt seine Grenzen, und zwar liegen diese in der Zeit. Er kommt aus der Zeit und unterliegt den Gesetzen der Zeit. Die vorangegangene Dauer einer Vorstellung, einer Glaubenslehre oder einer Kulthandlung bestimmt im wesentlichen auch die Wirksamkeit des archetypischen Kräftespiels. Das heißt vor allem: je stärker sich ein Archetypus sublimiert, „vergeistigt", verfeinert und „läutert", um so eher löst er sich wahrscheinlich von selber auf. Dies kann freilich nur mit einer bedeutenden Einschränkung gelten. Es gibt nämlich keine archetypische Einheit; die Kräfte des Archetypus sind vielmehr zahlreich und gehen zu einem nicht geringen Teil auf die Urtriebe der Selbsterhaltung und Fortpflanzung zurück. Andere Kräfte sind bedeutend jünger und werden nach den Gesetzen ihrer Zeit allmählich wieder aus der menschlichen Seele verschwinden. In diesem Sinne ist der Archetypus zwar eine „komplexe" Kraft, aber zugleich ein sich ständig wandelnder, dynamischer Prozeß, namentlich was seine Funktion in der Sphäre des „Verstehens" anbetrifft. Er folgt den Gesetzen des Lebens schlechthin.

So endlich wird die große Schwierigkeit begreiflich, sich auf die Quellen der einen oder anderen Erscheinungsform des komplexen Archetypus zurückzutasten. Auch der kultische Kannibalismus und seine sublimierten Formen verbündeten sich mit den Gedanken vom Sündenbock, vom Lamm, vom Brot der Erde und von Jen-

seits und Auferstehung. In dieser Gestalt steht er noch heute im Mittelpunkt der religiösen Glaubenssätze vieler Millionen Menschen.
Und wenn sie von den Kanzeln und Altären unseres Jahrhunderts daran erinnert werden, dann fühlen sie immer noch, daß dies stimmt.
Denn ihre Gefühle sind sehr, sehr alt.

Freilich wirkt der Archetypus nicht allein im religiösen und weitgehend sublimierten Bereich, sondern ebenso im Aberglauben; und wie unheimlich er Geist und Seele beherrschen kann und den „Eindruck“ langerlebter kannibalischer Kulthandlungen zu vererben weiß, zeigt sich auch in Europa. Noch im 17. und 18. Jahrhundert nach Chr. wanderten die meisten auf den Kanarischen Inseln entdeckten Menschenmumien in die europäischen Apotheken, um dort zu Pulver zerrieben und von Kranken zu Heilzwecken eingenommen zu werden.[574a] Nur Menschen, deren Vorfahren lange Zeiten hindurch Menschenfleisch aus den gleichen Motiven verspeisten, sind zu dem Glauben fähig, daß zerpulverte Menschenmumien sie von ihren Leiden befreien oder gar vom Tode bewahren können.
Aus ähnlichen, vermutlich nicht mehr bewußten Beweggründen, die sich nur noch in einer Art Genußsucht bekunden, wurde auf den Märkten der afrikanischen Mangbetu, an der Grenze zwischen Kongo und Sudan, Menschenfleisch noch bis zur Gegenwart verkauft – sauber in frischen Blättern serviert.[574b] In Amerika (Neu-England) war es nicht anders. Auf den Salomon-Inseln wurden Menschen, vorzugsweise Frauen, eigens zu solchen Zwecken gemästet. In Melanesien und Brasilien galt Menschenfleisch geradezu als Delikatesse.[574c] So bietet auch der bis vor kurzem bei den afrikanischen Ibo am unteren Niger geübte Bestattungsbrauch eine Möglichkeit, einen Teil der Rätsel aufzuklären, denen die abendländische und orientalische Bodenforschung noch immer gegenübersteht: Die Ibo kennen nämlich zwei Bestattungsweisen. Die erste dient zur Verwesung des Fleisches, die zweite zur endgültigen Beerdigung der übriggebliebenen Knochen. Bei der ärmeren Bevölkerung werden die verstorbenen Familienangehörigen, um die Kosten der ersten Bestattung zu sparen, an interessierte Leute verkauft. Aus dem Erlös bestreiten die trauernden Hinterbliebenen die Kosten für das zweite Begräbnis. Zu diesem Zweck bekommen sie die Knochen ihrer verstorbenen Lieben sauber reingenagt zurückerstattet.[574d]

Der Löwe des Herakles

Es sprechen manche Anzeichen dafür, daß es Völker gab, die ihren Monat weder mit der Schlange noch mit dem Stier begannen, sondern mit dem Vollmond – mit dem Tage, an dem im Westen die Sonne untergeht, und im Osten der Vollmond aus der Tiefe steigt. Auf ihn und seinen bedeutsamen Tag weist die Erzählung im 2. Buch Moses hin, die das Fluchwunder der dreitägigen Finsternis über Ägypten – die Zeit des Dunkelmondes – behandelt. Dabei wird betont, daß es bei den Kindern Israel licht war (Ex. 10, 22 f.).
Wir würden heute sagen, daß die Ägypter mit ihrer Zeitrechnung vom dreitägigen Dunkelmond aus verflucht worden waren; bei den Israeliten herrschte dagegen der Lichtmond, das heißt der Vollmond, als die wichtigste Zeit.
In allen derartigen Sagen, von denen die heiligen Bücher aller Völker voll sind, steckt selbstverständlich ein wahrer Kern, der sich finden läßt, wenn man die natürlichen Grundlagen der alten Weltbilder erkennt. Dann läßt sich auch die wuchernde Legendenbildung durchdringen, die sich Schicht auf Schicht um diesen Kern legte und durch die Überlieferung vieler Generationen entstand. Infolge der Änderung des eigenen und jüngeren Weltbildes und wohl auch als Folge der mündlichen Weitergabe mußte diese Legendenbildung fast zwangsläufig entstehen. Es bleibt erstaunlich genug, daß trotzdem der Kerngehalt ziemlich unangetastet blieb.
Wenn es Völker gab, die den Vollmond kultisch verehrten – in Ägypten zum Beispiel war ein Vollmondtag zeitweise der Krönungstag der Pharaonen – dann müssen diese Völker den Vollmond in irgendeiner Gestalt gesehen haben, wahrscheinlich ebenfalls lange in einer Tiergestalt, wie die Mondsichel als Stier, Schlange oder Fisch gesehen wurde.
Es kommt also zunächst darauf an, das Tier wiederzufinden, in dem sich der Vollmond vermutlich manifestierte. Die Suche nach jenem Tier ist zugleich kennzeichnend für den Verlauf der Geistes- und Kulturgeschichte und für den Stand unseres heutigen Wissens überhaupt; es ist tatsächlich erstaunlich, jenes Tier – oder gar mehrere? – neu entdecken zu müssen, um zu verstehen, welche Bedeutung der Vollmond im religiösen Leben der Vergangenheit besaß.
In dieser Situation kommen uns zwei bedeutsame Tatsachen zu Hilfe. Die eine rührt aus den Ergebnissen der modernen Bodenforschung der Archäologie in den Landschaften des Vorderen Orients, die andere aus der altgriechischen Literatur. Bei ihren langjährigen Grabungen entdeckten die Archäologen, daß in zahllosen Denkmälern des Altertums kein Tier, neben Stier und Schlange, so häufig darge-

stellt worden ist wie der Löwe, der zudem nicht selten die gleichen Flügel trägt, die den Stier als ein himmlisches Wesen kennzeichnen. Aber die Vorstellung, daß der Löwe das Tier des Vollmonds sein könnte, ist so befremdend, ja geradezu unglaubwürdig, daß es einer eingehenden Beweisführung bedarf. Den ersten Ansatz dazu bietet die griechische Literatur: Anaxagoras – ein griechischer Philosoph der ionischen Schule im 5. Jahrhundert v. Chr. – pflichtete dem berühmten Priester des Altertums Epimenides bei, der anscheinend zuerst erklärte, daß der nemeische Löwe vom Monde stamme. Herodorus aus Herakleia war der gleichen Meinung.[575] Dies gilt freilich allein für das alte Griechenland. Nemea, wo jener Löwe existierte, war ein kleines Tal in der Landschaft Argolis. Dort wurden im Altertum die Nemeischen Spiele gefeiert, die, der Sage nach, von Herakles in ein Zeusfest umgestaltet wurden, nachdem jener den nemeischen Löwen überwunden hatte. Wenn man die so oft nachweisbare Gemeinsamkeit alter Weltbilder über Länder und Erdteile hinweg auch beim Löwen voraussetzen würde, steht man dennoch vor einem Rätsel: Stierhörner kann man wirklich am Himmel sehen; was aber konnte das Altertum eigentlich veranlaßt haben, im Mond einen Löwen zu erblicken? Überdies: überwand Herakles den Mond – den Vollmond gar –, um an seine Stelle den Zeuskult einzuführen? – War der Sieg des Herakles über den Löwen gar kein irdischer Sieg gegen einen echten Löwen, sondern allein die Umschreibung eines religiösen Prozesses? – Wie dem auch sei, wir müssen gerade im Hinblick auf die griechischen Nachrichten mit einer Theorie beginnen.

Als der Löwe als Tier des Vollmondes auftauchte – vermutlich lange vor der Zeit der alten Griechen, bei denen schon der mythische Herakles den Löwenkult überwunden haben soll –- war dies vielleicht die bewußte Konstruktion eines Denkens, das im kultischen Streit um das rechte Gotteszeichen den großen Gegensatz zu den Tieren um die Neumondzeit ausdrücken wollte und damit auch, wie überlegen ihr Vollmond gegenüber dem Stier wäre. Nach solchen Mutmaßungen müßte der Löwe im Zusammenprall der Vollmondkulte mit dem Weltbild der Stiere entstanden sein und als deren starker Widersacher.

Eine solche Theorie ist freilich recht vage. Das völlig zertrümmerte Gottesbild des Vollmond-Löwen wieder zusammenzufügen, erfordert also manche Hilfskonstruktion, bis der Löwe wieder so vor den Augen der Gegenwart steht, wie er einst vor den Augen der Gläubigen des Altertums stand.

Löwe gegen Stier

Die altgriechische Nachricht, daß der Löwe vom Monde stamme, erklärt zunächst einmal recht gut die Entdeckung der Archäologen, wonach der Löwe auf den Denkmälern des Altertums häufig mit dem Stier erscheint. Dabei zeigt sich, daß

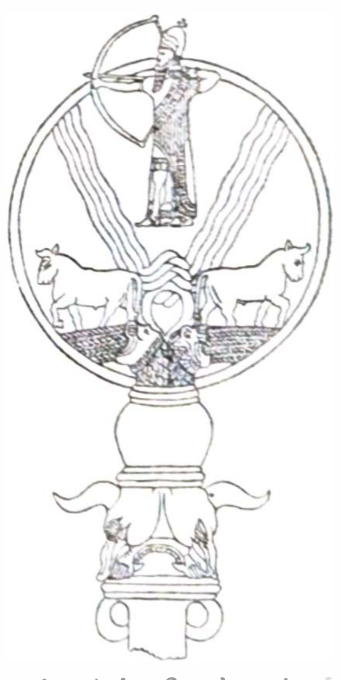
die Denkmäler des Löwen nicht nur im Zweistromland der Babylonier und Assyrer verbreitet sind, sondern in ganz Vorderasien. Stiere und Löwen stehen gemeinsam an Portalen von Heiligtümern und Palästen, wie auch auf Kultgeräten (Abb. S. 161). Im Königsgrab von Ur war ein Schlittengefährt der Königin Schub-ad mit goldenen und silbernen Köpfen von Stieren *und* Löwen verziert.[576]

Zum andern beweisen die Statuengruppe am Palasteingang von Tell Halaf (Syrien), ferner das gemeinsame Auftreten von Stier und Löwe in Arslan Tasch und namentlich die Darstellung über dem Thronhimmel im persischen Königspalast von Persepolis – wo Löwen und Stiere sich der Sonnenscheibe zuwenden –, daß beide Tiere zusammengehören müssen.

Auch ägyptische Darstellungen bestätigen die Zusammengehörigkeit von Löwe und Stier. Schon in der Frühzeit besitzen Königsthrone am Nil Stierfüße aus Elfenbein und Löwenköpfe als Lehnenenden.[577] Ebenso zeigt sich in Ägypten eine deutliche Verbindung von Löwe und Schlange, und zwar ebenfalls aus der Frühgeschichte des Landes. Die Vorderseite einer kleinen Schieferpalette aus Hierakonpolis, die aus der Zeit kurz vor der 1. Dynastie stammt, stellt zwei Löwenkörper dar, deren Hals schlangenartig verlängert ist. Die Schlangenhälse winden sich um eine kreisrunde Scheibe, die Köpfe sind Löwenköpfe.[578] (Abb. S. 69.) Ein Feuersteinmesser aus Gebel el Arak besitzt Griffschalen, die auf der einen Seite eine Menschengestalt zeigen; sie ist links und rechts von zwei aufgerichteten Löwen umgeben.[579] Es ist nahezu dasselbe Bild, das im palästinischen Beth-Schan auf einem steinernen Relief aus sehr alter Zeit erscheint. Man könnte solche Vergleiche bis zu sumerischen Siegelabdrücken erweitern, die ähnliche oder gar gleiche Darstellungen zeigen.

Freilich besagt dies noch nicht viel; denn zwei auf ihren Hinterpranken stehende Löwen sind ja auch auf zahlreichen Wappen abend- und morgenländischer Städte, Länder oder Fürstengeschlechter abgebildet, ohne daß jemand auf den Gedanken käme, darin Symbole des Vollmondes zu sehen.

Das Wesen des Löwen scheint sich in der Tat nur vom Mondstier her erschließen zu lassen. Dabei ist aber die unleugbare Tatsache zu bedenken, daß von einem friedlichen Nebeneinander beider Tiere häufig keine Rede sein kann. Wenn beide Tiere Mondgestalten sind – der Stier ein Neulicht- und der Löwe ein Vollmondtier – dann scheint der verwunderliche Fall vorzuliegen, daß sich zwei verschiedene Richtungen innerhalb der Mondreligion bekämpften. Was sollte es anderes bedeuten, wenn Stiere Löwen und Löwen Stiere angreifen?



Assyrischer Standartenkopf (um 800 v. Chr.) mit zwei Stieren und zwei Löwenköpfen

In Ägypten zeigen Paletten aus der Frühgeschichte – schon mit den ersten Bildzeichen beschriftet – die Löwenjagd durch Jäger, die von zwei Standartenträgern angeführt werden. Unter den beigefügten Zeichen erscheint auch der Doppelstier.[580] Im vorderasiatischen Gebiet fanden die Ausgräber manche steinernen Bildwerke, die Kampfszenen zwischen Stier und Löwe darstellen. Zum Teil sind es Löwen, die einen Stier anfallen und ihn zerfleischen; zum Teil aber auch gewaltige Stiere, die den Löwen auf die Hörner nehmen. Und endlich: wenn der Blick zu den Höhlen- und Felsbildern Westeuropas zurückkehrt, in denen die ersten Spuren des heiligen Stieres auftauchen, dann findet er in der französischen Höhle von Les Trois Frères auch den Löwen. Es sind dort wiederum zwei Löwenköpfe, die an die Höhlenwand geritzt worden sind.[581]

„In Stiergestalt als feuerschnaubender Leu"

Noch schwanken die Brücken, über die man gehen muß, um eine Erklärung für den löwenhaften Vollmond zu finden. Geheimnisvoller, anscheinend aber ebenso alt wie der Stierkult, mutet jedenfalls die Geschichte des Löwen an. Gerade die Tatsache, daß Stier und Löwe sich mitunter bekämpfen, scheint der Annahme zu widersprechen, daß beide Tiere zumindest Mondtiere seien. Aber die altgriechische Literatur bestätigt nicht allein, daß der Löwe ein Mondtier sei, sie verbindet vielmehr – wenn auch in mystischer Umschreibung – den Stier mit dem Löwen. Noch Euripides dichtet:

> *In Stiergestalt, als Drache mit hundert Häuptern, als feuerschnaubender Leu*
> *erschein ihm, schwärmender Herr!*[582]

Hesiod erzählt in seiner Theogonie:

> *Ein andermal wieder*
> *klang es wie das Gebrüll eines heftigen, wütenden Stieres.*
> *Wieder ein andermal gleich dem eines furchtbaren Löwen.*[583]

Und als spräche die Kulturwelt im Raume der Griechen ein und denselben Gedanken aus, steht in den Psalmen des Alten Testamentes geschrieben: *Große Farren* (Stiere) *haben mich umgeben, gewaltige Stiere haben mich umringt; ihren Rachen sperren sie wider mich wie ein brüllender und reißender Löwe* (Ps. 22, 13–14).

Stiere sperren ihren Rachen auf wie Löwen? – Diese Vorstellung ist freilich indogermanischer Herkunft und tausend Jahre älter als das biblische Wort. Die westindogermanischen, wahrscheinlich aus Europa stammenden Hethiter (die Herren Palästinas zur Zeit des Abraham) erklärten auf ihren Schrifttafeln, die Kuh risse das Maul auf wie ein Löwe.[583a] Allein die Tonart hat gewechselt: bei den Hethi-

tern Kleinasiens und Syriens eine Art Neigung zu Witz und Wortspiel – in den biblischen Psalmen dagegen ernster Hymnus.
Offenbar muß man bei den Indogermanen überhaupt (nicht nur bei ihrem griechischen Zweig) den endgültigen Beweis für die Identität von Stier und Löwe suchen.
Im indogermanischen Rig-Veda Indiens sind tatsächlich die Tiere Stier (Büffel), Löwe und Schlange mit anderen, die hier nicht erörtert zu werden brauchen – in einem Gesang zusammengefaßt:

> *Die Büffel, die verwandlungsfähigen, von prächtigem Glanze ... sie brüllen wie Löwen, die Verständigen. Die Nächte belebend, haben sie sich eng zusammen* (getan), *im Zorn den Schlangen gleichend.*[583b]

Oder:

> *In bunten Leibern sich fortpflanzend* (das heißt wohl: in verschiedener Gestalt von einem Tier in das andere übergehend) *regt sich der Stier wie ein Löwe brüllend, der Vaisvanara in breiter* (voller?) *Gestalt, der Unsterbliche.*[584]

Der Stier ist also „verwandlungsfähig“ und wird zum Löwen in den Nächten und zu „breiter“ (voller?) Gestalt. Dies besagen die Rätselgesänge der indischen Indogermanen (Indoeuropäer). Und zugleich fällt es wie Schuppen von den Augen: jene merkwürdigen Mischwesen, die der forschenden Archäologie im weiten Reich der Babylonier und Assyrer besonders auffielen – die Löwen mit Schlangenschwänzen und mit schlangen- oder fischartig geschupptem Leib, ferner die Löwenköpfe, auf denen mitunter das Stierhorn sitzt,[585] diese vermeintlichen „Fabeltiere“ des Vorderen Orients sind keine Phantasieprodukte – und sie sind es nie gewesen – sie sind schlechthin steingewordene Glaubensbekenntnisse! In der Hauptsache an den Mond! (Abb. S. 65 und 176.)
Dasselbe darf man von Südamerika annehmen: In Peru – in dem Raume, wo auf Keramiken, Textilien und Plastiken neben Fisch und Schlange häufig eine Raubkatze (Puma) erscheint – fand sich aus alter Zeit an der südlichen Küste (Nazca) die bildliche Darstellung eines Mischwesens von Raubkatze und Schlange.[586]

Es liegen also genügend Beweise aus indogermanischen Quellen für den löwenartigen Mond vor – die sogar auf den Löwen als Vollmondtier zumindest hindeuten – um nunmehr die Inschriften der Grabpyramide des Pharaos Unas (5. Dynastie; 2. Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr.) verständlich zu machen. Die Pyramide liegt bei Sakkara in der Nähe von Memphis am unteren Nil, und mit ihren Inschriften beginnt die Geschichte der religiösen Texte Ägyptens.
Was dort an Glaubensbekenntnissen verewigt wurde, die in heiligen Texten die Wände der Grabgänge und Kammern bedecken, bestätigt zunächst einmal, daß mit der Anwendung der Schrift im geistigen Leben Ägyptens dieses geistige Leben

keineswegs begann. Es war vielmehr schon damals uralt. Es ist so alt, daß die moderne Textforschung in den ältesten Schriftdokumenten – wo immer sie auch zu finden sein mögen – auf ausgebildete Glaubenssysteme mit allen Merkmalen der Vermengung und der Ausgleichsversuche stieß – und auch auf deren Widerstreit.

Lassen wir die Texte der Unas-Pyramide – in denen der tote Pharao auch mit dem Stier und der Schlange verglichen wird – selber sprechen:

> *Unas ist der, der auf sich selbst gestellt ist, der Älteste der Götter ...*
> *grimmig wie das Löwenhaupt an Licht ...*
> *Unas tritt auf die östliche Seite des Himmelsgewölbes* (wo der Vollmond erscheint);
> *Unas nimmt den Himmel in Besitz ...*
> *Unas erglänzt neu im Osten ...*
> *Unas hat die Nacht geordnet ...*
> *Unas ist jener Sohn derer, die es nicht wußte, als sie den Unas „Dem mit starkem Gesicht“* (Vollmond) *geboren hatte* (als) *den Herrn der Nächte ...*
> *So wird Unas kommen, in dem sein Gesicht wie jener Große ist, der Herr des Löwenhauptes ...*
> *Huldigt dem Unas, ihr Götter,* (als) *dem, der älter ist als der Große* (hier offenbar der Stier oder die Schlange);
> *Jauchzet dem Unas zu! Er hat den Horizont in Besitz genommen!*
> *Unas ist es, der die Menschen frißt ...*

An hervorragender Stelle – an der Giebelfläche der Ostwand des Mittelraumes – stehen im Grabmal des Unas diese Glaubensbekenntnisse an den löwenartigen Vollmond, der im Osten erscheint und dort beginnt, die Nacht zu beherrschen.[587] Und es wird bereits klar, daß auch der Löwe eine Gottheit ist, die das Menschenopfer fordert und erhält.

„Ich bin aus dem Ozean aufgestiegen“

Jedoch zeigt sich in anderen Pyramidentexten auch der Streit um den Löwen.

So, wie das Schriftzeichen der gefürchteten Schlange hier und dort zerhackt worden ist und das Zeichen der Fische vermieden wurde, so ist auch die Silbe rw – die mit einem Löwen geschrieben wird – ähnlich zerstört und, nach den Begriffen seiner Gegner, „unschädlich“ gemacht worden.[588]

Dennoch lebte der Löwe in der ägyptischen Glaubenswelt weiter; und aus der Geschichte eines der bedeutendsten Götter Ägyptens – des Atum – werden sein Wesen und sein Zusammenhang mit dem Stier klar. Der Name jenes Atum erscheint bereits in der Unas-Pyramide von Sakkara. Sein größtes Heiligtum stand in

Onu-Heliopolis. Aber dieses Heiligtum verlor Jahrhunderte lang (nach den Revolutionen in der 2. Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr.) sein Ansehen. Als der Pharao Amenemhet III. gegen Ende der 12. Dynastie, im 19./18. Jahrhundert v. Chr., den Tempel des Atum von Heliopolis wieder herrichten und prachtvoll ausstatten ließ,[589] waren bereits Welten untergegangen und neue entstanden; fortschreitender Synkretismus verdunkelte bereits die Gestalt des Gottes. Dennoch zeigen manche Texte und Inschriften, wer Atum war:

> *Ich bin Atum; ich bin aus dem Ozean aufgestiegen, um mich im Himmel niederzulassen. Ich habe meinen Thron des Westens eingenommen, damit ich den Verklärten Befehle erteile ...*
>
> (Ich bin) *der Doppellöwe; ich gehe um zu der Flutzeit* (?). (Ich bin) *Chepre; ich esse dort und bin dort mächtig. Ich lebe dort von der Luft* (?) *und leite die Barke des Re ...*[590]
>
> *Heil dir, Atum, Herr des Himmels; der schuf, was ist; der aus der Erde hervorging und die Zeugenden hervorbrachte; Herr des Seienden; der die Götter bildete; der große Gott, der von selbst entstand; Herr des Lebens ... Ich komme, damit ihr wißt, daß ich als dieser Gott erscheine, der unter den Menschen wohnt und mit den Göttern lebt. Ich bin stark bei euch als dieser Gott, der hoch auf seinem ... ist, zu dem die Götter jubelnd kommen und dem die Göttinnen zujauchzen, wenn sie ihn sehen.*
>
> *Ich komme zu euch, indem ich erscheine als Stellvertreter des Re* (der Sonne).[591]

Eben! Als Stellvertreter der Sonne: als Vollmond und Herr der Nacht. – Auch Atums Wesensgleichheit mit Osiris wird erwähnt: *Der Löwe mit weißem Rachen und glänzendem Kopf ist das Glied des Osiris.*[592]

Als *Löwe der Nacht* wird er auf einer Kalksteinplatte im Grabe des Ramses IX. im Tal der Könige bei Theben bezeichnet:

> *Du Löwe der Nacht, du ehrwürdiger Verklärter, der die Augen öffnet, du Stier mit stoßendem Gliede.*[593]

Noch viele Jahrhunderte später weisen manche Texte ausdrücklich auf den Löwen hin und verbinden diesen mit dem Stier, wie zum Beispiel im Text der Metternichstele: *Ich bin der Stier des Ostberges, der Löwe des Westberges.*[594]

Oder es heißt: *Der Schutz des Horus ist der Löwe in der Nacht, der in den Westberg fährt.* (Natürlich am Morgen, nach der Nacht.)[595]

Nach der Lehre von Onu-Heliopolis war Atum endlich der Allgott oder „Der Große in Heliopolis“. Man nannte ihn einfach „Der Große“. Als Beinamen trug Atum auch die Bezeichnung „Chepre“: „Der (immer wieder) Werdende“; und in dieser Nebengestalt war Atum sowohl Stier- als auch Schlangengott.[596] Als goldener Stier stand sein Abbild im Heiligtum zu Heliopolis.

Adam war ein Gott

Im kultischen Strahlungsbereich der heiligen Stadt Heliopolis – unweit von Kairo – lag die Landschaft Gosen im Nildelta. Dort waren Stämme des Volkes Israel einige Jahrhunderte hindurch ansässig. Aus Onu-Heliopolis ging auch – wie der Priestergelehrte Manetho im 3. Jahrhundert v. Chr. wissen will – der Religionsschöpfer Israels, Moses, hervor.

Als die Israeliten in den Wirren des 13./12. Jahrhunderts v. Chr. ihre Siedlungen im Nildelta verließen, lag der Aufruhr über Ägypten. Der ägyptische Harris-Papyrus berichtet aus dieser Zeit: *Es waren andere Zeiten gekommen. Irsu, ein gewisser Syrer, hatte die Macht ergriffen. Er zwang das ganze Land, ihm Tribut zu zahlen. Er scharte seine Leute um sich und plünderte die Besitzungen der Ägypter. Er machte die Götter zu Menschen, und es wurden keine Opfer in die Tempel gebracht.*

Manches, was dieser Harris-Papyrus zu erzählen weiß, erinnert an das Alte Testament (Gn. 41, 40 f.). Was aber meint der Harris-Papyrus damit, wenn er sagt, daß Irsu die Götter zu Menschen gemacht habe?

Wer konnte es denn wagen, den großen Gott von Heliopolis, den Herrn des Himmels und der Erde, zu einer Menschengestalt herabzusetzen? Den Gott, der in den Texten des ägyptischen Totenbuches „Atum“ genannt wird, die Menschen erschaffen haben und an ihrer Spitze stehen soll. Ist es derselbe Gott, der in der Bibel den „Adam“ erschaffen hat? Adam aber ist ein Mensch. Wenn sich später – im Zusammenhang mit Mond und Rippe – zeigen wird, daß Adam und Atum ursprünglich miteinander identisch waren, dann geht daraus hervor, daß nicht nur Irsu aus Gott einen Menschen gemacht hat, sondern auch die Bibel! Adam ist ein Mensch, der einst ein Mondgott war: Atum.

Nach den Texten des ägyptischen Harris-Papyrus erfolgte die Vermenschlichung des großen Gottes Atum-Adam ungefähr um die Zeit des Moses, der übrigens selber aus Heliopolis kam. Damit mündet die Entwicklungsgeschichte des Vollmondkultes nun direkt in das Alte Testament. Wie aber steht es mit dem Alten Testament selber? Gibt es irgendwelche Texte, die sich tatsächlich noch auf alte Vollmondkulte zurückführen lassen? Ja, es gibt sie. Allerdings bieten sie sich dem Leser nicht direkt an, sondern nur verschlüsselt. Wenn man aber in Betracht zieht, daß Rätsel und Verschlüsselungen in allen Religionen gebräuchlich sind, und daß andererseits die Methode der Rätsel nie von ungefähr gewählt zu werden pflegt, sondern stets in logischem Zusammenhang mit dem Glaubensinhalt steht, dann wird es durchaus verständlich, wenn zum Beispiel der Vollmond nicht als runde Scheibe am Himmel, die jedermann sehen könnte, ohne eine Religion zu Rate ziehen zu müssen, bezeichnet, sondern in symbolischen Zahlen ausgedrückt wird, die sich auf sein Zeitgesetz beziehen. Untersucht man die Bibeltexte im Hinblick

auf symbolische Vollmondzahlen, dann rundet sich das Bild einer uralten Vorstellung, die schließlich noch bis in die Gegenwart erkennbar ist.

„3×5 = 15! 15! 15!“

In einer Monatsrechnung, die mit dem Neulicht beginnt, liegt der Vollmondtag natürlich in der Monatsmitte; und in einem dreißigtägigen Monat ist jener Vollmondtag der 15. Tag. Überall, wo in alten Urkunden ehrfürchtig ein 15. Tag erwähnt wird, kann man sicher sein, daß es sich um die Heiligung des Vollmondes handelt. In den Inschriften des assyrischen Königs Assurbanipal wird noch im 7. Jahrhundert v. Chr. auf diesen wichtigen Vollmondtag hingewiesen. Es heißt dort: *„3×5 = 15! 15! 15!“*

Nach der Tafel V des Weltschöpfungsliedes nannten die Babylonier den Vollmondtag „Sabattu“. Wahrscheinlich ist auch der heilige Sabbat der Israeliten vom babylonischen Sabattu abgeleitet, das heißt, auch die Israeliten ehrten mit dem Sabbat anfänglich den Vollmond. Jedenfalls findet sich die wichtige Zahl 15 im Alten Testament bei den entscheidenden Phasen des Auszuges aus Ägypten wieder: kurz vor dem Auszuge des Volkes Israel und beim Erreichen der Wüste.

Kurz vor ihrem Auszuge aßen die Israeliten das Osterlamm. Es wurde am Abend des 14. Tages des ersten Monats gegessen. Mit jenem Abend begann nach israelitischer Zeitrechnung der 15. Tag des Monats. Es ist der Vollmondtag. An jenem Abend erschien der Gott Israels: *Denn es ist des Herrn Passah* (Ex. 12, 11); *der Herr zieht vorüber* (Ex. 12, 27).

Noch an einer zweiten und sehr wichtigen Stelle erscheint im biblischen Text der 15. Tag im Zusammenhang mit dem „Herrn“, der noch kein vermenschlichter Atum war:

Am 15. Tage des zweiten Monats erreichten die Israeliten auf der Flucht aus Ägypten die Wüste, die den mesopotamischen Mondnamen *Sin* zu tragen scheint: Sinai. Dort wandte sich Moses an Aaron und wies ihn an, die ganze Gemeinde *vor den Herrn* treten zu lassen (Ex. 16, 9). *Und da Aaron also redete zu der ganzen Gemeinde der Kinder Israel, wandten sie sich gegen die Wüste.*

Sie wandten sich demnach ostwärts – nach der Richtung, in der am 15. Tage eines Monats um die Zeit des Sonnenunterganges eine große leuchtende Scheibe auftaucht. Vor der versammelten Gemeinde des Volkes Israel erschien die *Herrlichkeit des Herrn ... in einer Wolke* (Ex. 16, 10).

Der Vollmond erschien.

Der Löwe des Ezechiel

Löwe und Stier treten im letzten Segen des sterbenden Moses auf (Dt. 33). Dabei segnet der „Mann Gottes" die Kinder Israel vor seinem Tode unter anderem folgendermaßen: *Und er sprach: Der Herr ist vom Sinai gekommen und ist ihnen aufgegangen von Seir . . . zu seiner rechten Hand ist ein feuriges Gesetz an sie* (Dt. 33, 2).

Es folgen dann die Bezeichnungen der beiden einzigen Tiere – Stier und Löwe – die der letzte Segen des Moses erwähnt (Dt. 33, 17.20.22). Es sind zwei Löwen und ein Stier, in unserer Sprache: Vollmond-Neumond-Vollmond. Zweifellos sind es die gleichen Löwen, die das Löwenrelief von Beth-Schan in Palästina, das Löwentor zu Mykene in Griechenland, die Beschreibung des Achilleus-Schildes im 18. Gesang der Ilias, die Texte der Indogermanen und Ägypter und die vielfältigen Darstellungen in aller Welt meinen.

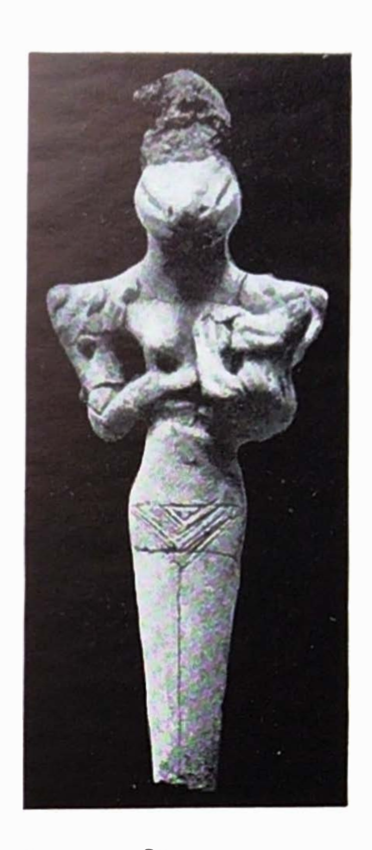
Wenn es noch eines Beweises bedarf, daß der Vollmond ein Löwe war, dann kann man ihn in der Schrift des alttestamentlichen Propheten Ezechiel finden. Ezechiel sah in seinen göttlichen Gesichten rechts das Löwengesicht und links das Stiergesicht: . . . *und zur rechten Seite gleich einem Löwen . . . und zur linken Seite gleich einem Ochsen* (1, 10).

Damit kein Zweifel bleibt, ob Ezechiel wirklich – wie die Ägypter, Griechen und Germanen – Norden als erste Richtung ansah und damit Osten zur rechten Seite hatte, wenn er nach der Hauptrichtung Norden blickte, zählt er selber die Richtungen auf: Mitternacht (Norden) – Morgen (Osten) – Mittag (Süden) – und Abend (Westen) (48, 31–34). Auch für den israelitischen Propheten lag Osten rechts. Ezechiel erklärt, er habe rechts das Löwengesicht gesehen. Ihm gegenüber – links, im Westen – habe dagegen der Ochse, der Stier, gestanden.

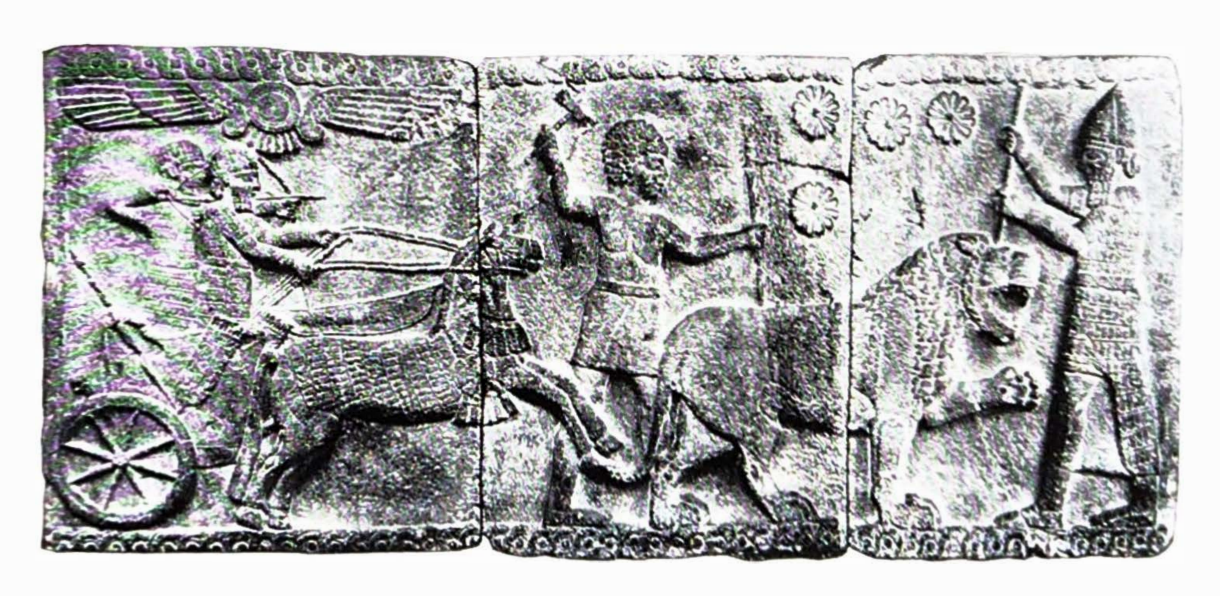
Nun, im Osten geht die Sonne auf. Aber die Sonne kann Ezechiel mit dem Löwen nicht gemeint haben, denn sie steht nie dem Stier gegenüber; sie steht vielmehr immer da, wo der Stier zu sehen ist. Ezechiel kann unmöglich im Osten – rechts – die Sonne sehen, wenn links – im Westen – der Stier steht. Im Osten erscheint aber auch der Vollmond, der bei Anbruch der Nacht aus der Tiefe kommt. Und der Vollmond steht dem Stier immer „gegenüber" – als Löwe. Jeder natürlich zu seiner Zeit.

In der Legende vom Tode des indischen Gautama Buddha heißt es nicht ohne Grund: *Sei so gut, Ananda, mir eine Lagerstätte herzurichten, mit dem Kopfende nach Norden. Dann legte sich der Gesegnete nieder, auf seine rechte Seite, wie es die Art des Löwen ist.*[597]

Rechts ist also auch beim Buddhismus die Seite des Löwen.



Die schlangenköpfige Frau von Ur (Sumer, Südmesopotamien) mit dem Kinde an der linken Brust
Auf dem Kopf eine Perücke aus dunklem Erdpech
Bemalte Tonfigur. 4. Jahrtausend v. Chr.



Doleritplatten vom Burgtor in Sakteschegözü (Nordsyrien). Jagdszene mit einem Löwen. Die kultische Bedeutung der Darstellung erhellt aus der geflügelten Scheibe über dem königlichen Streitwagen und den vier zwölfteiligen Rosetten über dem Löwen. 8. Jahrhundert v. Chr.



Kultgefäß aus Uruk (Sumer, Südmesopotamien): Stiere und Löwen miteinander vereint. Dschemdet-Nasr-Stufe 3. Jahrtausend v. Chr.

„Ihr sollt diesen Tag haben zum Gedächtnis“

Die Geschichte des Löwen, des Vollmondes, des Atum-Adam, der sich im Glaubensbild Ägyptens zu Stier und Schlange verwandelte und endlich als *Herr des Lebens* unter den Menschen wohnte (vgl. S. 157), erfordert nun noch, zu dem Bibelwort zurückzukehren, das am Anfang dieses Kapitels so scheinbar unmotiviert erwähnt wird. Es steht im 2. Buche Moses (Exodus) und enthält bereits die Symbolkraft einer vieltausendjährigen Entwicklung, als es zum erstenmal in die Heilige Schrift Israels aufgenommen wurde: *Aber bei allen Kindern Israel war es licht . . .* (Ex. 10, 23). Unmittelbar danach folgt das Wort des *Herrn:*
Ich will zu Mitternacht ausgehen in Ägyptenland, und alle Erstgeburt in Ägyptenland soll sterben, von dem ersten Sohn Pharaos an, der auf seinem Stuhl sitzt, bis an den ersten Sohn der Magd, die hinter der Mühle ist, und alle Erstgeburt unter dem Vieh (Ex. 11, 5).
So geschah es dann auch (12, 29): *Es war kein Haus, darin nicht ein Toter war* (12, 30). Allein die Kinder Israel blieben verschont, weil sie das Passah-Schaf geschlachtet hatten (12, 21). Mit seinem Blut bestrichen sie die Oberschwelle und Pfosten ihrer Häuser, damit der vorübergehende Herr das Opfer erkenne (12, 13.23–28). In dieser Nacht verließen Moses und die Kinder Israel Ägypten (12 41–42). Es war die Nacht des Frühlingsmonates, in deren Mitte der Vollmond mitten am Himmel stand (12, 6.7.11.12). *Ihr sollt diesen Tag haben zum Gedächtnis und sollt ihn feiern dem Herrn zum Fest, ihr und alle eure Nachkommen, zur ewigen Weise* (12, 14).

Annähernd drei Jahrtausende später – in der Gegenwart – erregte ein besonderer Fund die in Palästina grabenden Archäologen. In der Nähe von Jericho entdeckten die Gelehrten des Dominikaner-Ordens in den Trümmern einer alten Synagoge das erste vollständig erhalten gebliebene Fußbodenmosaik eines israelitischen Heiligtums aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. Zu beiden Seiten des Haupteinganges zeigt dieses Mosaik die Bilder zweier großer Tiere. Sie stehen, der Mitteltür zugekehrt, gleichsam als gemeinsame Wächter des Zugangs zum Heiligtum: ein Löwe und ein Stier.[598]

Betende Göttinnen?

Eines der noch ungelösten Probleme der archäologischen Forschung ist die Tatsache, daß so ein gewaltiger Mondgott, wie er bei den Ägyptern, Sumerern, Babyloniern, Assyrern, Hethitern, ja überhaupt bei allen Indogermanen, aber auch bei Semiten und Hamiten und sogar bei den Mongolen auftrat, eine starke Konkurrenz durch eine weibliche Gottheit erfuhr.
Dabei mag die Frage unberührt bleiben, inwieweit uralte mutterrechtliche Kulturen, in denen die Frau dominierte, ihre höchste Gottheit aus naheliegenden Gründen in einem weiblichen, nährenden und beschützenden Wesen sahen.
Fest steht, daß zu Beginn der Geschichte bereits weibliche Gottheiten existierten, die auf ihre Weise ähnliche Funktionen ausübten wie der männliche Gott. Das Rätsel um die Göttin beginnt – ähnlich wie das des Stieres – lange vor der Neusteinzeit und ebenfalls im Westen Europas. In der Grotte von Laussel in Frankreich fand die Bodenforschung vier Reliefs: drei weibliche Gestalten und eine männliche. Von der männlichen Gestalt ist wenig zu sagen, aber die Frauen fallen auf. Sie sind alle gleichartig und völlig nackt. Ihr gedrungener Körper ist ungewöhnlich fett und besitzt mächtige Brüste und starke Oberschenkel. Die Gestalten müssen einem alten Ideal entsprochen haben, denn die männliche Gestalt ist schlank. Die Haltung der drei Frauen ist fast gleich. Sie sind alle von vorn gesehen. Die erste Figur hält in der halberhobenen Hand ein großes Rinderhorn und wendet ihm den Kopf zu. Das Horn liegt flach auf der rechten Hand. Die linke Hand der Frau ruht auf ihrem Bauch. Auch die zweite Frau hält in der ausgestreckten rechten Hand ein großes Horn.[599] (Abb. S. 176.)
Fast die gleiche Gestalt wie in den Reliefs von Laussel fanden die Bodenforscher in Willendorf bei Krems an der Donau. Nach Ansicht der Archäologen stammt sie aus einer Aurignac-Schicht, das heißt, aus einer Zeit, die einige Jahrzehntausende v. Chr. liegt. Die „Venus von Willendorf", wie sie gern genannt wird, ist aus Kalkstein gearbeitet, mit Rötel, der Blut- und Lebensfarbe, überzogen und genauso korpulent wie die Frauen von Laussel. Die Arme der Figur sind auf die Brust gelegt, der Kopf ist tief gebeugt, das Haar ist gewellt und bedeckt die ganze Stirn. Die völlig nackte Gestalt trägt an den Handgelenken einige Ringe. Sonst deutet nichts Sinn und Zweck der Darstellung an. Ähnliche Figuren entdeckten französische Forscher auch in Frankreich. Es sind meist kleine Statuetten von 4 bis 11 cm Höhe und teils aus Stein, teils aus Elfenbein oder Pferdezähnen geformt. Fast alle sind sie weiblich. Sie stehen mit geschlossenen Füßen, neigen tief den Kopf, legen die Hände an die Brust oder heben die eine Hand vor das Gesicht und

halten in der anderen das Horn. Es sind eigentlich alles Züge, die für Betende und Opfernde im ganzen späteren Altertum kennzeichnend sind.[600] Unzweifelhaft sind es religiöse Gebilde, vielleicht sogar Mondgöttinnen.

Gemeinhin wenden die Forscher ein, daß gerade die Bethaltung der Figuren beweise, daß es keine Gottesgestalten sein könnten, sondern eben Anbetende, also Menschen. Das leuchtet freilich nur so lange ein, als man mit unserer heutigen Geistesverfassung mißt und dabei das alte Gesetz von Mimik und Identifikation nicht berücksichtigt. Es heißt doch nicht umsonst in der Bibel, Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde (Gn. 1, 27), wie es schon ein Jahrtausend vor Moses im ägyptischen Königstestament der „Lehre für König Merikare“ heißt: *Seine* (Gottes) *Ebenbilder sind sie* (die Menschen), *aus seinem Leibe hervorgegangen. Er geht am Himmel auf um ihretwillen.*[601]

Wenn Gott wie ein Mensch, und der Mensch wie Gott ist, kann Gott auch beten. Auch Jesus Christus betete.

Das Horn, das sich in den Händen der westeuropäischen Frauengestalten befindet, weist – nach der Meinung des Archäologen Oswald Menghin – auf den Mond hin. Er sieht darin das frühe Wirken einer Mondmythologie, die von den Faustkeilkulturen ausging und dann weit um sich griff.[602] Den Zusammenhang weiblicher Gestalten mit dem Monde lassen noch andere Darstellungen westeuropäischer Höhlen erkennen. In der Grotte La Madeleine bei Penne sind nackte Frauen abgebildet. Im Gegensatz zu den Reliefs von Laussel sind ihre Leiber schlank. Dabei steht ein Bison. Oder es erscheinen in den westeuropäischen Malereien drei Frauenkörper über einem Urstier. Der Unterleib der schlanken, ganz natürlich gezeichneten Gestalten ist betont.[603] Zwischen der vermuteten Entstehungszeit jener Frauenfiguren Europas und den Grabungsfunden im Vorderen Orient liegt eine Zeitspanne von vielen Jahrtausenden, die mit einer reichen Religionsgeschichte ausgefüllt gewesen sein muß, denn die frühgeschichtliche Epoche Vorderasiens zeigt bereits große Tempelbauten und die Überfülle einer Symbolik. Dort wurden im Baugrund der ältesten Paläste von Lagasch kupferne Frauenbüsten gefunden, ferner in Uruk Figuren nackter, hockender Frauen und in Ur schlanker Frauengestalten mit Schlangenköpfen (Abb. S. 160). Hier – im Kulturbereich der Sumerer – ist in diesem Schlangenkopf nahezu mit Sicherheit das Sinnbild der weiblichen Mondgöttin zu sehen, denn in babylonischer Zeit existierte in Dêr das Heiligtum des Himmelsgottes Anu mit einer Schlangengöttin.[604] Auch Ägypten kennt frühzeitig Schlangengöttinnen und kuhgestaltige Muttergöttinnen. Neben ihnen erscheinen Vollmondgöttinnen in Löwengestalt.

Der Mond und die Frauen

Um zu verstehen, was dazu beigetragen haben kann, daß sich weibliche Mondgöttinnen neben männlichen durchsetzen konnten, muß man sich wieder einmal mit gewissen Vorstellungen heutiger Primitiver vertraut machen. Bei ihnen sind die Wechselbeziehungen zwischen Mond und Frau noch in den verschiedensten Vorstellungen lebendig.

Grönländische Ureinwohner glauben, daß der Mond Frauen begatten könne. Deshalb fürchten sich ihre Frauen, den Mond anzusehen. Sie hüten sich auch davor, auf dem Rücken liegend zu schlafen und reiben sich den Bauch mit Speichel ein, damit er nicht anschwelle wie der Mond, der sie schwängern könnte.

Nigerier und westmongolische Buriaten glauben – wie auch die Maori Neu-Seelands – daß der eigentliche Kindererzeuger der Mond sei.[605] Zum Teil beziehen sie ihre Vorstellungen aus der Beobachtung, daß Mondlauf und die Menstruationsperiode ihrer Frauen übereinstimmen.

Nordamerikanische Indianer halten den Mond für ein Weib, weil er, wie der Leib einer schwangeren Frau, anschwellen könne. Für sie ist der Mond die erste Frau der Welt. Deshalb meinen sie auch, der Mond sei krank, wenn er abnimmt. Dasselbe Wort gebrauchen sie aber auch für „Menstruation".[606]

Allgemein glauben die Luiseno Süd-Kaliforniens, daß der Mond das menschliche Leben und seine Reife beeinflusse. Sie führen nicht allein die weibliche Menstruationsperiode auf den Mond zurück, sondern auch die männliche Potenz, die nach ihrer Meinung zu- und abnehme wie der Mond.[607]

Die Kiwai an der Südküste von Neu-Guinea sind der Meinung, daß der Vollmond mit den Frauen Beischlaf halte. Dadurch werde die Menstruation hervorgerufen. Auch bei Volksstämmen des indonesischen Ceram wird die Menstruation auf den Mond zurückgeführt.[608]

In zahlreichen Sprachen ist das Wort für Menstruation dasselbe wie das für den Mond. Oder beide Wörter sind nahe miteinander verwandt. Deutsche Bauern nennen die weibliche Periode einfach den „Mond"; die Franzosen sprechen vom „moment de la lune". Das Wort „Menstruation" bedeutet „Mondwechsel".

Bei vielen primitiven Völkern oder Volksschichten rufen die Frauen bei ihrer Niederkunft den Mond um Hilfe an; und ihre Geburtshelferinnen beschränken sich meist darauf, dem Monde – dem „Herrn der Frauen" – Opfer und Gebete darzubringen. Bei den Mandingo, am Kongo, an der Torresstraße, in Indien und Neu-Seeland ist es ganz ähnlich.[609]

Als Schutzzeichen haben fast alle gebärenden Frauen auf der ganzen Welt die Mondsichel getragen, wie es die Frauen Süditaliens noch heute tun, um sich die Hilfe des Mondes – den sie als Mondmutter sehen – bei ihrer Niederkunft zu sichern.[610]

Schlange und Dunkelmond

In den Vorstellungen nahezu aller primitiver Völker wird bis auf den heutigen Tag die Frau in irgendeiner Form mit dem Mond in Verbindung gebracht. Aber diese Verbindungen bestehen nicht nur zum Mond selber, sondern auch zu allen seinen Tiergestalten: Schlange, Fisch, Stier, Löwe; ferner auch zum Dunkelmond, zu dem mythischen Gefäß, aus dem heraus geboren wird. So wird behauptet, daß sich Schlangen mit Frauen vereinigen können, wodurch die Frauen geschwängert würden. Oder es heißt, daß die erste Menstruation eines Mädchens durch einen Schlangenbiß einträte, oder daß Frauen während ihrer Menstruation eine besonders starke Anziehungskraft auf Schlangen ausübten.[611] Aus diesem Grunde wollen die Frauen mancher primitiver Stämme – die sich nach den Tabu-Vorschriften während der Menstrualzeit von der Dorfgemeinschaft absondern müssen – nicht in den Busch gehen, aus Furcht, von einer Schlange geschwängert zu werden. Besonders leicht sollen Schlangen in der Nähe von Wasser Schwangerschaften verursachen. Die Makusch-Indianer von Britisch-Guayana verbieten ihren Frauen, im Menstrualzustand zu baden, aus Sorge, sie könnten das Wasser vergiften. Die Frauen dürfen auch nicht in den Wald gehen, weil sie dort von verliebten Schlangen gebissen werden könnten.[612]

Bei den Wemale von West-Ceram (Indonesien) halten sich die Frauen während ihrer Tage entweder in besonderen Menstruationshäusern auf, oder sie müssen sich unter den Pfahlbauten an bestimmten Plätzen verkriechen. Hier könnte noch eine Verbindung mit dem unsichtbaren Dunkelmond bestehen. Während der Menstruation ist den Männern jedes Gespräch mit den Frauen, ja jede Annäherung verboten. Auch hier wird die Menstruation durch den Mond erklärt. Von einer mythischen Mondgottheit Rabie wissen die Wemale, daß sie zur Zeit des Dunkelmondes ihre Menstruation habe und mehrere Tage unsichtbar bleibe. Offensichtlich ist es hierauf zurückzuführen, daß sich die menstruierenden Frauen verbergen und von der Gemeinschaft absondern müssen.[613]

Bei den Yaruro, einem aussterbenden Volk im südlichen Venezuela, existiert eine dürftige Schöpfungsmythe von einer obersten Gottheit weiblichen Geschlechts. Daneben werden zwei Tiere als göttliche Gestalten genannt: Schlange und Jaguar. Der Jaguar kann mit dem Löwen Vorderasiens und Afrikas zusammenhängen.[614] Am mittleren Kongo wird die Schlange ausdrücklich mit dem Mond zusammengebracht.[614a]

Das Tabu der Fische

Bei einigen Naturvölkern darf eine menstruierende Frau keinen Fisch essen, weil sonst alle Fische im Fluß sterben würden. Auch Zeugungsfähigkeit wird hier und

dort einem Fisch zugeschrieben. Die Eingeborenen der Trobriand-Inseln von Neu-Guinea sagen von ihren schwangeren Frauen, ein Fisch habe sie gebissen. Zugleich reden sie von einem „Baloma", einem Geist, der in die Frauen eingetreten sei. Dieser Geist kommt gewöhnlich, wenn die Mädchen baden. Vor allem vermeiden diese, bei Flut ins Wasser zu gehen, um nicht geschwängert zu werden.[615]

Auf Wagawaga (Britisch-Neu-Guinea) erzählen die Eingeborenen von einer Frau, die einst den ganzen Tag über in ihrem Garten an der See Unkraut jätete. Da sah sie plötzlich einen großen Fisch in der Brandung spielen. Die Frau watete in die See hinaus, und der Fisch strich an ihren Beinen entlang und schnupperte an ihren Hüften. Jeden Tag kam der Fisch wieder, wenn die Frau in die See hinausging. Er spielte immer das gleiche Spiel mit ihr, und eines Tages war die Frau schwanger. Sie gebar unter schwierigen Umständen, wobei ein Messer zu Hilfe genommen werden mußte, einen Knaben. Später nahm der Vater-Fisch seinen Sohn mit. Er brachte ihn in ein Land, das fern im Osten liegt.[616] – Auch in südamerikanischen Sagen schwängert ein Fisch häufig badende Jungfrauen.[617]

Zeigen sich so am Westrand des Stillen Ozeans und in Südamerika noch deutliche Spuren einer uralten Mondreligion, die den Fisch am Himmel sah, so wird auch erkennbar, daß dem Fisch hier die gleichen Eigenschaften zugeschrieben werden, die sonst für den Stier oder die Schlange gelten. Es sind überdies die gleichen, im Werdegang der Jahrtausende fast verwischten Spuren, die zu dem Wal hinführen, den die Genesis des Alten Testamentes als einziges Tier namentlich nennt. Kein Tier ist bei den Eskimos der nördlichen Eisregionen derart mit strengen Tabuvorschriften, magischen Sprüchen und mit dem Amulettwesen verbunden wie gerade der Wal. In Nordalaska darf der die Harpune führende Mann in der Nacht vor dem Aufbruch zur Waljagd einen Besuch der Lieblingsfrau des Bootsbesitzers beanspruchen. Denn der Wal, so meinen die Eskimos, sei für die Reize des weiblichen Geschlechts sehr empfänglich und ziehe es vor, sich von einem Manne töten zu lassen, der geradewegs von einer Frau kommt. Überdies sehen die strengen Pubertätsriten der Pazifik-Eskimos unter anderem vor, daß ein zum erstenmal menstruierendes Mädchen keinen Fischtran essen darf.[618]

Metamorphosen der Götter

Zweifellos wird die Entdeckung des dem weiblichen Zyklus entsprechenden Mondlaufes manche religiöse Vorstellung beeinflußt haben, aber konnte eine Religion deshalb einfach ihren männlichen Mondgott mit dem Phallus und den Stierhörnern kurzerhand in ein weibliches Wesen umwandeln? – Das kann sich keine Glaubenslehre leisten. Jedoch half hier die Entwicklung selber: der ägyptische Ptah von Memphis, der Atum von Heliopolis und auch der Osiris von Abydos

wuchsen nämlich über ihre lunare Urbedeutung hinaus und entfalteten sich zu unbestimmten Himmelsgottheiten, zu Vegetations- oder Mysteriengöttern, die endlich auch mit der Sonne identifiziert wurden. Das Festhalten an überlieferten Gottesnamen und die Übertragung auf andere Gottheitsbegriffe ist dabei am wenigsten zweifelhaft.[619]

Die weiblichen Mondgöttinnen des Altertums begannen folgerichtig, das Leben, die Gesundheit, Empfängnis und Niederkunft aller Frauen zu lenken und zu beschützen; mit anderen Worten: sie beherrschten das weibliche Geschlechtsleben. Man sah in ihnen keinen Stier mehr, sondern eine Kuh. In zahlreichen Bildwerken erscheinen sie mit riesigen Hörnern oder mit einem ganzen Kuhkopf auf dem weiblichen Körper. Und eine sehr bedeutsame Mysterienreligion begann in Ägypten zu verkünden, daß Osiris, wenn schon die Kuh die Hörner gemeinsam mit dem Stier besaß, jedenfalls sein männlichstes Attribut verlor: den Phallus. Ein Fisch hatte ihn aufgefressen. Freilich kamen noch andere Motive hinzu, um Osiris zu einem phalluslosen Gott werden zu lassen, deren Erörterung hier nur verwirren würde. So leicht und einfach ist der ungeheuere Vorstellungskomplex nicht deutbar, der sich in den letzten Jahrtausenden um die Himmelsgottheiten angesammelt hatte. Jedoch zeigt sich schließlich in der ägyptischen Mysterienreligion, daß Osiris seinen Phallus wiederfand; zwar nicht mehr im Original, aber eine gütige Göttin formte ihn nach.

Diese seltsamen Geschichten um Osiris lassen sich nur durch gegensätzliche Anschauungen erklären, die sich zeitweise bekämpft haben. Auf die Tatsache, daß in diesem Kampf das Geschlecht des Mondes – männlich oder weiblich – im Mittelpunkt stand, weist auch die zeitweilige Abschaffung der Hörner hin, die offenbar einen allzu männlichen Charakter besaßen. Das Relief einer hornlosen Kuh zeigt sich am Nil am Sarge des Kawit um die Wende zum 2. Jahrtausend v. Chr. Man spürt das Festhalten an der Tradition und zugleich den Übergang zu neuen Glaubenslehren. So heißt es schließlich in einem Sargtext: *Ich lasse dir* (Osiris) *junge Gazellen bringen und hornlose weiße Stiere.*[620] Die Auseinandersetzung um die heiligen Tiersymbole entfaltete sich auf einer neuen Basis. Tiere, die bis dahin im religiösen Leben Ägyptens keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielten, gewannen an Bedeutung. Zum Teil mußte es ein anderes Horn sein, zum anderen durfte es überhaupt kein Horn mehr sein.

So erklärt sich wohl, daß endlich der Geschlechtsbegriff beim Monde durcheinandergeriet. Sogar der männliche Mondgott Sin der Mesopotamier wird in einer Hymne als „Mutterschoß" angesprochen: *Mutterschoß, Erzeuger aller Dinge, o gnädiger Vater, der du die ganze Welt in deine Obhut genommen hast.*

Plutarch erzählt noch, daß der Mond zweigeschlechtlich sei: *Den Mond nennen sie die Mutter des Universums, und er ist männlicher und weiblicher Natur zugleich.*[621] Noch heute stellen sich die Mangyanen auf den Philippinen ihren Mond-

gott Diwata *halb Mann, halb Frau* vor, der eigentlich beides zugleich sei.[622]
So zeigen sich beim Monde Stufen einer Metamorphose, die im Grunde nie abgeschlossen wurde, ja sogar Rückbildungen erfuhr. Bei den Ariern bis nach Indien verwandelten sich weibliche Gottheiten der Indogermanen wieder in Männer. In den modernen Sprachen besitzt der Mond beiderlei Geschlecht. Für die Romanen ist er weiblich, für die Deutschen männlich. Die Germanen begrüßten noch in den ersten Zeiten ihrer Bekehrung zum Christentum den „Herrn Mond". Auch in allen Eskimogebieten ist der Mond männlich, und die Sonne seine Schwester.

Jede Frau hatte ihre Juno

Griechenland kannte in seiner späteren Kulturentwicklung nur noch die weibliche Form der Mondgottheit und vergaß, daß Jason, Hephaistos, Dionysos und Adonis und andere ursprünglich alte Mondgötter waren.
Hekate, die „Fernhin-Wirkende", dargestellt als langbekleidete Frauengestalt mit Fackeln in den Händen, war eine der vielen Mondgöttinnen. Die Fackel der Hekate trugen griechische Bauern um die frisch bestellten Felder, damit sie fruchtbar wurden. Als Geburtsgöttin übernahm Hekate auch das Amt einer Mehrerin des Viehbestandes und folglich des Reichtums. Als Herrin der Nacht stand sie auch mit dem Totenreich in Verbindung. Später mit der Persephone und der Artemis verbunden, entwickelte sich die Hekate zur Sühnegottheit der Mysterienfeiern zu Ägina, Samothrake, Lagina und Eleusis. Endlich entfaltete sie sich auch zur Herrin der Gespenster, aller Beschwörungen und jeder Zauberei.
Ebenso war die Iphigeneia, die „Geburtsmächtige", eine Seite der allmächtigen und weiblichen Mondgottheit. Als Geschlechtsgöttin opferte man ihr, die Kinder schenkte, auch Kinder; gleiches gilt für die Medeia (Medea).
Menstruationsgöttinnen waren ferner die Selene und die Hera. Die Selene – auch Mene, Phoibe, Luna genannt – fuhr auf einem von Stieren – oder von Pferden oder Eseln – gezogenen Wagen; vermutlich, weil das Schiff der vorderorientalischen Mondgötter sich bei einigen Völkern in ein rollendes Gefährt verwandelt hatte. Auch die Selene besaß Einfluß auf Geburt und Entbindung, ja auf Gesundheit und Gebrechen im allgemeinen. Als ihre verderbliche Wirkung galt die Epilepsie.
In der Jupiter-Zeus-Religion gewann die Hera als Gefährtin des großen Himmelsgottes neue Züge. Die Begegnung der Hera mit dem Zeus am Himmel feierte Griechenland – und danach Rom – als Ur- und Vorbild aller menschlichen Hochzeiten. Im argivischen Heiligtum stand ihr berühmtes Bild aus Gold und Elfenbein. Auf ihrem Diadem schwebten Horen und Chariten. In der einen Hand hielt sie das Symbol aller Fruchtbarkeit, den Granatapfel, in der anderen das Zepter

mit dem Kuckuck. Der Kuckuck war nicht nur ein Frühlingsverkünder, sondern auch das phallische Symbol.

Die römische Göttin Juno gleicht in vielen Eigenschaften der griechischen Hera. Wenn auch nicht mehr klar als Mondgöttin gekennzeichnet, so weist doch ihr ältester und am meisten verbreiteter Beiname „Lucina" – „Lichtbringerin" – darauf hin, unter dem sie an allen Neumondtagen und Monatsersten, den „Kalenden", feierlich angerufen wurde. Unter diesem Namen „Lucina" war sie zugleich Geburtsgöttin. Als Juno Fluonia galt sie als Menstruationsgöttin; und unter mehreren anderen Beinamen rief man sie auch als göttliche Entbinderin und Retterin der Gebärenden an. Zugleich galt die Juno als Vermittlerin und Stifterin der Ehe. Den ihr geweihten und nach ihr benannten Monat Juni hielten die Römer für den glücklichsten Heiratsmonat. In vielen Ländern erhielt sich diese Überlieferung bis in die Gegenwart. Die überragende Bedeutung der Juno für das Frauenleben bewirkte endlich, daß jede Römerin ihre eigene Juno besaß, der sie opferte und bei der sie schwur.

In Rom verehrte man auch die „Gute Göttin" – Bona Dea –, die Frauen, Tiere und Felder fruchtbar machte. Nach Cicero war ihr eigentlicher Name den Männern unbekannt, und nur die Frauen wußten ihn. Zu ihrem Fest am 1. Mai durften keine Männer anwesend sein. Es war ein Nachtfest, bei dem eine heilige Schlange zu den Füßen der Göttin lag.[623]

Die Sintflut begann am siebzehnten Tage

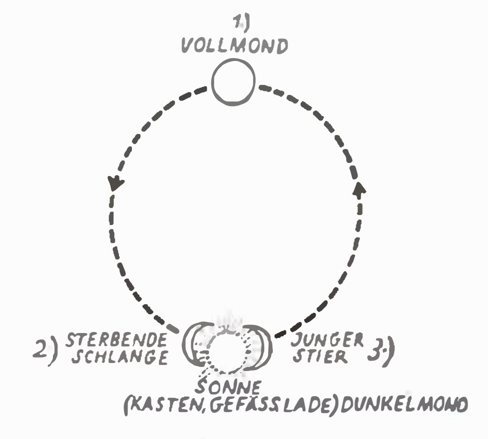
In dem aus vielen Steinchen zusammengefügten Mosaik des ältesten Weltbildes erscheinen nicht nur Sinnbilder mannigfaltigster Art, sondern auch Zahlen; und zwar handelt es sich vorerst um Zahlen, die sich aus dem Lauf des Mondes ablesen ließen, ja, zum Teil ausdrücklich als Mondzahlen bezeichnet werden. So taucht beispielsweise im Zweistromland der Sumerer, Babylonier und Assyrer die Zahl Dreißig auf und wird dem Mondgott Sin zugeschrieben.

Um den Sinn dieser Mondzahlen zu verstehen, muß man sich zunächst einmal fragen, was die älteste Sternkunde überhaupt am Himmel abzulesen vermochte. Nun, die erste und einfachste Wahrnehmung ist das Regelmaß, das der Mond im Verlauf seiner Lichtphasen mit unveränderlicher Gleichmäßigkeit wie ein Gesetz an den Himmel schreibt. Dieser Zeitraum, also die Zeit von einer Konjunktion (einem Zusammenstand) des Mondes mit der Sonne bis zur nächsten, wird heute der „Synodische Monat" genannt. Ein synodischer Monat dauert genau

29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten und 2,8 Sekunden.

Diese Zahl von rund 29½ Tagen war den Babyloniern schon gegen Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. bekannt. Allerdings gehört bereits eine ziemlich fortgeschrittene, rationale Himmelskunde dazu, um Begriffe, wie den eines „Monats" zu entwickeln. Vor allen Dingen im Hinblick auf die religiöse Bedeutung der Mondlehre ist das Zustandekommen einer Monatsrechnung gar nicht so selbstverständlich, denn sie setzt voraus, daß man den gesamten Verlauf der Lichtphasen als ein Ganzes ansehen muß, gleichgültig, ob man Neumond oder Vollmond als Anfang und Ende betrachtet. Tatsächlich scheint das älteste Zeitmaß, das vom Monde stammt, weder die Zahl Dreißig noch die Zahl Neunundzwanzig und deren Halbierung gewesen zu sein. Es war vielmehr eine Zahl, die uns heute ganz eigenartig anmutet: die Siebzehn.

Sie ergibt sich, wenn man die Tage vom Vollmond – wenn auch nur rund und ungenau – bis zum ersten Erscheinen der neuen Mondsichel zählt. Die Zeit, die der Mond vom Vollmondtage an bis zur Konjunktion mit der Sonne braucht, beläuft sich nämlich auf rund 15 Tage. Dazu kommt noch die Spanne von jener unsichtbaren Konjunktion bis zum Erscheinen des Neulichtes. Diese Zeit schwankt, läßt sich aber recht und schlecht auf zusätzliche zwei Tage bemessen. Das ergibt dann die 17 Tage. Bei 16 Tagen ist das Auftauchen der neuen Sichel nicht immer gewährleistet. Bei 17 Tagen ist es so gut wie sicher. Dasselbe gilt überdies auch, wenn man die Tage vom Verschwinden der sterbenden Mondsichel bis zum Vollmondtage zählt.



Die 17 Tage:
Zeitspanne v. 1 bis 2 rd. 14 Tage } *17 Tage*
Zeitspanne v. 2 bis 3 rd. 3 Tage } *17 Tage*
Zeitspanne v. 3 bis 1 rd. 14 Tage

Nun, man könnte meinen, daß diese uralte und längst überholte Zeitrechnung mit 17 Tagen nicht mehr so wichtig und auch nicht mehr so interessant sei, um sie zum Gegenstand langer Betrachtungen zu machen. Das wäre jedoch irrig, denn die Zahl Siebzehn gehört zu den denkwürdigsten Zahlen in den Urkunden der Menschheit. Der 17. Tag war nach uralten ägyptischen Inschriften ein wichtiger Tag im Leben eines großen Würdenträgers namens „Una" der 6. Dynastie, der in der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. lebte. Dieser Una baute sich ein großes Lastschiff für den Nil. Es war 60 Ellen lang und 30 Ellen breit.[623a] Una baute sein Schiff in 17 Tagen. Wie lange der biblische Noah brauchte, um die Arche zu bauen, sagt das Alte Testament zwar nicht, aber es vermerkt gewissenhaft, daß an einem 17. Tage die Sintflut begann (Gn. 7, 11), und daß sich die Arche Noah an einem 17. Tag auf dem Gebirge Ararat niedergelassen habe (Gn. 8, 4), als sich die Sintflut ihrem Ende zuneigte.

Die Ägypter erzählten noch um Christi Geburt, Osiris sei am 17. Tage des Monats Athyr in den Sarg des Typhon hinterlistig hineingelockt worden. Diesen Sarg nagelten die Verschwörer zu und ließen ihn auf das Meer hinaustreiben. Er sei dann in Byblos, an der syrischen Küste gelandet.[624] Je mehr man sich mit einer solchen Symbolsprache befaßt, um so vertrauter und bedeutungsklarer wird sie einem. Der Sarg, in den Osiris hineingelockt wurde, ist nichts anderes als der Ort des Dunkelmondes – der Kasten, das Gefäß, die Lade.

Freilich ist diese ägyptische Legende, die Plutarch erzählt, etwas verändert, wie manches, das man nach einer mindestens dreitausendjährigen Geistesgeschichte nicht mehr recht versteht. Denn der 17. Tag ist, wie uns einleuchtet, nicht der Tag der Einnagelung in den Sarg, sondern der Tag der Auferstehung, wenn man vom Vollmond bis zum Neulicht rechnet. Immerhin zeigen sich auch in der Osiris-Legende merkwürdige Anklänge an die Erlebnisse des biblischen Noah; denn dort war es ja auch ein Kasten – besser: ein kastenartiges Schiff – das auf dem Meer der Sintflut trieb.

Auch Homer muß die Bedeutung des 17. Tages gekannt haben, wenn er den Odysseus sagen läßt:

> *Da gebot sie* (Kalypso) *mir selber die Heimfahrt, weil es Kronion*
> *ordnete oder ihr Herz sich geändert hatte.*
> . . .
> *Siebzehn Tage befuhr ich die ungeheuren Gewässer.* (Od. 7, 262 f.).

Und im letzten Gesang der Odyssee heißt es beim Tode des Achilleus:

Siebzehn Tag' und Nächte beweinten wir unaufhörlich deinen Tod,
der Unsterblichen Chor und die sterblichen Menschen. (Od. 24, 63 f.).

Auch anderen Griechen und Römern waren die 17 Tage vertraut. Hesiod hält den 17. Tag für geeignet, Holz für den Schiffbau zu schneiden und Getreide auf die Tenne zu bringen.[624a] Nach Plutarch soll Mithridates gestorben sein, nachdem er 17 Tage lang gemartert worden war. Die Römer endlich feierten das Bacchusfest – das noch deutlich lunare Züge aufwies – am 17. Tag des Monats März.[625] Und in der Beschreibung des Unterganges von Karthago heißt es, daß das Feuer 17 Tage lang in den Palästen und Heiligtümern gewütet haben soll, bis die Stadt vernichtet war. Die 17 Tage besaßen also ihre Bedeutung im ganzen Mittelmeerraum.

Aber die Bedeutung der 17 Tage hat sich noch bis in die Gegenwart erhalten, und es ist interessant, wieder einmal feststellen zu müssen, daß sich primitive Völker den ursprünglichen Sinn oftmals reiner bewahren konnten, als die Hochkulturen des Altertums.

In Westafrika rechnen die Yoruba noch heute nach Perioden von 17 Tagen. In Geheimbünden gelten die 17 Tage als eine Art zweites Zeitmaß, jedoch wird von den Primitiven dafür eine umständliche und irreführende Erklärung gegeben.[625a]

Die Haussa Ostafrikas kennen die Sidi-Legende: *Sidi sagte: Ich bitte dich, gib mir die Macht über den Mond immer an 17 Tagen. Audu Kaderr*(e) *sagte: Ja, ich will dir die Macht über den Mond immer an 17 Tagen geben.* – Darauf ward es Licht. *Der feine, schmale Mond kam hervor. Der Mond wuchs täglich, wurde dann wieder kleiner und verschwand. – So gewann der Gott* (Alledjenu) *Sidi den Mond. Man opfert für den Mond, für den Alledjenu-Sidi, einen weißen Stier, das heißt einen Farin-Sa.*[626]

Wer sich die Mühe macht, einmal zusammenzustellen, wie oft die Siebzehn in den Urkunden der Antike ihr Wesen treibt, erkennt unschwer, daß sie sich zu einer beachtlichen Symbolzahl entwickelt haben muß. Pindar dichtet in einer Ode: *So im siebzehnten Glied werd' erfüllt jenes Wort Medeas . . .*[627] Nach Plutarch starb Aratus, als er zum 17. Mal die Feldherrenwürde bekleidete.[628]

Die Zahl erscheint auch in den geheiligten Riten des religiösen Lebens. In den indischen Brahmanas wird erklärt, Gott Prajupati bestehe aus siebzehn Teilen. Wohl deshalb kennt Indien siebzehn Silben der Opferformel und teilt den menschlichen Körper in siebzehn Organe ein.[629]

Beim Islam fügt sich die Gebetsübung der vollen „Salat" aus siebzehn Handlungen zusammen.[630]

Daraus wird ersichtlich, welche verschiedenartigen Bedeutungen die Phantasie des Menschen einer Zahl zu geben vermag, wenn diese erst einmal in seiner Seele verankert ist. Irrwege einer solchen Phantasie führen bis in die Gegenwart. Tag-

täglich unterwerfen sich unzählige Menschen abergläubischen Zahlendeutungen, die auf sie überkommen sind, und bemühen sich unablässig, die Richtigkeit dieser Deutungen empirisch zu beweisen, ohne jedoch die geringste Vorstellung davon zu haben, wie diese Zahlen überhaupt entstanden sind. Aber schon im Altertum erlebte der Aberglaube gerade in bezug auf Zahlendeutungen höchste Blütezeiten. So wurde in Sparta noch im 7. Jahrhundert v. Chr. der verdienstvolle Sänger Terpandros bestraft und durfte nicht mehr auftreten, weil er es gewagt hatte, zur besseren Anpassung an die Stimme, auf seiner Leier eine Saite mehr anzubringen. Später wurde auch Thimotheos von den spartanischen Ephoren gezwungen, eine Saitenzahl, die als anstößig galt, aufzugeben.[631]

Aus ähnlichen Gründen ist es ganz undenkbar, daß in wichtigen Geschichtsurkunden des Altertums Zahlen erscheinen können, die allein von Tatsachen und Wirklichkeiten bestimmt sind. Maßstab aller Dinge und Ereignisse waren vielmehr die Zahlengesetze des Himmels. Freilich gab es bereits an der Schwelle zur geschichtlichen Zeit viele solcher Zahlengesetze, und sie müssen nicht unbedingt allein vom Monde herrühren.

Wenn also in einem Bericht vom Siegeszug des akkadischen Königs Naramsin (aus dem 3. Jahrtausend v. Chr.) von 17 gegnerischen Königen die Rede ist [631a] oder ein Jahrtausend später in einer Tempelinschrift von Theben-Karnak von 17 Feldzügen des Pharaos Thutmosis III.[631b], dann handelt es sich zunächst um eine heilige Zahl; sie kann der Wirklichkeit entsprechen, muß dies aber nicht. Dasselbe dürfte bis zu den Geschichtsberichten der Griechen und Römer gelten, die nicht allein die 17 Tage des karthagischen Unterganges erwähnen, sondern auch 17 Schiffe, die im Jahre 260 v. Chr. unter Cornelius Scipio von den Puniern gefangen genommen worden seien.[632]

Aus Schweden hingegen stammt ein merkwürdiges Kultgerät der Bronzezeit, die Trommel von Balkakra. Es ist eine große Bronzescheibe, deren Rand mit „Sonnenrädern" besetzt ist. Sternspitzenförmige Ornamente ziehen sich im Kreis um das Mittelfeld. Dieses Mittelfeld wird durch einen Stern mit 17 Strahlen gebildet.[633]

Wie läßt sich nach Wochen rechnen?

Die 17 Tage stellen einen Teil des synodischen Mondlaufes dar, und zwar einen Teil, der erkennen läßt, daß der synodische Monat von rund 30 Tagen anfangs noch nicht begriffen worden sein kann. Aber auch als sich die 30 Tage als Zeitmaß durchgesetzt hatten, bewahrte die Zahl 17 immer noch ihr hohes Ansehen. Dieser Vorgang ist für die ganze menschliche Geistesgeschichte kennzeichnend, und zwar deshalb, weil er zeigt, wie träge die einmal eingefleischte Weltanschauung sich neuen Erkenntnissen beugt, und mit welcher gleichen Trägheit sie andererseits an

den einmal angenommenen Prinzipien festhält, selbst wenn diese Prinzipien durch neue Erkenntnisse längst überholt sind.

Nach allem, was erkennbar wurde, scheint sich zeitweise die Auffassung durchgesetzt zu haben, daß die sterbende Mondsichel den letzten Monatstag anzeigt. Nach dem Papyrus Carlsberg begann der ägyptische Monat mit dem Morgen, an dem die alte Mondsichel nicht mehr gesehen wurde.[634] Offenbar spielen hier traditionelle Bindungen an die 17 Tage mit. Beginnt man nämlich den Monat mit dem der verschwindenden Schlange folgenden Tage, dann liegt der 17. Tag ungefähr auf dem Vollmond, nämlich nach rund drei Tagen Dunkelmond folgen noch etwa 14 Tage bis zum Vollmond. Teilt man diese 14 Tage in zwei gleichmäßige Zeitabschnitte, dann entsteht die siebentägige Woche. Verfährt man mit den rund 14 Tagen vom Vollmond bis zur sterbenden Schlange ebenso, dann bilden sich vier siebentägige Wochen.
Es gibt Spuren in ägyptischen Inschriften und biblischen Worten, die auf Versuche hinweisen, die geheiligten 17 Tage auf diese Art in den Kreislauf des 30tägigen Monats einzuordnen.
Bei fortlaufender Wochenrechnung läßt sich allerdings der synodische Monat nur schlecht in vier Teile gliedern, obgleich nicht zu übersehen ist, daß es sich um vier Hauptphasen handelt: um den zunehmenden, den vollen, den abnehmenden und den dunklen Mond. Der sichtbare Mond allein lehrt freilich drei Lichtphasen von grundverschiedener Gestalt. Rechnet man allein mit ihnen – weil der Dunkelmond ja ursprünglich nur eine Art Gefäß oder Kasten, nicht aber eine Mondgestalt bedeutete – dann ergeben sich 27 Lichttage, die drei neuntägigen Wochen entsprechen. Es ist denkbar, daß die drei neunteiligen Vierecke bei der Kuh von Lascaux bereits die 27 Lichttage des Mondes meinen.[635] Zu ihnen kommen die drei Dunkeltage hinzu. Das wären 27 + 3 = 30 Tage, aber auch hier ist keine fortlaufende Wochenrechnung möglich (vgl. S. 27).
Zu allen diesen Schwierigkeiten, eine naturgerechte Einteilung des synodischen Monats zu erreichen, kommt eine weitere hinzu: die Bewahrung der weltanschaulich so bedeutsamen drei Tage des Dunkelmondes, die Einhaltung der Todesfeiern zu Ehren des im Jenseits weilenden Mondes. Jeder Versuch, den Monat in fortlaufende und gleichmäßige Wochen – seien sie nun sieben oder neun Tage lang – einzuteilen, muß an der dreitägigen Dauer des Dunkelmondes scheitern. Wieder tritt die gewachsene Weltanschauung der „Vernunft“ entgegen.
Bei den Sumerern durfte zur Zeit des Dunkelmondes keine Arbeit verrichtet werden, und ebensowenig war erlaubt, den Siedlungsort zu verlassen. Ferner war verboten, gekochte Speisen zu essen oder zuzubereiten; Speisen also, die mit dem Feuer in Berührung kommen.[636] Hier wird wieder die völlige Gleichsetzung himmlischer Vorgänge mit irdischen erkennbar. Es ist das konsequente analoge

Denken, das den menschlichen Geist gefangennahm: wie oben, so unten, „am Himmel wie auf Erden“: Kein Mondlicht am Himmel, kein Licht (Feuer) auf Erden!
Zur Zeit des Königs Saul und auch des David war es bei dem Volke Israel offenbar Sitte, während der drei Neumondtage sich jeden Geschlechtsverkehrs zu enthalten (vgl. 1 Sm. 20, 5. 18. 19. 24. 27; 21, 6 (5)). Auch das Neue Testament scheint in allegorischer Verkleidung die Neumondzeit als Fastentage anzusehen. In stark verdunkelter Mythologie spricht Markus von einem „Bräutigam“, der ihnen entrissen werde: *An jenem Tage werden sie fasten,* nämlich nach dem Tode des christlichen Heilands (Mk. 2, 19–20). Bei den Griechen waren im 5. Jahrhundert v. Chr. die Tage um Neumond Salbetage.[637]

Die Zehntagewoche

Angesichts derartiger Beziehungen zwischen Mondlauf und Weltanschauung kann man tatsächlich jeden Versuch, mit gleichmäßigen und fortlaufenden Wochen zu rechnen, aufgeben und sich darauf beschränken, die beiden Hauptphasen – Neumond (Dunkelmond) und Vollmond – allein zu ehren. Der synodische Monat wird demzufolge nur in zwei Abschnitte zu je rund 15 Tagen geteilt.
Der Brauch, Versammlungen auf Neumond oder Vollmond zu legen, ist sowohl beim germanischen Thing als auch in Sparta nachweisbar. Tacitus (Germ. 11) schreibt von den Germanen, sie versammelten sich, wenn nichts Ungewöhnliches eintraf, an bestimmten Tagen, wenn der Mond begonnen oder „gefüllt“ war; denn dies hielten sie in ihren Vorhaben für den günstigsten Anfang.[638]
Wo sich jedoch dem menschlichen Geist ein rationales Problem aufdrängt, gibt er im Konflikt zwischen Tradition und neuer Erkenntnis so lange keine Ruhe, bis er eine Lösung gefunden hat. Ein 30tägiger Monat erlaubt bei einer fortlaufenden Wochenrechnung nur die Einteilung in gleichmäßige Zeitabschnitte, wenn man ihn in drei zehntägige Wochen gliedert. Hat es aber wirklich einmal eine zehntägige Woche gegeben?
Aus dem Dunkel der Reichsgründung am Nil taucht die zehntägige Woche in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. in Inschriften auf;[639] und um die Wende vom 3. zum 2. Jahrtausend v. Chr. bereits in der Form von geschlossenen Dekanlisten auf Sargdeckeln des Gräberfeldes von Siut der 9. und 10. Dynastie – darunter erscheinen auch die beiden Fische – und endlich um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. im Grabe des Senmut zur Zeit der Königin Hatschepsut, und von da an immer stärker in den Grabmalen und Tempelruinen.[640] Sie steht in Namenslisten der Tempel von Dendera und Ombo und an den Wänden von Königsgrüften und Palästen.

In dem Königsgrabe von Ur trägt der goldene Stierkopf einen Bart aus Lasurstein, der in zehn Zöpfen geflochten ist; aus Babylon berichtet das freilich jüngere Schöpfungsepos, der große Himmelsgott Bel-Marduk habe für jeden Monat „drei Sterne" festgesetzt.

Den zehnten Tag hebt das Buch Levitikus (23, 27) als Sühne- und Versöhnungstag hervor; und nach dem mosaischen Gesetz stieg an jedem ersten Tag eines neuen Monats der Rauch des Brandopfers von zehn Tieren (Nm. 28, 11) zum Himmel empor. Noch das Neue Testament – das sich längst an andere Wochenmaßstäbe gewöhnte – spricht von zehn Tagen der Trübsal (Offb. 2, 10).

Die zehntägige Woche bestand also sowohl in Ägypten als auch in Griechenland bis nach dem Tode Jesu. Sie bestand auch im kleinasiatischen und syrisch-mesopotamischen Raum.

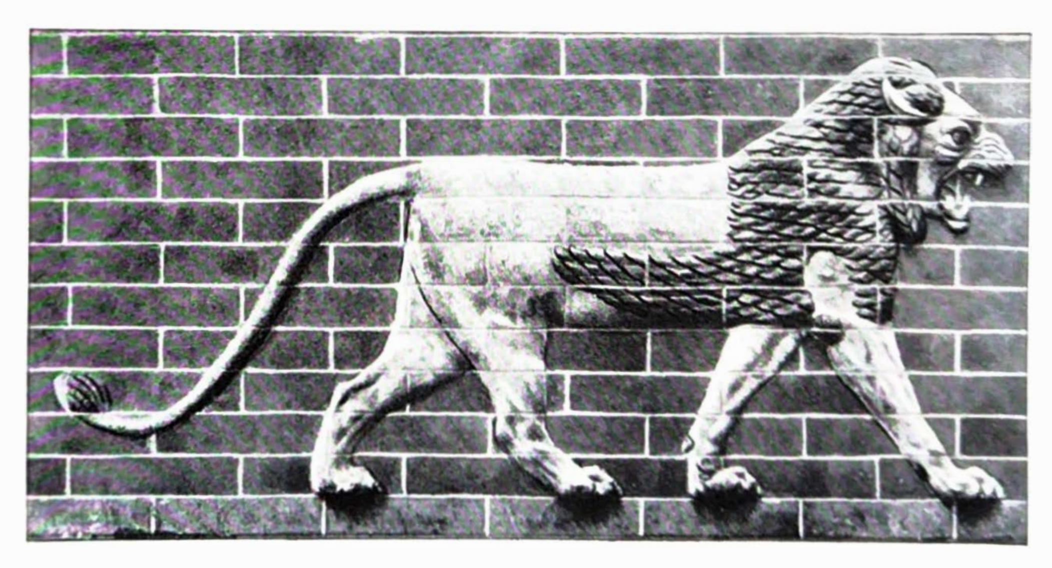
Die Fünftagewoche

Im Rahmen einer solchen Entwicklung – die freilich nicht einheitlich war – verwandelte sich dann die zehntägige Woche in zwei fünftägige Zeitabschnitte. Der dreißigtägige Monat bekam auf diese Weise sechs fünftägige Wochen. Beginnt man eine solche Zeiteinteilung beim Neulicht, dann erscheinen gegen Ende der dritten Woche der Vollmond (der Löwe) und gegen Ende der sechsten Woche die neue Mondsichel, d. h. der Stier. Das Babylonische Schöpfungslied nennt im Weltbild der „Bezirke", die zwischen Himmel und Erde liegen, als sechsten Bezirk eine Sphäre, wo ein *Hornochse einherrennt und den Ankömmling angreift.*[641] In sechs fünftägige Wochen teilen auch die altassyrischen Inschriften aus Kappadokien (1. Hälfte des 2. Jtsds. v. Chr.) den Monat.[642] Schon der Forscher Rawlinson entzifferte einen alten Keilschrifttext, der die fünftägige Woche bekundete, und fand zugleich, daß sumerisch-akkadische Landschaften die einzelnen Wochen – wenigstens die der ersten Monatshälfte – nach verschiedenen alten Göttern benannten: *In den ersten fünf Tagen seiner Sichtbarkeit ist der Mond der Gott Anu* (Himmel), *vom 6. zum 10. Tage der Gott Ea* (Wasser, Meer), *vom 11. bis 15. Tage der Gott Enlil* (Erde-Berg).

Auf die fünftägige Woche im Zusammenhang mit dem geheiligten Vollmondtag weist auch die Inschrift des Assurbanipal hin, die so eindringlich lehrt: *Dreimal fünf ist 15! 15! 15!* Auf sie weisen auch jüngere babylonische Aufzeichnungen über Sternaufgänge hin, die den 5.,10., 15., 20. und25. Tag hervorheben.[643] In Ägypten ist die fünftägige Woche in einem Papyrus aus der Zeit um 200 v. Chr. nachweisbar.[644] Auch die Symbolsprache fand sehr früh, daß der zehnteilige Bart der Gottheit in zweimal fünf Zöpfe zu flechten sei. Kupferköpfe aus dem assyrischen Ninive (Akkadstufe, 3./2. Jahrtausend v. Chr.) zeigen derartige stilisierte Bärte mit zweimal fünf Zöpfen.[645]



Die Frau mit dem Horn. Kalksteinrelief aus Laussel (Dordogne, Frankreich). Ältere Steinzeit (vielleicht einige Jahrzehntausende alt). Das Horn ruht auf der rechten Hand, die Linke liegt auf dem Bauch der Gestalt: das Horn als zeugendes, schöpferisches Symbol?



***Lunares Mischwesen.** Löwe mit kleinen Hörnern und fisch- oder schlangenartig geschupptem Leib — die Mondsymbole Löwe (Vollmond) mit Stierhorn und Fisch oder Schlange (Mondsichel) in einem Tier vereinigt. Darstellung vom Ischtar-Tor zu Babylon*



Stele des assyrischen Königs Schamschi-Adad V. (9. Jahrhdt. v. Chr.) aus Kalach mit großem Brustkreuz, das seit der Kassitenzeit Babyloniens (2. Jahrtausend v. Chr.) als schutz- und heilkräftiges Zeichen beliebt war. Unter den Emblemen links oben die Mondsichel in der Vollmondscheibe, darunter der achtstrahlige Stern der Ischtar-Venus

So merkwürdig es klingen mag, die fünftägige Woche erscheint auch im Buch Judith des Alten Testamentes. Dort (7, 22–24) wendet sich Osias an die von den Assyrern schwer bedrängten Israeliten und fleht sie an, noch fünf Tage der Hilfe von Gott zu harren. Die gleiche Zeitspanne wird im 8. Kapitel des Buches Judith noch dreimal genannt. Sie muß also wichtig gewesen sein. Dies ist immerhin bei einem Volke verwunderlich, das sein Buch Judith sehr hoch schätzte, aber angeblich seit Moses die siebentägige Woche heiligte. Zur Zeit Davids gab es keine siebentägige Woche in Israel.

Bei den alten Griechen dauerten die Olympischen Spiele fünf Tage;[646] Pindar nennt diese fünf Tage im Zusammenhang mit mythischen Ereignissen der Vorzeit, bei der Geburt des gottseligen Knäbleins nämlich, das von den beiden lichtäugigen Schlangen behütet wurde (6. olymp. Ode); und in der 4. pythischen Ode steht: *Über Tage fünf und voller Nächte fünf.*

Dagegen empfiehlt schon Hesiod, die Fünften im Monat zu meiden, *denn sie sind schlimm und verderblich; denn am fünften betreuen Erinnyen, sagt man, den Horkos.* Um jene Zeit, etwa in der Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr., vermerkten die heiligen Schriften des Iran, daß der Schöpfergott Ohrmazd am Ende einer jeden Schöpfungsperiode sich fünf Tage lang der Ruhe hingegeben habe.[647]

Mit Verwunderung ist ferner zu verzeichnen, daß in Norwegen die Fünftagewoche – die Fimt – noch in der Neuzeit bekannt war. Nach dem angelsächsischen Fragment der Finnsburg-Sage wird fünf Tage lang gekämpft.[648]

Was die europäischen Kulturnationen von ihrer eigenen Geschichte vergessen haben, bewahren in Afrika noch die Yoruben. Bei ihnen besteht die Woche noch heute aus fünf Tagen.[649]

Man muß tatsächlich immer wieder zu den Primitiven der Gegenwart gehen, um manche Züge der versunkenen Kulturgeschichte des Abendlandes zu entdecken.

Selene lehrt den Monatsanfang

Allein nicht nur die Wochenrechnung bereitete den alten Völkern Schwierigkeiten, sondern auch das Problem des rechten Monatsanfangs. Wenn ein Monat mit der sterbenden Schlange endet, kann er nicht mit dem Neulicht beginnen. Dazwischen liegt die Zeit des Dunkelmondes. Beginnt er mit dem Neulicht, dann verliert die sterbende Schlange an Bedeutung. In diesem Konflikt trug schließlich das Neulicht, der junge Stier, den Sieg davon.

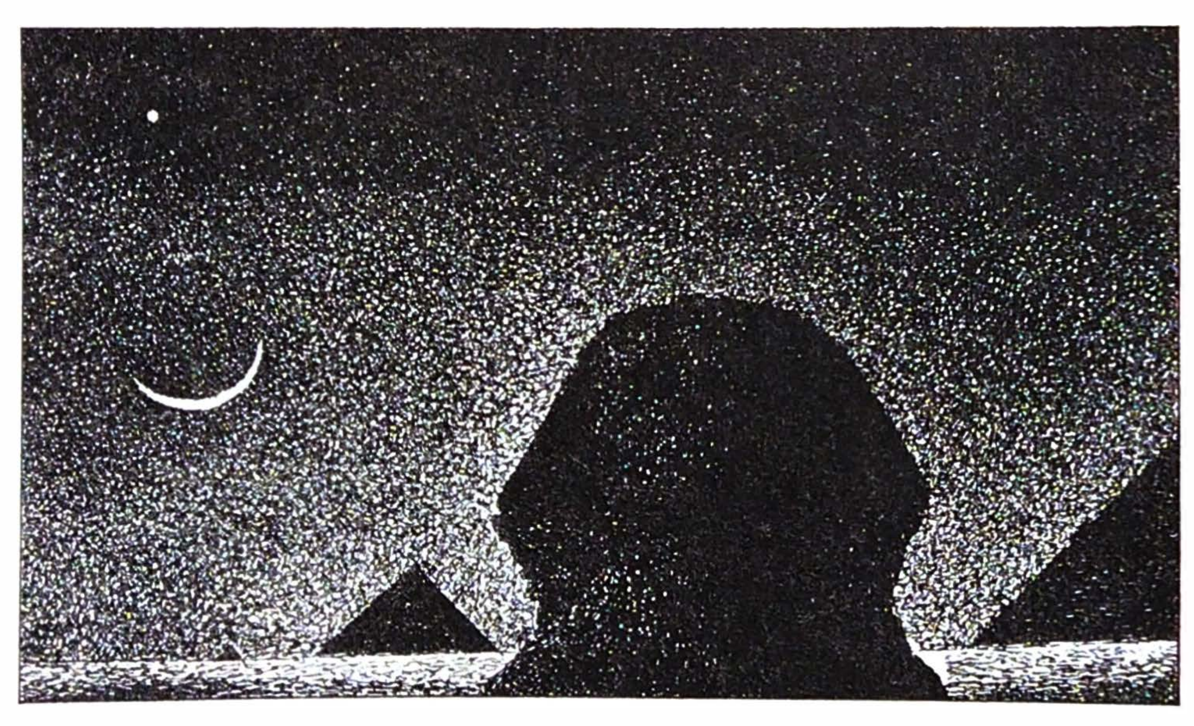
Das ägyptische Totenbuch besitzt einen Text, der ungefähr aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. stammt: *... zu sprechen vor dem Mond, wenn er jung ist am ersten Monatstage.*[650] Ein ägyptischer Papyrus besagt ebenfalls, daß der Monat mit dem sichtbaren Neulicht beginne.[651]

Auch in den Epen Homers finden sich Spuren einer Entwicklung. Während die Beschreibung des von Hephaistos für den Helden Achilleus angefertigten Kampfschildes (im 18. Gesang der Ilias) noch den leuchtenden Vollmond vor der Sonne nennt und dabei schildert, wie zwei Löwen den Stier zerreißen, heißt es in der Odyssee:

Heute zögern gewiß die Freier nicht lange; sie werden
früh sich hier versammeln, denn heut ist der heilige Neumond! (Od. 20, 156).

Aratus vermerkt im 3. Jahrhundert v. Chr.: *Siehst du nicht, wie die Selene den beginnenden Monat lehrt, wenn sie sich mit schmal gehörnter Sichel vom Westen zeigt?* Jahrhunderte hindurch war es dabei üblich, den Anbruch des neuen Monats öffentlich auszurufen. Das Wort „Kalender" stammt von den Griechen; kalein heißt rufen, und mit den „Kalenden" waren in Rom die Neumondtage gemeint.[652]
Das Erscheinen der jungen Sichel war fast überall mit einem Festtage verbunden. Noch im 5. Jahrhundert n. Chr. erwies der Neuplatoniker Proklus dem Neumond öffentlich seine Verehrung, indem er seine Fußsandalen ablegte und die Andacht verrichtete.
Von slawischen Völkern wird noch in der Neuzeit berichtet, daß einfache Menschen die Knie vor dem Neumond beugten und beteten. Ähnliches fanden Kulturforscher in Litauen.[653]
Die Israeliten – deren Urkunden zeigen, daß sie im Laufe ihrer langen Geschichte fast alle Methoden der Zeitrechnung mit dem Monde angewandt haben – legten noch bis zum 2. Jahrhundert n. Chr. den Monatsbeginn auf Grund von Zeugenaussagen fest, die das Erscheinen des Neulichtes bestätigen mußten. Auf rein religiösem Gebiet blieb hingegen ein ungelöster Konflikt bestehen. Er zeigt sich an manchen Stellen des Alten Testamentes (Ex. 12, 14; Lv. 23, 34; Ez. 46, 2–3). Während das mosaische Buch Numeri (4 Mose) verkündet: *Blast die Trompeten auch an euren Freudentagen, an euren Festen und Neumonden zu euren Brand- und Dankopfern, daß es euch zum Gedächtnis sei vor eurem Gott.*
Ich bin der Herr, euer Gott! (Nm. 10, 10) – erklärt der große Prophet Isaias dagegen im Namen seines Gottes: *Meine Seele ist feind euren Neumonden und Jahrfesten; ich bin ihrer überdrüssig* (1, 14). Und Isaias fügt hinzu: *Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland* (45, 15).
Damit ist die Geschichte des Mondes nicht zu Ende. Was als ein Ausschnitt aus der Zeitlehre zu beschreiben war, ist nur ein Teilbild. Es ist sozusagen einer der vielen Kanäle, die – oft durch trübe und stehende Gewässer hindurch und mit Rinnsalen aus den zahllosen Quellen der menschlichen Seele verbunden – dem mächtigen Strom zufließen, in dem sich die Geistesgeschichte der Vergangenheit bekundet.
Als aber vor zehntausend Jahren oder noch früher die Löwen und Stiere, Fische oder Schlangen oder Schiffe ihren Siegeszug in den Religionen der Erde antraten,

stand bereits in strahlender Pracht der Stern am Himmel, der allen männlichen und weiblichen Monden sein Gesetz aufzwang und sich über sie hinweg zu der großen Gottheit des Altertums entfaltete, die gemeinhin die „Herrin des Himmels“ oder die „Himmelskönigin“ genannt wird. Erst in ihrer wunderbaren Geschichte spiegelt sich in unfaßlicher Vielfalt die erstaunlichste Seite der Religion des Mondes wider.



Schematische Darstellung des Mondes mit der Venus am Abendhimmel bei Gizeh. ***In südlicheren Breiten*** *steht der zu- oder abnehmende Mond nicht wie ein Stierhorn am Himmel,* ***sondern er fährt wie*** *ein Schiff durch den himmlischen Ozean*

II · DIE VENUS

Sie, die nie der Geburt
Wehn erfahren, rufe ich an,
Athene, die einst Prometheus, der
Titan, entbunden aus Zeus'
erhabenem Haupt!

EURIPIDES

Dort nun wär' er gestorben, der Völkerfürst Äneias,
wenn nicht schnell es bemerkt die Tochter Zeus', Aphrodite,
die dem Anchises vordem ihn gebar bei der Herde der Rinder.
Diese, den trautesten Sohn mit Lilienarmen umschlingend,
breitet' ihm vor die Falte des silberhellen Gewandes . . .

HOMER

Morgen- und Abendstern

Wie klar und im Grunde einfach scheint alles zu sein: Neumond und Vollmond, zehn- und fünftägige Wochen, der Stier, die Schlange, das Schiff, der Fisch und der Löwe. Doch wie mißdeutet, wie verfälscht und endlich ganz aus dem Bewußtsein der Kulturgeschichte verdrängt – nur noch in Mythen, Legenden, Offenbarungen lebendig und wirksam – stellt sich die Mondreligion der alten Völker dar. Abertausende von Schriften und Millionen Zungen versuchten, aus den Urschriften geheiligter Überlieferungen etwas zu erklären, was bereits tief, nicht nur in der Erde der Gräber und Ruinen, sondern mehr noch in der menschlichen Seele vergraben lag – von keiner Himmelskunde mehr beachtet, von der Astronomie längst spöttisch beiseite geschoben und von anderen, neueren Gotteslehren verworfen und dennoch aufgesaugt und verwandelt. Und so gründlich ist der Gehalt jener Mondreligionen aus dem Bewußtsein verbannt worden, daß zum Beispiel selbst das schriftliche Bekenntnis Israels zu seinem ersten Gott – mit all seinen offensichtlichen Widersprüchen und Korrekturen – einfach unverstanden blieb.

Wer das Mysterium des sterbenden Gottes am Morgenhimmel verfolgt und dann den jungen Stier am westlichen Abendhimmel erscheinen sieht, dem drängen sich aber nicht nur religiöse Gedanken auf, sondern ihm fällt sehr bald noch etwas anderes in die Augen: Er sieht den größten und strahlendsten Stern des Himmels immer in der Nähe des Ortes stehen, an dem die Mondsichel erscheint. Dieser Stern zeigt sich mit solcher Regelmäßigkeit und so eindrucksvoller Schönheit, daß es durchaus begreiflich ist, wenn das menschliche Interesse sich allmählich vom Vollmond ab- und dem Zusammenspiel der Mondsichel mit diesem glänzenden Diamanten zuwandte, den die Römer später die „Venus“ nannten.

Die Venus zeigt zwei Erscheinungsformen. Sie steht entweder als Abendstern am westlichen Horizont, wo sie der untergegangenen Sonne in das dunkle Reich der Unterwelt nachfolgt – oder sie geht im Osten als Morgenstern vor der Sonne auf, um dort das Nahen des großen Tageslichtes mehr oder weniger frühzeitig anzukünden.

Als Morgenstern ist die Venus etwa 240 bis 250 Tage hintereinander vor Sonnenaufgang im Osten sichtbar. Dann verschwindet sie. Das Licht der Sonne, der sie sich mehr und mehr genähert hat, verschluckt sie. Unsichtbar im alles überstrahlenden Licht der Sonne vollzieht sich die „obere“ Konjunktion der Venus mit der Sonne. Von der Erde aus gesehen, steht die Venus dann hinter der Sonne. Infolge der gleichgerichteten Eigenbewegung der Erde dauert es relativ lange, bis die Venus

wieder sichtbar wird. Es vergehen zwei bis drei Monate, bis der Wandelstern aus dem engsten Strahlenbereich der Sonne wieder auftaucht. Aber die Venus ist dann eine ganz andere geworden. Sie erscheint nicht mehr in der Morgenfrühe im Osten, sondern abends nach Sonnenuntergang im Westen.

Als Abendstern ist die Venus wiederum ungefähr 240 bis 250 Tage hintereinander sichtbar. Wenn sie danach verschwindet, ereignet sich die „untere" Konjunktion mit der Sonne: die Venus steht nunmehr zwischen Sonne und Erde. Diesmal dauert es nicht so lange wie bei der oberen Konjunktion, sondern nur etwa acht bis vierzehn Tage; dann zeigt sich der Wandelstern erneut – und jetzt ist er wieder Morgenstern. Im wundervollen Gleichmaß wechseln sich die beiden Sterne ab. Beide sind sie Gottheiten des Horizontes, nie erscheinen sie in der Himmelsmitte, sondern über den Bergen der Erde im Westen oder im Osten.

Der Mond erhält eine Krone

Von der Erde aus gesehen, entfernt sich die Venus nie weit von der Sonne. Wenn sich der Mond dem Standort der Venus nähert, steht er folglich auch immer in der Nähe der Sonne. Die Begegnung der Venus mit dem Mond geschieht also nur bei abnehmender oder bei zunehmender Sichel. Immer besitzt der Mond in der Nähe der Venus Sichelgestalt; es ist also immer der Stier oder der Fisch, das Schiff, oder die Schlange, die bei der Venus stehen (Abb. Seite 193). Dabei erreicht die Venus in bestimmten Phasen ihres Laufes eine derartige Leuchtkraft, daß sie in den südlicheren Breiten der Erde Schatten wirft, ja, mitunter sogar am hellen Tage sichtbar wird. Die Babylonier nannten sie deshalb die *leuchtende Fackel des Himmels und der Erde.*[1]

Der Zusammenstand des Mondes mit dem wunderbaren Wandelstern wird in Mythen, Märchen und Bildern fast aller alten Völker geschildert. Einige Völker sprachen von einer Krone, die den Mond schmücke. Die letzte der „Fünf Schöpfungstafeln" Babyloniens sagt ausdrücklich: *Den Mond ließ er glänzen, die Nacht ihm anvertrauend, als nächtlichen Schmuck, die Zeit zu bestimmen, gab ihm monatlich die erhabene Krone.*[2] Die Offenbarung Johannes erklärt: *Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel, ein Weib, mit der Sonne bekleidet und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupte eine Krone . . .* (Offb. 12, 1).

Der böhmische Volksglaube kennt noch heute eine Schlange, die vor Sonnenaufgang erscheint. Sie wartet so lange, bis die Sonne einen kleinen Fleck beleuchtet. Auf diesen Fleck legt die Schlange eine Krone und arbeitet an ihr, bis die Sonne ganz aufgegangen ist; dann verschwindet die Schlange, weil sie das Sonnenlicht nicht verträgt.[3] Anderen Völkern erschien die Venus wie ein Edelstein, den die

Schlange – die Mondsichel – am Kopfe trägt. Den Edelstein im Monde kennt zum Beispiel ein buddhistischer Spruch, wenn er auch schon etwas entartet ist: *Der Mond ist außen Silber, zuinnerst ein Edelstein . . .*
Wie die Schlange den Edelstein am Kopf trägt, so bringt der Fisch einen Smaragd aus dem Meere zurück. Herodot berichtet davon als vermeintlich geschichtliches Ereignis aus der Zeit des Polykrates (III, 40–42). In Mexiko existierte eine Göttin mit dem „Edelsteinkleid“ – Chalchihuitlicue – die Herrin der Gewässer und Gattin des Regengottes Tlaloc war.[4]

„Du sollst ein Stirnblatt machen, heilig dem Herrn“

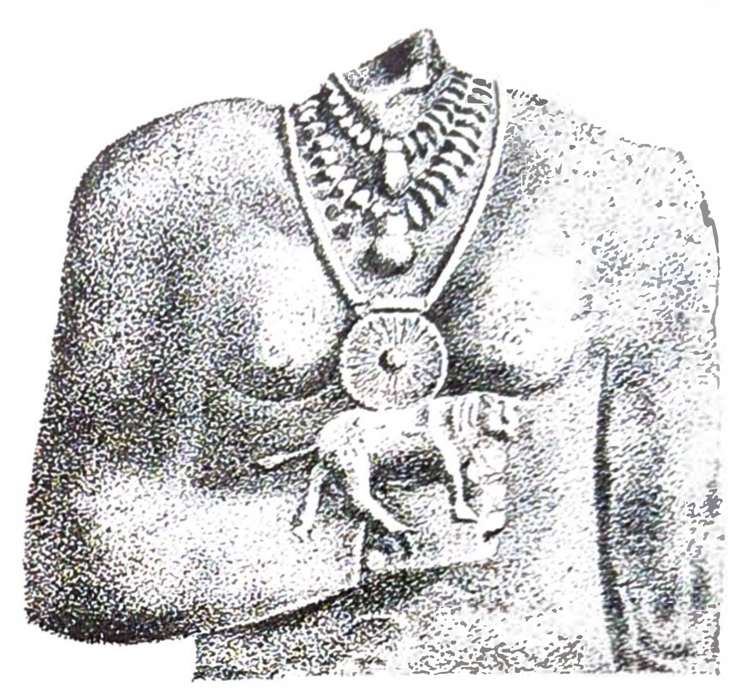
Wie Schlange oder Fisch die Krone oder den Edelstein besitzen, so trägt umgekehrt die Venus eine Art Kranz auf ihrem Kopf: den schmalen Kranz der Mondsichel. Wie uralt derartige Vorstellungen sind, geht aus dem mehr als viertausend Jahre alten mesopotamischen Hymnus von „Ischtars Erhöhung“ hervor: *Er gab ihr ein Königszepter . . . in die Hand und legte ihr einen prachtvollen Kranz, ähnlich dem Monde, auf den Kopf.* Auch das ägyptische Totenbuch enthält einen Spruch über einem heiligen Kranz.[5] Bei den Griechen und Römern war der Kranz ein Ehren- und Siegeszeichen, aber auch ein Auferstehungssymbol. Den Toten wurde der Kranz aufs Haupt gesetzt.[6] Als Alexander d. Gr. den Boden Asiens betrat, um sein Weltreich zu erobern, brachte er bei Ilium der großen Göttin Athene-Minerva ein Opfer und setzte der Grabsäule des Achilleus einen Kranz auf.[7] Von den Römern weiß Plutarch, daß deren Frauen am ersten Tage des *nach der Venus genannten* Monats April der Göttin opferten und dabei Myrtenkränze trugen.[8]
Noch heute heißt es bei der Konsekration der katholischen Nonnen zu Bräuten Christi: *Er hat sein Zeichen auf mein Antlitz gedrückt, damit ich außer ihm keinen Geliebten erkenne . . . mein Gott Jesus Christus hat mich als seine Braut mit dem Kranz geschmückt.*[9]
Es ist das Diadem, die halbmondförmige, meist goldene Stirnplatte, die viele Könige und Hohepriester des Altertums als Zeichen ihrer Würde an der Kopfbedeckung trugen; das Diadem, das an griechischen Statuen der Venus-Aphrodite – freilich auch bei anderen Gottheiten – erscheint und erst viel später zum allgemeinen Schmuck der Menschen herabsank und dann aus allen möglichen Stoffen, aus Leder oder Tuch, hergestellt wurde. Was aber war der Sinn dieser Diademe, dieser Mondkränze? – Nun, das Motiv für derartige Sinnbilder war das gleiche, welches den Schlangen an der Stirn der Pharaonen und den Stierhörnern an den Häuptern von Menschen und Göttern zugrunde lag: der Trieb, alles das rituell nachzuahmen, was der Himmel lehrte. Der Mondkranz *ist* ja die

Schlange, der Fisch, das Schiff oder der Stier! So schreibt das mosaische Gesetz vor: *Du sollst auch ein Stirnblatt machen von feinem Golde und darauf ausgraben, wie man die Siegel ausgräbt: Heilig dem Herrn* (Ex. 28, 36,; 39, 30).
Im Norden Europas trug man das Diadem als Halsschmuck. Auf der Insel Rügen und in Pommern wurde das Zeichen als Bronzehalsschmuck gefunden. Goldene, halbmondförmige Zierkragen aus der älteren Bronzezeit entdeckte die Bodenforschung in Irland, vereinzelt auch in Frankreich, Belgien, Hannover und Dänemark.[10]

Gott sitzt auf den Cherubim

Die Griechen sprachen von einem Stier, an dessen Hörner die Göttin Dirke gebunden worden sei. Auch die Artemis mit dem Beinamen „Tauropolos" – die Stiertummelnde, die sich mit dem Stier Abgebende – bezeugt, wie die Griechen den Zusammenstand des Mondes mit dem Stern auffaßten. Sie besaßen wundervolle Mythen über die beiden Gottheiten, die sich allmonatlich vereinigten. Am bekanntesten ist die Legende von dem als Stier erscheinenden Zeus. Zwar hat sicher kein Grieche im letzten Jahrtausend v. Chr. mehr daran gedacht, den höchsten Himmelsgott, eben Zeus, mit dem Monde zu identifizieren; aber die alte Erzählung von dem aus dem Meere steigenden, blumenbekränzten Stier ist haften geblieben, der die schöne Göttin Europa sanft über die Fluten des Meeres trägt. Aus der Verbindung des Stieres mit der Europa geht der König Minos von Kreta hervor. Dessen Tochter erlebt wieder das gleiche Schicksal: sie, die Pasiphae – „die allen Leuchtende" – verliebt sich wieder in einen weißen Stier, und durch ihn gebiert sie einen Sohn, einen jungen Stier: Minotauros.
Wie die griechisch-kleinasiatische Europa auf dem Stier reitet, so sitzt der Gott Israels – Jahwe – auf den Cherubim, auf den beiden verschiedenartigen Gestalten des erlöschenden und des neuen Mondes. Deshalb heißt es im 99. Psalm des Alten Testamentes: *Der Herr ist König, darum zittern die Völker; er sitzt auf den Cherubim, darum bebt die Welt* (99, 1). Damit kein Zweifel bleibt, daß man diesen Königsherrn leibhaftig am Himmel sieht, lautet es im 68. Psalm: *Man sieht, Gott, wie du einherziehst, wie du, mein Gott und König, einherziehst im Heiligtum ... dem, der da fährt im Himmel allenthalben von Anbeginn* (68, 25.34).
In Polynesien erklären die Samoa-Eingeborenen – die sich die natürlichen Grundlagen ihrer Weltanschauung bewahrt haben – daß aus dem Kopfe der Venus Hörner emporwüchsen, und daß sie dadurch wild werde. Ebenso unmißverständlich sprechen verschiedene Keilschrifttexte aus Babylonien von einem rechten und einem linken Horn der Venus. In babylonischen Schrifttafeln werden mehrfach diese „Hörner der Venus" erwähnt.[11] Jedoch gehen die Zeichen der Venus weit

über die Zeitschwelle zurück, die durch die Schrift gezogen ist. Der bekannte Assyriologe Anton Moortgat erklärt die Existenz einer Göttin zusammen mit dem Stier in der Zeit der vorderasiatischen Tell-Halaf-Periode (5./4. Jahrtausend v. Chr.) folgendermaßen: *Alle diese Dinge zusammen bezeugen sicher die älteste uns bekannte Verehrung einer Muttergottheit in Verbindung mit einem Stierkult, auffällig verwandt in den Ausdrucksformen ... mit der kretischen Religion, aber viel älter als diese.* Und: *Es ist keine Frage, nach den Darstellungen der Gefäßmalerei, nach der Art der Terrakotten, daß in Nordmesopotamien seit der frühen Obed-Periode eine Muttergottheit in Verbindung mit einem heiligen Stier eine führende Rolle im religiösen Leben gespielt hat.*[12]



Torso einer Göttin von Cypern – vermutlich Venus-Kypris – mit einem kleinen Kalb auf dem Arm (letztes Jahrtausend v. Chr.)

Ähnlich spricht die nordeuropäische Sage von der Göttin Gefion, die mit einem Riesen vier Ochsen erzeugt habe. Der Riese scheint ein Stier gewesen zu sein.[13]

Die Königin der Fische

Seit mehr als fünftausend Jahren ist die Venus die Göttin mit dem Fisch – mit dem Fisch des sumerischen Ea, der nicht in einem irdischen Ozean, sondern im himmlischen Meer schwimmt. Folglich kann auch die Göttin nicht auf dem Trockenen leben, wenn sie dem Fisch begegnet. Als Herrin des Wassers, des Meeres und der Schiffahrt – denn sie beherrscht ja auch die Sonnenschiffe – wie die Ilias sie kennt, wächst sie schwerelos zum strahlenden Stern des Meeres heran. Die Griechen nennen sie deshalb „Anadyomene“ mit dem Beinamen Pelagia – „die dem Meer Entstiegene“.[14] Sie ist aber nicht allein Meeresgottheit, sondern auch Herrin der beiden Fische. Und als solche entwickelt sie sich bald zur Herrin aller Fische. Logik und Konsequenz zeichnen sich dergestalt im weiten Kreis der Mythen ab.

Im Zweistromland der Sumerer, Babylonier und Assyrer erscheint die Nina als

„Königin der Fische". In ihrem Hymnus heißt es: *Die Fische im Meer, sie funkeln ihr zu, die Fische als Schwalbe überfliegt sie ... die Herrin bin ich, auf der Barke* (!) *fahrend, ich bin es zum heiligen Tempel fahrend.*[15] Im alten Ägypten erscheint die Nephthys, die Schwester der Isis, als Herrin der Fische. Strabo berichtet von der Stadt Esneh – auf der Westseite am oberen Nil – daß dort in griechischer Zeit die Hathor-Athene und ein Fisch angebetet wurden. Der Fisch hieß „Latus", und die Stadt selber zeitweise „Latopolis". Glaubensgebote, die dem Mondfisch im Zusammenhang mit der Himmelskönigin gelten, zeigen sich auch in Syrien und Kleinasien. Dort gibt es noch heilige Fischteiche, und an einem Ort im westlichen Mesopotamien werden noch heute die Fische heilig gehalten. Sie dürfen nicht gefangen werden, angeblich zu Ehren der biblischen Rebekka, der Frau des Isaak, die dort, der Legende nach, Wasser geschöpft haben soll (Gn. 24). Während der Mysterienfeier im griechischen Eleusis, in deren Mittelpunkt die Demeter stand, war der Genuß von Fischen für alle Gläubigen verboten.[16a] Noch in einem mittelalterlichen Kirchenliede heißt es: *Der kleine Fisch, den die Jungfrau im Brunnen fing.*[16]

Die Eskimos der Gegenwart kennen sie als „Inua", freilich sehen sie in ihr den Venusstern nicht mehr. Aber in ihren Mythen ist noch von einer Frau die Rede, die alle Fische beherrscht und deren Zorn am meisten zu fürchten sei.

Die Zentralstämme der Eskimos bezeichnen sie als „Nuliajuk" – „die liebe Frau" – oder als „Sedna" – „die dort unten". In Westgrönland wird sie „die alte Frau" oder „die herrliche Frau" genannt. In Ostgrönland heißt sie „Imap-ukua" – „Mutter des Meeres". Die Sünden der Menschheit setzen sich wie Schmutz in ihren Haaren fest.[17]

„Sie entstand aus Atums Fingern"

Eine dem Tierkult anscheinend abgeneigte Symbolik – oder eine Symbolik, die sich hütete, die heiligen Gottestiere zu sehr in das profane Leben hineinzuziehen – machte aus der Mondsichel einen Finger. Vermutlich hängt dies mit einem heute unbekannten Verfahren zusammen, den Stand des Mondes mit der ausgestreckten Hand zu messen. Im ägyptischen Totenbuch wird erklärt, was Finger (und Zehen) bedeuten: sie seien Schlangen, heißt es dort.[18]

Genauso bildhaft und nunmehr ganz unmißverständlich drückt sich die Inschrift auf dem Schwarzen Stein von Memphis über den Gott Atum aus: *Die Götterschaft des Atum ist aus seinen Gefäßen und aus seinen Fingern entstanden.* Wer Gefäß und Finger versteht, weiß, daß dies stimmt: der Mond entsteht aus dem Gefäß und zeigt sich zuerst als Finger.

Im Totenbuch der Ägypter wird eine ganze Geschichte um den Finger erzählt,

die erst dann halbwegs verständlich wird, wenn man weiß, was die Fische und ihr Netz bedeuten, nämlich die Neumondzeit:

Da sagte Re (die Sonne): *Dieser Sohn der Isis hat Schaden genommen durch das, was seine Mutter* (Isis) *selbst an ihm getan hat. Ach, bringt ihn dem Sobk, dem Herrn der Sümpfe, damit er nach ihm fische.*

Er (Sobk) *fand ihn, und seine Mutter pflegte ihn an derselben Stelle.*

Sobk, der Herr der Sümpfe, sagte (zu Re): *Ich habe nachgesucht und ich habe . . . mit meinen Fingern an den Ufern des Wassers entdeckt, es war* (am) *äußersten Ende des Netzes* (?).

Re sagte: Wozu sind die Fische bei Sobk? . . .

Re sagte (ferner): *Ein großes Geheimnis ist in dem Netz!*

Die Hände des Horus wurden ihm gebracht, und „das Öffnen des Gesichts“ wurde an ihm im Fischlande vollzogen am ersten Tage des Monats und des Halbmonats.[19]

So hören sich ägyptische Texte an! Dabei gewinnt man den ersten Einblick in die großen Schwierigkeiten, sie in eine moderne Sprache zu übersetzen. Es sind Begriffe über Begriffe, die erst allmählich verstanden werden können, so etwa, wie man eine Sprache erst durch das Erlernen vieler Vokabeln und grammatischer Regeln zu beherrschen vermag. Dahinter verbirgt sich dann noch eine Vielzahl von Wortspielen, die erst verständlich werden, wenn man die Grundbegriffe beherrscht. Bei diesem Text aus dem ägyptischen Totenbuch sei nur auf den Zusammenhang von Fischen, Fingern, Geheimnis des Netzes (= Gefäß) und erstem Monatstag hingewiesen. Alles weitere kann erst später erörtert werden.

Finger und Zehen im Zusammenhang mit dem Himmel erscheinen auch in den Mythen Nordeuropas. Der Ring des Polykrates, den ein Fisch aus dem Meer zurückbringt, taucht geheimnisvoll in der nordischen Völsungensaga auf. Dort fragt ein König Alf zwei gefangene Frauen – von denen sich die Königstochter als Magd, die Magd als Königstochter ausgibt – nach ihren Kenntnissen und bekommt zu hören, daß die Morgendämmerung dann beginne, wenn der Goldring am *Finger* der Königstochter *erkalte.*[20] Auf deutsch: wenn die Sterne an der Götterbahn – namentlich an der Mondbahn – verblassen. Die Zehe wird folgendermaßen erwähnt: Thor sagte der Seherin Groa, der Frau Aurwandils des Kühnen, zum Lohne für ihre Hilfe, daß *er von Norden her über die Eliwagar gewatet sei und im Korb auf seinem Rücken den Aurwandil aus Jötunheim getragen habe. Und zum Wahrzeichen gab er an, daß eine Zehe ihm aus dem Korb vorgestanden und erfroren sei: die habe Thor abgebrochen, hinauf an den Himmel geworfen und den Stern daraus gemacht, der Aurwandils Zehe heißt. Noch sagte Thor, es werde nicht lange mehr anstehen, bis Aurwandil heimkomme.*[21]

Hier braucht wenigstens der Korb, aus dem die Zehe heraussteht, nicht weiter erklärt zu werden. Der nordische Ausdrucksstil ist in seiner ganzen Bildersprache

gar nicht so weit von dem der Ägypter entfernt: statt des Fischnetzes ist es hier ein Korb, aus dem die erfrorene Zehe heraussteht, die Thor dann als Wahrzeichen an den Himmel wirft.

Plutarch erzählt dagegen aus den griechischen Mythen von der göttlichen Kraft der Zehe des Pyrrhus – *so daß sie nach seinem Tode, als der Körper verbrannt war, noch ganz und vom Feuer unversehrt gefunden worden.*[22]

Dabei darf man weder Plutarch noch andere antike Autoren für leichtgläubig halten, wenn sie derartige Erzählungen wiedergeben. Das ganze Abendland war zu Plutarchs Zeiten eben noch vollkommen vom Wunderglauben beherrscht, und nur schüchtern brach hier und dort der Zweifel an derart merkwürdigen Geschichten durch. Zum andern verstanden jene antiken Autoren in den Jahrhunderten um Christi Geburt den Sinngehalt alter Mythen nicht mehr; sie verfügten über keine Mittel, um diesen Sinngehalt zu rekonstruieren. Mehr als eine „Sintflut" hatte den Kerngehalt der Mythen längst verschlungen. Man mußte die Erzählungen hinnehmen, wie sie waren.

In Tunis fand die Archäologie Amulette einer Mondsichel mit fünf Fingern in der Mitte.[23] Im Lebensraum der Hethiter kamen Steinschalen zum Vorschein, die ein bevorzugtes Stiftungsgeschenk für den Himmel waren. An diesen Schalen sind oft zahlreiche Finger abgebildet. Finger und Gefäß gehören demnach genauso zusammen, wie Fische und Binsenkörbe oder Schlangen und Krüge.[24]

Als Abraham in der Höhle geboren wurde, so geht die israelitische Sage, und seine Mutter ihn aus Furcht vor dem König Nimrod dort allein gelassen hatte, sandte Gott den Engel Gabriel zur Hilfe. Gabriel ließ aus Abrahams eigenem kleinen Finger der rechten Hand Milch fließen. Daran saugte Abraham, bis er zehn Tage alt war. Dann stand er auf und verließ die Höhle.[25]

Von diesem milchspendenden Finger – man denke an die Himmelskuh – spricht das Buch Exodus des Alten Testamentes in einem völlig anderen Zusammenhang, nämlich bei der Schilderung des Wettbewerbes der ägyptischen Zauberer mit dem Wunderstab des Moses, aus dem eine Schlange entsteht. Als Moses diesen Zauber mit Stab und Schlange zum Beweis von der Allmacht und Herrlichkeit seines Gottes vorführte, so berichtet das Alte Testament, *sprachen die Zauberer zum Pharao: Das ist Gottes Finger! Aber das Herz des Pharaos war verstockt* (Ex. 8, 15 f.).

Aus der Bezeichnung „Gottes Finger" geht klar hervor, daß der Mond, der ja mit diesem Finger gemeint ist, nun nicht mehr selber der „Herr" sein kann, sondern eben nur noch sein Finger. Wer aber ist dann Gott? – Auf diese Frage fanden die Archäologen im Boden Palästinas eine aufschlußreiche Antwort. In einem in Thaanach ausgegrabenen Keilschriftbrief wird an den Fürsten dieser Stadt, namens Ischtarjaschur, folgendes geschrieben: Wenn sich der Finger der Aschirat zeigen wird, so möge man sich dies einschärfen und befolgen![26]

Die Aschirat ist der Planet Venus. Darüber ist sich die Altertumsforschung einig. Ihr Finger ist der Mond. Wenn er sich zeigt, ist entweder das Monatsende nahe, oder es ist Neulicht. Der Brief an den Stadtfürsten von Thaanach gibt also ein regelrechtes Datum an, zu dem etwas geschehen und befolgt werden soll.
Der „Finger Gottes", von dem die ägyptischen Zauberer sprachen (Ex. 8, 15 f.), erweist sich nunmehr als Finger des Planeten Venus.

Fingeropfer

Hier muß eine Frage aufgeworfen werden, die zu dem wichtigen und aufschlußreichen Thema der Nachahmungskulte gehört. Wenn der Mond „starb", dann verschwand mit ihm ja auch der „Finger Gottes", denn man sah ja in der schmalen Mondsichel diesen Finger. Was aber taten nun die Menschen, die beim Tode eines Häuptlings oder Familienoberhauptes ihre Trauer bekunden wollten? Verlangte ein konsequenter Ritus, der den menschlichen Todesfall auf Erden mit dem Mondtode gleichsetzte, von ihnen die Abtrennung eines Fingers? Tatsächlich gehört es zu den Trauersitten in vielen Teilen der Welt, daß sich die nächsten Angehörigen eines Verstorbenen einen Finger abhacken müssen.
In Europa, in Indien, bei verschiedenen afrikanischen Stämmen, in Teilen Ozeaniens, in Amerika und Australien schnitten sich die Hinterbliebenen einen Finger oder wenigstens ein Fingerglied ab. Das ist noch heute bei primitiven Völkern üblich, so daß alte Leute – die manchen Trauerfall in ihrer Familie erlebt haben – *einen unheimlich verstümmelten Eindruck machen.*[27]
Auf Neu-Guinea beginnt man gewöhnlich beim Zeigefinger der rechten Hand. Der Daumen und kleine Finger werden so gut wie nie benutzt. In einem Falle amputierte sich ein Mann seine große Zehe. In Afrika hacken sich die Alta-Hottentotten dagegen den kleinen Finger ab. Ähnlich verfahren Buschleute und Pygmäen.
In Indien sind es die Dravidas von Mysore, die derart ihre Trauer bekunden. Und im Stillen Ozean – auf den Tonga-Inseln – soll das Abhacken des kleinen Fingers früher so häufig gewesen sein, daß selten ein Mensch anzutreffen war, der noch seinen kleinen Finger besaß.[28] Cook beobachtete auf den Tonga-Inseln, wie sich einige fünfjährige Kinder wütend darum schlugen, wer von ihnen die Ehre haben sollte, zum Andenken an den verstorbenen Häuptling einen Finger zu opfern.[29]
Erst nachdem man diesen Überblick gewonnen hat, kann man mit einigem Verständnis die Felsenhöhlen Frankreichs und Spaniens betreten. In den Höhlen von Gargas, Bédailhac, Les Trois Frères, Cabrerets, Altamira und Castillo sieht man verstümmelte Hände an der Felsenwand.[30] In El Castillo bei Punte Viesgo (San-

tander) und in Altamira zeigen sich die Negativabdrücke menschlicher Hände an den Wänden. Die Handflächen sind auf die Wände gelegt worden, und dann hat man ringsherum Farbe aufgetragen.[31] In der französischen Höhle von Gargas (Hautes-Pyrénées) rieb man sich die Hand mit feuchter, roter Ockererde ein und klatschte sie dann auf die vorher gereinigte und geglättete Höhlenwand.[32] Bei beiden Verfahren scheinen es auffallend oft die linken Hände gewesen zu sein. Meistens fehlt ein Finger oder ein Fingerglied, nicht selten mehrere. Die Verstümmlungen treten bei allen Fingern in Erscheinung, am wenigsten aber beim Daumen. Vom Daumen fehlt mitunter nur die Kuppe.[33]

Das Alter dieser vielleicht ältesten vom Menschen geschaffenen „Bilder" läßt sich zum Teil gut bestimmen. Die Handabdrücke liegen nämlich unter Malereien, die Elefanten darstellen, und über den Elefanten liegt zum Teil noch eine dritte Schicht von Bildern. Darauf sind mehrfarbige Hirschkühe und große, sehr lebendig gemalte Bisons wiedergegeben, die nach Ansicht der Forscher zum Zeitalter des mittleren Magdalénien gehören und also etwa zehntausend, ja, vielleicht sogar zwanzigtausend Jahre alt sind. Die zwei Schichten darunter liegenden Handabdrücke mit den fehlenden Fingern müssen also noch weitaus älter sein. Sie werden von einigen Vorgeschichtsforschern für älter gehalten als das frühe Aurignacien und für die älteste Malerei, die Menschen auf Erden geschaffen haben.[34a]

In jedem Falle werfen diese Handabdrücke ein Licht auf das Alter der menschlichen Geistesgeschichte und vor allem der menschlichen Himmelskunde. Denn falls man den Zusammenhang mit dem Mond hier nicht anerkennen will, dann belehrt gerade die dunkle Felsenhöhle von El Castillo eines Besseren: In der Nähe der vielen Handabdrücke liegen Gruppen von roten Punkten. Die Forschung hat sie gezählt. Es sind verschiedene Zahlengruppen und zum Teil noch nicht recht erklärbar. Aber eine von ihnen kennen wir bereits aus der Bibel, aus den Inschriften am Nil, aus den Epen Homers und aus anderen Quellen der Geschichte und Mythologie. Es ist die Zahl, die als ältestes Zeitmaß des Mondes bezeichnet worden ist: die Siebzehn. Eine der genannten Zeichengruppen in El Castillo besteht aus siebzehn roten Punkten.[34a]

Die von der Altsteinzeit bis zur Gegenwart bei vielen Völkern herrschende Trauersitte, beim Hinscheiden des Häuptlings oder des als Gott verehrten Königs einen Finger abzuhacken, erklärt vielleicht auch den Beinamen des Evangelisten Markus, der als Begleiter und Hermeneut (Ausleger, Erklärer) des Apostels Petrus vermutlich der erste war, der aus dem Gedächtnis niederschrieb, was er von den Predigten des Petrus über das Leben Jesu behalten hatte.[35] Dieser Markus trug den merkwürdigen Beinamen, der „Stummelfingrige", den die Religionswissenschaft kopfschüttelnd alten Urkunden entnahm. Wenn es sich auch heute nicht



Göttin mit der Schlange im linken Arm, der rechte Unterarm zum Mondhorn stilisiert
Terrakottafigur aus Griechenland. 1. Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr.



Der Fisch im assyrischen Kult: Basalt-Wasserbecken aus Assur mit Reliefdarstellungen von 16 Priestern in Fischmasken, die 8 Göttern (Monatsgöttern) zelebrieren. 8. Jahrhdt. v. Chr.



Der Morgenstern mit dem sterbenden Mond. Der größere Stern ist die Venus; rechts davon der Jupiter Aufnahme vom 22. 12. 1946, Sonneberg (Thüringen)

mehr beweisen läßt, ob Markus ein Anhänger jener Trauersitte war, so ist es doch auffällig, daß die Urkunden die Stummelfingrigkeit ausdrücklich erwähnen.[36]

Der zweite Adam

Der biblische Bericht von der Erschaffung der ersten Menschen wählt für den Mond noch ein weiteres Bild. Für diesen Teil des Alten Testamentes ist der Mond kein Finger, keine Schlange und kein Stier, sondern eine Rippe. Das Bild ist genauso sinnfällig, wie der Stier oder der Finger, der etwas anzeigt, nämlich einen wichtigen Zeitpunkt.

Das Alte Testament enthält die Schöpfungsgeschichte des Menschen in zwei verschiedenen Versionen. In der ersten Version werden Mann und Weib zugleich erschaffen, und zwar *ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes* (Gn. 1, 27). Die zweite *nachfolgende* Version erklärt: *Aber für den Menschen ward keine Gehilfin gefunden, die um ihn wäre* (Gn. 2, 20). Dann folgt die Erschaffung der „Männin" aus der Rippe des schlafenden Menschen (Gn. 2, 21 f.). Der Name Adam taucht erst später – nach der Verführung des Weibes durch die Schlange – zum erstenmal auf (Gn. 3, 8 f.). Dabei wird Eva noch nicht bei Namen genannt, obwohl ständig von ihr die Rede ist; sie wird lediglich als *das Weib* bezeichnet. Erst die Textstelle Gn. 3, 20 erklärt: *Und Adam hieß sein Weib Eva: darum, daß sie eine Mutter ist aller Lebendigen.*

Dies alles zeigt, daß an dem biblischen Text der Schöpfungsgeschichte viel gearbeitet wurde, und daß er keine geistige Einheit bildet. Auch die Erschaffung des Weibes aus der Rippe ist dunkel, weil ganz offen bleibt, warum Gott diese Methode gewählt hat. Die folgende Erklärung (Gn. 2, 24) von dem *einen* Fleisch kann nicht befriedigen. Klar wird das Motiv erst dann, wenn man zum Himmel blickt und dort den Venus-Stern aus der Rippe des Adam – des nunmehr ganz vermenschlichten Atum von Heliopolis – hervorgehen sieht (siehe nebenstehende Abb. und auf dem Bucheinband). Atum ist der Stier, Adam ist die Rippe.

Die Rippe ist nicht allein im Alten Testament von Bedeutung, sie wird vielmehr allgemein als ein Mondsymbol angesehen. Das hebräische Wort für „Rippe" hat die Grundbedeutung „Wölbung" und wird mit „Rippe" oder „Seite" übersetzt.[37] In Afrika wissen die Nandi, die Massai, die Wute (Kamerun) und die Bubi (Fernando Po) von der Erschaffung des Weibes aus der Rippe.[38] Aus dieser Mondrippe wurde also Adams Weib erschaffen. Es ist zweifellos eine sehr alte Version; denn erst war der Mond da; nach ihm kam die Venus, die Eva heißt. Die Version besagt auch, daß der Mond männlich sei. Ein männlicher Mond kann natürlich keine Venus gebären. Sie wurde vielmehr zu seiner Frau oder Geliebten. So endlich wird verständlich, warum Gott Mann und Weib nicht zur gleichen Zeit erschuf, ob-

gleich dies die unbefangenste Darstellung im biblischen Text gewesen sein könnte. Das Hervorgehen der Eva aus Adams Rippe ist himmlischer Mythos, der offensichtlich aus ähnlichen Quellen geschöpft wurde, denen zufolge die Griechen erkannten, daß ihre Athene dem Haupt des Zeus entsprang.

So vielfältig die mythischen Erzählungen von Mond und Venus auch immer sein mögen, so haben sie doch alle eines gemeinsam: sie stehen alle unter dem Eindruck der engen Wechselbeziehungen dieser beiden Himmelslichter. Adam ist ebensowenig ohne Eva vorstellbar wie Europa ohne den stiergestaltigen Zeus oder der Edelstein am Ring des Polykrates ohne den Fisch, der ihn aus dem Meer zurückbringt. Aber die große Göttin des Himmels ist nicht nur die Frau des Adam-Atum, die Geliebte des Zeus und gleichzeitig die aus der Rippe des einen oder aus dem Haupte des anderen hervorgegangene Gestalt, sie ist vielmehr auch selber Mutter, und zwar Mutter eines göttlichen Sohnes. Und nichts vermag besser zu verdeutlichen, was gemeint ist, als die folgenden Sätze des Kulturhistorikers Karl Kerényi in seiner Abhandlung „Das Göttliche Kind": Im sogenannten Religionsgespräch am Hof der Sassaniden,[39] schreibt Kerényi, heiße es *von der mit dem göttlichen Kinde schwangeren Mutter, der Hera-Pege-Myria: sie trage in ihrem Mutterleibe wie in einem Meere ein Schiff von tausend Lasten. Einen Fisch allein hat sie – wird noch hinzugefügt, denselben nämlich, der auch als Schiff bezeichnet wurde.*[40]

Wiederum bieten sich überraschende Hinweise auf Christus an, von dem der Erzengel Gabriel zu Maria sagt: *Du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären . . ., der wird groß und ein Sohn des Höchsten genannt werden* (Lk. 1, 31). Aber nicht nur über die Muttergottheit bestehen Beziehungen zwischen der Adam- und der Christusgestalt. War Adam die Mondrippe und Jesus Christus der auferstehende Fisch – dann müßte sich hier der Kreis des Mondmythos in einer Art Gleichsetzung von Adam und Christus schließen, denn die Adam-Rippe ist ja mit dem Christus-Fisch identisch. Von der magischen Gewalt einer inneren Stimme getrieben, zieht der Apostel Paulus selber eine direkte Verbindungslinie, wenn er Christus mit Adam vergleicht; im Römerbrief (5, 12–21) noch tastend und unsicher, im 1. Korintherbrief klar und entschieden:
Der erste Mensch, Adam, ward zum lebenden Wesen. Der zweite Adam ward zum lebendigmachenden Geist (1 Kor. 15, 45 f.).

Sie wollte den Mond heiraten

Vorstellungswelt und Vorstellungskapazität der Altmenschen sind für den heutigen von der Zivilisation mit Begriffen und Schlagworten überschütteten Menschen praktisch unvorstellbar. Das Staunen, das einen bei jeder einzelnen Entdeckung menschlicher Ideen aus der grauen Vorzeit immer wieder aufs neue überkommt, ist sicherlich kaum geringer, als es das Staunen eines Südseeinsulaners sein würde, den man unvermittelt in ein Flugzeug setzte. Es ist das Staunen über eine Welt, die als riesengroßes Rätsel erscheint, weil sie als ein fertiges, bestehendes Produkt menschlichen Geistes vorgeführt wird, ohne daß man die Ursprünge zu erkennen vermag.
So ähnlich geht es dem heutigen Kulturmenschen mit seiner eigenen Vergangenheit. Bis in das 20. Jahrhundert n. Chr. hinein lagen die Ursprünge fast aller Mythen und Religionen im Dunkeln. Erst die Riesenarbeit der Archäologie – die seit mehr als hundert Jahren den Boden des ganzen Vorderen Orients unter erheblichen Kosten durchforscht, Tempel und Paläste ausgrub und rekonstruierte, jedes Grab und jede Siedlung untersuchte und die Sprachen der Vergangenheit wieder lesen lernte – ergab, unter einer geradezu ungeheuren Flut von Dokumenten und Sinnbildern, die Feststellung, daß der Planet Venus eine sehr große Bedeutung neben dem Monde in der Weltanschauung des Altertums besaß. Abertausende von Sinnbildern, Hymnen und Gebeten galten zum Beispiel allein in Mesopotamien – im Gebiet der Sumerer, Babylonier und Assyrer – dem Stern der Venus.

Unzählige Fragen, die in Verbindung mit der archäologischen Entdeckung der Venus-Religion aufgetaucht sind, haben überhaupt noch keine Antwort gefunden. Die Untersuchung vieler dieser Fragen kann jedoch Fortschritte machen, wenn man sich wiederum mit den Ergebnissen der modernen Ethnologie im Hinblick auf die Vorstellungen der heutigen Primitiven vertraut macht, denn auch im primitiven Weltbild der Gegenwart spielt – neben dem Mond – die Venus eine bedeutende Rolle.
Einige Forscher meinen ganz allgemein, daß in mutterrechtlichen Kulturen der Venusstern als Gattin des Mondes aufgefaßt wird; und von den Jenisseij-Ostjaken wird erwähnt, daß der Venus-Doppelstern als der älteste Stern am Himmel gelte – *der erste und letzte am Himmel.*[41]
Die australischen Narrinyeri sehen im Morgen- und Abendstern die Frauen der jungen und alten Sonne. Ursprünglich waren sie jedoch die Frauen des Mondes.

Sie entliefen ihm, weil die Schönheit des Sonnenjünglings sie verlockte.[42]
Von den Überlieferungen der Marind-anim auf Neu-Guinea ist bekannt, daß eine Schlange nach langer Wanderung schwanger wurde und einen Knaben namens „Jawi" gebar. Die Erzählung geht weiter und erklärt, das Kind sei von zwei Mädchen mitgenommen worden.[43]
Ein anderes Märchen aus der Südsee weiß etwas von zwei Frauen, die eine winzige Schlange fanden. Sie nahmen diese Schlange mit nach Hause und fütterten sie. Aber das Tier wuchs und wuchs, bis jeder Behälter zu klein war; und endlich fraß die Schlange ihre beiden Pflegerinnen auf.[44] Das ist offensichtlich die Schlange, die zum Vollmond anwächst; denn wenn der Vollmond am Himmel steht, sind die beiden Frauen nur selten zu sehen.
Besonders zahlreich scheinen die Mythen um den Venus-Stern in Afrika zu sein. Bei den westafrikanischen Jukum heißt die Venus „Adsui-auwa", „der weibliche Stern". Nach ihren Mythen war das Mädchen ursprünglich die Tochter eines irdischen Königs. Das Mädchen fragte seinen Vater: „Wie kannst du es machen, daß du mich zum Monde hinaufsendest?" Denn sie wollte unbedingt den Mond heiraten.[45] Bei den Haussa Afrikas gilt die Venus, die „Sara" genannt wird, allgemein als Frau des Mondes.[46] Bei den Bantu wird der Morgenstern als Frau des Mondes angesehen; bei den Anyanya sind es wieder zwei Frauen.[47] Die Pygmäen bezeichnen den Morgen- und Abendstern als die beiden Frauen des Mondes. Dabei unterscheiden sie diese nach dem guten Morgenstern (Marubogeda) und dem bösen Abendstern (Mataligeda).[48]
Eine recht interessante Mythe von Mond und Venus bewahrte der südostafrikanische Stamm Wahungwe Makoni in Südrhodesien. Sie erwähnt den Mondmann, der zwei Frauen besaß: den Morgenstern als erste, den Abendstern als zweite Frau. *Maori* (Gott) *machte den ersten Mann und nannte ihn Mwuetsi* (Mond). *Er setzte ihn auf den Boden eines Dsivoa* (Sees) *und gab ihm ein Ngona-Horn.* Das Horn spielt in Südrhodesien wiederum eine große Rolle; es ist wundertätig, begabt mit Kraft, Feuer und Blitz zu erzeugen, die Lebenden zu schwängern und die Toten zu erwecken. Mwuetsi, der Mond, möchte auf die Erde hinabgehen, aber die Erde ist kalt und leer. Mwuetsi weint und klagt, und Maori gibt ihm ein Mädchen Massassi, den Morgenstern. Für zwei Jahre soll es Mwuetsis Frau sein. In dieser Zeit machen die beiden Feuer, zeugen miteinander Gräser, Sträucher und Bäume, ernten Früchte und Korn, bauen ein Haus und schaffen Werkzeuge und Fischfallen. Nach zwei Jahren nimmt Maori die Massassi von der Erde, und Mwuetsi ist wieder allein. Acht Tage lang klagt und weint Mwuetsi, dann gibt ihm Maori für wiederum zwei Jahre Morongo, den Abendstern.
Morongo, der Abendstern, gebiert nunmehr Hühner, Schafe, Ziegen, Büffel, Rinder und nach der dritten Nacht Knaben und Mädchen. Dann bringt sie Löwen, Leoparden, Schlangen und Skorpione zur Welt. Das kommt daher, weil Mwuetsi

auf den Rat der Morongo eine Tür gemacht und damit den Eingang zur Hütte verschlossen hatte, damit Gott Maori nicht sah, was Mwuetsi mit Morongo trieb. Mwuetsi, der Mond, schläft dann mit seinen Töchtern, die ihm Kinder gebären, und so wird Mwuetsi der Mambo (König) eines großen Volkes. Morongo aber, der Abendstern, gebiert nicht mehr; er schläft nur noch mit der Schlange. Als Mwuetsi wieder mit Morongo schlafen will, warnt ihn Morongo. Doch Mwuetsi hört nicht, und die Schlange beißt ihn. Mwuetsi wird dadurch sehr krank. Am nächsten Morgen regnet es nicht. Die Pflanzen verwelken, die Flüsse und Seen trocknen aus, die Tiere sterben, und die Menschen beginnen zu sterben. Darauf binden Mwuetsis Kinder Mwuetsi und begraben ihn. Sie wählen einen anderen Mann zum Mambo. Auch Morongo hat zwei Jahre lang mit Mwuetsi gelebt.[49]

Soweit die Mythenwelt der heutigen Primitiven. Man erkennt bereits ihre teilweise Verworrenheit und die unzutreffenden Zeitangaben über das Zusammensein von Mond und Morgen- bzw. Abendstern. Vor allem wird deutlich, daß noch heute viele Primitive die Identität von Morgen- und Abendstern, wenigstens in ihren Mythen, gar nicht kennen.
Das Hilfsmittel, sich an Hand der Mythen der heutigen Primitiven zunächst Anhaltspunkte für eine vielleicht gleiche oder ähnliche Vorstellungswelt zur Zeit der vor- und frühgeschichtlichen Kulturen zu ertasten, bewährt sich bereits: Die Identifikation der beiden zu verschiedener Zeit und an verschiedenem Ort erscheinenden Sterne – der eine morgens im Osten, der andere abends im Westen – kam den Altmenschen tatsächlich lange Zeit nicht in den Sinn; und als astronomisch bekannt wurde, daß es sich bei beiden Sternen um ein und denselben handelt, waren sie als Gottesgestalten schon so tief im religiösen Leben verwurzelt, daß es für die gläubige Welt keinen Anlaß mehr gab, über sie nachzudenken. Diejenigen, die es dennoch taten, gerieten, wie sich gerade aus der biblischen Geschichte zeigen wird, in Konflikte, deren Lösung Blut und Opfer kostete.

Die Venus, ein Mann?

Ein zweites, sehr bedeutsames Ergebnis der Altertumsforschung scheint sich freilich bei den heutigen Primitiven nicht mehr zu bestätigen, wenigstens nicht bei den eingangs geschilderten Mythen: die unterschiedliche Geschlechtsauffassung der Gottheit bzw. Gottheiten, die sich im Venusstern manifestierten. Bei den heutigen Primitiven erscheint der Stern, soweit sich dies aus den erwähnten Mythen erkennen läßt, in der Gestalt einer Frau oder zweier Frauen. Vielleicht gibt es aber auch heute noch irgendwo Mythen, in denen der Stern nicht als Frau, sondern als Mann oder in Gestalt von zwei Männern auftritt.

Mit gewissen Ausnahmen entspricht die weibliche Auffassung des Venus-Sternes den Vorstellungen des Altertums. Manche Spuren der archäologischen Forschung machen aber auch eindringlich auf das Gegenteil aufmerksam: auf einen Venus-Stern als männliche Gottheit.

Das leuchtet sofort ein, wenn man an die Beziehungen des Sternes zum Mond und dann an die verschiedenartige Geschlechtsauffassung vom Mond selber denkt. Wo der Mond eine männliche Gottheit darstellt, bereitet es keine Schwierigkeiten, im Venus-Stern ein weibliches Wesen zu sehen. Allein der Schöpfungsmythos erfordert, wie bereits erkennbar wurde, die Venus aus dem Haupt des Zeus oder aus der Rippe des Adam hervorgehen zu lassen. Wo aber der Mond als weibliche Gottheit galt, war es naheliegender, den Venus-Stern als männliches Wesen aufzufassen. Die Mondgöttin war dann entweder Mutter oder Braut oder Gattin eines männlichen Sterngottes.

Dies scheint alles ziemlich plausibel zu sein und könnte der Forschung eigentlich nur geringe Probleme aufgeben. Die häufige Abbildung eines Götterpaares, die bei den Grabungen in Mesopotamien in der Form von Terrakotten zum Vorschein kamen, wird verständlich, wenn man neben der ganz als Mensch dargestellten Göttin den Gott mit einer Sichelkeule betrachtet, der oft noch trotz seiner menschlichen Gestalt Rinderohren besitzt.[50] Ebenso eindeutig sind die Muttergöttinnen, die bereits vor dem Beginn der geschichtlichen Zeit – und zwar schon ein bis zwei Jahrtausende früher – im Vorderen Orient in Verbindung mit einem heiligen Stier erscheinen (vgl. S. 187). Auch die Abbildungen auf Barken fahrender, Fische oder Schlangen beherrschender Göttinnen erscheinen jetzt durchaus sinnvoll, zumal dann, wenn man noch in Betracht zieht, daß Mond und Venus vom Beginn der historischen Zeit an immer und ausdrücklich miteinander in Beziehung gebracht werden. Schwieriger werden die Dinge eigentlich erst dann, wenn weibliche Mondgottheiten – zum Beispiel mit Schlangenköpfen auf dem menschlichen Körper und einem Kind an der Brust (Abb. S. 160) – in dem gleichen Kulturgebiet auftreten,[51] in dem der Mond vorwiegend als männlich und die menschliche Göttin eben als seine Braut, Gattin oder Mutter gilt.

Nicht nur aus sehr tiefen Grabungsschichten des sumerischen Bodens am Persischen Golf kamen die Figuren derartiger schlangenköpfiger Göttinnen ans Licht – vielmehr ist auch in den ägyptischen Hieroglyphen der Spätzeit (letztes Jahrtausend v. Chr.) die Schlange mitunter ein Schriftzeichen für das Wort „Göttin".[51a] Seit altersher erscheinen am Nil außerdem zahlreiche ganz menschlich gestaltete Göttinnen mit Stierhörnern und Sonnenscheiben auf dem Kopf und Schlangen an der gekrönten Stirn. Sind es Mondgöttinnen? – Sind es in einer Welt, die so große Mondgötter wie Osiris, Atum, Thoth und andere kennt, tatsächlich Mondgöttinnen? –

Wo aber ist die männliche Gottesgestalt des Venus-Sternes oder wo deren zwei?

Die Götterfamilie

In den ältesten Inschriften Ägyptens erscheint als Sohn oder auch als Bruder des Osiris, der ursprünglich und, wenn auch verdunkelt, mindestens bis in die Zeiten der Ramessiden (13./12. Jahrhundert v. Chr.) der Mond war, ein großer Königsgott namens „Horus“.

Horus ist zwar der Sohn des Mondes – ein Hinweis auf die Tatsache, daß die Mondreligion älter ist – aber Horus ist größer als der Mond. In den Texten der Unas-Pyramide (Spr. 303) heißt es: *Bist du Horus, der Sohn des Osiris?* Im Pyramidenspruch 461/465 gilt Horus als Sohn des Atum; und im Spruch 215 des Unas-Rituals, wie er an den Wänden zur Sargkammer des toten Pharaos der 5. Dynastie um die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. geschrieben steht, wird erklärt: *Du bist geboren, Horus, dem Osiris, aber du bist mehr Seele geworden als er und bist mächtiger geworden als er.*

Nach den zahlreichen Texten der Pyramiden am Nil zu urteilen, treten fast alle Mondgötter zu Horus über und erkennen seine Größe an. Im Butischen Pyramidenspruch heißt es deshalb: *Heil dir, Atum! Heil dir, Chepre, der von selbst entstand! Heil dir, Auge des Horus! Er ist es, der dich gegründet hat. Mögest du alles für ihn tun, was er dir sagt, an jedem Orte, wohin er sich wendet.*[52]

Und im sogenannten „Denkmal memphitischer Theologie“ wird von Horus und Mond erklärt: *Sein* (des Osiris) *Sohn Horus aber erschien als König von Oberägypten und erschien als König von Unterägypten in den Armen seines Vaters Osiris, so wie die Götter vor ihm und nach ihm.*[53]

Zweitausend Jahre später ist Horus nicht mehr der Sohn, sondern der Bruder des Osiris: *Hier bin ich, hier bin ich, mein Sohn Horus! Fürchte dich nicht, fürchte dich nicht, du Sohn einer Zauberin! Du bist der Bruder des Abdu-Fisches ...* (also des Osiris). *Keine beißende Schlange gewinnt Macht über dich, kein Löwe, der dich angreift, überwältigt dich – denn du bist der Sohn eines herrlichen Gottes.*[54]

Und der gleiche Horus, der mit so reichhaltiger Umschreibung seines Wesens und seiner Größe im 3. Jahrtausend v. Chr. in Ägypten in Erscheinung tritt, heißt auch dort so, wie ihn noch Jahrtausende später Menschen in aller Welt – von Südamerika bis nach Europa – sahen: *Horus, Herr des Smaragds* – Gott im Edelstein am Kopf der Schlange.

Ist jener Horus tatsächlich die männliche Gottesgestalt des Venus-Sternes? – Ja, Horus ist es. Nicht allein die Inschrift des Horustempels zu Edfu und ein Text im Totenbuch weisen darauf hin, dergestalt, daß Horus als *Großer der beiden Schlangen* bezeichnet wird, der die Göttinnen Nechbet und Uto, die zwei Schlangen darstellen, mit sich nimmt, oder an dessen Stirn die beiden Schlangen sitzen –[55] Horus wird vielmehr in Edfu ausdrücklich, wenn auch erst in der Spätzeit, als Morgen- und Abendstern bezeichnet.[56]

Wessen Sohn ist er nun? Vor allem: wer ist die Mutter des Horus, wenn der Mond der Vater oder Bruder ist? – Es ist vorwiegend Isis.

Isis war vielleicht in Urzeiten eine Mondgöttin, aber sie ist es schon nicht mehr, als die Pyramideninschriften Ägyptens entstehen. Isis ist vielmehr – und bleibt es dann – die Geliebte, Gattin oder Schwester des Osiris: *Deine Schwester Isis kommt zu dir* (Osiris), *jauchzend aus Liebe zu dir. Du setzest sie auf dein Glied, und dein Same strömt in sie aus. Horus-Sopd geht aus dir* (Isis) *hervor als Horus ... Verkläre dich durch ihn in seinem Namen, Verklärter, der in dem Zendru-Schiffe sitzt, damit er dich schütze in seinem Namen „Horus, der seinen Vater schützt"*.[57]

Man sieht, die Ägyptologie hat es nicht leicht mit den alten Ägyptern und Pyramidenbauern. Denn dies ist bereits eine Geheimsprache – zu Beginn der ägyptischen Geschichte wohlgemerkt – die sämtliche Philologen zur Verzweiflung bringen kann. Sie besagt und behält es dann bei, daß Isis und Osiris die Eltern des Horus seien.

Horus, der Nachfolger

Das Haupträtsel liegt hier übrigens nicht bei Horus und Osiris – Venus-Stern und Mond –, sondern bei der Gottesgestalt der Isis. Ganz menschlich dargestellt, mit Riesenhörnern, zwischen denen die Sonnenscheibe steht, sitzt sie, Göttin und Geliebte des Osiris, auf einem Thron und hält oft einen kleinen Gottesknaben auf dem Schoß oder gibt ihm die Brust. Als Geliebte des Osiris müßte sie eigentlich die Venus sein. Wie aber könnte Horus, der ja selbst eine Venusgestalt ist, ihr „Sohn" sein? Hier zeigen sich große Widersprüche, die die Konzeption von der Venus-Göttin als Geliebte des Mondes – wenigstens in Ägypten – in Frage zu stellen scheinen. In Mesopotamien sind die Beweise dagegen so klar, daß nicht der geringste Zweifel bestehen kann.

Dabei drängt sich eine wichtige Frage auf: Besaß denn der Venus-Stern, den die Stiere, Schlangen, Fische und Schiffe umgaben, kein eigenes Tier, in dem er sich manifestierte? Wie klar würden sich die Ergebnisse der Archäologie gestalten, wenn wenigstens ein Tier entdeckt werden könnte, das zweifelsfrei dem Venus-Stern gehört!

Am Nil darf man dabei nur von Horus ausgehen, der ja als Morgen- und Abendstern bezeichnet wird. Nun, der große Königsgott Horus – dessen strahlendes Bild noch beschrieben werden soll – besaß tatsächlich ein heiliges Tier: den Falken nämlich. Horus und Falke – ein Lufttier also – sind bereits zu Beginn der ägyptischen Geschichte untrennbar miteinander verbunden und beide allerheiligste Gottes- und Königsgestalten.

Nach einer alten Sage, die in Wort und Bild überliefert worden ist, empfing

Isis den Horus, als sie sich in Falkengestalt auf die Leiche des Osiris niederließ.[58] Osiris sieht man im sterbenden Zustand zum letztenmal am Morgenhimmel. Demnach besitzen Isis und Horus in dieser alten Version das gleiche und heilige Tier gemeinsam. Daraus läßt sich schließen, daß Horus zwar der Sohn der Isis ist, aber im Sinne von „Nachfolger", das heißt, Isis galt als Morgenstern, und Horus als Abendstern oder umgekehrt.



Die beiden Falken mit Sonnenscheibe und Schlange auf dem Kopf. Die Schlangen tragen die Lebenshieroglyphe — eine Vorgängerin des Kreuzes. Halsschmuck einer Pharaonentochter der 12. Dynastie. (19. Jahrhundert v. Chr.)

Die verschiedenartige Geschlechtsauffassung des Morgen- und des Abendsternes ist auch in anderen Kulturkreisen nachweisbar und erklärt sich aus der Unkenntnis, daß beide Sterne ein und derselbe sind. Aber es scheint sich auch um weltanschauliche Vorgänge zu handeln, die tief in die vorgeschichtliche Zeit zurückreichen, denn schon in den ersten Dynastien Ägyptens treten zwei männliche Götter namens „Horus" und andererseits zwei „Schwestern" auf. Bereits in der Königstitulatur des ersten Pharaonengeschlechts wird der, freilich undurchsichtige, Titel „Die beiden Herren" angewandt und noch in jener ältesten Dynastie am Nil durch die Benennung „Die beiden Herrinnen" verdrängt.[59] Es müssen sich demnach an der Schwelle zur geschichtlichen Zeit gewaltige weltanschauliche Umstellungen abgespielt haben, deren Folgen nunmehr untersucht werden sollen.

Der Sieg der Schwestern

Zwei Gestalten, die als weibliche Geschwistergottheiten des Morgen- und des Abendsterns angesehen werden dürfen, tauchen in Ägypten bereits in der 3. Dynastie auf, also in der Zeit zwischen 3000 und 2500 v. Chr. Und zwar sind es die „Schwestern" Isis und Nephthys, von denen ein Pyramidentext folgendes berichtet: O *Osiris, Horus ist gekommen, damit er dich suche ... Geb* (ein Erdgott) *hat dir deine beiden Schwestern an deine Seite gebracht. Isis und Nephthys ...*[60]
Und an einer anderen Stelle heißt es: *Erhebe dich, Osiris ... Deinen* (einen) *Arm hat Isis, deine* (andere) *Hand hat Nephthys, und du gehst zwischen ihnen.*[61] Hier kann kein Zweifel mehr bestehen, daß Isis und Nephthys die beiden Venus-Sterne sind.
Diese Version der beiden Schwestern um Osiris zieht sich durch die ganze ägyptische Religionsgeschichte hin und erscheint in Inschriften von Dendera, Edfu, Philae: O *Osiris, Erster der Westlichen, Isis heilt dich, Nephthys umschlingt dich; du bist der herrliche Gott zwischen ihnen und besitzest* (?), *was sie dir tun ...*[62]
Isis und Nephthys, die beiden Schwestern, gehören als Venusgestalten zum Mond. Die zitierten Textstellen lassen also auf einen Sieg der Glaubensrichtung schließen, die in beiden Venuserscheinungen weibliche Gottheiten sah, im Monde dagegen ein männliches Wesen. Der bis dahin aber schon starke, ja überragende Königsgott Horus mußte sich der Götterfamilie als Sohn der Isis und als Sohn des Osiris einfügen. Tatsächlich ist aus der ägyptischen Religionsgeschichte erkennbar, daß der am Anfang des 3. Jahrtausends v. Chr. so machtvolle Horus im Laufe der Zeit immer kleiner wurde, als Sohn der Venusgöttinnen mit anderen Gottesgestalten vertauscht und endlich auch „Horus, das Kind" genannt wurde.

„Mein Sohn soll die Erde beherrschen"

An der Schwelle zur geschichtlichen Zeit, kaum daß die Schleier vor dem Bilde der Vorgeschichte zerreißen, steht also schon die Konsequenz einer langen und reichen Kulturgeschichte um Mond und Venus. Und als im 2. Jahrtausend v. Chr. die Särge der Vornehmen des ägyptischen Reiches mit Texten aus dem Götterritual einer schon damals uralten Vergangenheit beschriftet wurden, war der Gedanke von der Muttergöttin mit ihrem Kinde bereits so stark im religiösen Leben verankert, daß der Name des Horus nicht mehr alleinseligmachend war; entscheidend war vielmehr das Geschehen um die Göttin Isis, die den Samen des

Osiris in sich trägt und einen Sohn zur Welt bringt, der schließlich viele Namen besitzt und nicht mehr Horus, sondern ein junger Mond ist: *Isis erwacht, die schwanger geht mit dem Samen des Osiris; die Frau erhebt sich, die frohen Herzens ist und den Samen ihres Bruders Osiris behütet. Sie sagt: „O ihr Götter! Ich bin Isis, die Schwester des Osiris ... Sein Same ist in meinem Leibe, ich richte die Gestalt des Gottes im Ei auf – als* (die) *meines Sohnes, des Ersten der ... Göttinnen. Er soll diese Erde beherrschen, das Erbe seines Vaters ... Er soll sprechen für seinen Vater Osiris."*
Re-Atum sagte: „Die du schwanger gehst, ich lasse dich wissen, ein Knabe ist es, den du trägst und den du gebierst zu den Göttern; der Same des Osiris ist es ..."[63]
Als diese Inschriften auf ägyptischen Särgen erschienen, die von dem Sohne sprechen, der die Welt beherrschen werde, war noch keine Zeile der Bibel geschrieben.

Die Schwestern werden eins

Nach allem, was bisher erkannt wurde, bildeten astronomische Entdeckungen die Grundlagen für sternreligiöse Anschauungen, gleichgültig, ob diese Entdeckungen richtig oder falsch, ob sie endgültiger oder nur vorübergehender Natur waren. Auch die Venus-Religion ging von einfachen Beobachtungen aus, und wenn man die Entwicklung dieser Beobachtungen und der sich daraus ergebenden Erkenntnisse verfolgen könnte, würde manches Rätsel des Altertums gelöst sein. Eines der Rätsel um die beiden Venus-Schwestern, Isis und Nephthys, kann jedoch schon hier untersucht werden.
Am Anfang der Beobachtungen stand zweifellos die Erkenntnis, daß das Neulicht des Mondes, also der auferstehende, junge Stier der Zeugung und des Lebens, immer nur mit dem Abendstern zusammen steht, niemals aber mit dem Morgenstern. Heute wissen wir, warum das so ist. Wenn die Venus der Sonne folgt, erscheint sie am Abendhimmel, im Westen. Dann ist aber der Mond bereits an der Sonne vorbeigegangen und auferstanden. Er zeigt die neue Sichel, die Hörner des jungen Stieres, des Farren (Abb. S. 78). Deshalb entwickelte sich die abendliche Venus, die bei jenem Farren stand, zum Symbol der Zeugung, des Lebens und Gebärens, zum Symbol der Geschlechtsliebe überhaupt. Freilich kamen nach und nach noch andere Motive hinzu, die jene Eigenschaften der Abendgöttin vermehrten und bereicherten, aber in der Vereinigung der Venus mit dem jungen Monde am westlichen Abendhimmel erschien bereits das große Mysterium, das verheißungsvoll zur Erde herabstrahlte.
Mit dem Morgenstern, der im Osten vor der Sonne erscheint – der Sonne vorangeht –, steht dagegen immer nur die abnehmende Mondsichel – die „alte" Schlange des Todes – zusammen. Niemals ist der Morgenstern ein zeugender oder gebären-

der, sondern stets ein Sterngott des Todes. Er ist unberührt und hält einen Sterbenden in seinen Armen. Und deshalb vermag auch niemand, der die Identität beider Sterne nicht kennt, auf den Gedanken zu kommen, in diesem Morgenstern etwa eine Mutter oder Braut oder Geliebte zu sehen.

Wenn es aber im Weltbild des einen oder anderen Volkes schon eine Frau war, dann war sie eigentlich unfruchtbar oder jungfräulich – einer Amazone ähnlich, die im Zeichen des Krieges, also auch des Todes, lebte. Im rechten Sinne war sie ein Mann – wie der ägyptische Horus.

Ergeben sich aus derartigen Gesichtspunkten bereits bedeutsame Hilfsmittel, um in die Begriffswelt des Altertums einzudringen, so vermögen jene noch ein Weiteres aufzuklären: wann sich nämlich die Charaktereigenschaften der beiden Sterne zu mischen begannen. Soweit schriftliche Nachrichten über die astronomische Kenntnis vorliegen, daß beide Sterne miteinander identisch seien, müssen diese nicht unbedingt dem religiösen Weltbild entsprechen.

Was Ägypten angeht, so wird zwar in den Pyramidentexten des 3. Jahrtausends v. Chr. erklärt, daß Nephthys, die Schwester der Isis, das Kind nicht empfangen könne, weil sie unfruchtbar sei,[64] jedoch besagt die alte Falkensage (vgl. S. 201), daß Isis sich in Falkengestalt auf die Osirisleiche niederließ. Isis und Nephthys erscheinen nach solcher Version beide als Göttinnen des Morgensternes, wie beide zu anderer Zeit als Abendgöttinnen auftreten. Die Vermischung der beiden Schwestergestalten wird am Nil also schon im 3. Jahrtsd. v. Chr. erkennbar. In den Pyramidentexten des Alten Reiches (5. und 6. Dynastie, zweite Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr.), fanden sich kurze Beschwörungsformeln, aus denen hervorgeht, wie die beiden Schwestern Isis und Nephthys den sterbenden oder schon verstorbenen Osiris auffinden, beweinen und zu neuem Leben erwecken.[65] Im Osiris-Heiligtum zu Abydos durfte der Klagegesang für den verstorbenen Gott nur im Allerheiligsten angestimmt werden. Kein Andachtsuchender durfte es wagen, in ihn einzustimmen. Tiefes Schweigen lag über dem ganzen Tempelbezirk, wenn zwei besonders ausgewählte Priester den Klagegesang begannen. Sie waren von schöner Gestalt – würdig der Schönheit des großen Zwillingssternes – und auf den Schultern ihres Priestergewandes standen die Namen der beiden göttlichen Schwestern Isis und Nephthys geschrieben.[66] Noch in Abbildungen des 8. bis 6. Jahrhunderts v. Chr. stehen Isis und Nephthys zu Häupten und Füßen des Sarges sterblicher Menschen – dazu ihr Sohn (Anubis) – damit der Tote in sicherer Gewißheit dem Tage seiner Auferstehung entgegenschlafen kann.[67]

Im religiösen Weltbild Ägyptens dauerte der Verschmelzungsprozeß beider Göttinnen nahezu drei Jahrtausende lang. Erst in den Jahrhunderten um Chr. Geburt löste sich die Nephthys in der Gestalt ihrer Schwester Isis auf. Aber noch Plutarch erzählt aus den ägyptischen Mythen: *Isis erfuhr, daß Osiris ohne Wissen ihrer Schwester* (Nephthys) *in Liebe beigewohnt habe, als ob sie es selber sei.*[68]

Die Jünger erkannten Jesus erst am Abend

Parallelen zu den beiden Schwestern am Nil finden wir noch woanders. So zum Beispiel bei Plutarch, dessen Gewissenhaftigkeit außer jedem Zweifel steht, der aber tatsächlich selber keine Ahnung von dem ursprünglichen Sinn der von ihm erzählten Mythen und Legenden mehr besitzt. Hier und dort versucht er – im redlichen Bemühen um eine Auslegung – in den Vorgängen Abstraktionen irgendwelcher Naturvorgänge zu entdecken, als ob der Mensch der Vorzeit abstrakt gedacht hätte und nicht anschaulich, nämlich optisch und konkret.

Die Stelle bei Plutarch, in der man eine deutliche Abend- und Morgensternsymbolik bemerken kann, lautet: *Einige Naxier sagen, es wären zwei Minos und zwei Ariadnen gewesen. Die eine hätte sich in Naxos mit dem Bakchos vermählt und den Staphylos geboren; die jüngere wäre von Theseus entführt, aber wieder verlassen worden. Diese Ariadne wäre auch daselbst gestorben und genieße noch jetzt ganz andere Ehrenbezeugungen als die ältere. Denn dieser feiere man Feste unter Spielen und Lustbarkeiten* (das heißt: der älteren als Abendstern); *die Opfer der jüngeren aber seien mit Klagen und Trauern* (um den Tod des beim Morgenstern stehenden Mondes) *verbunden.*[69]

Auch im Neuen Testament erscheinen zwei Schwestern. Freilich sind diese beiden Frauen mehr nach spätem griechischem Vorbild gezeichnet: die morgendliche als Werktätige (Ergane), die abendliche als Müßige, die sich mehr für Spiel und Gesang interessiert: *Eine Frau namens Martha nahm ihn in ihr Haus auf. Sie hatte eine Schwester, Maria mit Namen. Diese setzte sich zu den Füßen des Herrn und lauschte seinem Worte. Martha aber machte sich viel zu schaffen mit der Bedienung. Sie trat hinzu und sagte: „Herr, kümmert es dich nicht, daß meine Schwester mir allein die Bedienung überläßt? Sage ihr doch, sie solle mir helfen."*
Der Herr entgegnete ihr: „Martha, Martha, du sorgst und kümmerst dich um gar viele Dinge. Nur eines ist notwendig. Maria hat den besten Teil erwählt, er wird ihr nicht genommen werden" (Lk. 10, 38–42).

Maria ist nach solcher Version offenbar die Abendgestalt. Jedoch klingt das alte Osiris-Thema, in dem die Schwestern den verstorbenen Gott seit dem Beginn der Geschichte Ägyptens beweinen, im Neuen Testament noch einmal auf, nämlich nach dem Kreuzestode Jesu. Nach dem Markus-Evangelium erscheint der Auferstandene in der Frühe des ersten Wochentages der Maria Magdalena. Aber niemand glaubt ihr, als sie es der trauernden Gemeinde mitteilt (Mk. 16, 9. 10. 11). Das vermag auch niemand zu glauben. Die Auferstehung des lunaren Heilands geschieht am Himmel nie in der Morgenfrühe, sondern am Abend. Wer ihn noch am frühen Morgen sieht, kann keinen Auferstandenen erblicken, weil dies unmöglich ist. Markus betont anschließend nochmals den Unglauben, als Jesus Christus *sich in fremder Gestalt zweien von ihnen* (ist es die männliche Version der

„Schwestern"?) *auf dem Wege offenbarte.* Erst als *sie bei Tisch waren* erscheint der Heiland den Elf (Mk. 16, 12. 13. 14. 15).

Lukas betont ebenfalls den Unglauben aller, die in der Frühe zum Grabe kamen. Auch die beiden Jünger von Emmaus waren ungläubig (Lk. 24, 1–27). Sie sprachen schließlich zu dem unerkannten Heiland: *Und nun ist nach alldem* (der Kreuzigung) *heute schon der dritte Tag, seit dies geschehen ist. Zwar haben uns einige aus unseren Frauen* (Lukas nennt: Maria Magdalena, Johanna Maria) *in Schrecken gesetzt. Sie waren frühmorgens am Grabe, fanden aber seinen Leichman nicht* (Lk. 24, 10. 21–23).
Und endlich sprachen die beiden Jünger zu dem unerkannt bei ihnen weilenden Jesus: *Bleibe bei uns; denn es will Abend werden ... Da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten ihn* (Lk. 24, 29. 31). Am Abend also erkannten sie den Auferstandenen.

Johannes endlich greift das Markus-Thema von der Maria Magdalena, die den Heiland in der Morgenfrühe sah, in seltsamer Gründlichkeit nochmals auf: *Maria stand draußen am Grabe und weinte ... und sah Jesus dastehen ... wußte aber nicht, daß es Jesus war ... Da sprach Jesus zu ihr: „Maria!" Sie wandte sich um ... Jesus sprach zu ihr: „Halte mich nicht fest; denn ich bin noch nicht zu meinem Vater aufgefahren"* (Jo. 20, 11. 14. 16. 17). Noch ist der in der Morgenfrühe Sichtbare nicht zu seinem Vater aufgefahren, noch ist er kein Auferstandener, den man als Heiland und Messias am westlichen Abendhimmel erkennen kann – Maria Magdalena mußte sich vielmehr umwenden, nach der anderen Seite blicken, um die Jesus-Gestalt zu sehen, die sie nicht für Jesus hielt, sondern für den „Gärtner" (Jo. 20,15); und zweimal betont es das Johannes-Evangelium ausdrücklich, damit niemand es überlese: *sie wandte sich um* (Jo. 20, 14. 16).
Dort, im Osten, sah sie noch die verbleichende Gestalt, die ihr zurief: *Geh' vielmehr zu meinen Brüdern und künde ihnen: „Ich fahre auf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott!"*
Da ging Maria Magdalena hin und verkündete den Jüngern: „Ich habe den Herrn gesehen, und dies hat er mir gesagt" (Jo. 20, 17. 18).
Erst am Abend erscheint Jesus den Aposteln: *Am Abend jenes ersten Wochentages ... kam Jesus, trat in ihre Mitte ... zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite ...* (Jo. 20, 19 f.).
Zeigte er den Finger? – die Rippe? – die Sichel? (vgl. S. 190, 193).

„Der rechte Sohn"

Mehr als dreitausend Jahre lang lebt das unsterbliche Thema der Beweinung des toten Osiris durch die beiden Schwestern – oder durch eine von ihnen: die Isis – in der ägyptischen Glaubensgeschichte. Der Isis-Osiris-Kult reicht sogar weit in die Zeit nach Christi Geburt, als sich nämlich die christliche Lehre noch nicht ausgebreitet hatte. Etwa einhundert Jahre nach Christi Geburt wurde unter Kaiser Hadrian einer der heiligsten Orte des Osiris und der Isis – die Insel Philae am oberen Nil – mit neuen Darstellungen aus dem Osiris-Mysterium geschmückt, zu der Zeit etwa, als die Evangelisten ihre Berichte über das Leben und Sterben Jesu niederschrieben. Der erste Erlaß am Tore beim Ostrand der Insel Philae enthält unter anderem das Gebot:

Das Abaton ist der ehrwürdige goldene Gau des Osiris und seiner Schwester Isis. In der Urzeit ist darüber bestimmt worden für Osiris ... an dieser Stätte, auf welcher der Mentebaum und der heilige Begräbnisplatz des Osiris sich befinden. 365 Opfertafeln (offenbar für jeden Tag des Jahres eine) *sollen für ihn in der Umgebung dieses Grabes aufgestellt werden ... Das Gottesritual soll täglich in ihm vollzogen werden durch den großen Priester, der den Monatsdienst versieht.*

Dann folgen strenge Verbote: Tiefes Schweigen, keine Musik, kein Gesang, kein Betreten des Ortes durch Laien und Bürger und kein Fischfang! Ein zweiter Erlaß ist noch schärfer gefaßt.[70]

Obwohl das Osiris-Isis-Mysterium am Nil derart beharrlich bewahrt bleibt, wandelt sich die Sohnesgestalt der Venus-Göttin, die überdies nicht nur Isis oder Nephthys heißt. In den verschiedenen ägyptischen Gauen und Städten werden an Stelle des Horus andere Sohnesnamen genannt. So wird in Theben am Nil ein Mondgott Chons zum Kinde der Göttin Mut; in Memphis entsteht aus dem Ptah, dem Geliebten der Göttin Sachmet, der sich im Stier inkarniert, ein Sohn Nefertem; und in Dendera hält die Venus-Hathor – die „Herrin des Westens", also Abendgöttin – den Gottesknaben Ihi als ihr Kind auf dem Schoß.[71] Schließlich heißt der Sohn sogar Hermes-Thoth, Anubis, Hermanubis, Osiris-Apis, Serapis. Aber hin und wieder bricht durch alle Nebel inbrünstiger Religion um die Gottesmutter mit ihrem Kinde das eindeutigste Bild durch, das sich von den beiden Schwestern und dem Monde überhaupt zeichnen läßt: Isis und Nephthys beklagen den toten Apis-Stier, der in einem Schiff aufgebahrt ist.[72] Und oft genug heißt der gleiche Sohn in allen Epochen der ägyptischen Geschichte: „Der Stier seiner Mutter".

Am Euphrat und Tigris – überhaupt in Vorderasien – liegen die Dinge um die Muttergöttin mit ihrem Kinde klarer. Die Vertauschung von Horus-Venus mit dem Monde, wie in der ägyptischen Glaubensgeschichte, geschieht dort nicht. Gleichartig ist dagegen die Neigung, das Motiv um Mond und Venus-Stern fortlaufend zu versinnbildlichen. Das Kind der Himmelskönigin wächst mehr und mehr zu dem sterbenden und wieder auferstehenden Heilbringer heran, der als Neulicht jubelnd begrüßt und bei seinem Sterben tief betrauert wird. Die Bildkunst der Zeit von Ur I bezeugt schon im 3. Jahrtausend v. Chr. den lebendigen Glauben an die Große Mutter, die Trägerin des Lebens, im Zusammenhang mit einem sterbenden, aber wiederauferstehenden Gott.[73] Dabei zeigen sich auch manche kritischen Ansätze zur Bewertung eines anderen Jenseits. Der Mond befindet sich während der dreitägigen Unsichtbarkeit in der Gewalt finsterer Mächte; es sind Dämonen, gegen die er zu kämpfen hat, die ihn zwar überwinden, dann aber doch nach seinem heroischen Kampf freigeben.[74] Als Gatumdug, Ninchursag, Ischtar und unter anderen Namen steht die Venus-Gottheit im Mittelpunkt aller priesterlichen Lehren, und ebenso ihr Sohn und sein Wesen und Schicksal. Als weibliche Göttin ist sie „Herrin des Himmels", „Herrin der Götter", „Gebärerin der Götter", „Mutter aller Menschen"; oft wird sie zärtlich „Belti" genannt – „meine Herrin" – „Unsere liebe Frau".[75]
Und wie in Ägypten die Hathor-Venus den Pharao als ihren irdischen Sohn säugt, behütend die Arme um den vor ihr knienden König legt und ihm die Brust reicht, so ähnlich zeigt sich auch das Wesen der Muttergottheit am Euphrat und Tigris: als Ninmach ist sie die Schöpferin des Königtums, ja oft direkt die Mutter der Könige Mesopotamiens, die sie *mit ihrer heiligen Milch* genährt hat.[76] Auf Henkeln von Grabkrügen aus Kisch – unweit nördlich des sumerischen Gebiets – ist gelegentlich das Brustbild der Muttergöttin Ninchursag abgebildet, deren Kind vom Tode aufersteht.[77] Auf anderen mesopotamischen Darstellungen sieht man ein Kind auf dem Schoße der Muttergöttin sitzen. Dieses Kind wird das „rechtmäßige Kind" oder auch „der eingeborene Sohn" genannt, und es wird von der Mutter beweint, weil es stirbt und in das Jenseits oder in die Unterwelt versinkt.[78] Sie selber bittet endlich den Sonnengott um einen siegreichen Kampf ihres Sohnes, dem der göttliche Vater ein ruheloses Herz gegeben habe, und *der in seinem Dienst alles Böse, was im Lande ist, ausrotten solle.*[79]

Christus, der Bräutigam

Der Mond ist aber nicht nur der „Sohn" der Venus-Göttin – er ist vielmehr auch ihr „Bräutigam", und sie seine „Braut". Seit den Zeiten der Sumerer zieht nicht allein das Sohn-Thema in den verschiedenen Landschaften um das Zweistrom-



Madonna mit dem Kinde im Schiff. Miniatur aus einem jugoslawischen Psalter

Ruhendes Rind aus der sumerischen Stadt Uruk (Südmesopotamien) aus Stein mit eingravierten achtblättrigen Rosetten. Ohren und Hörner, vermutlich aus Silber eingesetzt, sind abgebrochen. Die durchbohrte Figur gehörte offenbar zu einer Prozessionsstange



Isis mit dem Pharao. Steinrelief aus dem Tempel des Sethos I. zu Abydos, Oberägypten. 19. Dynastie, 14. Jahrhdt. v. Chr. Der König auf dem Schoße der Göttin sitzend. Isis mit der Achtschlangen-Krone, den Stierhörnern mit der Sonnenscheibe und der Uräus-Schlange, ferner unmittelbar an der Stirn der Göttin der Geierkopf und zwei weitere Schlangenköpfe, die Stierhörner tragen. Die herabfallende Kopfhaube der Göttin ist in 24 Falten gelegt

land durch die Glaubensgeschichte – um immer wieder, trotz aller Völker- und Städtekatastrophen, aufgegriffen zu werden –, sondern auch das Osiris-Isis-Thema. Mögen auch die vielen Lokalnamen der beiden Gottheiten aussterben oder bewußt ersetzt werden, die Grundbegriffe bleiben dennoch lebendig: die Venus-Göttin – von der Assyriologie ausdrücklich und unstreitig als Göttin des Venus-Sternes erkannt[80] – erscheint oft als „Geliebte" des Mondes (Sin-Nanna) oder als dessen „Geliebte Braut", zum Beispiel in Ur am unteren Euphrat.

Aber nicht nur sumerisch-akkadische Texte aus der Zeit Abrahams – der selber aus Ur stammt und sicherlich von dort sumerisch-akkadische Vorstellungen nach Kanaan mitbrachte – sprechen von einer Braut, sondern auch das Neue Testament; in ihm wird der christliche Heiland – und zwar durch den Mund Johannes des Täufers – als „Bräutigam" bezeichnet: *Ich* (Johannes) *bin nicht der Messias . . . Wer die Braut hat, ist der Bräutigam . . . Er* (der Messias) *muß wachsen und ich abnehmen."* (Jo. 3, 28–30). Hier liegt das Mondmotiv wiederum ganz klar. Der Wachsende ist der Bräutigam, nicht der Abnehmende, denn nur der wachsende Mond steht bei der Abendgöttin, die Geliebte, Braut oder Mutter ist; und er allein ist ihr „Bräutigam".

Nicht nur der Evangelist Johannes erwähnt den Bräutigam, sondern auch Markus, und diesmal wird es Jesus Christus selbst in den Mund gelegt, und zwar im Zusammenhang mit der Fastenfrage. Jesus beantwortet die Frage der Jünger des Johannes und der Pharisäer mit einem Gleichnis: *Können die Hochzeitsgäste fasten, solange der Bräutigam bei ihnen weilt? Solange sie den Bräutigam bei sich haben, können sie nicht fasten. Es werden freilich Tage kommen, da der Bräutigam ihnen entrissen ist: an jenem Tage werden sie fasten* (Mk. 2, 19–20).

Und wir wissen bereits, an welchen Tagen man fasten mußte – seit den Sumerern bis in die Zeit Davids: bei Neumond, wenn der Mond im Jenseits weilt; wenn der *Bräutigam ihnen entrissen ist.*

Irenäus berichtet, daß die Einweihung der Urchristen mit brautmystischen liturgischen Formeln vollzogen wurde: *Diese Handlung nennen sie die heilige Hochzeit nach dem Vorbild der himmlischen Hochzeit.*[81] Christinnen verweigerten die Ehe, weil sie mit Christus verlobt wären, dem sie sich rein erhalten wollten. Aus solchen Kreisen des Urchristentums stammen mystische Hochzeitslieder: *Geht dem Bräutigam entgegen . . . denn ich floh das Bett der irdischen Ehe und das Haus um Deinetwillen . . . nur mit Dir will ich in das prächtige Brautgemach schreiten!*[82] Auch das Motiv von Braut und Sohn mischt sich ein:

> *Dem Sohn der Braut wir singen, die so nicht Braut gewesen,*
> *wie's unter Menschen üblich. Des Vaters dunkler Ratschluß*
> *sann die Geburt des Christus, der Jungfrau reine Wehen*
> *gebar ihn menschengestaltet . . .*[83]

Zweihundertvierzig Tage

Wenn man sich einmal vergegenwärtigt, daß vor der Schrifterfindung neben Bildern nur Zahlen dem Menschen eine Möglichkeit boten, geistige Erkenntnisse zu bekunden und zu bewahren, und wenn man weiter in Betracht zieht, daß Zahlen in der irdischen Natur zwar in großer Fülle, aber völlig unregelmäßig und unzuverlässig vorkommen, dann muß man zu der Überzeugung gelangen, daß allein die Zahlengesetze des Himmels in ihrer unveränderlichen und unerschütterlichen Stetigkeit dem suchenden Menschen ein dauerhaftes Symbol der Ewigkeit und damit ein Gefühl der Geborgenheit geben konnten – allerdings einer Geborgenheit im Himmel und nicht auf Erden.
Das einfachste Zeitgesetz des Himmels ist, neben dem von Tag und Nacht, das des Mondes. Aber ebenso, wie der Mond nicht nur ein Gott für die Menschen war, sondern auch ihr Zeitlehrer, wurde nunmehr auch die Venus eine Art Zeitstifterin. Und zwar sieht das einfachste Zeitgesetz der Venus so aus:
Eine Sichtbarkeitsperiode der Venus – gleichgültig ob als Morgen- oder Abendstern – beläuft sich auf ungefähr 240–250 Tage. So lange stehen abwechselnd Morgenstern und Abendstern am Himmel. 240–250 Tage ist der eine zu sehen und der andere nicht; dann kommt die unterschiedliche Zeit der Unsichtbarkeit, und dann wechseln die beiden Sterne ihre Rollen. (Siehe Zeittabelle S. 384.)
240–250 Tage sind rund gerechnet acht synodische Monate. Im Durchschnitt stehen Mond und Venus jeweils achtmal zusammen, dann verschwindet sie. Achtmal steht am Morgenhimmel die Venus beim Mond, der die erlöschende Sichel zeigt; und achtmal ist dann der Mond nur bei der abendlichen Venus zu sehen. Aber es ist ein ganz anderer Mond, der bei der Abendgöttin zu finden ist: es ist der neuerwachende Mond, der junge Stier, das Kalb, die junge Schlange des Lebens.
Man muß einmal versuchen, sich in die Seele jener Menschen hineinzuversetzen, die zum erstenmal erkannten, daß über ihrer Mondgottheit mit ihrem verhältnismäßig engen, aber gerade deshalb so anschaulichen Zeitmaß ein bedeutsames Gesetz waltete, demzufolge der eine große Stern nach acht Monden vom westlichen Abendhimmel verschwand, und danach der andere Stern für die gleiche Zeitdauer am östlichen Morgenhimmel erschien. Nicht mehr der Mond allein verkündete die Zeit, über ihm stand vielmehr eine offensichtlich höhere Macht – unfaßbar in ihrem geheimnisvollen Gleichmaß und dennoch zuverlässig und in ewiger Wiederkehr. Die beiden Sterne lehrten eindringlicher denn je, daß das Grenzenlose und Unfaßbare berechenbar und erfahrbar sei durch die Zahl. Und um diese Zahl zu erkennen, brauchte der zum Himmel starrende Mensch nur

nach den beiden Sternen zu sehen und zu zählen, wie lange sie am Himmel sichtbar waren. Die erste und einfachste Zahl ist also die der 240 Tage oder Nächte, die acht Monaten zu dreißig Tagen (oder Nächten) entsprechen.
In Mesopotamien tritt die Zahl 240 schon im 3. Jahrtausend im Rahmen eines ausgebildeten Maßsystems in Erscheinung; und zwar zur Zeit der halbmythischen Dynastie von Akkad. Dort äußert sie sich in einem Gewichtssystem, das das Wertverhältnis von Kupfer zu Silber mit 240 : 1 festlegt.[84] Noch annähernd ein Jahrtausend später bestimmte das hethitische Gesetz aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. den Metallwert in der gleichen Weise, dergestalt nämlich, daß 240 Gewichtseinheiten Kupfer einer Silbereinheit entsprachen.[85]
Die Zahl 240 wird (neben der Zahl 24) auch im Alten Testament an hochwichtigen Stellen im Zusammenhang mit dem ersten Heiligtum Israels erwähnt. Bei der feierlichen Einweihung des Heiligen Zeltes wurden von den Fürsten Israels 240 Tiere zum Dank- und Brandopfer dargebracht (Nm. 7, 87–88).
Noch der römische, bereits auf ein 365tägiges Jahr gebrachte Kalender aus vorjulianischer Zeit enthielt Sonderbezeichnungen der einzelnen Tage des Jahres, die erkennen lassen, daß ein Zeitraum von 240 Tagen früher einmal eine gewisse Bedeutung besessen haben muß.[86]

Vierundzwanzig Wochen

Reicher fließen die Quellen bereits bei der Vierundzwanzig, der Wochenzahl bei zehntägigen Wochen. Die Vierundzwanzig kommt bereits in der 1. Pharaonendynastie Ägyptens in einem bedeutsamen kultischen Zusammenhang vor. Als die ägyptische Königin Merneith – Merit-Neith, „Geliebt von der Neith" – starb, mußten 23 Dienerinnen ihr Leben lassen, damit sie im Jenseits für die Königin sorgen sollten. Mit der Herrin waren es 24 Menschen, die gemeinsam begraben wurden, wie die uralte Gruft beweist. – Der Totentempel des Pharaos Chephren aus der 4. Dynastie zeigt vor dem großen Statuenhof einen Hallenkomplex mit insgesamt 24 riesigen, rechteckigen Pfeilern, wobei zugleich die Zahlen Acht und Sechzehn in der ganzen Grabanlage betont werden. Die Hieroglyphen Ägyptens enthielten 24 Lautzeichen;[87] und nach alter Volksmeinung teilte sich Ägypten anfangs in 24 Gaue.[88] Im ägyptischen Dendera gliederte sich das Heiligtum der Hathor(-Venus) in einen Vorsaal mit 18 Pfeilern; ergänzt um die sechs Pfeiler des anschließenden großen Saales – des „Saales des Erscheinens" – sind es 24 Pfeiler.
Die babylonische Elle war zeitweise in 24 Ellen eingeteilt.[89] Babylon besaß acht Stadttore. Sie werden in der „Stadtbeschreibung" (G Z 1–8) in einer anscheinend geheiligten Reihenfolge aufgezählt. Diese acht Stadttore führten zu 24 Straßen.[90]

Im Alten Testament erscheint die Zahl beim Fürstenopfer zur Einweihung des Heiligen Zeltes. Beim Dankopfer der Fürsten wurden unter anderem auch 24 Farren dargebracht. Die Zahl erscheint ferner in den 24 Priesterklassen und den 48 Levitenstädten des Volkes Israel.[91]

Bei den Griechen ging die Sage, König Minos von Kreta habe einst Athen unterworfen und alle „Jahre“ 24 junge Menschen – zwölf Jünglinge und zwölf Jungfrauen – als Tribut gefordert, die dem Stier des Minos zum Fraß vorgesetzt worden seien.[92] Nun – Stiere fressen keine Menschen, aber Mondstiere fressen Wochen und Monate. Überdies existierte auf Kreta eine Himmelsgöttin, die in alter Zeit Menschenopfer verlangte, und dann natürlich in einer geheiligten Anzahl. Zu denken, die alten Kulturvölker hätten wahllos einen Haufen Menschen gegriffen und diesen zu Ehren ihrer Gottheit abgeschlachtet, hieße Geist und Gehalt der alten Religionen verkennen. Wenn geopfert wurde, dann sicherlich immer in geheiligten Zahlengrößen.

Noch in den letzten Jahrhunderten v. Chr. zogen die Vestalinnen Roms – die jungfräulichen Tempeldienerinnen der Vesta – an den Iden des Mai in feierlicher Prozession zum Tiber und warfen 24 kleine Menschenfiguren in den Fluß. Die Figuren waren an Händen und Füßen gefesselt und stellten die symbolische Nachahmung eines uralten Opfers von 24 Menschen dar – das sicherlich regelmäßig nach Ablauf einer Sichtbarkeitsperiode der himmlischen Venus gebracht wurde. Die immer wieder nachweisbare enge Verbundenheit mittelmeerländischer Kult- und Glaubensformen mit solchen des europäischen Nordens zeigt sich bei der Zahl 24 in der ältesten Runenreihe der Germanen, die auf Gegenständen der großen Mooropfer gefunden wurden: sie enthält 24 Zeichen. Man mag über das Alter dieser 24 Buchstaben des Nordens rechten – über das Alter der Zahl selber und ihre Bedeutung gewinnt man einen Eindruck, wenn man sich die Opfergruben in der norddeutschen Havelgegend ansieht. Bei Fernewerder in der Nähe von Ketzin fand sich eine eigenartige Anlage. In drei bogenförmigen Reihen waren 24 bis zu 3 m tiefe Gruben angelegt, in denen sich Speerspitzen aus Elchgeweih, Schlagsteine und andere Dinge anfanden. Es handelt sich augenscheinlich um Opfer- oder Fanggruben. Die Vorgeschichtsforscher schätzen, daß diese Anlage in der Mittleren Steinzeit entstanden ist, etwa im 7. bis 5. Jahrtausend v. Chr.[92a]

Das erstaunlichste Beispiel für die Macht der Zahl zeigt die von der modernen Bodenforschung ausgegrabene Stadt Priene in der Nähe von Milet an der kleinasiatischen Küste. Acht flache Straßen durchzogen von Ost nach West die Stadt und 16 Steilstraßen von Nord nach Süd.

Mit unbeschreiblicher Mühe mußten vor mehr als zwei Jahrtausenden gewaltige Felsmassen bei der Anlage dieses Straßensystems beseitigt werden, die sich dem streng schematischen Plan entgegenstellten, und zahllose Treppenstufen mußten in den Fels gehauen werden, um das vorgesehene Straßennetz, das aus insgesamt

24 Straßen besteht, zu ermöglichen, an dessen religiöser Bedeutung nicht gezweifelt werden kann.[93]

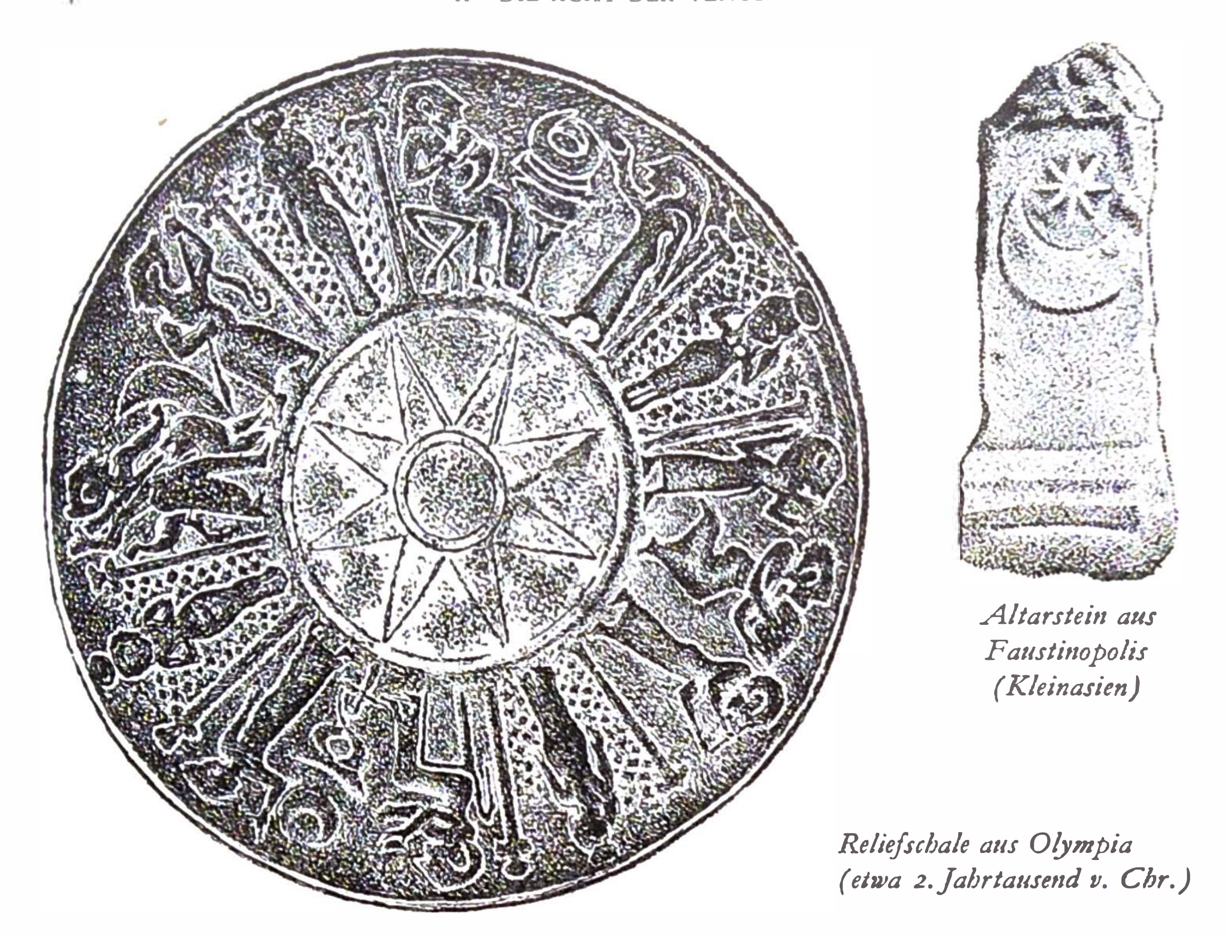
In der Johannes-Offenbarung des Neuen Testamentes heißt es: *Rings um den Thron standen noch 24 andere Throne, und auf den Thronen saßen 24 Älteste in weißen Gewändern, goldene Kronen auf ihrem Haupte* (Offb. 4, 4).

Der achtstrahlige Stern

Neben den Zahlen 240 und 24 ist die Acht die wichtigste Zahl innerhalb des Venus-Gesetzes, und zwar muß die Acht schon vor der Schrifterfindung eine bedeutende Rolle in den Vorstellungen verschiedener Völker gespielt haben, wie zum Beispiel bei den Sumerern. Ein uraltes Zeichen war in der sumerisch-akkadischen Keilschrift ein achtstrahliger Stern. Der Stern steht schon auf den sogenannten „Blauschen Täfelchen" zusammen mit den ältesten sumerischen Schriftzeichen;[94] er bestand schon – wie Ausgrabungen im südmesopotamischen Raum der Sumerer erwiesen haben – in der schweigenden Zeit vor der Schrifterfindung und war das Zeichen für „Gott".

Auf akkadischen Siegelabdrücken steht der achtstrahlige Stern hinter einem Tier mit großen Hörnern. Auf einem anderen akkadischen Siegelabdruck (von Tell Asmar) steht der gleiche Stern zwischen zwei Tieren: Stier und Löwe.[95] In den Königsgräbern von Ur fand sich der Stern auf einem kostbaren Spielbrett.[96] Im Tempelbezirk der sumerischen Stadt Lagasch ist er in die Keulenwaffe des akkadischen Fürsten Mesilim von Kisch (3. Jahrtsd. v. Chr.) eingeritzt.[97] Bei neuzeitlichen Grabungen in Teleilat Ghassul bei Jericho (Palästina) kam ein fast zwei Meter großer achtstrahliger Stern ans Licht, der an eine weißgetünchte Mauer gemalt war. Vermutlich handelt es sich um die Reste eines Heiligtums des vorgeschichtlichen Menschen aus dem 4. Jahrtausend v. Chr. – annähernd zwei Jahrtausende vor Moses (Abb. S. 64).[98]

Der achtstrahlige Stern ist in allen Landschaften des Vorderen Orients und aus jedem Zeitalter der geschichtlich erfaßbaren Zeit entdeckt worden. Er steht auf Grenz- und Denksteinen, Kultgeräten, Waffen, Siegelzylindern, Amuletten. In Babylon wurde der Denkstein eines Fürsten von Mari ausgegraben,[99] auf dem eine Göttin abgebildet ist, bei der neben einem großen Bogen der gleiche Stern in Form eines Blütensternes zu sehen ist. Die Göttin ist die akkadisch-babylonische Ischtar(-Venus), und es ist ihr ureigenster Stern. Wo immer der Stern in den alten Keilschriftzeichen Mesopotamiens auftaucht, ist der Planet Venus und dessen Gottheit gemeint. In manchen Abbildungen des 3. und 2. vorchristlichen Jahrtausends ist neben ihm die Mondsichel zu sehen (siehe Abb. S. 240). In Griechenland steht der achtstrahlige Stern auf einer Bronzeschale von Olympia groß im



Altarstein aus Faustinopolis (Kleinasien)

Reliefschale aus Olympia (etwa 2. Jahrtausend v. Chr.)

Mittelfeld.[100] Er ist auch im Norden Europas nachweisbar. Ein schwedischer Runstab zeigt am Handgriff einen runden Knopf mit dem achtstrahligen Stern.[101] Jahrtausend auf Jahrtausend erscheint dieser gleiche achtstrahlige Stern. Auf einer liegenden Mondsichel ruhend, ist er noch auf kleinasiatischen Münzen des 2. und 1. Jahrhunderts v. Chr. abgebildet;[102] und syrische Altäre aus der römischen Kaiserzeit zeigen ebenfalls die liegende Mondsichel mit dem achtstrahligen Stern.[103] Er steht auch auf einem alten Türsturz von Engelstadt im deutschen Rheinhessen neben einem eigenartig geformten Kreuz.[104] Ja, das älteste Madonnenbild der römischen Katakomben aus der Zeit der Urchristen zeigt ihn über dem Kopf der Madonna mit dem Kinde.[105]

Die achtblättrige Rosette

Das Zeichen der Venus ist freilich nicht allein jener achtstrahlige Stern, sondern ebenso eine achtblättrige Rosette. In der Tempel-Hymne des sumerischen Fürsten Gudea von Lagasch (um 2000 v. Chr.) wird ausdrücklich auf die Rosette als „das Emblem (Venus-)Inannas“ – der großen Venusgöttin der Sumerer – hingewiesen.[106] Auf frühsumerischen Gefäßen sind mit Vorliebe achtblättrige Rosetten abgebildet; und die gleichen Rosetten befinden sich an den beiden Schmalseiten des

Kulttroges aus Uruk. Der aus hellgrauem Gipsstein gebildete Trog – der vermutlich zu Opferzwecken diente – ist offensichtlich derselben Venus-Göttin geweiht.[107] Aus dem Boden von Uruk wurde auch ein liegendes Rind aus Stein geborgen. Auf seinem Körper sind die achtblättrigen Rosetten eingraviert.[108] (Abb. S. 208). Auf dem Siegelzylinder eines Offiziers des kassitischen Königs Burnaburiasch von Babylon (15./14. Jhdt. v. Chr.) steht die achtblättrige Rosette unter einem Kreuz. Davor ist eine kniende menschliche Gestalt abgebildet, die beide Zeichen anbetet[109] (Abb. S. 79). Die achtblättrigen Rosetten ziehen sich durch viele Landschaften des Vorderen Orients bis zu den Küsten und Inseln des Mittelmeeres hin. Im Gebiet der Hethiter wurde der Königskopf einer Kolossalstatue aus Malatya ausgegraben. Der Kopf trägt ein Stirnband, das mit achtblättrigen Rosetten besetzt ist.[110] Auf Kreta fanden die Archäologen im Palast von Knossos eine Tonscheibe, die mit kretischen Hieroglyphen bedeckt ist; im Mittelpunkt der Scheibe steht die achtblättrige Rosette.[111]

„Räder mit acht Speichen"

Aus dem Stern oder der Rosette entstand offensichtlich ein weiteres Sinnzeichen der Venus-Gottheit: ein achtspeichiges Rad. Eigentlich ist es der bekannte achtstrahlige Stern, um den gewisse Völker einen Ring gelegt haben. Es ist der Ring, den manche Venus-Göttinnen des Orients in der Hand halten. Achtspeichige Räder zeigen beispielsweise der Symbolsockel aus der Zeit des Assyrers Tukulti-Ninurta I. (13. Jahrh. v. Chr.), die Schmuckleisten an den Bronzeblechen der Tempelpforte des Adad aus der Zeit des Salmanassar III. (9. Jahrh. v. Chr.) und auch das Relief von Sanheribs Prunkwagen (7. Jahrh. v. Chr. S. auch Abb. S. 160). Homer beschreibt in der Ilias die Räder des Wagens, den Hera und Athene – Mond und Morgenstern – besteigen:

Jene nun eilt' anschirrend die goldgeflügelten Rosse,
Here, die heilige Göttin, erzeugt vom gewaltigen Kronos.
Hebe fügt' um den Wagen alsbald die geründeten Räder,
Eherne, mit acht Speichen, umher an die eiserne Achse.
Gold ist ihnen der Kranz, unalterndes, aber umher sind
Eherne Schienen gelegt, anpassende, Wunder dem Anblick.
Silbern glänzen die Naben . . . (5, 720–726).

Infolge der hohen Bedeutung des achtteiligen Gotteszeichens schufen sich europäische Völker oder Stämme – vielleicht aus betonter kultischer Eigenständigkeit gegenüber dem orientalischen Stern – eine neue Form dieses Sinnbildes. Als Heinrich Schliemann im Jahre 1876 die alte griechische Stadt Mykene ausgrub, fand

er im vierten Schachtgrabe unter anderem eine goldplattierte Holzbrosche, auf der acht kugelige Gebilde das Mittelfeld begrenzen, in dem ein hakenkreuzartiges Zeichen steht.[112] Der Schmuck, offenbar ein Schutzzeichen, stammt aus der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. und kommt wahrscheinlich aus Mitteleuropa. Das gleiche Motiv mit den acht Kugeln wurde in verblüffend ähnlicher Gestaltung auch auf Gürtelornamenten aus der Hallstattzeit (letztes Jahrtausend v. Chr.) im österreichischen Gebiet entdeckt.[113] Die eindrucksvollste Darstellung der Acht zeigt die schwedische Felszeichnung von Bohuslän. Auf der großen Bildkomposition mit dem Schiff, dem Stier und anderen Tieren steht oben rechts eine „Sonnenscheibe", wie die Archäologie derartige Gebilde gern nennt. Vor ihr scheint eine weibliche Menschengestalt mit langem Zopf in anbetender Haltung zu stehen (Abb. S. 76).

Aus der Scheibe wachsen acht gleichartige Zeichen heraus. Es könnten acht Stäbe mit aufgesetzter Mondsichel sein. Stab und Sichel bilden dadurch ein dreiteiliges Zeichen: acht Monate, dreiteilig = 24 Wochen (?). Auch das große Schiff der gleichen Bildkomposition scheint 24 Ruder oder 24 Stäbe zu besitzen.[114] Bei einer so heiligen vom Himmel verkündeten Zahl ist zu erwarten, daß sie auch in der Architektur von Tempelbauten und Grabkammern erscheint. Im brandenburgischen Seddin befindet sich eines der bedeutendsten Grabmale der nordischen späten Bronzezeit. Die Grabkammer, die der Sage nach einen König aufgenommen haben soll, besteht aus acht schweren Felsblöcken.[115]

Im Vorderen Orient steht die Acht besonders bei den ägyptischen Bauwerken im Vordergrund. So zeigt schon der Portalbau der Königspyramide des Pharaos Sahure zu Abusir (3. Jtsd. v. Chr.) einen Raum mit acht gewaltigen Pfeilern. Die Grabanlage deutet auch sonst auf die Heiligung der Acht (und der Sechzehn) hin.[116] Acht- und sechzehnkantige Pfeiler fanden sich in mehreren Tempeln, namentlich in dem herrlichen Totentempel der Hatschepsut (Mitte 2. Jahrtsd. v. Chr.). In Abydos zeigt ein Wandrelief im Totentempel des Sethos I. (14. Jhdt. v. Chr.) die Göttin Isis, auf deren Schoß der Pharao sitzt. Die Isis ist ganz menschlich dargestellt, aber auf ihrem Kopfe sind die großen Mondhörner mit der Sonnenscheibe zu sehen. Den Hörnern ist der bekannte Schlangenkopf an der Stirn der Göttin hinzugefügt. Hörner und Sonnenscheibe ruhen auf einer Art Krone, die auf dem Frauenkopf der Isis aufliegt. Die Krone besteht aus acht kleinen Schlangenköpfen. Außerdem ist die Kopfhaube der Göttin in breite Rüschen gelegt, die augenscheinlich in 24 kleine Falten aufgeteilt sind (Abb. S. 209).[117]

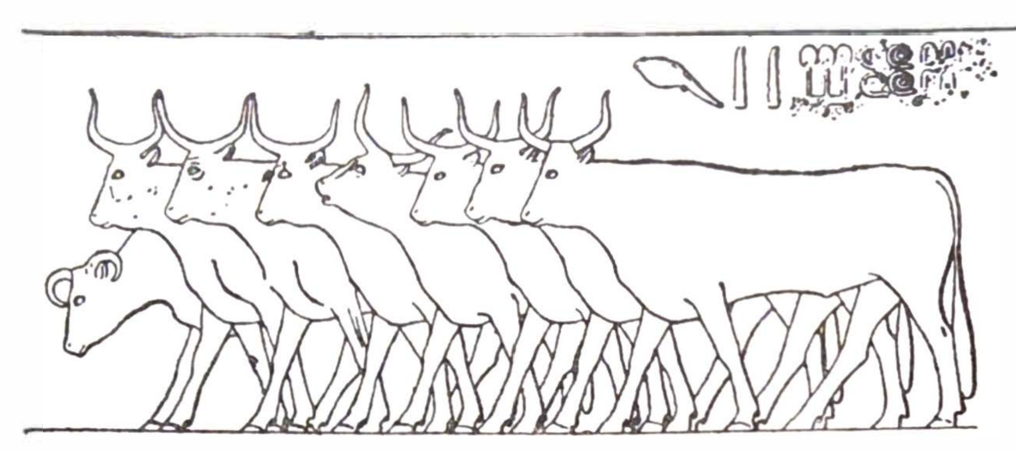
Ein Hathor-Kapitell von Bubastis zeigt einen Frauenkopf mit einem der Isis-Krone von Abydos sehr ähnlichen Kopfaufsatz. Er ist leider zum Teil zerstört, läßt aber vermuten, daß sich dort ebenfalls acht kleine, aufgerichtete Schlangenköpfe befunden haben könnten.[118]

Was Palästina anbelangt, so erklärt das 2. Buch Mose, das Heilige Zelt – die

„Wohnung des Herrn" – hätte acht Wandbretter (mit 16 Fußgestellen) besessen (Ex. 26, 25; 36, 30); und in der Vision des Propheten Ezechiel besitzen zwei Pforten des Tempels von Jerusalem je acht Stufen (Ez. 40, 31.34). In Assyrien wurden achteckige Pfeilerkapitelle aus der Zeit um 1000 v. Chr. ausgegraben. Acht Säulen weist ein Heiligtum der Anahita(-Venus) im Zagrosgebiet östlich des Zweistromlandes auf, das aus der Partherzeit stammen soll. Die Acht erscheint auch östlich von Indien als heilige Zahl, und zwar in der achteckigen Basis des größten Heiligtums aller indochinesischen Länder: der vergoldeten birmesischen Pagode Schwe-Dagon, die nach buddhistischer Lehre die acht Hauptbaare des Gautama Buddha bewahrt.

Die Acht begleitet die Toten

Von der Gestaltung der Heiligtümer, die sehr oft ausdrücklich der Venusgottheit geweiht waren, bis zum Totenkult ist es nur ein kleiner Schritt. Die Totenstele des Priesterfürsten Henu aus dem Mittleren Reich am Nil (2. Jtsd. v. Chr.) zeigt, deutlich in den Vordergrund gerückt, einen Tisch, auf dem acht palmblätterartige Gebilde stehen. Darüber sind die beiden in entgegengesetzter Richtung schwimmenden Fische abgebildet. Der gleiche Tisch mit den acht Gebilden – eher einem achtteiligen Opferkuchen oder acht hochgestellten Broten ähnlich – fand sich im Relief aus dem Grabe eines Prinzen Rahotep zu Medum.
Ein Grabstein aus Abydos (2. Jtsd. v. Chr.) zeigt eine ähnliche Darstellung. Der Tote sitzt vor dem Tisch mit acht Palmblättern oder Broten. Aber darüber sind noch vier andere Gebilde der gleichen Art und ein Stierkopf angebracht. Wahrscheinlich soll die zusätzliche Vier auf die Zwölf hinweisen, die gemeinhin mit den zwölf Monaten erklärt wird. Aber die Acht steht noch gesondert, wie auf den anderen Totenstelen.[119] Auch die Scheintürfüllung aus dem Grabe des Hesire zu Sakkara weist genau die gleiche Abbildung eines Tisches mit acht Broten oder Palmblättern auf.[120] Es ist gar kein Zweifel möglich, daß diese Acht im Totenritual des Alten und Mittleren Reiches eine besondere Bedeutung besaß.
Eine Erklärung dafür, warum für die Versinnbildlichung der Acht ausgerechnet Palmblätter oder Brote genommen wurden, kann nicht gegeben werden. Anders verhält es sich jedoch bei den folgenden Beispielen, den sichelförmigen Schwertern, den Stieren und den Fischen. Auf der Ostseeinsel Alsen wurde eine große Opferstätte gefunden, wo neben einem Schiff unter anderem acht Eisenschwerter lagen.[121] Auf Rügen trug das riesige Kultbild des slawischen Gottes Rugiaevit – von dem die Insel übrigens auch ihren Namen erhielt – sieben Schwerter im Gürtel und das achte in der Hand.[121] Wenn diese Schwerter sichelförmig gewesen sind, dann liegt eine Beziehung zu den acht Monaten vor.



Acht Stiere. Abbildung im Grabmal des Pharaos Sahure (5. Dynastie)

Im Grabmal des Pharaos Sahure (3. Jtsd. v. Chr.), das in der berühmten Pyramide bei Abusir liegt, sind acht Stiere nebeneinander an eine Wand gemalt (siehe Abbildung). In den Rätselgesängen des indogermanischen Rig-Veda ist von acht Kühen die Rede: *Nach der ersten Schenkung* (?) *bekam ich für euch . . . acht den reichen Herren ernährende Kühe.*[122]

Zur gleichen Zeit, als die acht Stiere im Grabmal des Sahure abgebildet wurden, stellten sich die Ägypter ihren Gott Ptah von Memphis in acht verschiedenen Gestalten vor, wie aus theologischen Fragmenten bekannt ist. Sie dürften mit jenen acht Gottheiten identisch sein, von denen Herodot (II, 43.145) berichtet, sie hätten, nach den Angaben der Ägypter, als erste Götterklasse geherrscht. Wären es zwölf Götter gewesen, dann würde so mancher Forscher sagen, es müßten Monatsgötter gewesen sein. Es waren auch Monatsgötter. Aber acht!

Auch ein ägyptischer Brief aus der Zeit der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. ist aufschlußreich. Er berichtet von dem Kummer eines Hofbeamten um seine verstorbene Frau: *Und als ich nun dem Pharao folgte, als er nach Süden ging, verbrachte ich acht Monate und aß nicht und trank nicht.*[123] Kein Zweifel, diese acht Monate bedeuten eine Zeiteinheit und sind nicht zufällig gewählt. Es ist so etwas wie ein Trauer-„Jahr".

Acht Fische zieren schließlich den Rand eines Keramikgefäßes, das aus tiefen, frühgeschichtlichen Bodenlagen in Samarra zum Vorschein kam.[124] (S. auch Abb. S. 193). Sichelschwerter, Stiere und Fische, alle sind sie sichere Hinweise dafür, daß es sich um Darstellungen der acht Monde handelt. Aber auch die Erwähnung von acht Söhnen wird verständlich, wenn man daran denkt, daß es sich um die acht Monde der Himmelsherrin handelt. So spricht die Hunnenkönigin Herborg in der nordischen Edda:

Ich habe von herberm Harm zu sagen:
sieben Söhne sind im südlichen Land
und mein Mann, der achte, mir erschlagen . . .

Das alles erlitt ich in einem Halbjahr,
und niemand tröstete in der Trauer mich.[124a]

Auch die Erwähnung des Halbjahres findet hier eine klare Deutung, denn die achtmonatige Sichtbarkeitsdauer der Venus entspricht ja rund der Hälfte des ganzen Venus-„Jahres“, und es sind acht Monde, die die Venus in einem Halbjahr verliert.

Ebenso finden sich im Kalenderwesen alter Völker noch Spuren eines Zeitkreises von acht Monaten; und zwar sowohl in Altpersien als auch in China.[125] Auch das Fest, das, nach dem Bibeltext, König Jerobeam am 15. Tage des achten Monats zu Beth-El feiern ließ, scheint noch etwas mit der Venus zu tun zu haben (1 Kg. 12, 28–33).

Verwandlungen der Acht

Die 240 Tage in der Symbolsprache des Altertums, die 24 oder 48 Wochen und endlich die acht Monde in der einen oder anderen Gestalt bilden einen geschlossenen Vorstellungskomplex. Sobald man ihn zu überblicken vermag, gewinnt man einen Eindruck von der alten Bedeutung des Zeitgesetzes der Venus. Aber gerade von den acht Monden aus läßt sich noch etwas anderes erkennen: das Hinübergleiten in den Mythos nämlich, je weiter sich der Mensch in der Zeitrechnung von der Venus als ursprünglichem Ausgangspunkt entfernte. Die Versinnbildlichung der acht Monde blieb nicht bei den acht Stieren, Fischen, Söhnen stehen, sondern wandelte sich weiter, und so wurden mit der Zeit „Könige“, „Urväter“ oder „Gehilfen“ daraus. In diesem Stadium der Verwandlung und der Verbreiterung von Urvorstellungen, da die Ursprünge in die Vergessenheit zu sinken beginnen oder schon versunken sind, entfaltet der Archetypus seine ganze Macht im Unterbewußtsein der Nachgeborenen und regt die ihrer Fesseln entledigte Phantasie zu neuen Leistungen an.

Sprachen die älteren Babylonier von acht niedrigen (Monats-)Göttern als Heilgehilfen der (Venus-)Göttin Ninchursag oder von acht „Urkönigen“, dann wußten sie sicher noch, was sie meinten; und ebenso wußten es die Indogermanen Indiens, die Nordeuropäer der Edda-Zeit und vermutlich auch die mittelamerikanischen Maya, die davon sprachen, daß der Himmel auf den Schultern von acht Söhnen des Gottes Hunabku, den Bacabs, ruhe.[126] Zweifellos waren auch die Verfasser der biblischen Genesis noch unterrichtet, als sie im 30. Kapitel acht (nicht zwölf) Kinder Jakobs aufzählten, acht Menschen die Sintflut in der Arche überstehen ließen und acht Könige nannten, die vor der Entstehung des israelitischen Königtums regierten (Gn. 7, 13; 36, 31–39).

Auch die ägyptischen Priester, die im Vorhof des Reichstempels von Theben-Karnak acht heilige Tiere des Mondgottes Thoth hielten,[127] und zu Hermopolis

den Denkstein des Pharaos Nektanebos I. (4. Jahrhundert v. Chr.) beschriften ließen: *Re* (die Sonne) ... *und die Acht-Götter, die Großen der ersten Urzeit,*[128] könnten trotz der gewählten mystischen Umschreibung noch eine Vorstellung von der vergangenen Wirklichkeit besessen haben. Hier wird aber zugleich die Schwelle sichtbar, über die das Reich des Mythos betreten wird – ein Reich, das sich erst langsam verdunkelt, freilich stetig und unaufhaltsam bis zur finstersten Nacht. In ihr vermag man zwar noch die Acht schimmern zu sehen, nicht aber mehr ihre Herkunft zu erkennen. Der Verstand ist nunmehr blind. Er vermag sich nicht mehr dagegen zu wehren, wenn Tiere und Sinnbilder vertauscht werden und neue Sinnbilder entstehen, die geheiligtes Überlieferungsgut „erklären" sollen, in Wirklichkeit aber den letzten Rest einer vergangenen echten und geradezu wissenschaftlichen Geistesgeschichte zerstören.

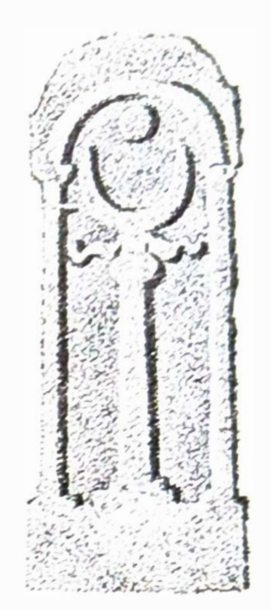
Während chinesische Legenden von einem König Mu, dem „Ehrfurchtgebietenden", erzählen, er habe mit acht Pferden große Reisen unternommen, und er sei zehntausend Meilen nach Westen gereist, wo er am Rande des Grünen Jaspissees, auf den Jadebergen (offenbar am Horizont), die Hsi-wang-mu bewirtete, die „Königliche Mutter im Westen",[128a] werden im I-Ging, dem bedeutendsten Buch des chinesischen Kanons, acht Kwa erwähnt.

In Birma hausen unter den drei Karfunkelfüßen des Götterberges Mienmo die Höllenrichter, die Asura Nat, in acht großen Höhlen und um den Götterberg liegen acht Hügelreihen.[129] Die vedisch-indische Überlieferung spricht von acht „Welthütern";[130] Buddha vom achteckigen Diamanten und vom heiligen, achtgliedrigen Weg zur Befreiung von allen Leiden, der ins Nirwana führt; der Hinduismus von der „achtgliedrigen Wallfahrt" und die Yoga-Lehre von „acht Gliedern des Yoga".[131]

Während Pythagoras die Acht für die Zahl des vollen Körpers, der Himmelsharmonie und der Gerechtigkeit hält, steigen in der folgenden religiösen Spekulation die Seelen zum achten Himmel auf. Und während die Germanen dem Roß Sleipnir des Odin acht Füße geben, zaubern die Ägypter mit acht Heh-Figuren[132] und erzählen von vier Fröschen und vier Schlangen (= acht), *die in der Urzeit den aus der Lotosblüte aufsteigenden Sonnengott zuerst begrüßt hätten.*[133]

In der Bergpredigt des christlichen Erlösers erscheinen die acht Seligkeiten, während sich in der Lehre des Gnostikers Basilides von Alexandria im 2. Jahrhundert n. Chr. die gleiche Acht zur heiligen Achtzahl, og doas, im oberen Lichtreiche der ägyptisch-gnostischen Spekulation entwickelt. Die Römer wiederum berichten, daß ihr sagenhafter König Numa, der auch das Sakralwesen und den Gottesdienst geordnet haben soll, die Bürger in acht Handwerkerklassen eingeteilt hätte; Fabius Maximus sei *öffentlich nie anders als unter Vorantritt von 24 Liktoren* erschienen; und im Krieg gegen Hannibal wären beim Austausch von Gefangenen 240 Römer übrig geblieben, für die der Senat das Lösegeld verweigerte.[134]

Die Könige der Makedonier hüteten sich, im Dasius, dem achten Monat ihres Jahres, in den Krieg zu ziehen,[135] wie noch heute die Astrologie das achte „Feld" oder „Zeichen" für das des Abschieds und des Todes hält, denn der achte Monat bringt tatsächlich ein Ende: nämlich das Verschwinden des strahlenden Lichtes der Himmelsherrin. Sie kehrt aus der sichtbaren Welt in den unbekannten jenseitigen Himmel zurück.



Mondsichel mit Venus und zwei kleinen Schlangen (aus dem Atargatis-Heiligtum v. Dura-Europos, Syrien; 3. Jahrb. n. Chr.)

Das Festhalten an der Acht geschah – wie aus den letzten Beispielen ersichtlich ist – noch zu einer Zeit, als das Venusjahr längst von anderen Zeitgesetzen, wie beispielsweise vom Sonnenjahr, verdrängt worden war. Wenn die Menschen trotzdem nicht von der Acht ließen, sondern ihr sogar immer weitere Bedeutungsinhalte zu geben suchten, dann deshalb, weil die Acht längst ein von der Venus losgelöster, selbständiger Archetyp geworden war, der zu neueren Erkenntnissen in keinem unmittelbaren Widerspruch stand.

Unter diesem Eindruck gewinnen die Ansichten zweier Kirchenschriftsteller besondere Bedeutung, die über die Aufrichtigkeit, mit der tiefverwurzelte Anschauungen erneut bekräftigt werden, keinen Zweifel aufkommen lassen:

Clemens von Alexandria hält die Achtzahl für die „Ruhe der Cherubim", und die Taufe der Urchristen führe – sozusagen als geistige Beschneidung – zum ewigen Leben, zur Achtheit – ja, die Taufe sei selber die Achtheit. Und Hilarius von Poitiers schreibt noch im 4. Jahrhundert n. Chr.: *In der Oktave haben wir das Himmelreich empfangen.*

Wer möchte es noch bezweifeln? Es ist fast der gleiche Gedanke, der 25 Jahrhunderte früher in einem sumerischen Lied ausgedrückt worden ist: *Meine Herrin, aus dem Innern des Himmels hast du die „göttlichen Kräfte" geholt . . .*[136]

Mit solcher Einsicht schwindet vorerst das Reich der Himmelsherrin aus dem Blickfeld. Denn so groß Macht und Einfluß der Venus auch gewesen sein mögen, so konnte diese nicht verhindern, daß ihr schließlich doch ein mächtiger Gegenspieler erwuchs, der ein völlig anderes Gesetz verkündete: der „Ba'al", der wahre „Herr".



Bronzenadel aus süddeutschen Bodenfunden. 1. Jahrtausend v. Chr.
Das achtspeichige Rad mit einer aufgesetzten fünfteiligen „Krone"

III · DAS GESETZ DER FIXSTERNE

Als nun die Kinder Israel in der Wüste waren,
fanden sie einen Mann Holz lesen am Sabbattage.
Und die ihn darob gefunden hatten, da er Holz las, brachten ihn zu Mose und Aaron und vor die ganze Gemeinde.
Und sie legten ihn gefangen ; denn es war nicht klar ausgedrückt, was man mit ihm tun sollte.
Der Herr aber sprach zu Mose : Der Mann soll des Todes sterben ; die ganze Gemeinde soll ihn steinigen draußen vor dem Lager.
Da führte die ganze Gemeinde ihn hinaus vor das Lager und steinigte ihn, daß er starb . . .

ALTES TESTAMENT

Der Sirius kündigt die Nilflut an

Zur Zeit der ersten Dynastien – in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. – hatten die Ägypter bereits entdeckt, daß ein bestimmter Stern, der unverrückbar seinen Platz am Himmel behielt, eine besondere Bedeutung für die Erde besaß; nicht nur, weil er der größte Fixstern des Himmels war, sondern aus einem weit wichtigeren Grunde. Trat jener Stern nämlich in einer genau feststehenden Jahreszeit – im Hochsommer – zum erstenmal vor der aufgehenden Sonne blitzend und funkelnd am dämmernden Morgenhimmel in Erscheinung – heute nennt man dies: den heliakischen (von Helios, Sonne) Frühaufgang eines Sternes – dann kam mit erstaunlicher Regelmäßigkeit die Nilflut. Und dies war für Ägypten von allergrößter Bedeutung. Das anschwellende Wasser des Nils überschwemmte die ägyptischen Felder und machte sie erst fruchtbar. Ohne den Nil und seine Überschwemmung wäre das Land verhungert. Kein Wunder, daß die Ägypter gebannt auf den Zeitpunkt warteten, zu dem ihr Stern zum erstenmal am Morgenhimmel sichtbar wurde. Sie gaben diesem, für sie so wichtigen und machtvollen Stern viele Namen. So hieß er vermutlich „Seth", „Sopdet", „Sepedet" oder „Sopdu" – der Scharfe.

Aber auch viele andere Völker kannten diesen Stern. Die (babylonisch-assyrischen) Akkader beteten ihn – vielleicht gegen Ende des 2. vorchristlichen Jahrtausends – unter dem Namen „Ninurta" an:
Gewaltig großer Ninurta, kriegerischer Gott, allererster der Anunnaku (Götter), *der die Igigu* (die großen Himmelsgötter) *anleitet, Richter des Alls, Überprüfer der Harmonie, der das Dunkel aufhellt, die Finsternis erleuchtet, die Entscheidungen fällt für die sterblichen Menschen! Herrlicher Herr ... Barmherziger, der das Leben schont ... Der Name des* (Sirius) *ist im Himmel unter allen Igigu gewaltig ... unter der Gesamtheit aller Götter ist Deiner* (großen) *Gottheit ihr ständiger Platz angewiesen; beim Aufgang der Sterne leuchten* (Deine) *Gesichtszüge hell* (wie) *die der Sonne! ...*[1]

Manche Anzeichen sprechen dafür, daß auch die Sumerer diesen „Herrn" unter verschiedenen Namen schon zu Beginn der Geschichte kannten. Die Germanen nannten ihn wohl „Surt", die Griechen „Soth" oder „Sothis"; semitische Volksstämme Syriens und Kanaans einfach „Ba'al" („Herr") oder „Moloch", „Melek" („König"); und endlich hieß er so, wie er noch heute genannt wird: „Sirius". Vieles weist auch darauf hin, daß aus diesem Stern die Gottesgestalt hervorging, die

endlich von den Griechen – wohl nach hethitischem Vorbild – „Apollon" genannt wurde. Apollon war nämlich ursprünglich kein Sonnengott. Erst eine späte Zeit deutete ihn so um und übertrug viele Mythen und Eigenschaften des Sirius auf die Sonne, weil der Stern und die Sonne ein überraschend gleiches Zeitgesetz verkünden: Zwischen zwei heliakischen Frühaufgängen des Sirius liegen ziemlich genau 365,25 Tage.

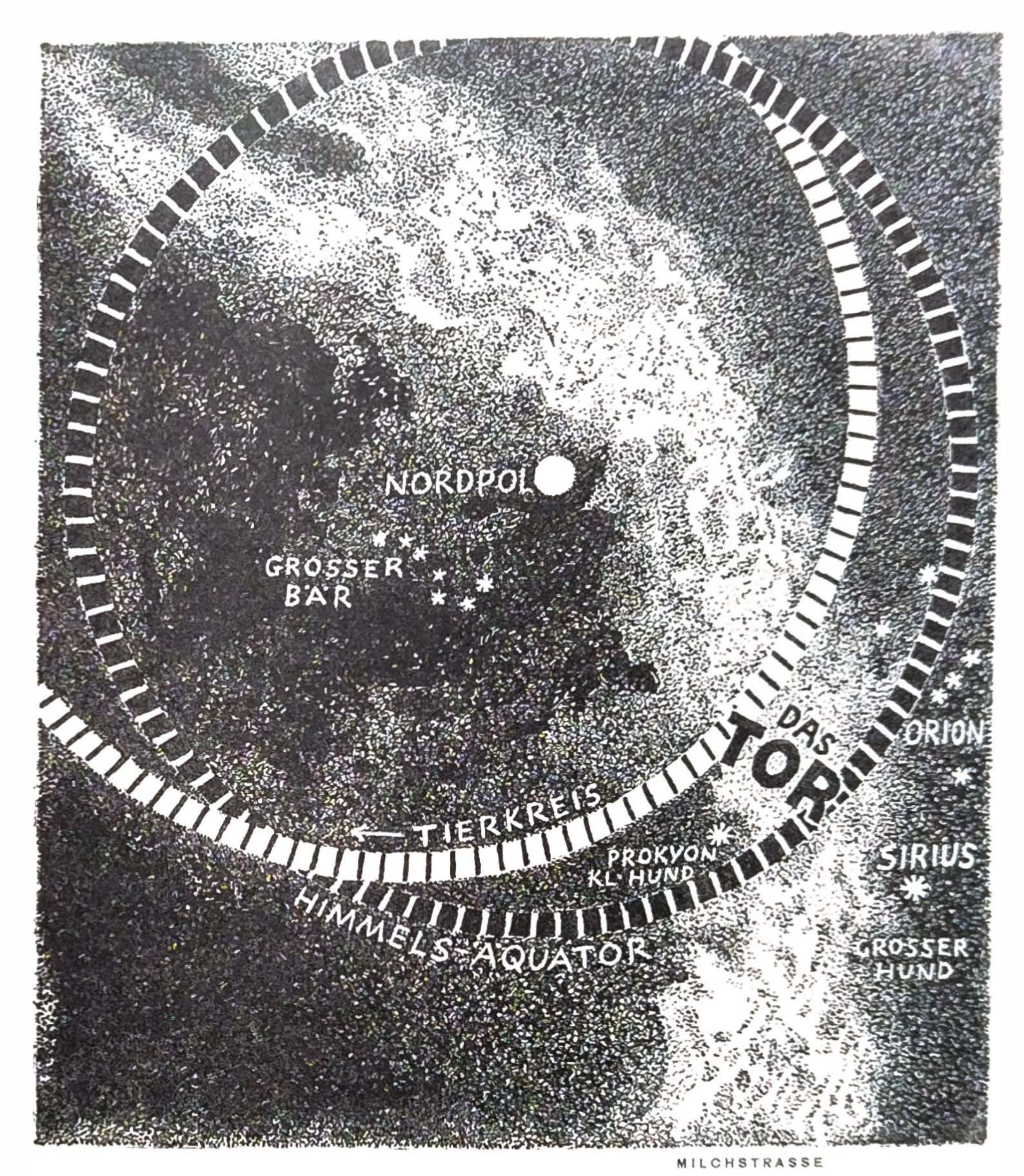
Ägypten achtete – von gewissen Geschichtsperioden abgesehen – kaum auf die Sonne, und noch die Griechen waren um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. der Meinung, daß die Sommerhitze nicht durch die Sonne, sondern durch den Sirius verursacht würde. Ein Tier des Sirius war nämlich der Hund; und so nannten sie die Tage der Sirius-Frühaufgänge die „Hundstage". Für die Ägypter wurde der Sirius der feste und untrügliche Stern am Himmel. Aber in seiner reichen und wechselvollen Geschichte verlor er auch oft sein Ansehen – vielleicht deshalb, weil er nicht nur für die sommerliche Gluthitze, sondern als Künder der Nilflut auch dafür verantwortlich gemacht wurde, daß eine zu geringe Überschwemmung des Nils große Hungersnöte zur Folge hatte – um endlich um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. zu dem verruchtesten aller Sterndämonen herabzusinken und zu einem Fürsten der Hölle und der Seuchen, den das Neue Testament *hebräisch Abaddon* („Hölle", „Abgrund"), *griechisch Apollyon* nennt (Offb. 9, 11).

Der Nordpol und das Tor am Himmel

Als die Ägypter im 3. Jahrtausend v. Chr. den erstaunlichen Zusammenhang ihres Nils, der nach ihrer Meinung aus dem Himmel kam, mit dem großen Stern erkannten, begannen sie, die Zeit zu zählen, die der Mond brauchte, um vom Sirius aus durch den ganzen Himmelskreis zu wandern und zu ihm wieder zurückzukehren.

Allerdings kommt der Mond nie in die nächste Nähe des Sirius, da der Sirius immer südlich der Mondbahn steht. Dessen ungeachtet fand sich zwischen Mond und Sirius ein brauchbares Bezugssystem – wahrscheinlich allein schon durch die Milchstraße, an derem Ufer der Stern unbeweglich steht, dann aber auch durch eine Art Linie, die man zwischen dem Sirius und dem nördlichen Himmelspol zog. Man brauchte dann nur die Zeit zu zählen, die der Mond benötigte, um diese Linie wieder zu erreichen.

Norden, Nordpol? – Blickten denn die Toten nicht nach Westen oder Osten – zum Paradies, zum Auferstehungsort? – Die Toten ja; die Lebenden auch, aber deren Hauptrichtung wurde unter dem Eindruck einer völlig neuen Erkenntnis Norden. Die Beobachtung, daß nicht allein Mond und Venus wichtige Gesetze verkündeten, sondern auch bestimmte große Fixsterne; und namentlich die Beobachtung,



Der Standort des Sirius im Vergleich zur Milchstraße — der Weltesche der Germanen, dem Baum des Paradieses des Alten Testamentes (Gn. 3) — zum Nordpol und zur Sonnenbahn (Tierkreis), die, mit Abweichungen, auch die Bahn des Mondes und der Planeten (darunter der Venus) ist

daß sich alle Fixsterne um den himmlischen Nordpol drehen, scheint Norden zur Hauptrichtung der vorchristlichen Menschheit gemacht zu haben.
Der Ausgang der ägyptischen Cheopspyramide aus der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. weist, wenn auch nicht genau, auf den nördlichen Himmelspol; und die Grabanlagen, die jene Pyramide des Cheops umgeben, sind sämtlich nordsüdlich ausgerichtet.[1] Die meisten Pyramiden zeigen den Zugang auf der Nordseite, wie auch in der Älteren Edda der Nordgermanen die Türen des geheimnis-

vollen Saales, der aus Schlangenrücken gewunden ist, sämtlich nordwärts gekehrt sind.[2] (Demgegenüber steht freilich fest, daß die Sonnenheiligtümer der 5. ägyptischen Dynastie – offenbar als Ausdruck einer anderen Weltanschauung – den Blick vom Obelisken aus nach Osten lenken.)
Schon in vorgeschichtlicher Zeit – also im 4. Jahrtausend v. Chr. und vielleicht noch früher – richteten sich die Ureinwohner Ägyptens teils nach Süden, teils nach Norden. Die Rinderköpfe auf den Knochenhaufen von Hemamich sind durchweg nach Norden ausgerichtet.[3]
Auch in der Stiftshütte, dem ersten israelitischen Heiligtum, wird die Nordrichtung – *die Seite der Wohnung gegen Mitternacht* – besonders geehrt; an der Nordseite stand ein mit Gold überzogener Tisch *mit einem goldenen Kranz umher* (Ex. 37, 11; 40, 22). Norden war auch die Blick- und Gebetsrichtung der Griechen[4] und ebenso die heilige Richtung der Germanen. Nach den älteren Rechtsbräuchen wurde der germanische Reinigungseid nach Norden gesprochen. Nach Norden stand der Beklagte, und mit dem Gesicht nach Norden wurden die zum Tode Verurteilten enthauptet.[5] Man kann mit einigem Recht sagen, daß für alle indogermanischen Stämme und Völker, vielleicht schon für die vorindogermanischen, Norden die Hauptrichtung war. Erst im letzten Jahrtausend v. Chr. scheint sich dieses, jedenfalls teilweise, geändert zu haben, wie sich zum Beispiel im Iran der Norden zum Sitz des Bösen verwandelte.[6]
Statt des genauen Himmelspols wählten die Ägypter eine große Sterngruppe in seiner Nähe, die heute „Großer Bär“ oder „Wagen“ genannt wird. Die Ägypter bezeichneten diese Sterngruppe am Pol anscheinend als „Stierschenkel“.[7] Unter den Sternbildern des Himmels wird auf den Särgen des Mittleren Reiches nur der Orion mit dem Sirius und dem Stierschenkel dargestellt.[8]
Da die Ägypter des 3. Jahrtausends v. Chr. weder die genaue Lage der Mondbahn kannten, noch ihre Beziehung zum ebenso unbekannten Tierkreis – der scheinbaren Sonnenbahn – war jene Linie zwischen dem feststehenden Sirius und dem Stierschenkel die einfachste Meßmethode. Es war sozusagen ein Tor, durch das der Mond hindurchging.
Dieses Tor steht mitten in der Milchstraße, die freilich nicht immer und nicht überall eine Milchstraße war, sondern auch ein Baum des Himmels, ein Merkpfahl etwa. Tor, Baum, Milchstraße – als Fluß – spielen in den Mythen und religiösen Anschauungen der Menschheit eine große Rolle.

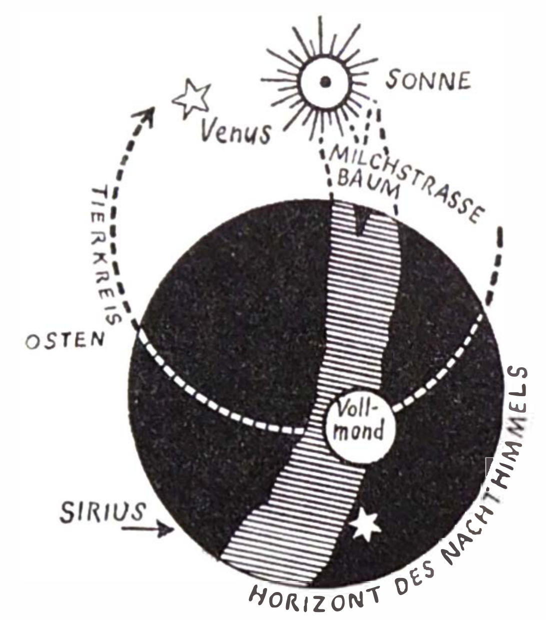
Das siderische Gesetz

Als sich die Ägypter ihr Tor einrichteten, um die Laufzeit des Mondes unter den Sternen zu messen, entdeckten sie etwas, das zu den schwersten Konflikten der

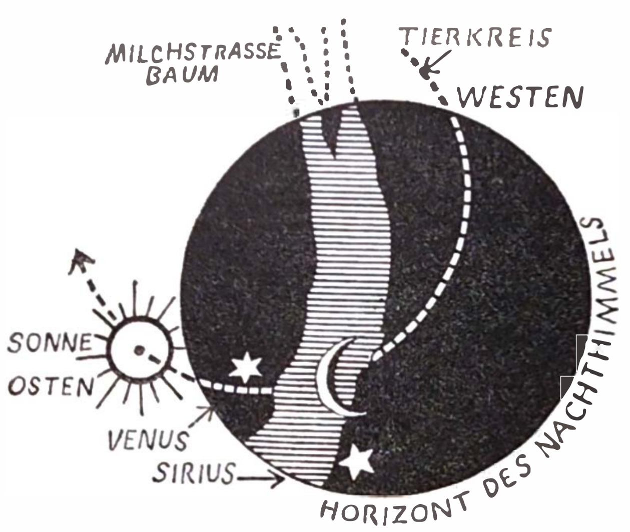
Religionsgeschichte und der Zeitlehre führen sollte: sie fanden den „siderischen" Monat (von sidus: Stern) – den Sternmonat. Eine ungeheuere Umwälzung in den Erkenntnissen vom Himmel bereitete sich vor.
Mißt man die Tage nach, die der Mond braucht, um zu irgendeinem bestimmten Punkt seiner Bahn zurückzukehren, dann zeigt sich nämlich, daß weder die Lichtphasen noch die gewohnte synodische Zeit des Mondes von rund 29½ Tagen noch stimmen. Der Zeitunterschied zwischen dem altgewohnten Mondlauf und dem Sternmonat beträgt mehr als zwei Tage. Die Differenz war da und konnte nicht mehr übersehen werden. Die feststehenden Sterne des Himmels lehrten eine ganz andere Zeit für den Mondlauf, als der Mond selber durch seine ewig wechselnden und immer wiederkehrenden Lichtgestalten anzeigte.
Die genaue Zeit des siderischen Monats beläuft sich heute auf 27 Tage, 7 Stunden, 43 Minuten und 11,5 Sekunden. Das sind rund 27⅓ Tage. Diese Zeit wird also von dem gleichen Mond bestimmt, der in rund 29½ Tagen wieder eine bestimmte Lichtphase – sei es Vollmond oder Neulicht oder Halbmond – erreicht. Auch beim Sternmonat ist es allein der Mond, der dessen Dauer anzeigt. Es handelt sich nur um ein anderes System der Zeitmessung. Die alten Ägypter kannten die genaue Dauer des Sternmonats allerdings noch nicht, sondern rechneten zunächst mit der vollen Tageszahl, die den 27⅓ Tagen am nächsten kommt, also mit 27 Tagen.
Der Konflikt, der durch die Entdeckung des siderischen Monats entstand, bezog sich zu allererst auf den Mond selber. Wenn man mit der siderischen Zeit maß, die der Mond brauchte, um vom Sirius aus durch den ganzen Himmel zu laufen und wieder in die Nähe des Sirius zu gelangen – das heißt: um das Tor in der Milchstraße zu passieren – dann konnte man nicht gut auch noch mit dem synodischen Lauf, mit den Lichtphasen des Mondes, rechnen. Der synodische Mondlauf dauerte mehr als zwei Tage länger.
Man konnte also entweder nur mit dem Sternmonat oder nur mit dem synodischen Monat rechnen, nicht aber mit beiden Zeitmaßen. Ließ man aber die synodische Zeit der 29½ Tage zugunsten der siderischen Zeit von rund 27 Tagen fallen, dann bedeutete dies auch, die heiligen Symbole des Stieres, der Schlange, des Fisches und auch des Vollmond-Löwen zu entwerten; denn im Sternmonat verlieren die Mondbilder des sterbenden und auferstehenden Mondes und auch des Vollmondes ihre überragende Bedeutung. Es kommt nicht mehr auf die Lichtphasen des Mondes an, sondern auf den Stand des Mondes – gleichgültig in welcher Lichtgestalt – im Vergleich zu einem bestimmten Fixstern oder einer Fixsterngruppe.
Das bedeutet aber noch weit mehr. Ließ man die synodische Zeit mit ihren Lichtphasen fallen, dann verlor auch der Zusammenstand des Mondes mit der Venus ihren Sinn. Die erste und unmittelbare Folge war also, daß auch die Bedeutung der Himmelskönigin ins Wanken geriet. Und dies besagte nichts anderes als eine

Untergrabung des gesamten religiösen Lebens, das der Göttin und ihrem Stier oder Fisch oder ihrer Schlange galt.

Der Sirius und mit ihm der Fixsternhimmel überhaupt entfalteten ein völlig anderes und fremdartiges Zeitgesetz, das tief in das religiöse Leben eingriff. Wenn die Nilflut kam und dann der Sirius zum erstenmal aus den Sonnenstrahlen trat –



Der Vollmond beim Sirius. Zeit: gegen Mitternacht zu Beginn des Winters. Der Löwe und der Sirius beherrschen den Nachthimmel, die unweit der Sonne stehende Venus ist nicht sichtbar (schematische Darstellung)



Der heliakische Frühaufgang des Sirius. Zeit: kurz vor Sonnenaufgang im Hochsommer. Die Sonne ist bereits so weit nach Osten gerückt, daß der Sirius am frühen Morgenhimmel sichtbar wird. Beim Sirius steht die abnehmende Mondsichel, die sterbende Schlange. Der obere, linke Stern stellt die Venus als Morgenstern dar (schematische Darstellung)

am dämmernden Morgenhimmel – dann stand zwar mehr oder weniger rechtzeitig auch der Stier – genauer: die Schlange des Todes – in seiner Nähe, fünf oder sechs Monate später waren es dann aber bestimmt keine Hörner, Finger, Rippen, Schlangen oder Stiere mehr, die nördlich vom Sirius zu sehen waren, sondern es war der Löwe, der Vollmond.

Diese Verschiebung erklärt sich aus der Abhängigkeit der Lichtphasen vom scheinbaren Gang der Sonne. Steht die Sonne in der Nähe des Sirius – der ja immer seinen festen Platz unter den Sternen behält, weil er ein Fixstern ist – dann zeigt auch der Mond immer Sichelgestalt, wenn er in nächster Nähe des Sirius steht. Bewegt sich aber die Sonne im Kreis ihrer Bahn nicht in der Nähe des Sirius, sondern auf der „Gegenseite" – im Winter also – dann kann beim Sirius nur der Vollmond leuchten, weil er der Sonne gegenübersteht: in Opposition.

Die Astronomie des dritten und zweiten Jahrtausends v. Chr. vermochte dieses einfache Gesetz noch nicht zu erkennen. Sie wußte nicht, daß der Mond sein Licht von der Sonne empfängt. Das wußten selbst die Griechen des letzten Halbjahr-

tausends v. Chr. noch nicht. Der bekannte Aratus des 3. Jahrhunderts v. Chr. hielt das Mondlicht für eigenes Licht. Die Stoiker betonten dies sogar, und ebenso Berossos, der angebliche Bel-Priester aus Babylon, der im 3. Jahrhundert v. Chr. über die Geschichte seines Volkes schrieb.[9]

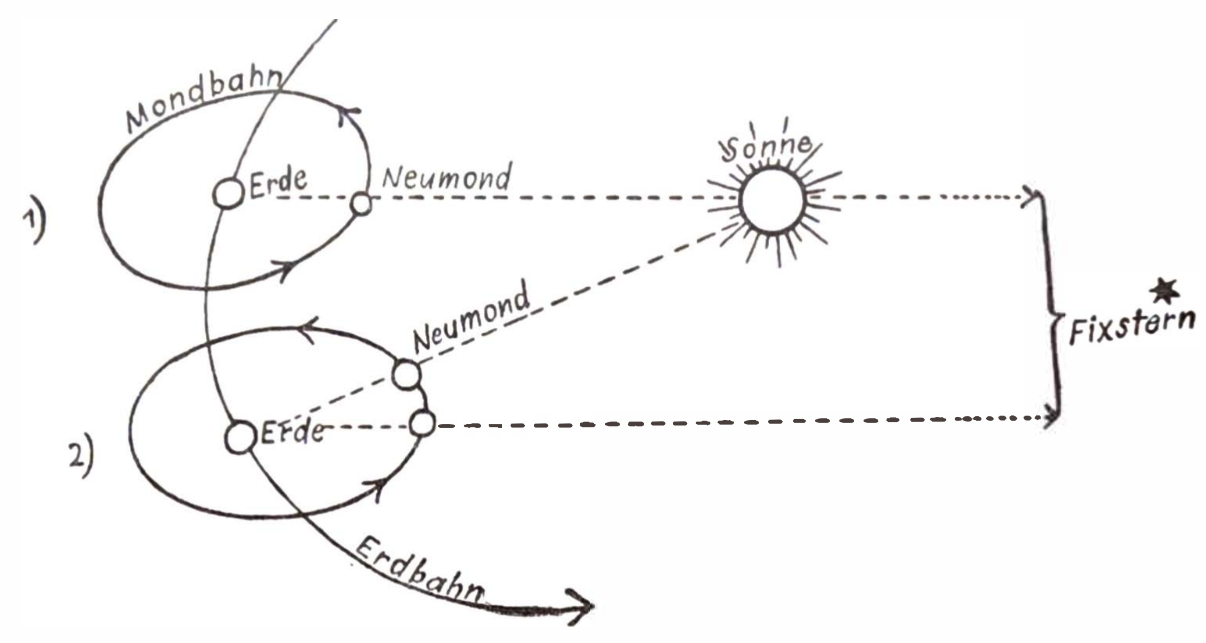
Die Astronomie des 3. und 2. Jahrtausends v. Chr. war anderen Anfechtungen ausgesetzt. Sie stand angesichts des überkommenen Weltbildes, das von der Kraft und Gewalt der Glaubenslehre untermauert war, vor der Wahl, sich gegen die Tradition eine neue Weltanschauung zu erkämpfen – und damit die Himmelskönigin und den synodischen Mond fallen zu lassen – oder die ungemein wichtige Bedeutung des Sirius – und damit auch des Sternmonats – zu übergehen.

Dreihundertfünfundsechzig Tage

Die Entdeckung des Zeitgesetzes der heliakischen Frühaufgänge des Sirius – der rund 365 Tage – muß der religiös gebundenen Himmelskunde noch andere Sorgen bereitet haben und zwar nicht allein der Venus wegen. Denn jede Jahresrechnung – gleichgültig, ob sie die Sonne selbst oder den Sirius oder andere Fixsterne betrifft – beruht auf einem gewachsenen Monatskalender; aber kein Mond paßt sich ohne weiteres der Zeitlehre von den 365 – genauer: 365¼ – Tagen an.

Der synodische Mond braucht 12 Monate zu 29½ Tagen, um nach 354 Tagen die gleiche Phasengestalt zu zeigen wie beim letzten Jahresende. Das 365tägige Jahr ist dann aber noch gar nicht abgelaufen. Im folgenden Jahr ist der Mond noch früher da oder, wenn man einen synodischen Monat einschaltet, um rund acht Tage zu spät. Bei keinem Jahresanfang gibt es deshalb eine genaue Übereinstimmung mit dem Mond. In jedem Jahr erscheint der Mond in der zur Orientierung gewählten Lichtgestalt entweder zu früh oder zu spät.

Ohne Mond läßt sich aber kein Jahr richtig einteilen. Der Mond ist im bürgerlichen Leben unentbehrlich, weil er einen optisch sichtbaren Kalender an den Himmel schreibt. Der Mond beherrscht auf diese Weise auch die Jahresrechnung. Um nun zu einer Lösung zu gelangen, kann man verschiedene Wege einschlagen. Man kann sich beispielsweise mit einem Jahr zu 12 synodischen Monaten zu 30 Tagen begnügen und dann mit einer Jahreslänge von 360 Tagen rechnen. Die dabei entstehenden Zeitunterschiede zum Siriusaufgang lassen sich dabei willkürlich oder methodisch durch die Hinzuschaltung eines zusätzlichen Monats nach Ablauf mehrerer Jahre ausgleichen oder durch besondere Festtage, die auch den anwachsenden Zeitunterschied zwischen dem 30tägigen Monatskalender und dem wirklichen Mondlauf (rund 29½ Tage) berichtigen. Bei einer solchen Zeitteilung ist der Mond der „Herr des Jahres“ oder Jahresanfanges, wie die Ägypter es bei ihrem Ptah meinen. Ptah bestimmt Anfang und Ende des Durchschnittsjahres.



Der Unterschied zwischen dem synodischen und dem siderischen Mondlauf

Bei 1) ist für die Erde Neumond. Dabei steht auch ein ferner Fixstern auf der von der Erde aus gesehenen Linie Mond – Sonne – Fixstern. Bei 2) hat der um die Erde kreisende Mond zwar die Linie Erde – Fixstern wieder erreicht (infolge der riesigen Entfernung – im Vergleich zur Erde – Sonne – hat sich die Richtung zum Fixstern nicht geändert), aber es ist infolge der Erdbewegung um die Sonne noch nicht wieder Neumond. Erst mehr als zwei Tage später steht der Mond auf der Linie Erde – Sonne

Es ist also gar nicht so einfach, den synodischen Mondlauf und das wirkliche Jahr in einem brauchbaren Kalender zu vereinen. Die dreißig Tage des bürgerlichen Monats stimmen nicht mit dem wirklichen Mondlauf überein, und die 360 Tage des „Rundjahres" ebensowenig mit dem wirklichen (natürlichen) Jahr.

Bei einem so unzuverlässigen, aber unentbehrlichen Mond kann man tatsächlich auf den Gedanken kommen, statt mit dessen Lichtphasen mit einem festen Bezugspunkt am Himmel zu rechnen. Man kümmert sich einfach nicht mehr um jene Lichtphasen, die ja bei dem 30tägigen Monat sehr bald nicht mehr stimmen, und beobachtet allein, wann der Mond bei einem gewissen Himmelsort wieder erscheint. Am besten nimmt man, wenn man schon mit den Siriusaufgängen rechnet, die Milchstraße zu Hilfe, an der ja der Sirius im Süden steht, oder das danebenstehende, große und gut sichtbare Sternbild des Orion. Wenn man den Mondlauf so beobachtet, ohne auf die Lichtphasen Rücksicht zu nehmen, dann kommt man zu dem erwähnten Sternmonat, der rund 27,3 Tage lang ist.

In diesem Stadium der Zeitlehren und Sternreligionen standen sich zwei unvereinbare Gegensätze gegenüber: der synodische Mond mit seinen 29 bis 30 Tagen und der siderische Mond mit 27 bis 28 Tagen. Entschied sich die Himmelskunde für den Sternmonat, dann entschied sie sich auch gegen den Neumond, gegen den Vollmond und gegen alle Lichtphasen des Mondes, die, so oder so, Anfang oder Ende eines Monats allen sichtbar verkündeten. Sie entschied sich dann aber auch gegen den Stier, gegen den Fisch, gegen die Schlange und gegen den Löwen.

Noch ein weiteres drängte sich auf: Bei einer Rechnung nach Sternmonaten muß sich zwangsläufig auch das Wochenmaß ändern. Bei zehn- oder fünftägigen Wochen kann es nicht mehr bleiben, denn weder ein nach unten auf 27 Tage, noch nach oben auf 28 Tage abgerundeter Sternmonat erlaubt die Zählung nach zehntägigen oder fünftägigen Wochen. Die siebentägige Woche, die, fortlaufend gezählt, allein in dem auf 28 Tage abgerundeten Sternmonat ihre rationale Erklärung findet, dürfte der Beweis dafür sein, daß die Lehre vom Sternmonat zeitweise die älteren Mondlehren besiegte. Damit wird zum erstenmal deutlich, warum Moses, dessen Gott die siebentägige Woche verkündete, gegen das Goldene Kalb vorging und jeden töten ließ, der es noch anbeten wollte.

Verständlich wird aber auch, daß im Hinblick auf die Siriuslehre und im Zeichen des Sternmonats die Mondgötter mit dem Stier, dem Fisch oder der Schlange ihre Existenzberechtigung verlieren mußten, und daß neben ihnen – und jene zeitweise verdrängend – andere Mondgottheiten entstanden, die neue Tiersymbole bekamen: der ägyptische Thoth mit dem Ibis, einem Watvogel, der mit der Nilflut in Ägypten eintrifft; der Anubis mit dem Hundskopfaffen und der Upuaut mit einem hundeähnlichen Tier (hier zeigen sich die Beziehungen zum Hundsstern Sirius). Alle diese „neuen“ Götter stehen bereits an der Schwelle zur historischen Zeit im Weltbild Ägyptens.

Der siderische Mond, der in rund 27,3 Tagen seinen Lauf unter den Sternen vollendet, zeigt zugleich eine Eigenart, die sich ohne weiteres aus einem Vergleich mit dem synodischen Mond ergibt: er hinkt. Die Lichtphasen des Mondes hinken nach; der siderische Mond ist also verkrüppelt. Deshalb hinken sowohl der griechische Hephaistos als auch der ägyptische Ptah. In Verbindung mit Ptah verehrten die Ägypter gewisse krüppelige Kinder.[9a] Auch der biblische Jakob hinkt. Als Jakob mit dem ungenannten Gott an einem Flußübergang rang – *Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn* – wurde ihm die Hüfte verrenkt, und gleichzeitig Jakobs Namen in Israel geändert: *Und als er ... vorüberkam, ging ihm die Sonne auf; und er hinkte an seiner Hüfte* (Gn. 32, 25–32).

Verkrüppelte Mondgötter kennt die ganze Welt. Der germanische Ziu ist verstümmelt, und die alten Mexikaner kannten den einbeinigen Tezcatlipoca, der seinen Fuß durch das voreilige Schließen der Tore zur Unterwelt verlor.[9b] In Afrika wissen manche Negerstämme noch heute, daß der Mond hinkt; er sei am Knie verwundet. Deshalb heißt er „Tsui-Goab“ – „Wundknie“. Als solcher ist er der höchste Gott der Hottentotten.[9c]

DAS SIRIUSJAHR

Die dreizehn Monate

Es sollen hier keine Probleme der alten Zeitrechnung um ihrer selbst willen in den Vordergrund gerückt werden. Bei der engen, oft geradezu untrennbaren Verflechtung von Zeitkunde und Astronomie mit dem religiösen Weltbild der Vergangenheit müssen jene aber doch wenigstens kurz gestreift und erläutert werden. Erst dann werden nämlich hochwichtige Änderungen oder gar Umwälzungen in Kult und Religion verständlich, nicht zuletzt auch das Auftreten einer anderen Symbolik und anderer Zahlen.

Behält man zunächst den Sternmonat von rund 27,3 Tagen (besser: Nächten) im Auge, dann versteht es sich von selbst, daß man keinen bürgerlichen Monat mit 27,3 Tagen festsetzen kann. Man steht vielmehr vor der Entscheidung, nach unten auf 27 Tage abzurunden oder nach oben auf 28 Tage. Diese Entscheidung ist im Hinblick auf das religiöse Weltbild nicht so leicht, wie sie heute anmutet – sie ist vielmehr von großer Tragweite. Denn die Abrundung des Sternmonats auf 27 Tage bedeutet seine Dreiteilung in neuntägige Wochen – eine andere Teilung ist unmöglich –, während die Abrundung auf 28 Tage die einzig mögliche Vierteilung und damit die Einführung der siebentägigen Woche bedingt. Ein neuer Konflikt, der sich im Kampf der Drei gegen die Vier und umgekehrt ausdrückt, beginnt im kultischen Bereich zu schwelen, und Zeugnisse dieses einstigen Kampfes finden sich noch heute in manchen alten Urkunden und Inschriften. In beiden Fällen entstand freilich ein noch schwererer Konflikt, der sich so tief in die menschliche Seele eingrub, daß er noch heute im Aberglauben eine gewichtige Rolle spielt: der Konflikt um die Dreizehn. Rechnet man nämlich das rund 365tägige Jahr nach Sternmonaten, dann ergeben

13 Sternmonate zu 27 Tagen (bürgerlich) 351 Tage oder
13 Sternmonate zu 28 Tagen (bürgerlich) 364 Tage.

Das natürliche Maß des Sternmonats ergibt rund 355 Tage. Von ihm aus heißt dies in der praktisch-bürgerlichen Anwendung nichts anderes als folgendes: Dreizehnmal muß der Mond einen bestimmten, möglichst leicht erkennbaren Himmelspunkt (Fixstern oder Fixsterngruppe) nahe seiner Bahn erreichen. Beim dreizehnten Male sind dann die erwähnten 355 Tage vergangen. Dann weiß jeder Bürger, daß rund zehn Tage später der Sirius am Morgenhimmel auftauchen wird und damit ein neues Jahr von 365 Tagen beginnt. Voraussetzung ist natürlich, daß der Ausgangsort des Mondes und der Sirius-Frühaufgang zeitlich zu Beginn auf einander abgestimmt worden sind. Im zweiten Jahr sind es dann nicht zehn Tage, die man bis zum heliakischen Sirius-Aufgang warten muß, sondern eben

rund 20 Tage; und im dritten Jahr decken sich beide Vorgänge um Mond und Sirius wieder annähernd – freilich nicht nach den heute gewohnten strengen Maßstäben von Zeitrechnung und Astronomie – mit einer Differenz von etwa zwei bis drei Tagen. Weil die Dreizehn also die Zahl der siderischen Monde ist, wird nun auch wiederum verständlich, wie stark die Religion der synodischen Mondgottheit und vor allem die Venus-Religion gegen die Dreizehn eingestellt sein mußten.

Ein achter Wochentag?

Noch etwas anderes ergibt sich aus einer Betrachtung der bürgerlichen (nicht natürlichen) Monate: auf den ersten Blick zeigt die Gegenüberstellung der 13 bürgerlichen Monate zu 27 Tagen und derjenigen von 28 Tagen, daß der Vorteil eindeutig bei den 28 Tagen liegt: 13 bürgerliche Monate zu 28 Tagen ergeben 364 Tage. Das ist, mit einer Differenz von rund einem Tag, die Dauer des Sirius- (oder Sonnen-) Jahres von rund 365 Tagen. Rechnet man so – und zwar konsequent – dann braucht man den bürgerlichen Kalender nicht zu schalten, sondern nur der letzten Woche des Jahres einen Tag als Festtag hinzuzufügen: den achten Tag. An diesem achten Tag muß der Sirius erscheinen. (Nur alle vier Jahre verschiebt sich sein Frühaufgang um einen weiteren Tag.) Von dieser Hinzufügung eines Tages zum 364tägigen Jahr scheint auch jener verdunkelte Text im 4. Buch Mose zu sprechen, der lautet: *Je ein Tag soll* (für) *ein Jahr gelten* (Nm. 14, 34). Die Heilige Schrift spricht aber nicht nur allgemein von je einem Tag für ein Jahr, sondern sie erwähnt auch den achten Tag selber und zwar in unmittelbarer Verbindung mit dem *Erscheinen des Herrn:*
Und am achten Tage rief Moses Aaron und seine Söhne und die Ältesten in Israel (Lv. 9, 1) (es folgen Opfervorschriften: Lv. 9, 2–4) ... *denn heute wird euch der Herr erscheinen* (Lv. 9, 4) ... *und es trat herzu die ganze Gemeinde und stand vor dem Herrn. Da sprach Moses: Das ist's, was der Herr geboten hat, daß ihr es tun sollt, so wird euch des Herrn Herrlichkeit erscheinen* (Lv. 9, 5–6). Es folgen weitere hochheilige Opferriten zur Entsündigung und Versöhnung des Volkes, die mit dessen Einsegnung enden (Lv. 9, 7–23): *Da erschien die Herrlichkeit des Herrn allem Volk* (Lv. 9, 23).
Es fragt sich lediglich noch, ob es sich bei jenem achten Tag, an dem die Herrlichkeit des Herrn erscheint, um das Jahresende handelt. Auch dies trifft zu. Das geht nämlich aus der feierlichen Entsündigung und „Versöhnung" des ganzen Volkes hervor, die nur einmal im Jahre stattfinden darf (Lv. 16, 34), nämlich gegen Ende des israelitischen Festjahres, wobei es wiederum heißt: *Am achten Tag ist auch Sabbat* (Lv. 23, 39). Freilich feierte das Volk Israel Jahresende und Versöhnungsfest nach dieser Textstelle im 7. *Monat,* das heißt: im Herbst (wie noch heute)

– wann aber das Erscheinen des Herrn ursprünglich wirklich von den Kindern Israel erlebt und gefeiert wurde, zeigt der ältere Text des Buches Exodus: *Im dritten Monat nach dem Ausgang der Kinder Israel aus Ägyptenland kamen sie dieses Tages in die Wüste Sinai* (Ex. 19, 1). Der Auszug selber fand nach der Passahfeier (Ostern) statt. Es war also ungefähr Juli, als sie *sich in der Wüste daselbst lagerten gegenüber dem Berge* (Ex. 19, 2). Dies war die Zeit, in der sich damals der heliakische Frühaufgang des Sirius ereignete. Vor seinem Frühaufgang war der große Fixstern im engsten Strahlenbereich der Sonne einige Wochen (40 Tage) lang unsichtbar. Der Sirius mußte demnach aus dem *Dunkel* (Ex. 20, 21) erwartet werden oder aus einer *dicken Wolke* kommend (Ex. 19, 9).

Dann bereitete sich das ganze Volk wiederum auf das Ereignis vor: *Moses stieg vom Berge zum Volk und heiligte sie, und sie wuschen ihre Kleider. Und er sprach zu ihnen: Seid bereit auf den dritten Tag, und keiner nahe sich zum Weibe* (Ex. 19, 15). *Als nun der dritte Tag kam und es Morgen war . . . das ganze Volk aber, das im Lager war, erschrak. Und Moses führte das Volk aus dem Lager Gott entgegen, und es trat unten an den Berg. Der ganze Berg Sinai aber rauchte* (Ex. 19, 14–18). Es folgt das Verbot für das Volk, den Sinai zu besteigen, und danach die erste Aufzählung von Gottesgesetzen; darunter die feierliche Verkündung des siebten Tages als *Sabbat des Herrn, deines Gottes* (Ex. 20, 10). Nach der Schilderung der neuen Gesetze berichtet das gleiche Buch von der erneuten Besteigung des Gottesberges durch Moses (Ex. 24), diesmal in Begleitung dreier namentlich genannter Personen (darunter Aaron) und von *siebzig von den Ältesten Israels* (Ex. 24, 9). Es war in der Morgenfrühe (Ex. 24, 4), als sie, auf dem Berge stehend, *sahen den Gott Israels. Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Saphir und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist* (Ex. 24, 10).

Damit niemand mehr auf den abwegigen Gedanken verfalle, es könne sich vielleicht doch noch um einen anderen Gott als den Sirius handeln – etwa um den alten Vollmond, der am 15. Tage eines Monats abends im Osten erscheint; oder um das lunare Neulicht, das Goldene Kalb, das, ebenfalls abends, im Westen sichtbar ist – wird im biblischen Text nunmehr betont, daß der *neue* Gott Israels in der Morgenfrühe erscheine: *Des Morgens werdet ihr des Herrn Herrlichkeit sehen* (Ex. 16, 7).

Doch Moses und seine Begleiter erblickten an jenem denkwürdigen Morgen eines Sommertages noch etwas anderes, als sie die Herrlichkeit des Herrn leibhaftig sahen: *Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Saphir und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist.*

Einem Edelstein ähnlich, schön und rein wie der klare Himmel? –

Das Sinnbild ist bereits bekannt; bis in die Gegenwart taucht es in den Mythen der Völker auf: es stellt die Venus dar, die an jenem Morgen in der Nähe des Sirius stand – als Morgenstern.

Sieben Jahre

Die Venus als Morgenstern und zugleich in nächster Nähe des Sirius in der Zeit seiner morgendlichen Frühaufgänge, dies gehört zu den eindrucksvollsten Vorgängen, die der Himmel zu bieten vermag. Der Sirius, als größter Fixstern funkelnd und strahlend, und dazu die Venus, der optisch größte Planet, in ihrem ruhigen, reinen Licht – man muß dies einmal von einem hohen Berge aus möglichst in südlichen Zonen der Erde, wo der Sternenhimmel viel eindrucksvoller und nähergerückt wirkt, gesehen haben, um sich in die Seelen jener Männer einfühlen zu können, die vor mehr als dreitausend Jahren auf dem Sinai standen und zu dem „Herrn" hinüberstarrten: ... *das Ansehen der Herrlichkeit des Herrn war wie ein verzehrendes Feuer auf der Spitze des Berges vor den Kindern Israel* (Ex. 24, 17).

Der biblische Text erwähnt nicht direkt, daß kurz nach dem heliakischen Frühaufgang des Sirius die Sonne aufging und damit beide großen Sterne wieder unsichtbar wurden. Er besagt jedoch, daß allein Moses und seine Begleiter vom Berge aus die Herrlichkeit des Herrn mit dem Saphir sahen, nicht aber sah sie das im Tal zurückgebliebene Volk. Daraus geht deutlich hervor, daß das Licht der aufgehenden Sonne die beiden kurz vor ihr aufgegangenen Sterne bereits verschluckt hatte, bevor diese über dem Berg hätten erscheinen und im Tal hätten sichtbar werden können. In Bergtälern kann der heliakische Frühaufgang des Sirius, der sich am tiefen Horizont abspielt, nicht beobachtet werden, es sei denn, das Tal öffnet sich gerade nach jener Seite des Horizonts. Welche Gründe vorlagen, dem ganzen Volke das Besteigen des Berges zu verbieten, soll hier nicht untersucht werden; der biblische Text beschreibt vulkanische Vorgänge, jedoch ist sich die Forschung darüber ziemlich einig, daß es zur Zeit des Moses keine arbeitenden Vulkane auf der Sinai-Halbinsel mehr gab. Alle Versuche, den Gottesberg sicher zu bestimmen, auf dem Moses die Gesetzestafeln von seinem Gott empfing, sind deshalb zum Scheitern verurteilt, zumal die Heilige Schrift in der Folge nicht mehr vom Sinai spricht, sondern von einem Berge Horeb, der auf der Sinai-Halbinsel unbekannt ist.

Die Priesterastronomen des Volkes Israel beschäftigten sich freilich weniger mit derartigen Fragen als mit einem ganz anderen Problem: nämlich mit dem auf dem Gottesberge verkündeten *Sabbat des Herrn am siebten Tage* (Ex. 20, 10). Immer wieder taucht das Gesetz der Sieben Tage in der mosaischen Schriftensammlung auf, eindringlich den Sündern und Gesetzesverletzern vorgehalten und hartnäckig wiederholt. Dagegen verblaßt allmählich der so wichtig gewesene achte Tag, an dem der Herr erschien. Während es noch im 4. Buch Mose heißt: *Am achten* (Tag) *soll der Tag der Versammlung sein* (Nm. 29, 35), lautet es im 5. Buch: *Am siebten Tag ist die Versammlung des Herrn, Deines Gottes* (Dt. 16, 8).

Was geschah hier? – Legten die Priesterastronomen Israels auf den achten Tag als Ergänzungstag zu ihrem 364tägigen, in Wochen zu sieben Tagen eingeteilten Jahr keinen Wert mehr, weil man, wie sie später lehrten und betonten, den Herrn Israels nicht sehen, sondern nur hören könne (vgl. Dt. 4, 12. 15). Oder weil die späteren Theologen davor warnten, Sonne, Mond und Sterne anzubeten (Dt. 4, 19)? – Nein, so einfach liegen die Dinge nicht. Die Sternpriester Israels, die den siebten Tag als Sabbat des Herrn einführten und damit die siebentägige Woche heiligten, mußten vielmehr aus naheliegenden Gründen nach einer Lösung suchen, die zwar den störenden achten Tag im Ablauf der Wochen und Jahre aufhob, aber trotzdem das 365tägige Jahr zu bewahren vermochte. Das läßt sich einrichten, indem man die siebentägige Woche auch zum Jahresschluß fortlaufen läßt und nach sieben Jahren eine siebentägige Woche hinzufügt. Dann ist die Heiligung der siebentägigen Woche vollkommen, und der Kalender gewinnt dadurch folgendes Aussehen:

	bürgerlich	astronomisch
1. Jahr:	364 Tage	365 Tage
2. „	364 „	365 „
3. „	364 „	365 „
4. „	364 „	365 „
5. „	364 „	365 „
6. „	364 „	365 „
7. „	364 „	365 „
+ 1 Woche:	7 „	
	2555 Tage	2555 Tage

Zwar vermag man nun den heliakischen Frühaufgang des Sirius nicht mehr auf den Tag genau an jedem Jahresschluß zu sehen – vielleicht will man es auch schon nicht mehr – um so mehr gewinnt dafür aber das siebente Jahr an Bedeutung, wenn beide Zeitmaße durch die Einschaltung einer siebentägigen Woche wieder genau übereinstimmen. Sorgen könnte dann eigentlich nur noch die wirkliche Länge des Siriusjahres bereiten, das, wie gesagt, nicht 365 Tage, sondern 365,25 Tage lang ist – aber innerhalb dreier Tage erscheint die Herrlichkeit des Herrn auch nach dieser Rechnung noch mit voller Sicherheit. Vielleicht war die Textstelle, die das alte lunare Maß der drei Tage vor dem Erscheinen des Herrn erwähnt (vgl. S. 236; Ex. 19, 15) einst so gemeint. Möglich ist aber auch, daß man, wenn der Zeitunterschied nach einer Reihe von Siebenjahre-Einheiten zu groß wird, die einen sieben Jahre um eine weitere, zusätzliche siebentägige Woche „fetter" machte als die andern. Bei solchen Überlegungen ist man freilich nicht mehr bei der Gesetzgebung am Berge Sinai zur Zeit des Moses, sondern in der älteren Epoche, da Joseph sich darauf vorbereitete, nach Ägypten zu ziehen.

Die Kühe des Pharao

Die Geistes- und Kulturgeschichte der vorchristlichen Zeitalter spricht nur selten in klar voneinander trennbaren Kapiteln zur Gegenwart; sie ist, bildlich ausgedrückt, eher ein strömendes Gewässer, das Strudel bildet, wo man ein rasches Weiterfließen erwarten könnte; andererseits scheint sie wie ein stiller, toter Teich zu wirken, über den die mächtigsten Sturmwinde hinwegfegen, ohne ihn aufwühlen zu können. Und gerade deshalb, weil dieses Fließen und Stillstehen so schwer zu ergründen ist, bedürfen die wenigen möglichen Feststellungen nicht nur einer örtlichen, sondern tunlichst auch einer zeitlichen Fixierung. Unterzieht man das Thema der Sieben Jahre, das einen Teil der mosaischen Gesetze darstellt, einer solchen Kontrolle, so erhebt sich die Frage, ob es nicht viel älter sei als das 13./12. Jahrhundert v. Chr., in dem Moses gelebt haben soll. Die Bibel beantwortet diese wichtige Frage selber durch die Erzählung der Genesis (1. Buch Mose), die von den Traumdeutungen des Joseph handelt, als er in Ägypten weilte. Nach chronologischen Gesichtspunkten müßte Joseph in jedem Falle viele Generationen vor Moses gelebt haben. Schon bevor Joseph nach Ägypten kam, träumte er von der Dreizehn in dem verdunkelten Bild von Sonne, Mond und elf Sternen (Gn. 37, 9). Für diesen Traum wurde Joseph von seinem Vater bestraft; freilich steht im Bibeltext eines der im Altertum beliebten Wortspiele, das sich so übersetzen läßt: *Was ist das für ein Traum, der dir geträumt hat? Sollen* (die Dreizehn) *kommen und vor dir niederfallen?* (Gn. 37, 10). *Und seine Brüder beneideten ihn. Aber sein Vater behielt diese Worte.*

Die Dreizehn scheint also schon zur Zeit Jakobs bekannt und sogar schon Mittelpunkt von Meinungsstreitigkeiten gewesen zu sein. In Ägypten endlich legte Joseph die Träume des Pharaos aus, nachdem er seine große Fähigkeit, Träume zu deuten, vorher bewiesen hatte (Gn. 40). Josephs Deutung der sieben mageren und sieben fetten Jahre (Gn. 41) ist bekannt; weniger bekannt dürfte sein, daß die einen sieben Jahre offensichtlich um eine (siebentägige) Woche „fetter“ waren als die „mageren“, damit durch die Einschaltung einer Woche (oder gar einer weiteren?) der Zeitunterschied des dreizehnmonatigen Jahres zum (wirklichen) Siriusjahr ausgeglichen werden konnte.

Hieraus ergibt sich wieder einmal, daß hinter den verstandesmäßig scheinbar nicht mehr erklärbaren biblischen Darstellungen und Mythen ein sehr klarer und zweckbewußter Geist wirksam war, denn es zeigt sich ja, daß zwei scheinbar ganz unabhängig voneinander erscheinende Traumdeutungen, die von der Dreizehn und die von der Sieben, doch einen unmittelbaren Zusammenhang besitzen. Und schließlich ergibt sich, daß die mosaischen Sieben Jahre älter sein müssen, als die Zeit, in der Moses das Gesetz seines Gottes verkündete, den er und seine Begleiter vom Berge Sinai aus mit eigenen Augen sahen.

Allerdings zeigt sich noch ein weiteres: Der Pharao des Joseph träumt von sieben fetten und sieben mageren „Kühen“ (Gn. 41, 20), die Joseph als „Jahre“ auslegt, obwohl „Kühe“ – wie Stiere – eigentlich „Monate“ bedeuten müßten. Aber Rätsel sind eben keine Rätsel mehr, und Träume verlieren viel an Farbe und Reiz, wenn man das eine oder andere so nüchtern bezeichnen würde, wie es unserer Gegenwart entspricht. Außerdem brauchte der Pharao dann keinen Traumdeuter mehr, der durch so großartige Erkenntnisse – kein anderer vermochte den Traum zu deuten – zum Stellvertreter des ägyptischen Königs aufrückte.

Die angestellten Berechnungen über die Einschaltung einer zusätzlichen Woche nach einem Ablauf von jeweils sieben Jahren waren bis jetzt rein hypothetischer Natur. Sie sollen nunmehr an Hand von Bibeltexten ihre Bestätigung erhalten. Die Spuren dieser wirklich bewundernswerten, ja großartigen Lösung des Zeitrechnungsproblems sind allerdings die dunkelsten in der sonst klaren Geschichte der Sieben Jahre Israels; und sie lassen sich eher ertasten als nach den strengen Forderungen heutigen, wissenschaftlichen Denkens beweisen, das sich frei von religiösen Dogmen fühlt und kaum begreifen kann, warum sich plötzlich ein Vorhang senkt. Lesen wir also in den Texten der mosaischen Gesetzgebung, die sich nicht mehr auf den dritten Monat des vom Frühling an gerechneten Jahres beziehen, in dem die Herrlichkeit des Herrn erschien, sondern entweder auf eine ganz unbestimmte Zeit oder auf den größten Festmonat des Jahres – den siebten Monat im Herbst, mit dem das israelitische Festjahr schließlich endete: *Und* (ihr) *sollt in sieben Tagen nicht ausgehen von der Tür der Hütte des Stifts bis an den Tag, da die Tage eures Füllopfers aus sind; denn* (in) *sieben Tage*(n) *sind eure Hände* (?) *gefüllt, wie es an diesem Tage geschehen ist; der Herr hat's geboten zu tun, auf daß ihr versöhnt seid* (Lv. 8, 33–34).
Da ist er wieder der Versöhnungstag zum Jahresschluß – aber kein Wort von den Sieben Jahren fällt an dieser Textstelle, die von der Einweihung der Priester handelt, und ebensowenig wird ein Monat genannt: es sei denn, man bezieht die *Aufrichtung der Wohnung der Hütte des Stifts am ersten Tage des ersten Monats* (Ex. 40, 1) auf den oben zitierten Text. Auch das Laubhüttenfest – *Sieben Tage dem Herrn* (Lv. 23, 34) und das Wohnen in Laubhütten während der sieben Tage (Lv. 23, 42) – könnte einst einen anderen Sinn gehabt haben, zumal dieses heilige Fest zwar im siebenten Monat – im Herbst also – gefeiert, aber unbefangen (?) als Erinnerungsfest an den Passah-Monat des Frühlings, den 1. Monat, bezeichnet wird (Lv. 23, 43). Auch der *Große Sabbat des Herrn* im siebten Jahr, *darin du dein Feld nicht besäen noch deinen Weinberg beschneiden sollst* (Lv. 25, 4), scheint bereits im Schatten großer religiöser Wandlungen zu liegen. Was geschah hier? Warum verdunkelt sich das geschichtliche Bild einer durchaus achtbaren Zeitrechnung beim Volke Israel?



Kudurru (Grenzstein) des babylonischen Königs Melischipak II. 12. Jahrhdt. v. Chr. Über der thronenden Gottesgestalt der achtstrahlige Ischtar-Venus-Stern; daneben die liegende Mondsichel



(Rechts) Das (vermutete) Pentagramm in den ägyptischen Hieroglyphen, in Form eines fünfarmigen „Kreuzes" im oberen Teil. Steinerner Türpfosten vom Grabe des Ptahmose in Sakkara, Unterägypten

Der Horus-Falke über der Schlange. Grabstein des Pharaos Zer (Djet), zu Abydos, Oberägypten. 1. Dynastie, 3. Jahrtsd. v. Chr.





Der ägyptische Falkengott mit Doppelkrone und Uräus-Schlange
Bronze. Spätzeit



Der ägyptische Horus-Falke. Dioritstatue des Pharaos Chephren aus Gizeh, Unterägypten. 4. Dynastie
Mitte des 3. Jahrtsds. v. Chr.



Die ägyptische Hathor-Isis mit dem Kinde, dem die linke Brust gereicht wird. Bronze. Spätzeit



Die ägyptische Göttin Bastet mit Katzenkopf und einem Korb am linken Arm

Zweitausendfünfhundertzwanzig Lot des Heiligtums

Als Moses und die Ältesten Israels auf dem Berge Sinai standen und den Saphir zu Füßen der Herrlichkeit des Herrn leuchten sahen, werden sie wohl auch daran gedacht haben, wie man das Zeitgesetz der Venus dem „neuen" Gesetz der siebentägigen Woche und namentlich der Sieben Jahre einfügen könne. Niemand vermag freilich mit einem 364- oder 365tägigen Jahr – oder überhaupt mit irgendeinem angenäherten Jahresmaß – zu rechnen und zugleich nach den Sichtbarkeitsperioden des Morgen- und Abendsternes. Das eine schließt das andere aus, es sei denn man entdeckt ein Zeitmaß, das beiden Zeitgesetzen – dem des natürlichen Jahres und dem der Venus – übergeordnet ist. Solange man eine solche höhere Zeiteinheit nicht kennt, kann man aber etwas anderes tun; man kann nämlich das bekannte Zeitmaß der Venus-Sichtbarkeit, sozusagen als eine Art Kirchenrechnung, in das neue Jahresgesetz einbetten. Damit verliert die Himmelsherrin zwar (zeitweise) die natürlichen Grundlagen ihrer Sichtbarkeitsperioden, aber diese bleiben als ein geheiligtes, traditionelles Gottesmaß bewahrt.
Als es notwendig wurde, das Maß der Venus-Sichtbarkeitsdauer mit dem Siriusjahr in Einklang zu bringen, war die Bedeutung der Zeiteinheit von 7 Jahren bereits bekannt. Die Rechnung, die aufgestellt werden mußte, ging also von 7 Jahren zu 364 Tagen aus. 7 Jahre ergaben insgesamt 2548 Tage. Wieviel Venus-Perioden (die altbekannten mit 8 Monaten zu insgesamt 240 Tagen) könnte man darin einbetten? Man sieht sofort, daß weder zehn noch elf Perioden zu 240 Tage eine Beziehung zu den Sieben Jahren haben. Aber die 240 Tage (= 8 dreißigtägige Monate) können ja auch gar nicht damit zusammenhängen, weil sie auf einem Monats- und Wochenmaß beruhen, das den auf siebentägigen Wochen aufgebauten 7 Jahren feind ist. Die Frage lautet also, wie sah damals das Zeitmaß der Venus aus, wenn man mit siebentägigen Wochen rechnet? – Wieviel siebentägige Wochen könnten eine Venus-Periode darstellen? – 34 Wochen (= 238 Tage), 35 Wochen (= 245 Tage) oder gar 36 Wochen (= 252 Tage)? – Mit dieser Frage muß man sich an das Alte Testament wenden; und man darf mit Recht darauf gespannt sein, was es antworten wird.

Im Buche Josua – des Nachfolgers Mose – steht ein Bericht über die Kämpfe des Volkes Israel gegen die Städte Jericho und Ai (Jos. 7): *Und die von Ai schlugen ihrer bei 36 Mann und jagten sie vor dem Tor bis gen Sabarim und schlugen sie den Weg herab. Da ward dem Volk das Herz verzagt und ward zu Wasser. Josua aber zerriß seine Kleider und fiel auf sein Angesicht zur Erde vor der Lade des*

Herrn bis auf den Abend samt den Ältesten Israels, und sie warfen Staub auf ihre Häupter (Jos. 7, 2–6).

Warum? – Weil 36 Mann in die Flucht geschlagen wurden? – Vorher ist von 3000 Mann die Rede, die gegen Ai zogen, und nun auf einmal sind es 36 Geschlagene und ein solches Unglück, daß sich Josua und die Ältesten ihre Kleider zerrissen und Staub auf ihre Köpfe warfen? – Die nachfolgenden Texte schildern, wie der Herr dem Josua offenbart, daß Israel jenes Mißgeschick mit den 36 Mann selber verschuldet habe: *Israel hat sich versündigt; sie haben meinen Bund übertreten, den ich ihnen geboten habe, und haben des Verbannten etwas genommen und gestohlen und es verleugnet und unter die Geräte gelegt* (Jos. 7, 11).

Deshalb liegt der Bann über Israel.

Deshalb wurden die 36 Mann verjagt.

Deshalb kann Israel nicht siegen!

Das klingt alles etwas merkwürdig und sieht sehr nach einem der im Altertum so beliebten Rätsel aus. Sind die 36 „Mann" etwa 36 siebentägige Wochen? – Dies ergäbe dann 252 Tage. Freilich wirkt eine solche Überlegung noch nicht überzeugend. Sie gewinnt erst dadurch an hoher Wahrscheinlichkeit, wenn man sich das Opfer der Fürsten Israels zur Einweihung des Heiligen Zeltes ansieht (Nm. 7). Dort tritt die Zahl 36 deutlich hervor; sie ist nicht allein die Zahl der zum Brandopfer bestimmten Tiere, sondern auch die Zahl der Schüsseln, Schalen und Löffel, die dem Heiligtum dargebracht werden (Nm. 7, 84. 87). Aber auch dies würde nicht befriedigen können, wenn die theoretisch errechnete Zahl 252 nicht im gleichen Fürstenopfer ausdrücklich genannt würde: die 12 Fürsten opfern nämlich insgesamt 252 Tiere; und zwar je 21 Tiere für 3 Opferarten (Brand-, Sünd- und Dankopfer) – eigentlich also 3×7 Tiere. Anders ausgedrückt:

$$12 \times 3 \times 7 = 36 \times 7 = 252 \text{ Tiere (Nm. 7, 15–17 f., 87–88).}$$

Kein Zweifel, die Sechsunddreißig ist eine Wochenzahl, und zwar siebentägiger Wochen. Aber wo sind die 10×252 Tage, die 7 Jahren zu 364 Tagen entsprechen müßten? – Nun, die Bibel (Nm. 7, 85.86) antwortet direkt:

... daß die Summe alles Silbers am Gefäß betrug	*2400 Lot*
nach dem Lot des Heiligtums,	
Und der ... goldenen Löffel ...	
daß die Summe Goldes ... betrug	*120 Lot*
	2520 Lot

Der Ausgangspunkt unserer Überlegungen waren

7 Jahre (zu 364 Tagen)	= 2548 Tage

denen nunmehr gegenüberstehen:

10 Venus-Perioden (zu 252 Tagen)	= 2520 Tage
Unterschied:	28 Tage = 1 Monat

Nach 10 Venus-Perioden zu insgesamt 2520 Tagen braucht man nur eine Pause – eine Art kultischer Warte- oder Fastenzeit – von 4 siebentägigen Wochen einzulegen, um danach wieder mit den Sieben Jahren genau übereinzustimmen. Die Kirchenrechnung mit dem Venusmaß fügt sich so vollkommen dem Gesetz der siebentägigen Woche und der Sieben Jahre ein. Die Herrin des Himmels war von der israelitischen Sterntheologie nicht vergessen worden. Im Gegenteil schimmert durch das „Lot des Heiligtums" von 2520 Lot noch etwas hindurch, das im Reich der Zahlenbeziehungen fast wie ein Wunder wirkt: weil nämlich

die 2520 Lot zugleich 7 Rundjahre zu 360 Tagen

bedeuten. Das sind aber zwölfmonatige Jahre und 30tägige Monate wie zehntägige Wochen.

Der Aufruhr der Rotte Korah

In den Schriften des Moses und im 2. Buch der Chronik erscheint eine Zahl, die der beim Fürstenopfer zur Einweihung des Heiligtums dargestellten Venus-Zahl 252 sehr nahe kommt: die Zahl 250. Im Buche Numeri, dem 4. Buch Mose, erscheint sie im 16. Kapitel gleich dreimal, und im 26. Kapitel wird sie ebenfalls erwähnt. Ferner tritt sie als die Zahl der Amtsleute Salomos auf, die *über das Volk herrschten* (2. Chr. 8, 10). Die gleiche Zahl ist auch schon, einfach und verdoppelt, in der Beschreibung der Einrichtung und Salbung des ersten Heiligtums Israels zu finden: *Und der Herr redete mit Moses und sprach: Nimm zu dir die beste Spezerei: die edelste Myrrhe 500 Lot und Zimt die Hälfte soviel, 250, und Kalmus auch 250. Und Kassia 500, nach dem Lot des Heiligtums, und Öl ... Und sollst damit salben die Hütte des Stifts und die Lade des Zeugnisses ... Und sollst sie also weihen, daß sie hochheilig seien; denn wer sie anrühren will, der ist dem Heiligtum verfallen* (Ex. 30, 23–29). Wie schon beim Fürstenopfer wird auch hier das *Lot des Heiligtums* erwähnt, und der Text erweckt überhaupt den Eindruck, als handele es sich um heilige Riten, in denen die Zahl 250 ihre besondere Bedeutung hat: *und sollst sie also weihen, daß sie hochheilig seien, denn wer sie* (die Zahl, die Geräte?) *anrühren will, der ist dem Heiligtum verfallen* (Ex. 30, 29). Im Buche Numeri handelt es sich um *250 Vornehmste in der Gemeinde, Ratsherren und namhafte Leute,* die sich *wider Mose und Aaron versammelten* (Nm. 16, 2–3).

Als sich die 250 Vornehmsten in der Gemeinde Israels empörten, erklärten sie den neuen Gesetzeslehrern, Moses und Aaron:

> *Ihr machts's zuviel. Denn die ganze Gemeinde ist überall heilig, und der Herr ist unter ihnen; warum erhebt ihr euch über die Gemeinde des Herrn?* (Nm. 16, 3).

Darauf sprach Moses zu Korah, dem Anführer der Empörung:

> *Höret doch, ihr Kinder Levi, ist's euch zu wenig, daß euch der Gott Israels ausgesondert hat von der Gemeinde Israel, daß ihr . . . dienet im Amt der Wohnung des Herrn?* (Nm. 16, 8–9).

Daraus geht hervor, daß sich nicht allein die 250 Vornehmsten der Gemeinde empört hatten, sondern auch die Leviten, denen Schutz und Wartung des israelitischen Heiligtumes anvertraut worden war; und bei ihnen handelt es sich immerhin, nach den biblischen Angaben, um 22 000 Mann (Nm. 3, 39). Deshalb kann nicht die nebensächliche Revolte einer kleinen Gruppe in Betracht kommen, sondern eine sehr bedeutende Revolution, die mit religiösen Grundanschauungen zusammenhängt oder, wie sich die Bibel ausdrückt, um einen *Aufruhr wider den Herrn* (Nm. 16, 11). Allein so erklärt sich, daß die Schilderung des Aufruhrs der Rotte Korah in der Bibel einen auffallend breiten Raum beansprucht.

Am nächsten Morgen traten die Aufrührer mit 250 Pfannen, in denen *Räucherwerk* schwelte, *vor die Hütte des Stifts* und ebenso Moses und Aaron (Nm. 16, 18). Offensichtlich soll damit erklärt werden, daß es sich um 250 + 2 = 252 „Personen" handelte. Darauf erschien *die Herrlichkeit des Herrn . . . vor der ganzen Gemeinde* (Nm. 16, 19). Der Herr befahl anschließend, daß sich die Gemeinde einschließlich Moses und Aaron von Korah und seinen *gottlosen* Anhängern trennen sollte (Nm. 16, 23 f.) – also von der Zweihundertfünfzig; und Moses hielt eine Ansprache. Das Volk werde erkennen, so rief er, daß ihn der Herr gesandt habe, damit alle diese Werke geschehen sollten. Nicht aus eigenem Herzen handele er so. *Wird aber der Herr etwas N e u e s* (!) *schaffen . . . so werdet ihr erkennen, daß diese Leute den Herrn gelästert haben* (Nm. 16, 30).

Die 250 Pfannen werden jedoch nicht einfach vernichtet, sondern sie werden auf den Altar geschlagen: *Man schlage sie zu breiten Blechen, daß man den Altar damit überziehe; denn sie sind geopfert vor dem Herrn und geheiligt und sollen den Kindern Israel zum Zeichen sein* (Nm. 17, 3 = 16, 38). Tatsächlich wird der geheiligte Altar danach mit den zu breiten Blechen geschlagenen 250 Pfannen überzogen – *zum Gedächtnis der Kinder Israel* (Nm. 16, 39–40).

Achan raubt das „Verbannte" und wird gesteinigt

Auch im Buche Josua scheint die Zahl 250 aufzutauchen, und zwar im Zusammenhang mit den geschlagenen *36 Mann,* in deren Gestalt die siebentägigen Wochen als 252 Tage erkannt worden sind (vgl. S. 242). Als Josua nach der Niederschlagung jener *36 Mann* seine Kleider zerrissen hatte und *bis auf den Abend vor der Lade des Herrn* samt den Ältesten Israels *auf sein Angesicht zur Erde gefallen war* (Jos. 7, 6) und den „Herrn Herrn" anrief, entgegnete dieser: *Israel hat sich versündigt; sie haben meinen Bund übertreten, den ich ihnen geboten*

habe, und haben des Verbannten etwas genommen und gestohlen und es verleugnet und unter ihre Geräte gelegt (Jos. 7, 11).
Was aber ist das Verbannte und das Verleugnete? – Als man den Sünder, nach dem man gesucht hatte, endlich fand, bekannte dieser, den die Bibel Achan nennt, folgendes: *Ich sah unter dem Raub ... zweihundert Silberlinge und eine goldene Stange, fünfzig Lot an Gewicht; des gelüstete mich ...* (Jos. 7, 21). Achan selber, aber auch das Silber und die goldene Stange, *seine Söhne und Töchter, seine Ochsen und Esel und Schafe, seine Hütte und alles, was er hatte,* wurden in das Tal Achor geführt (Jos. 7, 24). Achan wurde dort gesteinigt, und seine Familie, seine Tiere und sein Besitz – auch die 200 Silberlinge und 50 Lot Gold – wurden dort verbrannt (Jos. 7, 25). *Und da sie sie* (?) *gesteinigt hatten, machten sie über sie einen großen Steinhaufen, der bleibt bis auf diesen Tag. Also kehrte sich der Herr von dem Grimm seines Zorns. Daher heißt derselbe Ort das Tal Achor bis auf diesen Tag* (Jos. 7, 25–26).
250 Pfannen der Sünder – zu Blechen geschlagen, um damit den Gottesaltar zu überziehen – und die verbrannten 200 + 50 Silberlinge und Lot Gold – diesen beiden Legenden scheint offensichtlich dasselbe Motiv zugrunde zu liegen. Achan und seine namenlosen Genossen wurden unter einem großen Steinhaufen begraben, der wohl ebenfalls zum ewigen Gedächtnis der Kinder Israel stehenbleiben sollte.

Was 250 Pfannen von 252 Tieren unterscheidet

Nach dem, was bisher erkennbar wurde, stehen sich in der israelitischen Sterntheologie zwei Zahlen gegenüber, die sich zwar stark ähneln, aber trotz ihrer Ähnlichkeit zu schwersten religiösen Auseinandersetzungen führten: das sind die Zahlen 250 und 252. Die im Fürstenopfer zur Einweihung der Stiftshütte erscheinende Zahl 252 beruht, wie erläutert, auf der Rechnung mit siebentägigen Wochen; dagegen kann die Zahl 250 nicht auf dieser Wochenrechnung beruhen. Sie ist vielmehr nur durch eine Zählung mit zehn- oder fünftägigen Wochen erklärbar.
Dies ist der äußere Unterschied zwischen beiden Zahlen, aber dieser Unterschied greift nicht allein wegen der verschiedenen Wochenmaße in das religiöse Leben ein, er reicht vielmehr viel tiefer. Die Zahl 250 – die noch bei der Salbung der Stiftshütte eine heilige Rolle spielt, dann aber durch die Bedeckung des Altars mit den zu Blechen geschlagenen 250 Pfannen der „Sünder“ und „Gottlosen“ nur noch Erinnerungswert besitzen soll – diese Zahl 250 also ist unvereinbar mit den Zeitgesetzen der siebentägigen Woche und der Sieben Jahre zu 364 Tagen; mit anderen Worten: sie ist unvereinbar mit den Zeitgesetzen des Sirius. Aber noch ein weiteres ergibt sich daraus: Zwar lassen sich beide Zahlen – 250 und 252 – durch

das Maß der Sichtbarkeitsperiode der Venus erklären, jedoch liegt auch hier ein erheblicher Unterschied trotz der geringen zweitägigen Differenz. Die Zahl 250 ist nämlich noch Ausdruck einer echten Zeitrechnung nach Venus-Sichtbarkeiten und synodischen Monden – die Zahl 252 ist es dagegen nicht mehr; sie ist vielmehr nur noch Kirchenrechnung, wenn man es so nennen darf, im Rahmen des Siriuskalenders der Sieben Jahre. Erst damit reift die volle Einsicht: bei dem Aufruhr der Rotte Korah geht es nicht allein um eine Zeitrechnungslehre, sondern um weit mehr; um den Gottesbegriff nämlich, ob die Venus oder der Sirius die Gottheit Israels sei. Deshalb sterben während dieser religiösen Kämpfe nicht allein die 250 Sünder der Rotte Korah, sondern außerdem noch *14 700 Menschen, ohne die, so mit Korah starben* (Nm. 17, 14 = 16, 49). Mag es sich dabei auch um eine Symbolzahl handeln, so drückt sie doch die ganze Schwere der religiösen Streitigkeiten aus.

Während die Herkunft der Zahl 252 bereits erläutert wurde, läßt sich die Bedeutung der Zahl 250 so erklären: Wenn man den ersten Monat der Venus-Sichtbarkeitsperiode mit dem Neulicht – dem jungen Stier und Goldenen Kalb – beginnt, dann fällt der 250. Tag auf den Vollmond, den Löwen.

Beginnt man hingegen den ersten Monat mit dem Vollmond, dann liegt der 250. Tag auf dem Ende des synodischen Mondlaufes. Anfang und Ende des ganzen Venus-Zeitkreises werden demzufolge von den beiden Hauptphasen des Mondlichtes – Stier und Löwe oder Löwe und Schlange – begrenzt.

Die 250 Tage besitzen demzufolge ihre echten Akzente im Hinblick auf den synodischen Mond mit Einbeziehung des Vollmondtages; sie sind offenbar jünger als die 240 Tage (= 24 zehntägige Wochen), kommen aber aus der gleichen religiösen Quelle. Freilich handelt es sich nicht mehr um acht volle Monate zu 30 Tagen, sondern um 25 zehntägige Wochen. Ganz im Gegensatz dazu steht die mosaische Lehre von der siebentägigen Woche, die siderischer Herkunft ist und auf dem Gesetz des Sirius beruht, dem sich das Zeitmaß der Venus in der Gestalt von 36 siebentägigen Wochen (= 252 Tage) unterordnete.

Die Zahl 250 bedeutet noch Vorherrschaft der Himmelsherrin – die Zahl 252 deren völlige Unterordnung unter die „Gesetze des Herrn“. Nicht wegen eines, heute belanglos erscheinenden Unterschiedes von zwei Tagen müssen, nach dem Sinn jenes Bibeltextes, viele Menschen sterben – sondern deshalb, weil hinter beiden Zeitmaßen grundverschiedene Religionslehren stehen.

25 Männer mit schlechten Ratschlägen

Es sei daran erinnert, daß es in der Bibel keine zufälligen Zahlen gibt, sofern sie mit dem israelitischen Heiligtum zusammenhängen. Überhaupt sind Zahlen ihrem

Wesen nach nicht mystischer Herkunft, sondern aus natürlichen Quellen geschöpft. Gewiß ließ sich die Bedeutung einzelner Zahlen im Laufe der Zeit verdunkeln und abschwächen, aber schon, wenn man sie anzutasten versuchte, löste man ungeahnte Konflikte aus; und die Vernichtung, das völlige Auslöschen einer tief in die Seele des Menschen eingedrungenen Zahl, ist fast unmöglich.

Viele Jahrhunderte nach Moses erscheinen in den Visionen des Propheten Ezechiel 25 Männer unter dem *Tor am Hause des Herrn* (Ez. 11, 1) und unter anderem auch 25 und 50 Ellen und 500 Ruten als Maße des neuen Tempels (Ez. 40, 33–36; 42, 16), und es ist für Ezechiel ganz selbstverständlich, daß Gott die Maße seines Heiligtums bestimmt. Ezechiel vernahm zwar zuerst: *Menschenkind, diese 25 Leute haben unselige Gedanken und schädliche Ratschläge in dieser Stadt* (Ez. 11, 2). Danach fällt aber der *Geist des Herrn* (Ez. 11, 5) auf ihn, der ihn, wenn auch in dunklen Worten, auf die Sünden Israels und deren furchtbare Folgen hinweist: *Und ihr sollt erfahren, daß ich der Herr bin; denn ihr habt nach meinen Geboten nicht gewandelt und habt meine Rechte nicht gehalten, sondern getan nach der Heiden Weise, die um euch her sind* (Ez. 11, 12). Dem *„Herrn Herrn"* des Ezechiel liegt offensichtlich die Fünfundzwanzig sehr am Herzen. Korah und seine Anhänger waren ebenso umsonst gestorben wie Achan, der mit seiner ganzen Familie gesteinigt oder verbrannt worden war.

Ein Blick in den Maya-Kalender

Es bleibt die Frage übrig, ob die Zahl der 250 Tage oder der 25 zehntägigen Wochen allein dem Alten Testament zu eigen oder ob sie auch außerhalb Palästinas nachweisbar ist. Dabei ist zunächst eine Entdeckung der modernen Archäologie wissenswert: in der karthagischen Stadt Leptis Magna an der nordafrikanischen Küste wurde eine alte Prachtstraße ausgegraben, die von 250 Säulen flankiert war.[10] Von Babylon behauptet Diodor (II, 7–10), es habe 250 Türme besessen. Daß die Zahl nicht zufällig sein kann, sondern aus dem Himmel geschöpft ist, ergibt sich aus den weiteren Angaben Diodors, der sich auf Kleitarchus beruft: die Mauern Babylons hätten eine Ausdehnung von 365 Stadien – die Zahl der Tage des Sonnen- oder Siriusjahres – gehabt.[11]

Den einwandfreien Beweis dafür, daß auch die Zahl 250 mit der Venus-Sichtbarkeitsdauer zusammenhängt, bietet der Kalender der mittelamerikanischen Maya, deren Priester die Sichtbarkeitsdauer des Abendsternes, obwohl sie das ganze Zeitgesetz der Venus auf den Tag genau kannten, mit 250 Tagen ansetzten.[12] Die 250 ist jedenfalls eine „natürliche" Zahl der Venus, wenn auch abgerundet und offenbar nach einem bestimmten Wochenmaß gebildet. Dieses Wochenmaß kann kein anderes als das der zehn- oder fünftägigen Woche sein. So ist auch das Maß der

25 Wochen (das der 50 fünftägigen Wochen ist doppeldeutig) im engeren Kulturbereich Palästinas erkennbar. In den Trümmern eines alten ägyptischen Tempels auf der Halbinsel Sinai, der einst einer Göttin geweiht war, fand sich ein Schriftsystem, das 25Kursivbuchstaben enthielt. Da sich die Israeliten jahrelang auf eben dieser Sinai-Halbinsel aufgehalten hatten, bevor sie in das Gelobte Land zogen, ist es gut denkbar, daß jenes 25teilige Schriftsystem der (Venus-?)Göttin mit israelitischen Anschauungen zusammenhängt. Aber auch in Phönikien – in der syrisch-kanaanäischen Küstenzone – besaß die Fünfundzwanzig ihre Bedeutung, die der Volksmund auf seine Art bewahrte; er behielt, es habe in Phönikien 25 alte Städte gegeben.[13]

Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß sich die Zeitmaße der natürlichen Sichtbarkeitsdauer der Venus – soweit man den biblischen, vom ganzen Kulturbereich des Vorderen Orients mehr oder weniger deutlich bestätigten Angaben zu folgen vermag – aus

240 Tagen = 24 zehntägige oder 48 fünftägige Wochen, zu
250 Tagen = 25 zehntägige oder 50 fünftägige Wochen, und
252 Tagen = 36 siebentägige Wochen

entwickelten.
36 siebentägige Wochen sind allerdings keine acht Monate mehr, sondern neun. Und zwar neun volle Monate zu 28 Tagen. Damit öffnet sich zum erstenmal ein neues Blickfeld: Die Acht der Venus tritt zurück, um der „Neunheit" Platz zu machen.

Die Neunheit

Als der tiefreligiöse Mensch an der Schwelle zur geschichtlichen Zeit, vielleicht sogar viel früher, das Zeitgesetz des „Jahres" (sei es Sirius-, Sonnen- oder Mondjahr) entdeckte, warf er sein altes Überlieferungsgut nicht kurzerhand beiseite, um sich allein dem Neuen zuzuwenden; sondern er versuchte, wie zu allen Zeiten seiner Geistes- und Kulturgeschichte, Altes und Neues miteinander zu verbinden. Die Mittel und Methoden, die er anwandte, um das Neue mit dem Alten zu verschmelzen oder beides auf Grund von Gemeinsamkeiten zu koordinieren, mögen sich in den einzelnen Epochen gewandelt und den jeweiligen Gegebenheiten angepaßt haben – das Grundprinzip blieb jedoch das gleiche. Gerade das Alte Testament läßt erkennen, auf welchen Wegen versucht wurde, die Gegensätze zwischen Siriusjahr, Sternmonat, synodischem Monat und Venuszeit klug zu überbrükken. Das *Lot des Heiligtums* zu 2520 Lot mag zwar unter blutigen Kämpfen geboren worden sein – und vorher wie nachher mag der flammende Protest der Anhänger des radikal Neuen wie derjenigen des radikal Alten manche Verwirrung

und Revolte entfesselt haben –, entscheidend war, daß jenes Lot des Heiligtums entstand und sich behauptete.



Die neunteilige Rosette an einem Kopf aus Kalkstein syrisch-kleinasiatischer Herkunft. Alter unbekannt

Im Weltbild des Altertums, namentlich Ägyptens, erscheint frühzeitig der Begriff einer „Neunheit" oder der Neun schlechthin; und als Zahl ist sie, wie die Acht, am Ende einer offensichtlichen langen Entwicklung ein dunkler Begriff des Mythos und der philosophischen Spekulation. Offensichtlich geht jene Neunheit, die sich im Alten Testament als ein Zeitkreis von neun 28tägigen Monaten erklären läßt, auf die gleiche Quelle zurück, aus der die Acht entstand. So sind die achtblättrigen Rosetten der Venus im Vorderen Orient nunmehr zu neunblättrigen umgestaltet. In ihrer geschichtlichen Entwicklung noch stärker verdunkelt als die Acht, erscheint die Neun zum Beispiel in der Theogonie des Griechen Hesiod:

> *Aber sobald das Jahr verlief und im Kreise der Stunden*
> *Monde dahingegangen und viele Tage entschwunden,*
> *da gebar sie* (die Mnemosyne) *neun gleichsinnige Töchter . . .*[14]
> *Denn um die Erde herum und den breiten Rücken des Meeres*
> *fallen geschlängelt die neun in silbernen Wirbeln zur Salzflut.*[15]

Ähnlich verdunkelt sind die Zeichen der Neun bei Homer, bei den mittelamerikanischen Maya, in Indien, bei den Hethitern, Assyrern und Nordgermanen zu finden, vielfältig auch am Nil, und sie gehen dort bis auf die 3. Dynastie des 3. Jahrtausends v. Chr. zurück.[16] Mit der ägyptischen Neunheit werden gewöhnlich die Himmelskönigin und die Götter Ptah (ursprünglich: Mond, dann eher Jahresgott), Thoth (als Mondgott gesichert) und Seth (offenbar Sirius) zusammengebracht.

Von den Pyramidentexten bis zur Bibel

Zur Geistes- und Kulturgeschichte des Menschen gehört nicht allein das Phänomen des Begriffswandels in den vielfältig erkennbar gewordenen Formen und Gestalten – sondern offenbar noch ein weiteres: die Vertauschung eines existierenden Zeitbegriffes durch einen anderen bei Verwendung des gleichen Wortes. Dies



Der neunstrahlige Stern mit zwei gehörnten Gestalten, einem gehörnten, kauernden Tier und dem ägyptischen Henkelkreuz. Syrisches Rollsiegel aus dem 2. Jahrtausend v. Chr.

scheint gerade die „Neunheit“ zu beweisen. Zwar ist sie ihrem Ursprung nach unverkennbar ein Zeitkreis von neun Monaten, aber das Monatsmaß ist ja selbst variabel; und deshalb muß die Neun des einen Kulturbereiches nicht unbedingt der Neun eines anderen entsprechen. Bei der Acht konnte es sich – mit geringen Ausnahmen – ursprünglich und im Prinzip nur um acht synodische Monate handeln und nicht um acht siderische, weil sonst die natürliche Grundlage verloren ginge. Bei der Neun scheint dies anders zu sein: die Neun muß nicht immer, wie im Fürstenopfer Israels, $9 \times 28 = 252$ Tage bedeuten, sie kann vielmehr auch mit synodischen (30tägigen) Monaten verbunden sein. In ägyptischen Pyramidentexten ist ausdrücklich von neun „Bogen“ die Rede. Bogen sind synodische Sinnbilder oder Monatsbezeichnungen. Über diese Bedeutung der Neun geben ägyptische Pyramidentexte des 3. Jahrtausends v. Chr. überraschende Auskunft, die nicht von einer Neunheit reden, sondern – ähnlich dem nordgermanischen Mythos[17] – von zwei.[18]

Der Begriff der beiden Neunheiten beherrscht einen großen Teil der Pyramidensprüche und ist bereits in die mythische Sprache religiöser Gefühle versenkt. An der Spitze jeder der beiden Neunheiten stehen gewöhnlich zwei große Götter lunarer Herkunft: Atum und Ptah. Unterstellt man, daß es sich um 30tägige Monate handelt, dann ergeben eine Neunheit 270 Tage und zwei Neunheiten 540 Tage. Die Zahl 540 ($= 2 \times 270$) ist, einfach oder verzehnfacht, in der nordgermanischen Edda (Grimnismal 23.24), bei Platon in seinem Buche von den Gesetzen,[19] im alttestamentarischen Buche Esra (1, 11), in den Texten des akkadischen Großkönigs Sargon I.[20] und bei König Urukagina von Lagasch[21] zu finden. Dies wird erst dann verständlich, wenn man die Probleme des Himmels überblickt.
Zeitkreise von 270 oder 540 Tagen sind nämlich ihrer ganzen Struktur nach keine reine Venuslehre mehr, sondern sind – ähnlich wie die 252 des Alten Testamentes – auf einer alten Zeitrechnung mit der Venus fußend, einem 360tägigen Rundjahr angeglichen. Das zeigt sich, wenn man mehrere Neunheiten aneinanderreiht:

Neunheit			Rundjahr
270			
270	540		360
270			360
270	540		360
1080	1080	=	1080 Tage

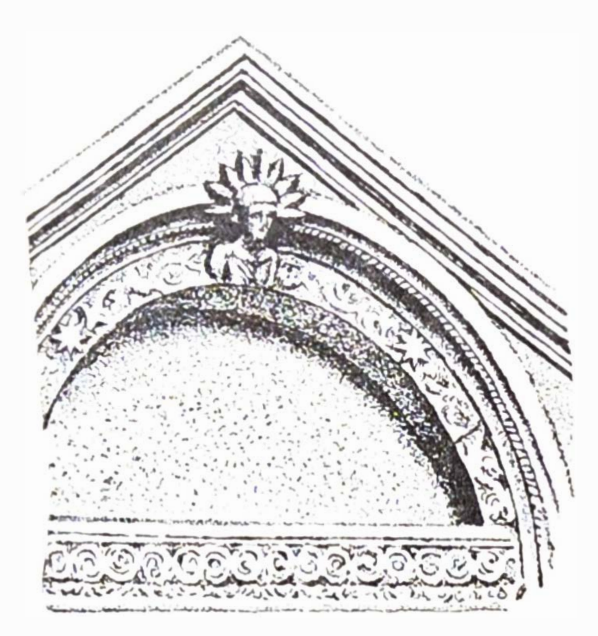
Die Zahl 270 ist bereits doppeldeutig: sie kann sowohl 9 Monate zu 30 Tagen nach dem synodischen Mond als auch 10 Monate zu 27 Tagen nach dem siderischen darstellen. Allein schon daran läßt sich das Entstehungsmotiv erkennen: Synkretismus zweier grundverschiedener Monatsmaße in einer höheren Zeiteinheit, und diese wiederum so mit einem Jahresmaß verkoppelt, daß alles zusammen in einem nochmals übergeordneten Zeitkreis zusammenstimmt, wenn auch auf Kosten der Genauigkeit. Das dürfte endlich der Sinn der 3 Rundjahre zu insgesamt 1080 Tagen gewesen sein – und vielleicht sogar das Urmotiv der Entstehung des 360tägigen Rundjahres. Und die moderne Forschung hat schon vor einigen Jahrzehnten erkannt, daß dieses Rundjahr im ganzen alten Orient gebräuchlich war. Sein Nachweis erübrigt sich hier; dagegen sind einige Belege für den oben dargestellten Zeitkreis der drei Jahre erforderlich. Noch die alten Griechen feierten alle drei Jahre bestimmte Feste. So zum Beispiel die dem Poseidon geheiligten Isthmischen Spiele[22] oder die nächtliche Dionysosfeier, die alle drei Jahre auf dem Parnass oberhalb von Delphi begangen wurde.[23] Ebenso wurden die Nemeischen Spiele, ihrer ersten Stiftung nach, alle drei Jahre zu Nemea abgehalten und später von Argos übernommen.[24]

Auch im Alten Testament ist ein dreijähriger Zeitkreis ein bestimmter Begriff gewesen. So heißt es im 5. Buch Mose: *Alle drei Jahre sollst du aussondern alle Zehnten deines Ertrages desselben Jahres* (Dt. 14, 28), oder *Wenn du alle Zehnten deines Einkommens zusammengebracht hast im dritten Jahr* (Dt. 26, 12).

„Überdrüssig der neun Bogen“

Die Neun taucht nicht nur in dem beschriebenen Zeitkreis von 1080 Tagen auf, sondern noch in einer anderen Einheit, und zwar in Verbindung mit der Sieben. Im Krönungsspruch der Grabpyramide des Pharaos Unas heißt es: *Unas ist die Na'u-Schlange, der Stier, der leitet; die ihre sieben Uräusschlangen verschluckte, wodurch ihre sieben Nackenwirbel* (?) *entstanden, die Befehl erteilten ihren sieben Götterneunheiten, die den Herrscher zur Rechenschaft zogen.*[25]

Der Versuch, hier in eine weitere Zeitrechnungslehre einzudringen, die nachweislich eintausend Jahre älter ist als Moses, würde zwar bald deren weltweite Verbreitung innerhalb der dichten Verflechtung aller Hochkulturen sichtbar machen, aber man käme zugleich in ein Labyrinth hinein, aus dem kein Faden der Ariadne mehr herausführen könnte. Das Obengesagte soll den Leser lediglich vor dem irrigen Eindruck bewahren, als sei das Weltbild der geschichtlichen Zeit verhältnismäßig einfach und münde schon zur Zeit des Moses endgültig in den klar erfaßbaren Jahresbegriff. In Wirklichkeit ist jenes Weltbild schon im 2. Jahrtausend v. Chr. ein Riesenknäuel durcheinandergeratener oder auseinanderstrebender Be-



Der neunstrahlige Stern am Kopf einer Göttin über dem Portal zum Vorhof des Ba'al-Tempels von Sia (Syrien). Im Bogenzierat dagegen achtstrahlige Sterne

griffe und Vorstellungen oder, um das griechische Gleichnis anzuwenden, ein ungeheurer Bau mit einer verwirrenden Vielzahl von Gängen, Winkeln, Querverbindungen und Sackgassen, in denen man sich rettungslos verlieren muß, wenn man sich nicht an den bekannten Ariadne-Faden (der selber wieder ein bewußt gewählter Deckbegriff ist) hält. So mag die Geschichte der Neunheit, der sieben Neunheiten, der sieben Kühe und Jahre hier mit dem Zitat einiger Texte der uralten Unas-Pyramide zu Sakkara ausklingen: *O Osiris, es kommt fürwahr dieser Unas, überdrüssig der neun Bogen, ein unvergänglicher Geist ...* Ein Falke kam aus dem Munde der Götterneunheit – das heißt wohl, der (Horus-)Falke sei ihr Schöpfer oder trage ihren Geist; aber ... *es kommt fürwahr dieser Unas, überdrüssig der neun Bogen, ein unvergänglicher Geist, der dir* (Osiris) *nachgeeifert hat, der dich übertroffen hat ... der größer werden wird als du, der lebensfrischer werden wird als du. Du* (Osiris) *hast keine Zeit mehr da!*[26] In den Sprüchen der Teti-Pyramide, die der Unas-Pyramide folgt, heißt es dann: *Das sind die Götterneunheiten, die zuvor waren ... Teti ist gekommen, damit er eure Zaubermacht beseitige ...*[27]

Der Herr der Hölle und der Plage

In dieser kaum vorstellbaren Verwirrung und Verflechtung von Wochen-, Monats- und Jahresmaßen ist die Tatsache zweifellos am erstaunlichsten, daß auch das 364tägige Jahr des mosaischen Gesetzes sich nicht behaupten konnte. Um zu verstehen, was zur Zeit des Moses geschah, als über die erstaunliche Zeitlehre von den sieben Siriusjahren, vom achten Tag oder von der zusätzlichen Woche im Siebenten Jahr plötzlich ein Vorhang fiel (vgl. S. 240), muß man zu den Auseinandersetzungen mit Korah zurückkehren.

Am Ende des Aufruhrs der Rotte Korah berichtet das 4. Buch Mose noch etwas anderes, was nicht direkt mit Zahlen zu tun hat und doch von höchster Bedeutung ist. Moses spricht von etwas Neuem, das der Herr schafft. *Wird aber der Herr etwas Neues schaffen, daß die Erde ihren Mund auftut, und verschlingt sie mit allem, was sie haben, daß sie lebendig hinunter in die Hölle fahren ... Und*

als er diese Worte hatte alle ausgeredet, zerriß die Erde unter ihnen. Und tat ihren Mund auf, und verschlang sie ... Dazu fuhr das Feuer aus von dem Herrn, und fraß die 250 Männer (Nm. 16, 30 f.).

Die Hölle! Das ist also das Neue, das der Herr geschaffen hat, und woran man die Bedeutung des Herrn erkennen kann. Wenn aber ein Feuer von dem Herrn ausfährt, dann muß er also ein Hitze-Gott sein. Und er ist dann zweifellos derselbe, der auf der ganzen übrigen Welt ebenfalls als Glut- und Feuergott aufgefaßt wurde – vom germanischen Surt bis zu den Feuergöttern des Orients. Kann es überhaupt ein anderer sein als derjenige, den die Griechen für den Urheber der „Hundstage" hielten, und den das Neue Testament einfach „Verderben" nennt?

Jetzt erst kann die gestellte Frage, was beim Volke Israel geschah, beantwortet werden, ja, die Bibel beantwortet sie selbst. Unvermittelt, ohne jede vorangehende Erläuterung, scheinbar ohne jeden geschichtlich faßbaren Hintergrund bricht es los, was eine Antwort gibt, warum der Sinai verschwindet und einem Gottesberge namens *Hor* oder *Horeb* (Dt. 4, 10; 5, 2; 9, 8; 18, 16 etc.) Platz machen muß; und warum das Volk Israel sein größtes Erlebnis – die Entgegennahme der mit dem Finger Gottes geschriebenen Gesetzestafeln auf dem Berge Sinai im 3. Monat des Jahres – nicht mehr in diesem Monat feiert. Zwar richten sich die Worte noch nicht direkt gegen jede Sternanbetung, aber sie richten sich gegen jenen Herrn, der wie ein *verzehrendes Feuer* ist (Dt. 9, 3), aus dem Feuer spricht, und der nicht nur, wie der Sirius als Hitze- und Feuergott, Plagen und Seuchen sandte (Nm. 17, 14–16, 49), sondern auch die Hölle schuf. Jetzt wird er beim wahren Namen genannt:

Sage den Kindern Israel: Wer unter den Kindern Israel ... eines seiner Kinder dem Moloch (Melek = König) *gibt, der soll des Todes sterben; das Volk im Lande soll ihn steinigen. Und ich will mein Antlitz setzen wider solchen Menschen und will ihn aus seinem Volk ausrotten, daß er ... mein Heiligtum verunreinigt und meinen heiligen Namen entheiligt hat* (Lv. 20, 2–3) ... *mit dem Moloch Abgötterei getrieben* ... (Lv. 20, 5).

Dann fällt endlich der Name *Ba'al* („Herr"). Seine Höhe wird genannt – die *Höhe Ba'als*, von der man *sehen konnte das Ende des Volkes* (Nm. 22, 41). Und der Fluch folgt, der die größte Glaubensverfolgung von Israeliten durch Israeliten einleitet: ... *Israel hängte sich an den Ba'al-Peor* ... (Nm. 25, 3).

Hängt sie dem Herrn auf an der Sonne (?) *!* (Nm. 25, 4).

Und Moses sprach zu den Richtern Israels: Erwürge ein jeglicher seine Leute, die sich an den Ba'al-Peor gehängt haben (Nm. 25, 5).

Sie haben den (?) *Teufeln geopfert und nicht ihrem Gott* (Dt. 32, 17).

Und 24 000 Menschen *wurden getötet in der Plage* (Nm. 25, 9).

Hier erscheint also deutlich die Abkehr vom Herrn des Sinai, der jetzt Ba'al genannt wird, und dessen Anhänger nunmehr blutig verfolgt werden. Daraus er-

klärt sich, warum der Name Sinai, der mit dem Ba'al so eng verbunden war, verschwinden muß, und warum das Fest nicht mehr im 3. Monat begangen wird. Erklärbar wird aber auch, warum der (13.) Stamm Levi nicht mehr als Stamm gezählt werden soll, und warum nunmehr die Zwölf verkündet wird – die Zahl der 12 synodischen Monate, der *zwölf Namen der Kinder Israel* (Ex. 28, 21) statt der Dreizehn, die in mancherlei Gestalt im Bibeltext erscheint.
Noch heute – dreitausend Jahre später – kann man von dieser erschütternden Auseinandersetzung lesen und geradezu die Kinder Israels hören, *die da weinten vor der Tür der Hütte des Stifts* (Nm. 25, 6).

Das Goldene Kalb neben der siebentägigen Woche

Was geschah aber nun mit den weinenden Kindern Israels? Kam ein neuer Gott, der einen neuen *Bund des Friedens* brachte? (Nm. 25, 12). Oder konnte Moses noch zum Retter der Weinenden werden, die verlassen vor dem Tor zum Heiligtum den Zorn Gottes über sich ergehen lassen mußten, der sie *alle vertilgen* wollte? (Nm. 25, 11). – Nein, Moses war nicht der Retter, sondern ein fast unbekannter junger Priester, ein Enkel Aarons, namens Pinehas, war es, der durch seinen *Eifer um mich* den *eifernden* Gott besänftigte (Nm. 25, 11). Was aber kam danach? – Das Ende des Sabbat des Herrn und der siebentägigen Woche? – Nein, auch dies folgte nicht. Die Weltgeschichte ist kein Weltgericht, und jede Glaubensgeschichte ist zugleich eine Geschichte der Kompromisse, mag auch zuvor das Blut der Erschlagenen in Bächen über Götterbilder und Altäre geflossen sein. Noch zur Zeit Mose fand ein genialer Kopf – war es vielleicht Pinehas selber, der Enkel Aarons, jenes Mannes also, der einst das Goldene Kalb errichtet hatte? – die Lösung, die es möglich machte, sowohl die siebentägige Woche als auch den synodischen dreißigtägigen Monat – also auch das Goldene Kalb – zu heiligen. Als bürgerliches Zeitmaß setzte sich der am Himmel leicht zu beobachtende synodische Monat mit seinen Lichtphasen wieder durch. Daneben blieb, wenn auch nicht in allen Epochen der israelitischen Königszeit, die von jeder Monatsrechnung unabhängige Siebentagewoche mit dem Sabbat bewahrt. Heutzutage hat das Neulicht, der Stier des Himmels, zwar seine Bedeutung für den Menschen verloren, und er beachtet es nur noch bei zufälligen Gelegenheiten. Aber die siebentägige Woche wird von ihm geheiligt und geht unangetastet durch alle Monats- und Jahresrechnungen hindurch. Die Astronomen mögen ihre Jahre schalten, wie sie wollen, die Monate können kürzer oder länger sein – die siebentägige Woche bleibt unberührt. Verfiele aber jemand auf den Gedanken, die siebentägige Woche als unzweckmäßiges Zeitmaß anzutasten oder gar vorzuschlagen, den Dienstag oder Freitag aus zeitrechnungstechnischen – und überdies sehr einleuchtenden

Gründen gelegentlich ausfallen zu lassen, kann man sicher sein, daß sich höchst beunruhigende und verwirrende Gefühle bei vielen Menschen anmelden würden. Der Archetypus leistet sich freilich auch manchen Scherz, und davon bleiben auch die Träger der modernen abendländischen Hochkulturen nicht verschont. Derselbe Mensch, der die siebentägige Woche als so selbstverständlich heiligt, hat oftmals eine unaustreibbare Scheu vor der Dreizehn, das heißt, vor jener Zahl, die einst mit der siebentägigen Woche eng zusammenhing.

Damit soll der Höllenfürst und Herr der Hundstage, der Sirius, verlassen werden, der durch seinen siderischen Mond das Gesetz der Sieben Tage und durch sein eigenes, der Sonne gleichendes Zeitgesetz dem Volke Israel am Berge Sinai vorschrieb, die Sieben Jahre zu heiligen. Die Geschichte des Sirius berührt nicht mehr weiter diejenige der Himmelsherrin, die heute als der Wandelstern Venus bekannt ist; und deshalb tritt nunmehr wieder allein das Gesetz der Venus und dessen weitere Entwicklung und Gestaltung in das Blickfeld – nachdem sich schon ergab, daß aus den acht Monaten ihrer Sichtbarkeitsdauer deren neun entstanden waren.

Moses zerbricht die ersten Gesetzestafeln

Nach den geschilderten Umwälzungen im religiösen Leben Israels ist die Frage naheliegend, was eigentlich mit dem Manne geschah, der bei seiner Rückkehr vom Berge Sinai die zwei Tafeln des Zeugnisses in seiner Hand hielt (*die waren beschriftet auf beiden Seiten, und Gott hatte sie selbst gemacht und selber die Schrift eingegraben;* Ex. 32, 15–16) und sein Volk um das Goldene Kalb tanzen sah. Zwar ging Moses mit Hilfe der bewaffneten Leviten gegen das *halsstarrige Volk* (Ex. 33, 3–5) vor und ließ dreitausend Mann töten (Ex. 32, 28), jedoch wird zugleich von einem merkwürdigen Ereignis berichtet, das bei dem gewohnten Gedankenreichtum der mosaischen Schriften sicherlich einen besonderen Sinn haben muß, zumal jenes Ereignis an sich schon bei einem treu zu seinem Herrn und Gott stehenden Gesetzeslehrer recht merkwürdig anmutet: Moses zerbrach nämlich die gerade erst von Gott empfangenen Gesetzestafeln, er *warf die Tafeln aus seiner Hand und zerbrach sie unten am Berge* (Ex. 32, 19).
Nicht nur diese eigenartige Reaktion des Moses wirkt befremdlich, vielmehr fällt mitten in jenen so bedeutsamen Textstellen, die doch von Vorgängen am Berge Sinai berichten, der Name des Berges Horeb (Ex. 33, 6). Unvermittelt steht in der Heiligen Schrift ein anderer Bergname, und zugleich verdunkelt sich auch der weitere Text: während er Moses erneut mit seinem Herrn und Gott *von Angesicht zu Angesicht* (Ex. 33, 11) sprechen läßt, heißt es anschließend und fast in einem Atemzuge: *Mein* (des Herrn) *Angesicht kannst du* (Moses) *nicht sehen, denn kein*

Mensch wird leben, der mich sieht (Ex. 33, 20). Dann folgen wieder Berichte über Ereignisse, die sich am Berge Sinai abspielen (Ex. 34, 1 f.).

Mit anderen Worten: an diesen so ungemein wichtigen Textstellen der Bibel haben offensichtlich verschiedene Verfasser gearbeitet, vermutlich sogar mehrere Priestergenerationen. Was hinzugefügt worden ist, läßt sich zwar teilweise erkennen, nicht aber, was aus dem Urtext entfernt oder verstümmelt wurde. Man muß sich mit dem noch vorhandenen Text begnügen und zu ihm folgendes feststellen: Wiederum wird ein neuer Bund mit Gott angekündigt (Ex. 34, 10), so als seien alle vorangegangenen Begegnungen Moses mit seinem Herrn hinfällig, und zugleich wird betont: *Halte, was ich dir heute gebiete!* (Ex. 34, 11.) Dabei fällt kein Wort von den Sieben Jahren, dagegen wird die siebentägige Woche erwähnt. Gott händigt auch keinen Ersatz für die von Moses zerbrochenen Tafeln aus, sondern Moses muß sie sich selber zurechthauen; und während es noch vorher heißt, *damit ich die Worte darauf schreibe, die auf den ersten Tafeln waren, die du zerbrochen hast* (Ex. 34, 1), lautet es schließlich nur noch, Moses solle diese Worte selber aufschreiben (Ex. 34, 27).
Und endlich das Entscheidende bei diesen merkwürdig verdunkelten und verwirrten Textstellen: Während bei den ersten, von Gott selbst verfertigten und beschriebenen Gesetzestafeln keine Zahl der Gebote genannt ist, wird diese Zahl jetzt erst bei den neuen Tafeln zum erstenmal erwähnt.

Aber es sind weder Sieben Gebote, noch Dreizehn oder Zwölf – es sind vielmehr deren Zehn (Ex. 34, 28).



Hathor-Isis mit dem Kinde an der linken Brust. Isis ganz menschlich und ohne Gottessymbole dargestellt. Ägyptische Kupferfigur. 1. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr.





Links: Hathor-Isis mit Schlangenkrone und großen Stierhörnern (ohne Sonnenscheibe) auf dem Kopf und dem Sohne auf dem Schoß. Rechts: Innerster Goldsarg des Pharaos Tut-ankh-amon. Der Sarg nach der Gestalt des Osiris als Totengott mit den Gesichtszügen des Tut-ankh-amon gebildet. An der Kopfhaube ein Geier- neben einem Schlangenkopf

IV · DAS SYNODISCHE GESETZ DER VENUS

Walgrind heißt das Gitter, das auf dem Grunde steht
heilig vor heil'gen Türen.
Alt ist das Gitter; doch ahnen wenige,
wie sein Schloß sich schließt.

Fünfhundert Türen und viermal zehn
wähn ich in Walhall.
Achthundert Einherier gehn aus je einer,
wenn es den Wolf zu wehren gilt.

Fünfhundert Zimmer und viermal zehn
weiß ich in Bilskirnirs Bau.
Von allen Häusern, die Dächer haben,
glaub ich meines Sohns das größte.

ÄLTERE EDDA

Die Stiftshütte

Wer die kostbarste Schriftensammlung, die das Altertum der Gegenwart hinterließ, mit echtem Interesse und immer wieder liest, dem öffnen sich nicht nur eine Zauberwelt voll Geist und Witz und der Einblick in ein dramatisches Ringen um Wahrheit und Klarheit auf der Suche nach Gott, sondern er wird während der Lektüre auch lange bei den Texten verweilen, die von dem ersten Heiligtum der Kinder Israel sprechen. So erfährt er, daß jenes Heiligtum während des langen Wüstenzuges des Volkes Israel von Ägypten zum Gelobten Land entstand; daß es eine Art Zelt war, das auch „Stiftshütte" genannt wurde, weil es aus den freiwilligen Sammlungen des Volkes und seiner Stammesführer zustande kam – ein kostbares Zelt, angefüllt mit Gold, Silber, Edelsteinen, gestickten Stoffen und edlen Fellen, an dem ... *alle weisen Männer arbeiteten, denen der Herr Weisheit und Verstand gegeben hatte zu wissen, wie sie allerlei Werk machen sollten zum Dienst des Heiligtums nach allem, was der Herr geboten hatte* (Ex. 36, 1).
Die Errichtung der Stiftshütte begann so: *Also machten alle weisen Männer ... zehn Teppiche ... Die Länge eines Teppichs war achtundzwanzig Ellen und die Breite war vier Ellen, und waren alle in einem Maß* (Ex. 36, 9). Man braucht für Teppiche nur Monate einzusetzen, um ein Zeitmaß von zehn Monaten zu 28 Tagen als erste Arbeit am Heiligtum zu erkennen. Aneinandergereiht sind es 280 Ellen Länge oder 40 Ellen Breite, also 10 Monate, bestehend aus 280 Tagen oder 40 siebentägigen Wochen. An die Stelle der neun Monate, der 252 Tage, treten jetzt 10 Monate; und wie es 10 Monate sind, die Moses lehrt, so sind es auch 10 Gebote, die er verkündet.
Aber ist denn eine solche Sinnesänderung überhaupt glaubhaft? Bricht damit nicht der ganze großartige – und hier mühsam rekonstruierte – Zeitbau zusammen, die Lehre von den sieben Tagen und den sieben Jahren und dem Lot des Heiligtums? – Nein, dies bricht nicht zusammen; denn auch die Zehn „Gebote" beruhen auf siebentägigen Wochen; und die 2520 Lot des Heiligtums bedeuten ebenso sieben Rundjahre zu 360 Tagen wie neun Zeitkreise zu 280 Tagen. Etwas ändert sich freilich, und zwar verschwinden das 364tägige Jahr und der 8. Tag, das Jahr des Sirius, des Ba'al.

Es mehren sich jedoch die Zweifel, ob alle diese religiösen und zugleich zeitkundlichen Umstellungen im israelitischen Glauben in die Lebenszeit des Mannes fallen können, der immer wieder Moses genannt wird. Vieles spricht dafür, daß es besser sei, den Namen Moses als eine Umschreibung für das Wort „Großer Gesetzesleh-

rer“ aufzufassen. Zum anderen mag es aber auch sein, daß Moses, der sein Volk vierzig Jahre durch die Wüste führte, um wegen einer nicht weiter erläuterten Verfehlung gegen Gott zur Strafe sterben zu müssen, ohne vorher das Gelobte Land betreten zu dürfen, im Laufe seines langen Lebens seine Anschauungen änderte. Er wäre weder der erste noch der letzte große Lehrer, der im Ringen um Klarheit und Wahrheit seine Meinung ändern mußte; und so mag er, dem biblischen Text folgend, weiter Moses heißen: die erstaunliche Präzision des mosaischen Textes wird davon – trotz mancher Verschachtelung oder Verdunkelung – kaum berührt.

Moses also verließ bei der Verkündung der Zehn Gebote das Zeitmaß der reinen Sichtbarkeitsdauer der Venus, das schon andere vor ihm verlassen hatten, als sie mit 270 Tagen zu rechnen begannen. Die Frage, warum er dies tat, soll beantwortet werden, sobald die Existenz der 280 Tage wirklich nachgewiesen ist.

Die Schwangerschaftszeit

In der sorgsam aufgebauten Rechnung des Fürstenopfers tauchen die 280 Tage in der Gestalt von

mit 260 Lot Schüsseln
20 Lot Löffeln

= 280 Lot auf,

die jedes Fürstenpaar bei der Einweihung der Stiftshütte zum Opfer darbringt. Daß mit Fürstenpaaren gerechnet werden soll, besagt der Text deutlich genug (Nm. 7, 3. 85–86).

Zum Verständnis des folgenden ist eine knappe Erläuterung erforderlich, die scheinbar gänzlich vom Thema hinwegführt, in Wirklichkeit aber auf das engste mit ihm zusammenhängt; das ist die Schwangerschaftszeit. Sie beläuft sich, vom ersten Tage der letzten Menstruation an gerechnet, durchschnittlich auf 280 Tage. Wenn also in alten Urkunden von einer zehnmonatigen Schwangerschaft die Rede ist, dann kann, im Hinblick auf die 280 Tage, auch nur der 28tägige Monat gemeint sein. Die „Weisheit Salomos“ erklärt ganz deutlich: *Und bin als Fleisch gebildet im Mutterleib zehn Monate lang . . .* (Weish. 7, 2). Zehn Monate zu 28 Tagen! Und ähnlich läßt Euripides die Kreusa sagen: *Im zehnten Mond gebar ich dem Gott dich in heimlichen Wehn.*[1] Auch im indischen Rig-Veda heißt es: *Nachdem der Knabe zehn Monate in der Mutter gelegen hat, soll er lebendig, unversehrt, lebendig aus der Lebenden herauskommen!*[2]

Die 280 Tage erscheinen ebenso – außerhalb der Bibel – in der Welt der Symbole und Mythen. Unter den norwegischen Jahrbaumrätseln fällt ein merkwürdiges Bild auf: *Es steht ein Wacholder in Königs Garten mit 12 und 40 Ästen. Auf je-*

dem Ast ist ein Nest; in jedem Nest sieben Junge.[3] 40 × 7 = 280.! Dieses Jahrbaumrätsel ist auch in einer anderen Hinsicht interessant. Die insgesamt 52 Äste tragen nämlich zusammen genau 364 Junge. Von diesen 52 × 7 = 364 werden dann 40 × 7 = 280 ausgesondert.
Auf Bigeh bei Philae am Oberlauf des Nils – wo eines der vielen Osirisgräber, zuletzt das Allerheiligste, lag – entdeckte die Ägyptologie Abbildungen eines heiligen Haines. Die Zahl der Blätter der stilisierten Bäume beläuft sich auf 280.[4]

Neunköpfige Schlangen werden erschlagen

Man verlöre sich im Uferlosen, würden hier alle Zeichen der 280 Tage oder der 40 Wochen zusammengetragen. Dies ist nicht der Zweck der Darstellung; sie soll lediglich davon überzeugen, wie verbreitet jener Zeitbegriff war. Sie soll ferner verständlich machen, warum aus babylonischer Quelle (nach acht und neun) nunmehr zehn Urkönige kommen; oder Berossos, der Bel-Priester Babylons, von zehn Urvätern vor der Sintflut schreibt, und warum eine Inschrift am assyrischen Bronzetor des Assur-Tempels von zehn Göttern berichtet, die *vor Assur gingen.* Ebenso erscheinen am Nil die *Zehn Großen* von Oberägypten, *die zehn Götter von Elephantine*[5] und, in der Glaubenslehre vom Jenseits, der Mondgott Thoth, der jeden Toten gegen dessen Feinde *in den zehn Gerichtshöfen vor dem Allherrn* rechtfertigt.[6] In der zwielichtigen Welt religiös-philosophischer Spekulation spricht der Brahmanismus von zehn Verkörperungen des Vishnu, die Kabbala von zehn Sephirot, die urchristlich theologische Spekulation von zehn Himmeln und der heidnisch-germanische Glaube von zehn Seelen, die in jedem Menschen leben.[7] Und während es noch im Mittelalter zum Lieblingsthema orientalisch-abendländischer Philosophie gehört, über die Rangordnung der Welten und Sphären und Geister nachzugrübeln und – mit dem Rüstzeug dunkler griechisch-syrischer Schriften und ihrer arabischen oder aramäischen Kommentare eines Ibn Esra, Abu Ma'schar oder Maimonides versehen – sich darüber den Kopf zu zerbrechen, ob es eine neunte Sphäre gäbe, ehrt der Mythos schon längst die Zehn. Vom fernen China bis Griechenland werden bereits neunköpfige Drachen oder Schlangen erschlagen – in China von dem Helden Yü, in Griechenland von Herakles, der die neunköpfige Hydra von Lerna tötet, deren Köpfe immer wieder nachwachsen wollen.
China, das ursprünglich die Neun in den verschiedensten Formen geehrt hatte, weiß in seinen Legenden nunmehr von zehn mythischen Epochen und von zehn „Sonnen", denen eine Ehefrau des Kaisers Shun „im Osten" das Leben schenkte. Neun der Sonnen lebten unter dem „Großen Maulbeerbaum", die zehnte Sonne dagegen im Himmel.[8] In Indien fährt der Mondgott Candra – mit dem vedischen

Namen „Soma“ – auf einem Wagen, den zehn Pferde ziehen.[82] Beim Volke Israel hingegen, dem Moses die Zehn Gebote lehrte, stehen zehn Leuchter im Tempel von Jerusalem, den König Salomo erbauen ließ: *Fünf Leuchter zur rechten Hand und fünf Leuchter zur Linken vor dem Chor, von lauterem Gold, mit goldenen Blumen* . . . (1. Kg. 7, 49).

Eva

Denjenigen aber, die auf eine so beredte Vergangenheit zurückblicken, wird angesichts der 280 Tage als Schwangerschaftszeit bereits klar, daß aus dem Königsgott Ägyptens, Horus, und anderen männlichen Gottheiten des Venus-Sternes geradezu zwangsläufig eine Göttin entstehen mußte – eine Göttin der Fruchtbarkeit, des Lebens und der Liebe –, die, nach der Bibel, aus der Rippe Adams hervorkam. Als Adam und das „Weib“ aus dem Paradies gewiesen werden, weil dieses sich von der Schlange verführen ließ, klingt im Gottesfluch auch das Schwangerschaftsthema an:

> *Und zum Weibe sprach er: Ich will dir viel Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst; du sollst mit Schmerzen Kinder gebären* . . . (Gn. 3, 16).

Dann fällt endlich der Name des Weibes, der zugleich begründet und erläutert wird:

> *Und Adam hieß sein Weib Eva, darum daß sie eine Mutter ist aller Lebendigen* (Gn. 3, 20).

Die 280 Tage der Schwangerschaftszeit und der Name der Eva als der Mutter aller Lebendigen sind dergestalt unmittelbar miteinander verbunden.

Bevor jedoch die Entwicklungsgeschichte des Eva-Namens betrachtet werden kann, muß vorerst das Thema der Zahlen und Zeiten des Venus-Sternes fortgesetzt werden.

560 Lot und 70 Daumen

Die Lehre von den 280 Tagen und ihren „Zehn Geboten“ ist nicht allein in den zehn Teppichen als erste Arbeit am israelitischen Heiligtum erkennbar und in den 280 Lot der Schüsseln und Löffel, sondern auch noch in der weiteren Einteilung der 2520 Lot des Fürstenopfers. Dabei werden die Schüsseln und Löffel mit insgesamt 1680 Lot (= 6 × 280) den Schalen mit insgesamt 840 Lot (= 3 × 280) gegenübergestellt. Mit anderen Worten: einer Einheit von 3 × 280 Lot wird die doppelte Einheit von 6 × 280 Lot betont so gegenübergestellt, als wolle der Schöpfer jenes kunstvollen Zahlenrätsels sagen: Verdoppele die Grundzahl von 280 Lot! Eine solche Auslegung bliebe freilich hypothetisch; wenn nicht die Heilige Schrift die Verdoppelung von 280 auf 560 Lot in einem anderen Rätsel als dem des Fürstenopfers zahlenmäßig ausdrücken würde – und zwar im Richterbuch. Dort heißt es: *Da nun Juda hinaufzog, gab der Herr die Kanaaniter und Pheresiter in ihre Hände. Und sie schlugen zu Besek 10 000 Mann. Und fanden den Adoni-Besek zu Besek und stritten wider ihn und schlugen die Kanaaniter und Pheresiter. Aber Adoni-Besek floh, und sie jagten ihm nach; und da sie ihn ergriffen, hieben sie ihm die Daumen ab an seinen Händen und Füßen. Da sprach Adoni-Besek: Siebzig Könige mit abgehauenen Daumen ihrer Hände und Füße lasen auf unter meinem Tisch. Wie ich nun getan habe, so hat mir Gott wieder vergolten* (Ri. 1, 4–7).

Das hört sich wie ein Moralgebot an, daß man Königen nicht die Daumen an Händen und Füßen abhauen solle, weil Gott dies vergelten könne, aber in ihm steckt auch ein interessantes Zahlenspiel. Ein König, dem man die Daumen von Händen und Füßen abhackt, besitzt nur noch acht Finger und acht Zehen. Wenn man dies mit 70 Königen anstellt – was schon bei so vielen Königen verwunderlich ist –, dann bleiben 70 × 8 = 560 Finger und 560 Zehen übrig.

Man darf keineswegs eine solche Darstellungsweise für typisch biblisch halten; sie findet sich vielmehr ebensogut in den griechischen Epen Homers, im indischen Rig-Veda oder in manchen Mythen und Urkunden des gesamten großen Kulturraumes vom Mittelmeer bis nach China: es handelt sich schlechthin um den Ausdrucksstil eines ganzen Zeitalters. Die heiligen Erkenntnisse von den Gesetzen des Himmels wurden in eine Unzahl von Bildern und Gleichnissen eingekleidet. Im biblischen Bericht von Adoni-Besek sind es wieder einmal Finger und Zehen. Weil aber derartige Begriffe damals jedem geläufig waren, lag der eigentliche „Geist“ darin, durch eine Art Wortspiel oder Rätselform den Leser den Sinn raten zu lassen, was natürlich eine Beherrschung der Ursprungsbegriffe voraussetzt.

Zwanzig Monate

Waren es aber 560 Tage, dann müßte auch ein Zeitbegriff von 2 × 10 = 20 Monaten nachweisbar sein, wobei freilich die Sphinx des Altertums die Frage offenläßt, ob es sich immer um 20 Monate zu 28 Tagen handelt. Dennoch muß hier ein Versuch gemacht werden.

In Hierakonpolis am Nil fand die Archäologie einen goldenen Falkenkopf. Auf dem Kopf des Falken sitzt ein Stirnband, und an diesem die Schlange. Darüber befindet sich ein Gebilde aus zweimal zehn Abschnitten.[9] Im sumerisch-babylonischen Epos feiert Gilgamesch zwanzigmal Hochzeit. Der 18. Gesang der Ilias beschreibt es so:

Aber Hephästos' Palast erreichte die Herrscherin Thetis,
sternenhell, unvergänglich, in strahlender Pracht vor den Göttern,
welchen aus Erz er selbst sich gebaut, der hinkende Künstler.
Ihn dort fand sie voll Schweiß um die Blasebälge beschäftigt,
eifrig, denn Dreifüße bereitet er, zwanzig in allem . . . (Il. 18, 369 f.).

Und die Odyssee (Od. 5, 241 f.):

. . . als sie den Ort ihm gezeigt, voll hoher schattender Bäume,
kehrte sie heim zur Grotte, die hehre Göttin Kalypso.
Und er fällte die Bäum' und vollendete hurtig die Arbeit.
Zwanzig stürzt' er in allem, umhaute mit eherner Axt sie,
schlichtete sie mit dem Beil und nach dem Maße der Richtschnur.

Das ist dann das Floß, das am vierten Tage vollendet war, und mit dem Odysseus *17 Tage befuhr die ungeheueren Gewässer* (Od. 5, 278).

Problem und Geheimnis

Was aber trieb die Gesetzeslehrer und Priesterfürsten, die Dichter und Mythenerzähler zu derartigen Lehren? Was veranlaßt sie, zwei Zeitkreise zu zehn Monaten, wie diese auch aussehen mochten, zusammenzufassen? – Nun, die lange Beobachtung der beiden großen (Venus-)Wandelsterne, die abwechselnd morgens und abends am Himmel sichtbar waren, und ein so merkwürdig gleichartiges Zeitgesetz verkündeten, ließ ahnen, daß es sich nicht um ein Zwillingspaar handelt – nicht um zwei Brüder oder zwei Schwestern und auch nicht um einen Bruder und eine Schwester – sondern um ein und denselben Stern.

Die Venustafeln aus der 1. Dynastie von Babylon bezeugen in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr., daß die Babylonier die Identität von Abend- und Morgenstern bereits kannten. In Ägypten besagen schon Pyramidentexte vor dem Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr., daß der Stern Harachte *aufhörte, im Westen*

zu leben und von da als ein neuer im Osten erscheine . . . – Babylonische Keilschriften erklären um die Wende zum letzten Jahrtausend v. Chr.: *Der große Stern, der . . . seinen Ort wechselt, ein halbes Jahr im Osten, ein halbes Jahr im Westen steht, das ist* (Venus), *die die Führerrolle unter den zu Anu gehörigen Sternen hat.*[10]

Durch diese Entdeckung der Identität der beiden Sterne wurde nicht nur der bereits geschilderte Verschmelzungsprozeß zwischen den Göttinnen Isis und Nephthys ausgelöst, sondern auch das der Zeitmaße. Wenn die beiden aus der gleichen Ursache hervorgegangenen Vereinigungsprozesse nicht in einem Atemzuge geschildert werden, dann deshalb, weil die zeitkundlichen und religiösen Vorgänge zu umfangreich und verästelt sind und ihre eigene Darstellung verlangen. Erst nachdem Klarheit über die Entwicklung der Götter-Gestalten Isis, Nephthys, Horus und Osiris geschaffen worden ist, kann die zeitkundliche Entwicklung nunmehr dargestellt werden.

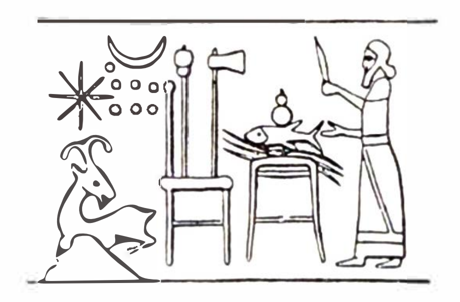
Die Vereinigung der Zeiten des Morgensternes mit denjenigen des Abendsternes zu einem einzigen Zeitkreis war für die Sternpriester, die die Identität der beiden Sterne erkannt hatten, eine naheliegende Folgerung. Jedoch begannen hier die Schwierigkeiten. Sie lagen darin, daß sich der synodische Lauf beider Sterne – der ganzen Venus also – schlecht halbieren läßt. Eine solche Halbierung lag aber in der traditionellen Entwicklung begründet und auch in der optischen Erscheinung einmal als Morgenstern, das andere Mal als Abendstern. Nun sind aber die Zeiten der Unsichtbarkeit beim Wechsel vom Morgen- zum Abendstern grundverschieden von denjenigen beim Wechsel des Abendsternes zum Morgenstern. Der eine Wechsel bedingt eine Unsichtbarkeitsdauer von zwei bis drei Monaten, der andere von allenfalls bis zu zwei Wochen. Außerdem schwankt die Dauer des einzelnen synodischen Venuslaufes. Seine wahre, mittlere Zeit von rund 584 Tagen läßt sich erst ermitteln, wenn man eine Reihe von Umläufen zusammenfaßt und daraus eine Durchschnittszeit errechnet. Die entscheidende Schwierigkeit liegt jedoch in der erwähnten Tatsache, daß die Zeiten der Sichtbarkeit des Morgen- und des Abendsternes, die ziemlich gleichmäßig sind, durch die Halbierung des ganzen synodischen Laufes infolge der grundverschiedenen Dauer der Unsichtbarkeit verwischt werden. Zur Zeitrechnung mit dem ganzen Venuslauf überzugehen – und diesen Lauf traditionsgemäß in zwei Abschnitte zu zerlegen – bedeutet, die Sichtbarkeitsperioden der Himmelskönigin überhaupt aufzugeben.

Die Abkehr von der Zeitrechnung nach der reinen Sichtbarkeitsdauer der Venus kann sich unter den gegebenen psychologischen Bedingungen und auch wegen der unpraktischen Seite nur unter großen Schwierigkeiten vollzogen haben. An den 25 Wochen zu zehn Tagen (= 50 Wochen zu 5 Tagen = 250 Tage) hielt das Volk offenbar noch lange fest; denn noch im Buch der Chronik werden die 250 Amtsleute Salomos gemeldet, die über das Volk herrschten (2.Chr. 8, 10). Dazu kommt

ein weiteres Problem, das die Zeitlehre der Venus geradezu in eine Art Geheimlehre priesterlicher Weisheit verwandeln mußte: das ist das religiöse Problem. Wie darf einem Volksglauben, der sich längst fest zu eigen gemacht hatte, daß der Morgenstern ein Gott des Krieges und des Staatslebens und der Abendstern eine Liebes- und Muttergöttin sei, zugemutet werden, plötzlich anzunehmen, beide Gottheiten seien ein und dieselbe?

Diese Frage zu stellen, heißt, sie bereits beantwortet zu haben: die Kluft zwischen Priesterlehre und Volksglauben reißt abgrundtief auf, und die Notwendigkeit, zu einem neuen Gottesbegriff zu gelangen, wird nicht allein im Hinblick auf die Sirius-Katastrophe, sondern ebenso mit Rücksicht auf die erkannte Einheit der beiden Venus-Sterne klar erkennbar. Im Zusammenhang mit anderen, in diesem Buche nicht behandelten Sternlehren wird schließlich verständlich, warum die Sprache heiliger Urkunden – keineswegs allein die der Bibel – dunkler und dunkler werden mußte. Und mit dieser letzten Einsicht in Wesen und Schicksal alter Sterntheologie darf man die Frage stellen, ob die israelitische Priesterlehre bei den 280 oder 560 Tagen des Moses stehenblieb und darauf verzichtete, das Zeitgeheimnis des synodischen Venuslaufes besser zu erfassen und zu durchschauen, oder ob sie jenes Zeitgesetz genauer kannte und in welcher Form.

Die Antwort auf diese Frage findet sich in dem gleichen Opfer, das die zwölf Fürsten Israels zur Zeit des Moses darbrachten, als das geschaffene Heiligtum Gottes eingeweiht wurde (Nm. 7).



Babylonischer Siegelzylinder mit dem Fischopfer, dem achtstrahligen Venusstern und der liegenden Mondsichel. Dazu sieben kugelige Gebilde, die auf einer ganzen Anzahl babylonisch-assyrischer Siegelabdrücke oder Steinbildern zu sehen sind. Auf dem Fisch steht das Gefäß (vgl. hierzu S. 116 ff.)

42 Tiere und Dinge

Die feierliche Handlung wird eingeleitet mit dem Gebot des Herrn an Moses, die mit 6 gedeckten Wagen und 12 Rindern eintreffenden 12 Fürsten folgendermaßen aufzuteilen:

2 Wagen mit je 2 Fürsten und 4 Ochsen
4 Wagen mit je 2 Fürsten und 8 Ochsen
6 Wagen mit je 2 Fürsten und 12 Ochsen

Und der Herr sprach zu Moses: *Nimm's von ihnen, daß es diene zum Dienst der Hütte des Stifts, und gib's den Leviten, einem jeglichen nach seinem Amt* (Nm. 7, 5). Außer den Rindern opfern die Fürsten dann noch andere Tiere, die alle einzeln aufgeführt werden. Wenn man sie zählt, dann stellt man fest, daß jeder der zwölf Fürsten genau 21 Tiere opfert. Das heißt, daß je Wagen (in jedem Wagen sitzen nämlich zwei Fürsten)

42 Tiere

geopfert werden. Im ganzen opfern die Fürsten

6 Wagen
36 silberne und goldene Gegenstände und
252 Tiere
294 Dinge und Tiere.

Die halbierte Venus-Synode (vgl. Tafel S. 384) ist heute mit rund 292 Tagen, die ganze Periode mit 584 Tagen bekannt. Bedeuten die 294 Dinge und Tiere 294 Tage? – Daß es sich um eine Rechnung mit siebentägigen Wochen handelt, ist bereits bei der Zahl der 252 Opfertiere geklärt worden. Es waren 36 siebentägige Wochen. Moses lehrte dann 280 Tage, die 40 siebentägige Wochen darstellen; und nunmehr scheinen es 42 siebentägige Wochen zu sein. Ist es wirklich so? – Teilt man die Tiere genauso ein, wie die silbernen und goldenen Gegenstände, dann opfert jedes Fürstenpaar

$$\begin{array}{r} 28 \\ +14 \\ \hline 42 \end{array} \text{ Tiere}$$

und zwar für drei Opferarten $= 3 \times 14$ oder 6×7.

Jeder einzelne Fürst opfert demnach 3×7 Tiere. Kein Zweifel: es handelt sich um eine Rechnung mit siebentägigen Wochen. Bedeuteten bereits die 36 silbernen und goldenen Gegenstände 36 siebentägige Wochen (= 252 Tage), dann müßten auch die

6 Wagen
+36 Gegenstände
=42 Dinge

siebentägige Wochen darstellen: 42×7=294 Tage. Dies ist die gleiche Zahl, die sich aus der Summe der „Dinge und Tiere“ ergibt. Ist das Zahlenrätsel damit schon gelöst? – Ja und nein. Da sind nämlich noch zwölf Ochsen zu berücksichtigen, die mit den sechs Wagen der Fürsten dem Heiligtum besonders übergeben wurden; sie gehören offensichtlich nicht zu den 252 Opfertieren, sondern stehen außerhalb der ganzen Rechnung. Vertreten sie auch siebentägige Wochen? Man müßte es einmal versuchen und dabei zugleich bedenken, daß sich eigentlich 36 Wochen (= Schüsseln, Schalen und Löffel) nicht ohne weiteres mit 252 Opfertieren addieren lassen; das eine bedeutet doch Wochen, das andere Tage. Nachdem die Hinweise auf 294 Tage so auffallend sind, kann man jetzt methodisch vorgehen. Die Fürsten opferten:

36 Schalen, Schüsseln, Löffel	= (36×7)	252 Tage	= 36 Wochen
+252 Tiere	=	252 Tage	= 36 Wochen
+ 12 Ochsen	= (12×7)	84 Tage	= 12 Wochen
		588 Tage	= 84 Wochen

Das wären also 2×294 Tage oder 2×42 Wochen. Die sechs Wagen ergeben zwar ebenfalls – vereint mit den 36 Gegenständen – 42×7=294 Tage, aber sie gehören nicht mehr in die letzte Rechnung hinein. Damit wollte der Autor des Rätsels wohl nur sagen: entweder 294 oder 588 Tage.

Zahlen der modernen Astronomie

Dies alles bliebe jedoch nur eine reine Zahlenspekulation, wenn eine Gegenüberstellung der Zahlen des Fürstenopfers mit den nüchternen Zahlen der modernen Astronomie nicht sofort deutlich machen würde, daß es sich hier um echte himmlische Zahlen handelt. Die moderne Astronomie legt das synodische Zeitgesetz der Venus (vgl. S. 384) so fest:

	Modern	Fürstenopfer	
Sichtbarkeitsdauer des Morgensternes	245	252 Tage	
Unsichtbarkeit beim Wechsel zum Abendstern	78	70 ? Tage ←	=84
Sichtbarkeitsdauer des Abendsternes	247	252 Tage	
Unsichtbarkeit beim Wechsel zum Morgenstern	14	14 ? Tage ←	=84
Insgesamt:	584	588 Tage	
halbiert:	292	294 Tage	

Unterstellt man, daß sich die israelitische Rechnung auf der Grundlage der siebentägigen Woche aufbaut, dann kann man sagen, daß sie wirklich ausgezeichnet war und nicht besser, d. h. genauer hätte sein können. Dazu handelt es sich bei der modernen Rechnung um die „mittlere" Zeit, die sich aus dem Durchschnitt einer ganzen Reihe von Venus-Synoden ergibt. Bei dem Fürstenopfer Israels zur Einweihung der Stiftshütte tritt also ein Können und Wissen ans Licht, das der Gegenwartsmensch nur tief bewundern kann; und die Frage, ob es sich um einen Zufall handele, beantwortet sich für jeden Einsichtigen von selber: die Theologie Israels verbirgt unter dem Lot des Heiligtums – das 7 Rundjahre zu 360 Tagen oder 9 Venus-Perioden zu 280 Tagen oder zehn Perioden zu 252 Tagen repräsentiert und dergestalt mehrdeutig ist – das tiefste Geheimnis der israelitischen Astronomie, das wirkliche und ganze Zeitgesetz des synodischen Laufes des Planeten Venus. Mit dieser Einsicht vermag man nunmehr noch hinzuzufügen, was ebenfalls aus dem gleichen heiligen Zahlenrätsel hervorgeht:

216 Opfertiere zum Sünd- und Dankopfer	: 12 (Fürsten)	= 18 Monate (Dauer der ganzen Sichtbarkeit)
36 Opfertiere zum Brandopfer	: 12 (Fürsten)	= 3 Monate (Dauer d. ganzen Unsichtbarkeit)
252 Opfertiere		= 21 Monate (Gesamtdauer eines synodischen Venuslaufes)

21 Monate = 2 × 42 Wochen zu 7 Tagen = 2 × 294 = 588 Tage.

21 Schlangen und 42 Geschlechter

Die Zahl 42 findet sich nicht nur im Fürstenopfer, sondern erscheint auch an anderen bedeutsamen Stellen des Alten Testaments. Im gleichen Buch Numeri (4. Mose), das die Schilderung des Fürstenopfers enthält, steht auch die Erzählung von Bileam, der auf dreimal sieben Altären je zwei Opfertiere dem Herrn darbringt: 3 × 7 = 21; 21 × 2 = 42 (Nm. 23, 1. 14. 29). Und in demselben Buch werden auch noch 42 Stationen und 42 Städte genannt (Nm. 33; 35, 6).

Aber in jüngeren Schriften des Alten Testaments tritt dann plötzlich eine Veränderung gegenüber der Zweiundvierzig ein, und zwar wird sie nun verunglimpft. So wird der große Prophet Elia von 42 Kindern verspottet: *Und er ging hinauf gen Beth-El. Und als er auf dem Wege hinanging, kamen kleine Knaben zur Stadt heraus und spotteten sein ... Und er wandte sich um; und da er sie sah, fluchte er ihnen im Namen des Herrn. Da kamen zwei Bären aus dem Walde und zerrissen*

der Kinder zweiundvierzig (2 Kg. 2, 24). Im 10. Kapitel des gleichen Buches der Könige sind es dann 42 Männer, die umgebracht werden: *Er aber sprach: Greifet sie lebendig! Und sie griffen sie lebendig und schlachteten sie bei dem Brunnen am Hirtenhaus, zweiundvierzig Mann, und er ließ nicht einen von ihnen übrig* (2 Kg. 10, 14).

Die Zahl 42 muß demnach in der israelitischen Glaubenslehre eine große Bedeutung besessen haben – und ein hohes Ansehen –, bevor sie nach der Manier der Königsbücher *geschlachtet* und *zerrissen* wurde. Wieder im bejahenden und heiligenden Sinne benutzt dagegen viele Jahrhunderte später der Evangelist Matthäus die gleiche Symbolzahl. Er nennt als Stammbaum des christlichen Heilands $3 \times 14 = 42$ Geschlechter (Mt. 1, 2–17). Lukas hat zwar eine andere Einteilung, aber auch er nennt 42 Geschlechter von David bis Jesus Christus (Lk. 3, 23 f.).

Aber nicht nur das israelitische Priestertum und die Evangelisten maßen der Zweiundvierzig eine besondere Bedeutung bei, sondern auch die ägyptische Theologie. Im ägyptischen Totenbuch steht geschrieben: ... *ich kenne den Namen der 42 Götter, die mit dir in der Halle der doppelten Gerechtigkeit sind* ...[11] Es dürften 42 Wochengötter gewesen sein. Das Totenbuch zählt zugleich 42 Sünden auf, deretwegen sich der Verstorbene vor dem Totengericht zu rechtfertigen habe – für jede Woche vermutlich eine Sünde. Aber man merkt deutlich, wie schwer es den ägyptischen Theologen fiel, die 42 Sünden überhaupt zusammenzubringen. Zum andern besitzt das Grab des Würdenträgers Hemaka zu Sakkara, das aus der 1. Dynastie stammen soll, schon im 3. Jahrtausend v. Chr. 42 Räume. Auch die religiösen Bildtexte im Riesengrabe Ramses VI. im Tal der Könige stellen unter einer unglaublichen Vielfalt von Zahlensymbolen die Zahl 42 dar. Das Buch von der Unterwelt zeigt im Diagramm der ersten Abteilung oben und unten 42 Figurenfelder, die in 3×14 Felder aufgeteilt sind.[12]

Die Art und Weise, mit der die Ägypter die Zweiundvierzig darstellen, ist derjenigen der mosaischen Fürstenopfer-Beschreibung, der Erzählung von Bileam (Nm. 7 u. 23) und dem Matthäus-Text so ähnlich – überall wird die Zahl 42 in 3×14 oder $3 \times 7 \times 2$ aufgeteilt –, daß man daraus schließen darf, zumindest die mosaischen Urkunden könnten auf ägyptische Quellen zurückgehen. Dieser Eindruck verstärkt sich durch ein Bild im großen Säulensaal von Theben-Karnak. Dort kniet Sethos I. (19. Dynastie, 13. Jhdt. v. Chr.) vor dem thronenden Gott Harachte – einer menschlichen Horus-Gestalt mit Falkenkopf. Auf dem Falkenkopf sind die Sonnenscheibe und die Schlange zu sehen. Über der so thronenden Gottheit sind in einer Friesreihe 21 Schlangenköpfe abgebildet. Alle tragen die Sonnenscheibe: 21 Monate.[13] Die 21 Schlangen müssen den 21 Tieren entsprechen, die jeder israelitische Fürst zum Opfer bringt. Sie sind mit den $2 \times 42 = 84$ Wochen, die $2 \times 294 = 588$ Tage ergeben, identisch. Es ist überdies ungefähr das gleiche Zeitalter, in dem, nach den Urkunden Israels, das Heilige Zelt errichtet

und das Fürstenopfer dargebracht worden ist. Moses und die Kinder Israel kamen um jene Zeit aus Ägypten; sie könnten also sehr gut ägyptische Vorstellungen, Glaubenslehren und astronomische Kenntnisse mitgebracht haben, als sie über die Halbinsel Sinai zum Gelobten Land zogen und unterwegs ihr erstes Heiligtum errichteten. Aber auch in Ägypten vollzieht sich das überall nachweisbare Abgleiten einer rationalen Lehre über rein religiöse Begriffe in den dunklen Mythos. Während im ägyptischen Einbalsamierungsritual von *einundzwanzig Streifen rechts und links von seinem Gesicht . . .*[14] die Rede ist, erscheinen in der Literatur 42 ägyptische Gaue,[15] 42 Hermetische Bücher ägyptischer Priesterweisheit und 42 Serapis-Tempel am Nil.[16]

Die Spuren der Zweiundvierzig führen auch zu den Akkadern und ihren Nachfolgern in Mesopotamien. Am Euphrat wurde der Unterteil einer Dioritstatue des Königs Manischtusu von Akkad (gegen Ende des 3. Jahrtausends v. Chr.) gefunden. Der Rocksaum des Fürsten zeigt von den Füßen bis zur Hüfte auf der einen Seite 21 Troddeln. Auf beiden Seiten dürften es 42 gewesen sein.[17] König Tiglatpileser von Assyrien rühmt sich, in den ersten sechs Regierungsjahren 42 Länder und deren Fürsten unterworfen zu haben.[18] Und babylonische Mythen erzählen vom Tode der schönen Taubengöttin Venus-Semiramis, sie sei im 42. „Jahr“ – lies „Woche“ – ihres Lebens verstorben. Endlich bestand das persische Keilschriftsystem aus 42 alphabetischen Zeichen. Daß die Assyrer den synodischen Lauf der Venus beobachtet und ihn, wenn auch mit anderen Monatsmaßen, mit annähernd 588 Tagen bemessen haben, ist der Assyriologie aus Keilschrifttexten der Bibliothek Assurbanipals zu Ninive bekannt.[19] Weniger bekannt ist jedoch ein ganz anderer Fund, der in Norddeutschland gemacht worden ist und ein um so bedeutenderes Schlaglicht auf die weite Verbreitung der Venus-Zahl wirft. In Mahndorf bei Bremen kam bei einer neuerdings durchgeführten Aufdeckung von Dünengräbern eine Bronzescheibe zum Vorschein, die mit genau 21 Perlfriesen verziert ist.[20]

Weder die Zweiundvierzig noch die Einundzwanzig sind jedoch auf die Dauer die alleinseligmachenden Zahlen der Himmelskönigin. Das Zeitgesetz der Venus läßt sich vielmehr ebensogut auch in synodischen Monats- und Wochenmaßen ausdrücken, also in Einheiten von 10 oder 30 Tagen. Dadurch verändern sich natürlich die Venus-Symbole und ganz neue Zahlengruppen tauchen auf, die aber nur kurz gestreift werden sollen, bevor das letzte Geheimnis der Venus gelüftet werden kann.

Die Tierherde des Jakob

Die bereits bekannte synodische Umlaufszeit der Venus von rund 584 Tagen nach moderner, mittlerer Rechnung läßt sich ebensogut wie mit siebentägigen Wochen oder 28tägigen Monaten auch in synodischen Monaten oder deren Wochenmaßen ausdrücken. Dann sind 584 Tage = rund 19 Monate und 23 Tage bei 29½tägigen Monaten oder = rund 19 Monate und 14 Tage bei 30tägigen Monaten.

Wo die Neunzehn in der Kulturgeschichte oder direkt in der Zeitlehre zu erkennen ist, sind auch synodische Monate gemeint, und als Maß für eine Einheit synodischer Monate steht die Neunzehn in der Auseinandersetzung mit dem siderischen Gesetz immer auf der Seite des synodischen Mondes, also auf der Seite des Stieres, der Schlange oder des Fisches. Dies muß man wissen, um aus dem Zahlensymbol der Neunzehn auch auf die Art der Monatsrechnung und der lunaren Struktur des religiösen Weltbildes zu schließen.

Wenn die Neigung der antiken Astronomie, den Venuslauf entsprechend dem Sichtbarkeitswechsel zwischen Morgenstern und Abendstern in zwei gleiche Zeitabschnitte zu teilen, in den vorangegangenen Kapiteln bereits wiederholt festgestellt worden ist, so kann man auch hier von den 19 Monaten und den Ergänzungstagen eine Halbierung erwarten. Bevor wir uns nun jedoch wieder dem Alten Testament, dieser ergiebigsten aller antiken Quellen, zuwenden, sei darauf hingewiesen, daß die Zahlenbeispiele aus der Antike unmöglich genau mit dem modernen Venuszeitmaß übereinstimmen können, da die Dauer der einzelnen Venus-Perioden ja nicht konstant ist, sondern schwankt. In der Antike gab es keine Wissenschaft im Sinne einer Koordinierung verschiedener Erkenntnisse, sondern Astronomie und Zeitkunde waren Geheimwissenschaften, die durch ihre enge Verbindung mit der Religion in erster Linie den Glaubensgrundsätzen unterworfen wurden. So mußte sich beispielsweise auch der Schöpfer der Zahlen des israelitischen Fürstenopfers – selbst wenn er den Venuslauf vielleicht auf den Tag genau bestimmt hatte – doch der heiligen siebentägigen Woche fügen, und sein Maß auf ein Vielfaches der Sieben abrunden. Dem modernen Betrachter bleibt es deshalb verborgen, ob jener Schöpfer tatsächlich das genaue Venus-Zeitmaß von 584 Tagen gekannt hat oder nicht.

In der Genesis steht aus der Zeit Jakobs – die einige Jahrhunderte vor der Zeit des Moses liegen mag – eine Erzählung, derzufolge Jakob seinem Bruder Esau 580 Tiere entgegenschickt. Und zwar sind es im einzelnen 220 Ziegen, 220 Schafe, 60 Kamele, 50 Rinder und 30 Esel (Gn. 32, 15–16). Diese Zahlen sind so geschickt angeordnet, daß sich durch verschiedenartige Kombinationen die bereits bekan-

ten Zeitkreise von 250, 270 und 280 Tagen, aber auch den so wichtigen Zeitkreis der 360 Tage ergeben.
Ein halbes Jahrtausend später – immer nach der biblischen Chronologie gerechnet – erscheinen die 580 Tiere des Jakob in Gestalt präziser Zeitangaben. Bei der Volkszählung Davids zogen die Truppen Joabs 9 Monate und 20 Tage durch das ganze Land und zählten seine Einwohner. Dafür wurde König David dann durch Pestilenz bestraft. Sicher nicht deshalb, weil er das Volk zählen ließ – dann hätte auch Moses schwer bestraft werden müssen, denn bei ihm folgt eine Zählung nach der andern – sondern weil es 9 Monate und 20 Tage waren (2 Sm. 24, 8 f.); denn wer so rechnet, der beweist, daß er die siebentägige Woche nicht heiligt, sondern die synodischen Mondläufe und die zehntägige Woche. Und bezeichnenderweise muß David an der Pest erkranken, also an der Krankheit, die der Feuer- und Seuchengott vom Sinai zu senden pflegte, wie er es schon einmal bei der Rotte Korah getan hatte, die ebenfalls die von ihm gelehrte siebentägige Woche mißachtet hatte (Nm. 17, 11 f.). Zweifellos handelt es sich – wie viele andere Textstellen aus der ersten Königszeit belegen – um 30tägige Monate. Das bestätigen die 9 Monate und 20 Tage. Es waren 9 Monate und zwei 10tägige Wochen. Mit der Dauer der Volkszählung Davids sind somit 290 Tage gemeint. Zu einem ganzen Venus-Zeitkreis verdoppelt, ergeben die 290 Tage genau 19 Monate und 10 Tage, oder in Tagen ausgedrückt, 580 Tage. 580 war auch die Anzahl der Tiere, die Jakob besaß.

Sie teilten das Land unter neuneinhalb Stämme

Innerhalb der sich bekämpfenden extremen Richtungen, die dem siderischen oder dem synodischen Monat anhingen, gab es in den verschiedenen Ländern Rechnungen mit 28-, 29- und 29½tägigen neben 27- und 30tägigen Monatsmaßen. Als man jedoch erkannte, daß weder der volle synodische noch der volle siderische Mondlauf dem vollständigen Zeitgesetz der Venus zu entsprechen vermochte, ging man mit Vorliebe zu Wochenzahlen über. Zwar stehen hier und dort noch Zahlen, die – wie in den Keilschriften des Assurbanipal – von vollen Monaten ausgehen und die notwendigen Ergänzungstage nennen. Aber innerhalb der bürgerlichen Zeitrechnung war damit wenig anzufangen. Sie brauchte ganze Zeiteinheiten, und auch deshalb wandte sie gern die Wochenrechnung an. Nur selten stehen in den alten Urkunden und Denksteinen Zahlen, die einen Bruchteil zur Ergänzung einer bestimmten Größe ausdrücken.
So taucht die Halbierung des zeitweise mit rund 19 Monaten bewerteten ganzen synodischen Venuslaufes im Alten Testament nur ein einziges Mal auf. Sie wurde in das Buch Josua als *Neuneinhalb* hineingeschrieben. Dort heißt es: *So teile nun dies ganze Land zum Erbe unter die neun Stämme und unter den halben Stamm*

Manasse (Jos. 13, 7). *Sie teilten es aber durchs Los unter sie, wie der Herr durch Moses geboten hatte zu geben den neuneinhalb Stämmen* (Jos. 14, 2).
Die Verdoppelung der Neuneinhalb – die Neunzehn also – taucht dann in einer Erzählung aus der Zeit Davids – um 1000 v. Chr. (?) – auf: *Joab aber wandte sich von Abner und versammelte das ganze Volk; und es fehlten an den Knechten Davids neunzehn Mann und Asahel. Aber die Knechte Davids hatten geschlagen unter Benjamin und den Männern Abners, daß dreihundertundsechzig Mann waren tot geblieben. ... und Joab mit seinen Männern gingen die ganze Nacht, daß ihnen das Licht anbrach zu Hebron* (2 Sm. 2, 30–32).
Es geht hier weniger um die Neunzehn, die anscheinend den 360 „Mann" – als Deckbegriff des 360tägigen Rundjahres – gegenübergestellt werden; es geht vielmehr um die immer dunkler werdende und offenbar schwer übersetzbare Sprache. Das ist hier das Wesentliche. Tiefe Schatten liegen über dem ganzen Ausdrucksstil: Joab und seine Männer gingen nicht die ganze Nacht, bis die Sonne aufging – sie gingen vielmehr, bis *ihnen das Licht anbrach zu Hebron*. Welches Licht mag es aber gewesen sein, wenn es offenbar nicht die Sonne gewesen war?

Neunzehn Götter und neunzehn Monate

Die Neunzehn erscheint nicht nur in der Heiligen Schrift Israels als Symbolzahl, sie ist vielmehr im ganzen Vorderen Orient nachweisbar. Im 42. Kapitel des ägyptischen Totenbuches steht die Neunzehn in Gestalt von 19 Gliedern des menschlichen Körpers – jedes Glied einem besonderen Gott (Monatsgott) geweiht. Selbst den als Sonnenanbeter bekannten Pharao Amenophis-Echnaton zeigt ein Relief im Kreise seiner Familie, wie er unter 19 Strahlen sitzt, die aus einer Lichtkugel heraustreten. Allerdings weisen andere Abbildungen des gleichen Königs abweichende Zahlen bei der Strahlengestaltung auf. Zum andern erscheinen im 14. Jahrhundert v. Chr. ägyptische Käfersteine mit 19 Kügelchen an den Gehwerkzeugen. Von Ramses XI. (11. Jhdt. v. Chr.) heißt es, er sei in seinem 19. *Jahr* nach Theben zurückgekehrt. Aber der Pharao datiert von diesem Zeitpunkt an eine neue Ära *Erneuerung der Geburt*, so daß die Vermutung berechtigt ist, es handele sich gar nicht um *Jahre*, sondern um Monate – um die 19 Monate der Venus, nach deren Ablauf eine Erneuerung der Geburt – nämlich ein neuer synodischer Lauf der Venus – eintritt.[21] Einen neunzehnjährigen Schaltkreis kannte der Vordere Orient, soweit dies bisher ermittelt werden konnte, frühestens ein halbes Jahrtausend nach Ramses.
Im sumerisch-akkadischen Raum nennen Inschriften aus der alten Stadt Larsa 19 Kupferstatuen. Und der kupferne Maßstab aus dem Tempel von Nippur zeigt Unterteilungen von je 19 Fingern am Anfang und Ende des ganzen Stabes.[22]

Ein Strahlensymbol mit 19 Strahlen erscheint auch in Südamerika. Ein heiliges Gefäß der Chimu-Indianer von Peru zeigt die 19 Strahlen unter verschiedenen anderen Symbolen.[23] Daß auch die Maya-Astronomie die Neunzehn kannte, ist erwiesen. Der Maya-Kalender hielt noch an der Neunzehn fest, als längst mit einem 365tägigen Jahr gerechnet wurde. Er nennt 19 Monatsnamen. Freilich handelt es sich nicht mehr um volle 30tägige Monate, sondern um andere Zeitmaßstäbe. Allein die Tradition veranlaßte die Maya-Sternkunde offenbar, an der Neunzehn festzuhalten. Ebenso teilten die mexikanischen Sunji-Indianer ihre Wohnbezirke in 19 Clans ein.[24] Eusebios aber, der von 19 Göttern spricht – von 7 höchsten und 12 großen – kennt nur noch die 7 Planeten und die 12 Tierkreisgötter. Als er im 4. Jahrhundert n. Chr. im ersten Teil seines „Chronikon“ einen Rückblick auf die Geschichte der Vergangenheit schrieb – die ihn zum „Vater der Kirchengeschichte“ machte – war die alte Welt bereits untergegangen.

Die „Erlösungszahl“

In der ersten Königszeit treten in den alttestamentarischen Schriften nicht nur Spuren einer Zeitteilung nach 30tägigen Monaten auf, sondern auch Symbolzahlen, die von allen bisherigen abweichen. Sie lassen erkennen, daß man endlich mit 20 Monaten zu 30 Tagen für die ganze Venus-Synode und mit 10 Monaten für ihre Hälfte rechnete, was also einem Zeitkreis von 600 und 300 Tagen entspricht. Das kann nicht nur den vollständigen Sieg des 30tägigen Monats bedeuten, sondern auch die ersten Bestrebungen, auf eine genauere Einhaltung des Venuszeitgesetzes (von rund 584 Tagen) zu verzichten, und statt dessen den auf zehn 30tägige Monate abgerundeten Zeitkreis an das 360tägige Rundjahr anzuschließen. Die 300 Tage ersetzen damit also nur noch einen konventionell gewordenen Zeitbegriff, mit dem nicht mehr auf natürlicher Grundlage gerechnet werden konnte.
Für das Alte Testament sind die 300 Tage die *Erlösungszahl.* Der Befreier Gideon teilt seine 300 Mann in drei Haufen; sie stehen im Kreis um das *Lager* und halten Posaunen und Fackeln in der Hand. Durch diese 300 „Mann“ – so spricht der Herr – *will ich euch erlösen.* Was darüber war, sollte nach Hause gehen (Ri. 7, 7. 16 f.
Einen deutlichen Hinweis auf den dreiteiligen Monat und das „Jahr“ von 300 Tagen liefert – wiederum aus der Zeit Davids – das 2. Buch Samuel: *Abisai, der Bruder Joabs, war das Haupt der Dreißig. Er schwang seinen Speer über Dreihundert, die er erschlagen. Er war bei den Drei angesehen. Da er unter den Dreißig sich auszeichnete, wurde er ihr Anführer* . . . (2 Sm. 23, 18).
Saul verfügte über ein Heer von 300 000 Israeliten und 30 000 Judäer (1 Sm. 11, 8). Streicht man drei Nullen ab – ein derartiges Heer hat es nie gegeben –,

dann bleibt das Verhältnis 300 : 30 übrig: ein zehnmonatiges Jahr mit 30tägigen Monaten. Endlich erscheinen die 300 und 600 Tage im Tempelbau Salomos; und zwar beim *gegossenen Meer,* das offenbar ein Abbild des himmlischen Meeres darstellte: *Und er machte ein gegossenes Meer . . . und ein Maß von 30 Ellen mochte es umher begreifen. Und Knoten waren unter ihm umher, je zehn auf eine Elle . . .* (2 Chr. 4, 2–3). Setzt man Wochen für Ellen und Tage für Knoten ein, dann ergibt dies 30 Wochen von je zehn Tagen, also insgesamt 300 Tage. Und wenn der Text fortfährt . . .*es waren zwei Reihen Knoten um das Meer her, die mitangegossen waren* (2 Chr. 4, 3), dann handelt es sich offensichtlich um 600 Tage.
Also wandelte Salomo Asthoreth, der Göttin derer von Sidon, nach . . . (1 Kg. 11, 5).
Diese Göttin aber ist die Venus.

Den 300tägigen Zeitkreis findet man auch in Ägypten und Babylonien. In bezug auf das Niltal berichtet Diodor (II, 30, 6) von 30 Sternen, die je zehn Tage nacheinander aufgingen: 30 zehntägige Wochen, 300 Tage. Dies war der Forschung des 19. Jahrhunderts n. Chr. noch so unverständlich, daß sie eher bereit war, an einen Irrtum Diodors zu glauben, als an ein 300tägiges Jahr. Doch auch in Babylon nennt die Stadtbeschreibung 300 Zellen der himmlischen Igigi.
Von Babylon geht der Weg weiter nach Osten. Im indischen Rig-Veda kocht Agni dem Freund *sogleich nach dessen Wunsch 300 Büffel.*[25] Und der Begriff eines zehnmonatigen „Jahres" war nachweislich auch im ostasiatischen Raum bekannt. Indien und China gingen anscheinend erst spät zu anderen Zeitmaßstäben über. Freilich waren schon damals überall – wie auch in Babylonien und Ägypten – das 360tägige Jahr und noch andere Zeitgesetze bekannt.
In der Ilias erscheint das Sinnbild von 300 Rindern und 300 silberglänzenden Schafen – die Rinder als Nachttiere, die hellen Schafe wohl als Tage gedacht (Il. 11, 697). In der Odyssee wird dagegen von 12 Schweinehöfen mit je 50 erdaufwühlenden Schweinen gesprochen (Od. 14, 13 f.). Nun ergeben 12 × 50 zwar 600, aber die Faktoren 12 und 50 passen nicht in die oben aufgestellte Rechnung, und es erschiene deshalb abwegig, in dieser Zahl 600 die Versinnbildlichung der Venuszahl zu sehen, wenn es nicht im nächsten Satz heißen würde, *und der übrigen Zahl war nur 360* (Od. 14, 20).
Im Alten Testament, im indischen Rig-Veda, in der Ilias und Odyssee findet sich derart eine erstaunlich ähnliche Erzähltechnik. Die heiligen Erkenntnisse vom Himmel werden in eine Unzahl von Bildern gekleidet. Es ist das Zeitalter der Gleichnisse. Die 300 Goldstücke in der Erzählung von der Sibylle von Kyme, die 300 Ritter des Lykurgos von Sparta, die 300 Helden des Leonidas, die 300 Älteren des Senats von Karthago und anderes dürften weitere Belege dafür sein, wie sich Mythos, Zeitrechnung und reale Geschichte miteinander mischen.

Um so bedeutsamer bleibt, was Plutarch und Ovid von der römischen Zeitrechnung berichten. Plutarch schreibt über Numa Pompilius – jenen mythischen zweiten König von Rom, der angeblich 715 v. Chr. zur Macht kam und eine Reform des religiösen und bürgerlichen Lebens durchgeführt haben soll –, er habe zu Beginn seiner Regierung noch das von Romulus herrührende zehnmonatige Jahr gekannt.[25a] Und Ovid erklärt, daß Romulus ein Jahr von zweimal fünf Monaten eingeführt hätte.[26] Auf ein Jahr mit zehn Monaten deutet auch die zehnmonatige Trauerzeit der Römer hin.[27] Im Hinblick auf die zehn Könige oder die gleichwertigen Sinnbilder der zehn Monate, die bereits im Zusammenhang mit den 280 Tagen (den 10 Monaten zu 28 Tagen des Moses) beschrieben wurden, muß hier allerdings eingefügt werden, daß jene Symbole mehrdeutig sind: es muß sich nicht immer um den 28tägigen Monat handeln (vgl. S. 261) – es kann auch der 30tägige Monat gemeint sein. Und mit diesem Einblick in die immer zwielichtiger werdende Weltanschauung der Antike soll das letzte Zeitgesetz betrachtet werden, das von der Venus gelehrt wird: das Zeitgesetz des ihr allein eigenen Pentagramms.



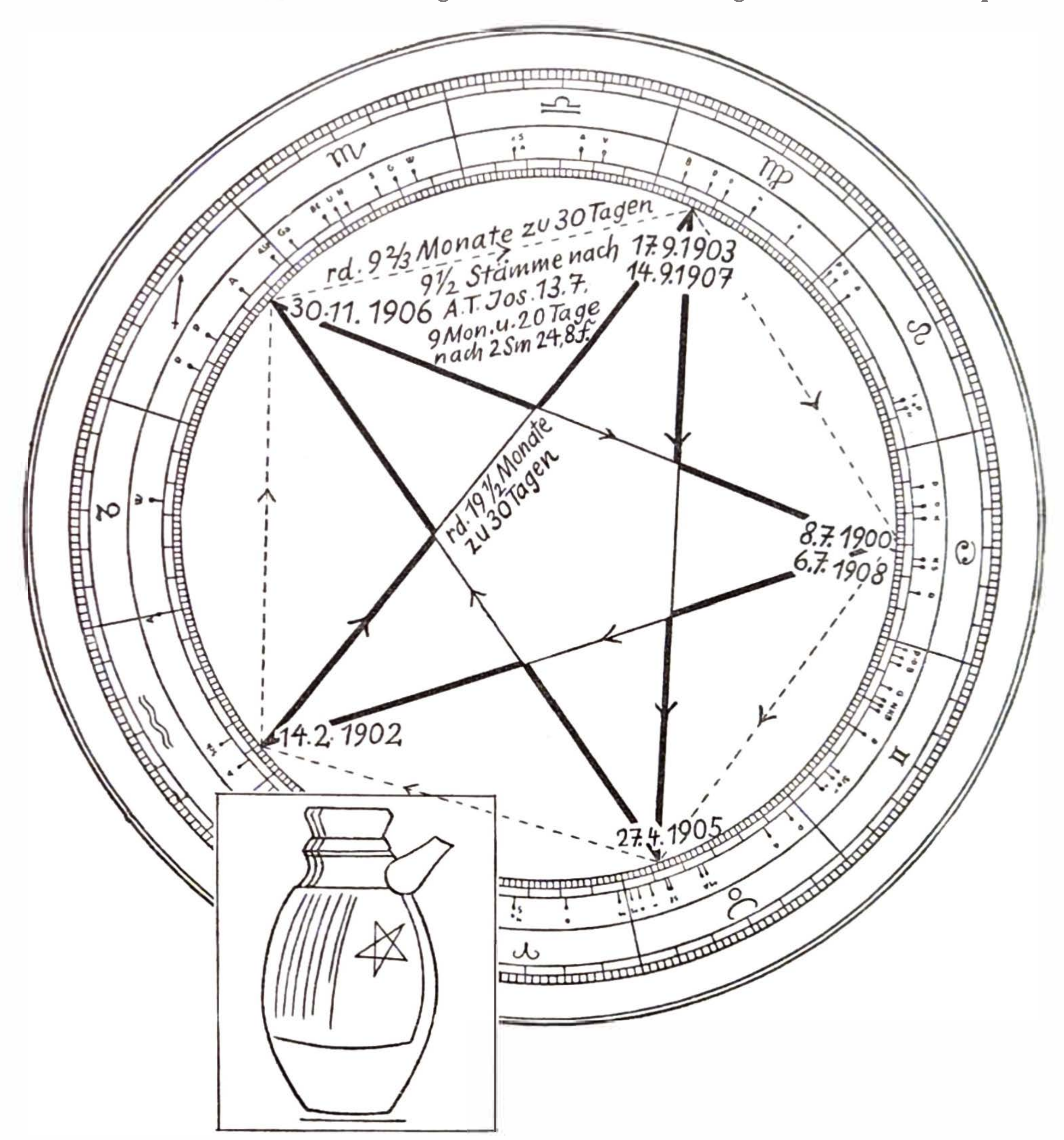
Ägyptische Münze aus dem letzten Jahrhundert v. Chr. Die ägyptische Göttin Isis mit Stab und Gefäß in den Händen, dazu die beiden miteinander verbundenen, zur Isis emporzüngelnden Schlangen

Die fünf Sternbilder der Venus

Die Astronomen der vorchristlichen Epochen bemühten sich offenbar nicht nur, das synodische Zeitgesetz der Venus so genau wie möglich zu erfassen – was sie auch dann noch taten, als Theologie und bürgerliche Zeitrechnung begannen, ihre eigenen Wege zu gehen –, sondern sie versuchten, noch etwas anderes zu beobachten: den Ort oder, genauer gesagt, die Orte am Himmel, an denen der große Planet nach Ablauf einer Zeit der Unsichtbarkeit zum erstenmal aufleuchten würde. Daß der im Osten verschwindende Morgenstern als Abendstern im Westen auftauchen mußte, war zwar bekannt, aber ein anderes und zweifellos sehr geheimnisvolles Rätsel tauchte nun auf. Dieses läßt sich ungefähr und nach heutigem Wissen folgendermaßen beschreiben: Auf ihrem Wege durch das Jahr wandert die Sonne (scheinbar) ziemlich gleichmäßig durch zwölf Sternbilder und zwar in einer ununterbrochenen und unerschütterlichen Ordnung; ein Sternbild – oder ein Tierkreiszeichen, wie es heute gern genannt wird – folgt dem anderen. Verläßt die Sonne das erste Frühlingszeichen des Widders, dann folgt der Stier, danach kommen die Zwillinge, der Krebs usw. Infolge der neuauflebenden Astrologiegläubigkeit – als einer Ausdrucksform des Archetypus – ist dies heute allgemein bekannt. Auf der Suche nach den Aufgangsorten der Venus erhebt sich nun jedoch die Frage, ob die Venus den gleichen Gesetzen folgt wie die Sonne.
Nein, die Venus besitzt eine ganz andere und allein ihr gemäße Ordnung; sie bevorzugt beim Beginn ihrer Sichtbarkeit – bei ihrem sogenannten heliakischen Aufgang – ganz bestimmte Sternbilder an der Bahn der Sonne, die keineswegs der bekannten Ordnung des Sonnenlaufes entsprechen. (Nur langsam verschieben sich diese Sternbilder im Laufe vieler Jahrzehnte.) Wenn also die Venus nach Ablauf einer Unsichtbarkeitszeit aus dem engsten Strahlenbereich der Sonne heraustritt, dann folgt sie einem ganz bestimmten Gesetz, das die antiken Beobachter zweifellos sehr geheimnisvoll anmuten mußte.
Eine neuzeitliche Ephemeride (Vorausberechnung der täglichen Stellung der Himmelskörper) über die geozentrisch gesehenen Bewegungsvorgänge des Planeten weist für die Zeit von 1900 bis 1912 n. Chr. die in der Tabelle (siehe Seite 385) zusammengestellten (unsichtbaren) Konjunktionen mit der Sonne nach. Aus der Tabelle ist sofort ersichtlich, daß sich diese Zusammenstände des Planeten mit der Sonne in fünf Tierkreiszeichen ereignen, die in regelmäßiger Ordnung wiederkehren. Im ersten Drittel unseres Jahrhunderts – und nach der heutigen Verteilung der Tierkreiszeichen auf die scheinbare Sonnenbahn – sind es die Zeichen

Krebs – Stier – Wassermann – Schütze (beziehungsweise Skorpion) und Jungfrau.

Es sind fünf ganz bestimmte Sternbilder. Das R in der Tabelle bedeutet die Rückläufigkeit der Venus während ihrer unteren Konjunktion mit der Sonne, also beim Wechsel vom Abend- zum Morgenstern. Etwa acht Tage nach diesem Zeitpunkt



Das Pentagramm der Venus. Der Planet in rückläufiger Bewegung etwa acht Tage vor dem heliakischen Aufgang als Morgenstern. Das punktierte Fünfeck zeigt die Bewegung der Venus ohne Rücksicht auf ihre Erscheinungsform (als Morgen- oder Abendstern). Zwischen zwei Sternspitzen liegt ein Zeitabstand von durchschnittlich 292 Tagen (= eine halbe Venussynode). Um den Betrachter nicht zu verwirren, sind die Daten der Zeittabelle (S. 385) nur teilweise vermerkt. Die Angaben zwischen den oberen Sternspitzen (30. 11. 1906 und 14. 9. 1907) beziehen sich auf Textstellen des Alten Testamentes. Links unten: Bemalte Vase aus der babylonischen (akkadischen) Stadt Kisch mit Pentagramm. (2. Jahrtausend v. Chr. ?)

erscheint die Himmelsgöttin sichtbar am Himmel. Beim Wechsel vom Morgen- zum Abendstern dauert es, von der Konjunktion mit der Sonne an gerechnet, annähernd 40 Tage, bis der Abendstern aufleuchtet. Zeichnet man diese fünf Konjunktionsorte in den Kreis der Sonnenbahn ein und verbindet man zugleich diese Punkte nach ihrer zeitgerechten Ordnung durch Linien, dann entsteht ein unregelmäßiges Fünfeck. Wenn man aber die fünf Konjunktionsorte des Morgensterns für sich allein zusammenstellt – und ebenso diejenigen des Abendsternes –, dann ergibt sich für jeden der beiden getrennten Sterne folgende Reihenfolge der Zeichen am Himmel:

Krebs – Wassermann – Jungfrau – Stier – Schütze.

Auf die Zeichnung übertragen, entsteht dann ein schöner fünfstrahliger Stern (siehe voranstehende Abb.).

Das Zauberzeichen

Seit fünftausend Jahren steht dieser fünfstrahlige Stern an Felsenwänden des Vorderen Orients, und es ist der gleiche, der in unserem Jahrhundert an den Tragflächen moderner Flugzeuge angebracht ist. Er wird das „Pentagramm" oder – nach den keltischen Druiden, von denen Julius Cäsar schrieb, daß sie *vieles über die Gestirne und ihren Gang* überlieferten[28] – „Drudenfuß" genannt. Der Stern steht auf manchen alten Münzen – zum Beispiel auf denen von Pitane in der kleinasiatischen Landschaft Mysien – und, wenn auch anders dargestellt, am Grabpfosten eines ägyptischen Totenmales von Sakkara. Der Stern steht auch auf einer bemalten Vase, die im babylonischen Boden von Kisch gefunden wurde, und er ist auf diesem Tongefäß genauso gezeichnet, wie er noch heute als das Pentagramm der Venus aussieht.[29]

Auch Protoelamitische Urkunden, altbabylonische Monumente aus der Zeit des Königs Samsu-iluna von Babylon (17. Jhdt. v. Chr.), sumerische Wortzeichen und akkadische Namensgebungen sollen – nach Ansicht des Orientalisten Alfred Jeremias – das Pentagramm kennzeichnen. Jedoch nicht bei jedem fünfstrahligen Stern handelt es sich um das Pentagramm, sondern nur dann, wenn der Stern so gezeichnet ist, wie auf dem Gefäß von Kisch oder wie die ägyptische Hieroglyphe

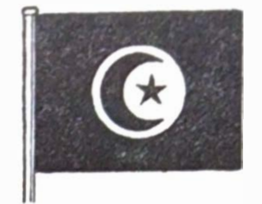






Das Pentagramm als Flugzeugabzeichen der Gegenwart (von links nach rechts: Chile, USA und UdSSR). Unbewußte Wirkung des Archetypus, unabhängig von jeder modernen Glaubensvorstellung oder Weltanschauung

des fünfarmigen Kreuzes (Abb. Seite 240), kann mit einigem Recht auf das Pentagramm der Himmelskönigin geschlossen werden.




Der fünfstrahlige Venusstern auf neuzeitlichen Fahnen des Vorderen Orients und Afrikas. Rechts türkische Flagge. (Venus als Morgenstern mit der abnehmenden Mondsichel = ursprünglich Kriegsflagge)

Das Pentagramm taucht auch auf Tongefäßen Kanaans auf. Überall im Orient war es ein Symbol geheimnisvoller „Vollkommenheit", das Zeichen des Weltalls und – mit der Beischrift „Hygieia" zur Zeit der Griechen – auch ein Zauberzeichen der Gesundheit und des Lebens. Die Eigenschaften der Göttin des Lebens spiegeln sich in ihrem Pentagramm. Plutarch spricht von der Minerva Hygieia, der Gesundheitsgeberin, der Perikles auf der Burg von Athen eine eherne Bildsäule neben dem Altar errichtete.[30] Das Pentagramm ist das Zauberzeichen gegen böse Geister und Seuchen und steht als solches noch heute an manchen Viehställen europäischer Bauernhöfe. Es erscheint ferner als Fensterrose gotischer Kirchen – zum Beispiel in Rouen. Das Zeichen soll schon auf dem Siegelring Salomos gestanden haben.

Klar und deutlich ist es auf dem Relief eines Felsens in den Zagrosbergen – östlich des Zweistromlandes – zu sehen. Dort wird die Göttin Ischtar-Venus mit neun Gestalten gegenüber einem König Anubanini dargestellt. In der Rechten hält die Himmelskönigin einen großen Stab, auf dem das Pentagramm als ein fünfstrahliger Blütenstern aufgesetzt ist.

Das Sothis-Jahr

Nur der Venus war der fünfstrahlige Stern zu eigen. Kein anderer Stern der vielen Sterne des Himmels vermag das Zeichen zu wiederholen. Und deshalb ist dort, wo das Pentagramm auftaucht, immer die Himmelskönigin gemeint. Die Spitzen des Pentagrammes weisen überdies auf fünf Sterngruppen hin – Sternbilder, die sich einprägen und mit Namen nennen lassen. Sie waren anscheinend die ersten, die der Mensch vor mehr als fünftausend Jahren am Himmel fand. Erst später merkte er, daß sich die fünf Spitzen wie riesige Uhrzeiger langsam durch den ganzen Himmelskreis bewegen – die Zeit verkündend und die Herrlichkeit Gottes. In vier Jahren verschob sich eine jede Pentagrammspitze um einen Tag, um einen 365. Teil des Tierkreises. In vierzig Jahren waren es etwa zehn Bogengrade oder zehn irdische Tage. Nach rund 1460 Sonnen-Jahren standen die Zeiger wieder an ihrem Ausgangspunkt. Diese Einheit von 1460 Jahren ist das ägyptische „Sothis-Jahr", und es gehört nicht allein dem Seth-Sirius, sondern weit eher der Göttin Sothis an. Diese Göttin war aber keine andere als die Venus.

Fünf Jahreszeiten und Himmelsrichtungen

Ob es sich um buddhistische Lehren handelt oder um die Speisung der Fünftausend mit fünf Broten im Neuen Testament, ob um die fünf Bücher des Moses – den Pentateuch – oder um die fünf kanonischen Bücher des chinesischen Taoismus, ob um die fünf Gebote Buddhas oder um die fünf Kardinaltugenden der Konfuzianischen Ethik, um die fünf Wahlfürsten der halbmythischen Epoche Chinas, um die fünf groben und fünf feinen Elemente im philosophischen System der indischen Sankhyalehre, ob um die fünf Gelübde des Dschainismus, die fünf Köpfe Shivas oder um die fünf Pfeile des indischen Gottes Kama, ob um die fünf avataras des Vishnu, die „Fünf-Feuer-Lehre" der indischen Upanischaden oder um das „Fünf-Opfer-Feuer"[31], ob um die fünf Ephoren – „Himmelsbeschauer" – Spartas oder um die fünf Steinmale im Monument des britischen Stonehenge, ob um den fünfmaligen Gebetsritus der Mohammedaner oder um den fünfzackigen Stern im alten osmanischen Wappen und um das Pentagon des Pythagoras – überall hat die göttliche, alles überragende Zahl der Himmelskönigin zunächst unmittelbar – und danach als traditioneller Begriff – ihre Rolle gespielt. Nicht die fünftägige Woche konnte in der Symbolik aller Kulturkreise der Erde eine so hohe Bedeutung besitzen – sondern allein das Gotteszeichen der Königin des Himmels.

Indien lehrte im Rig-Veda, es gäbe fünf – nicht vier – Himmelsrichtungen und fünf Jahreszeiten.[32] Und fünf Weltgegenden – mit Göttern, Farben, Jahren und anderem verbunden – kannte schließlich auch das alte Weltbild Mexikos.[32a] Fünf Weltalter machte endlich Hesiod daraus.[32b] Kein Zweifel: das ganze Altertum kannte das Pentagramm, deren jede Spitze eine bestimmte Jahreszeit verkündet, das Pentagramm, das auf fünf Himmelsgegenden verweist. Nur die durchbrechende Sonnenlehre konnte endlich diese alten Weltanschauungen – heiliger denn heilig – unter sich begraben und damit auch den echten Gedankeninhalt, der sich in so vielen Gestalten in allen heiligen Schriften kundtut.

Der Kampf für und wider die Fünf der Himmelskönigin spiegelt sich auch im Alten Testament, wenn auch nicht mehr sicher erkennbar ist, ob es sich um die fünftägige Woche, um die fünf Schalttage zum 360tägigen Jahr oder um die Fünf Himmelsorte handelt. Josua führt den heiligen Krieg gegen fünf Amoriter-Könige, die sich dann in einer Höhle bei Makeda verkriechen. Josua läßt sie töten und an fünf Bäumen aufhängen. Ähnlich ergeht es den fünf Midianiter-Fürsten (Jos. 10, 5 f.; Nm. 31, 8). Jakob dagegen schickt dem Esau fünf Herden entgegen, und fünf seiner Brüder stellt Joseph dem Pharao vor (Gn. 32 ,15 f.; 47, 2).

Fünf goldene „Beulen" und fünf goldene „Mäuse" gaben die Philister als Sühnegeschenk, weil sie die Bundeslade Israels besessen hatten. David aber, der Retter

und König, suchte sich fünf glatte Steine aus und tötete mit dem ersten Steinwurf den Riesen Goliath (1 Sm. 6, 4; 17, 40). Fünf Festkleider schenkte Joseph dem Benjamin (Gn. 45, 22), und in der Verkündung von Segen und Fluch heißt es, daß Fünf ein Vielfaches an Feinden in die Flucht schlagen werden (Lv. 26, 8).
Im Buch der Richter tauchen fünf streitbare Männer zur Landerkundung auf (Ri. 18, 2); und der von ihnen befragte Priesterjüngling antwortet ihnen: *Ziehet hin mit Frieden; euer Weg ist recht vor dem Herrn, den ihr ziehet* (Ri. 18, 3–6). Und dann steht in jener wunderbaren Märchensprache des Altertums von der schönen und klugen Abigail geschrieben: *Abigail eilte und machte sich auf und ritt auf einem Esel* (der am Himmel in der Nähe des Sirius steht) *und fünf Dirnen, die unter ihr waren, und zog den Boten Davids nach und ward sein Weib* (1 Sm. 25, 42).
In den gleichen Schriften, die sie heiligen, wird die Fünf jedoch auch zur Feind- und Fluchzahl und zum Symbol höllischer Macht: auf fünf gottlose Städte fällt Feuer vom Himmel herab (Weish. 10, 6).

Die Olympiadenrechnung

Das Pentagramm der Venus lehrt noch etwas anderes. Es zeigt nämlich die Zeitspanne an, die vergehen muß, bis sich an einem der fünf Himmelsorte eine Konjunktion mit der Sonne wiederholt, das heißt zugleich: wie lange es dauert, bis eine Sichtbarkeitsperiode der Himmelsherrin an einem der fünf Orte wieder beginnt. Es fanden sich 49 bis 50 Monate, nach synodischen Mondläufen gerechnet (vgl. Zeittabelle S. 385).
Um ein Beispiel zu nennen: Wenn die Venus in der Nähe der Milchstraße und des Sirius (oder des Orion) heute ihre Sichtbarkeitsperiode beginnen würde, dann dauert es 49 bis 50 Monate, bis sich der gleiche Vorgang am gleichen Himmelsort wiederholt. Allerdings wechselt die Venus dabei vom Morgenstern zum Abendstern oder umgekehrt. Heute wissen wir, daß es sich bei diesem Zeitgesetz der Venus um ziemlich genau vier Sonnenjahre handelt. Aber eine Epoche, die nicht die Sonne, sondern den Fixstern Sirius für den Verursacher der Sommerhitze hielt, kümmerte sich noch wenig um das große Tageslicht. Ihre Zeitmaßstäbe waren noch um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. durch die Sterne und den Mond diktiert, nicht durch die Sonne.
Der griechische Mythos bewahrte die Vorstellung, daß Endymion mit der Mondgöttin Selene fünfzig Töchter zeugte: 50 Monate. Auch Nereus besitzt fünfzig Töchter: die Nereiden. Ganz eindeutig tritt aber Homer auf, der unter den fünfzig Monaten ausdrücklich die neunzehn Monate heraushebt, die als die Zeit eines synodischen Venuslaufes gelten. Homer schreibt dabei dem Priamos von Troja

fünfzig Söhne zu, von denen neunzehn von der zweiten Frau, der Hekabe, stammen: *Ihrer neunzehn wurden von einer Mutter geboren* (Il. 24, 495 f.). Klarer kann man vom Altertum keine Auskünfte erwarten.
So endlich wird erkennbar, was die fünfzig Monate – deren Spuren bis in die Zeiten der Sumerer und Akkader im Zweistromland zurückgehen – im Leben der Antike bedeutet haben: es ist die Olympiadenrechnung Griechenlands.

Alle vier Jahre – also alle 49 bis 50 Monate – feierte Athen die großen Panathenäen zu Ehren der Göttin Athene, die kleinen Panathenäen, vermutlich als spätere Einrichtung, dagegen jährlich. Dieses Fest fand im August statt,[33] also in der Zeit der Hundstage und der Siriusaufgänge. Um diese Zeit muß auch der Venusstern zum erstenmal in der gleichen Himmelsgegend seine Sichtbarkeitsperiode begonnen haben. Und damit zeigt sich auch, was eigentlich der grausige Höllenhund Kerberos mit seinen fünfzig Köpfen bedeutet, den Hesiod schildert. Es ist die im Mythos des Altertums aus religiösen oder anderen Gründen beliebte Vertauschung von Grundbegriffen, hier die Übertragung der 50 Monate auf den Hundsstern Sirius, obgleich nicht er, sondern die Venus-Athene das Gesetz der fünfzig Monate bestimmt.

Auch die olympischen Festspiele wurden im August gefeiert.[34] Zwar überliefert der griechische Mythos, die Olympiaden wären durch Herakles begründet worden, oder die olympischen Feiern gingen auf den Tod des sagenhaften Pelops zurück, dessen Fleisch Tantalos den Göttern vorsetzte,[35] oder sie wären dem Zeus heilig – jedoch haben sich in derartigen Mythen zu viele Elemente einer langen und komplizierten Religionsgeschichte verkapselt, deren Analyse noch ganze Generationen von Philologen, Astronomen und Psychologen beschäftigen wird, bis endlich der Schlußstrich unter die Vergangenheit gezogen werden kann.

Im Labyrinth des endenden griechischen Götterglaubens klingt es noch bei Pindar heraus, wem die 50 Monate eigentlich galten, und mit seinen Oden schwindet auch der alte Geist, der zwischen Wahrheit und Dichtung das Gesetz des Himmels zu erfassen suchte und dabei die Himmelskönigin fand:
Nimm den lieblichen Sang heiteren Herzens an, Tochter des Weltenmeeres . . .[36]

Mutter du des Kampfs um den goldenen Kranz, Olympia,
Herrin der Wahrheit . . .[37]

Mutter du der Sonne – wer könnte dich nennen![38]

V · DIE HIMMELSKÖNIGIN

O Ägypten, Ägypten! — Deine Religion wird nur mehr eine Fabel sein, welche deine eigenen Kinder in Zukunft nicht mehr glauben. Nichts als Worte werden übrigbleiben, die, in Stein gehauen, von deinen frommen Taten erzählen ...
Dann wird dem Ekel der Menschen die Welt kein Gegenstand der Bewunderung und Verehrung mehr sein; man wird die Finsternis dem Lichte vorziehen und den Tod für tauglicher halten als das Leben ... Eine schmerzvolle Trennung zwischen Göttern und Menschen tritt ein, nur die bösen Engel bleiben ...
Es wird eine Zeit kommen, in der es aussieht, als habe Ägypten umsonst mit frommem Gemüt an der Verehrung der Gottheit festgehalten.

STIMME DES HERMES TRISMEGISTOS

„Der vom Horizont"

Durch die ganze Geschichte des Altertums zieht sich die Auseinandersetzung mit dem Stern der Venus. Mochte ihr Zeitgesetz überholt sein, mochten andere Götter am Himmel auftauchen und widerlegen, was jene verkündete – niemals wieder ließ der Mensch seine Himmelskönigin ganz fallen. Es gab Jahrhunderte bei dem einen oder anderen Volk, in denen nur noch alte, unverstandene Heiligtümer an ein himmlisches Wesen erinnerten, das im Gottesdienst kaum noch Beachtung fand; trotzdem blieb die Menschenseele der Göttin verhaftet. Ihre Stunde schlug immer wieder, auch dann und gerade dann, als niemand mehr richtig wußte, wer sie war.

Das Haupt mit der Mondsichel gekrönt, mit den Hörnern geschmückt, mit der Vollmond- oder der Sonnenscheibe verziert, mit Schlangen an der Stirn oder in den Händen, auf dem Vollmondlöwen stehend, mit dem immergrünen Myrtenkranz und dem Schleier ihre Jungfräulichkeit und Allgegenwart betonend, mit Rosen geschmückt, als verführerische Göttin mit dem Fischschwanz verbunden oder als Muttergottheit mit dem Kinde auf dem Schoß – so spiegelt sie sich in den Vorstellungen der Menschen wider. Doch in den ältesten Zeiten erscheint sie als Mann.

Der älteste Nationalgott Ägyptens nach dem Mond war zweifellos Horus. Er hieß „Der (am Himmel) Ferne"[1], und auf Erden wurde er durch keinen anderen als den Pharao selber verkörpert. Seinen Namen führten schon die ersten Königsgeschlechter des 3. Jahrtausends v. Chr. in ihrem Pharaonentitel.

Den Horustitel als Ausdruck königlicher Herrschergewalt auf Erden beschreiben die Hieroglyphen durch einen Falken. So hieß auch der erste, geschichtlich nachgewiesene König auf dem ägyptischen Thron nicht „Menes", sondern „Hor-Aha" – „Kämpfender Falke". Zwar ist die Herkunft des falkengestaltigen Königsgottes noch ungeklärt, aber manches spricht dafür, daß er schon in vorgeschichtlicher Zeit aus Unterägypten kam, aus dem Raume des Nildeltas und im weiteren Sinne von der Küste des Mittelmeeres.[2] Sein ältestes Heiligtum auf ägyptischem Boden scheint in Behedet (Damanhur) im Nildelta gestanden zu haben. Nach diesem Ort wurde er „Behediti" – „Der von Behedet" – genannt.[3] Wahrscheinlich drangen von dort her die Horuslehren mit den Schiffen eines Handelsvolkes den Nil entlang – eines fremden Volkes, das sich im Westdelta des Stromes, nach der libyschen Seite hin, schon in vorgeschichtlicher Zeit niedergelassen hatte.[4]

Horus erscheint auch in der heiligen Stadt Buto im Deltagebiet. Überall tritt er als „Herr" oder als „Der Erhabene" auf; und es ist deutlich erkennbar, daß dieser

große Königs- und Himmelsgott schon zu Beginn der ägyptischen Geschichte einen Verschmelzungsprozeß mit gleichartigen Gottheiten durchläuft.
Mit „Achti" – „Dem vom Horizont", vereinigt sich Horus zu „Harachte" – „Horus vom Horizont" – schon vor der Zeit des Pharaos Djet, der einer der ersten Könige der 1. Dynastie Ägyptens war. Ja, es ist kein Zweifel möglich: Horus ist schon in vordynastischer Zeit der große Gott Ägyptens,[5] dessen Geschichte weit in die noch schriftlose Zeit zurückreicht.
Als „Horus des Ostens" – so im Totenritual des Unas am Ende der 5. Dynastie – als „Ältester Horus", „Ältester Gott" oder als „Gott der Vorfahren", als Gott „Anti" – „Der Bekrallte" –, als „Horus des Schesemet-Landes", „Horus von Hierakonpolis", „Heiliger Falke", als „Der Ferne" oder „Der in der Höhe" spielt er in den Pyramidentexten des 3. Jahrtausends v. Chr. eine überragende Rolle.
In einzelnen Gauen wird er „Harsomtu" – „Horus, Vereiniger der beiden Länder" – oder „Haöeris" – „Horus der Große" – genannt. Er taucht im nahen Bereich des Abdu-Fisches und des großen Osiris von Abydos auf: im oberägyptischen Kus, etwa 100 Kilometer südlich von Abydos. Frühzeitig trägt der Falke die höchste Gottesbezeichnung: „Der Herr", und sein Bild schmückt Königs- und Gaustandarten. Die Falken-Hieroglyphe entwickelt sich in der Folgezeit zu dem ganz allgemein gefaßten Begriff „Gott" und „König".[6]
Sein Bild wird als Talisman am Schmuck der Königin – der Frau des Djer der 1. Dynastie – und später in verschiedenen Formen von Königen und Prinzessinnen getragen. Der Halsschmuck einer Tochter des Pharaos Sesostris II. (12. Dynastie) zeigt zwei Falken, die auf dem Kopf die Sonnenscheibe tragen, um die sich zwei Schlangen winden[7] (Abb. S. 201).
Die ägyptische Bodenforschung fand nicht nur die Statue des Pharaos Chephren mit dem himmlischen Falken im Nacken (Abb. S. 241), sondern grub auch einen prachtvollen goldenen Falkenkopf aus dem Wüstensand. Der Kopf stammt aus der oberägyptischen Stadt Hierakonpolis und scheint gegen Ende der 5. Dynastie – etwa in der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. – entstanden zu sein. In der 2. Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. zeigt sich die Horus-Anbetung bereits in einer gewaltigen Symphonie, die stärker als die Sonnenreligion ist, dieser vorausgeht und sie überdauert.

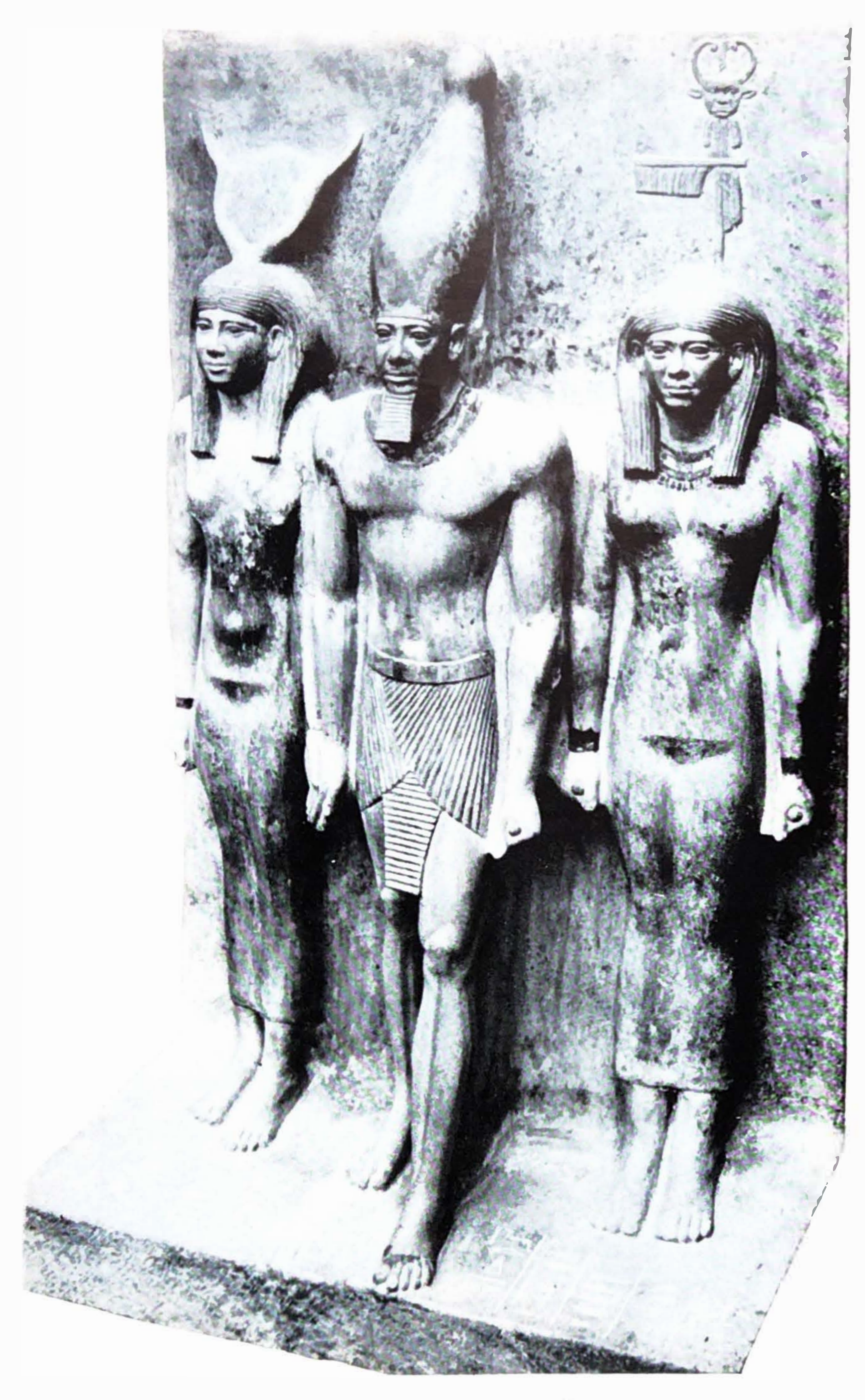
Der Falke mit den Augen und Schlangen

Mit dem Horus-Falken erscheint das erste dem Venus-Stern eigene Tier und ruft dadurch eine Reihe interessanter Fragen hervor. Die erste und naheliegende ist, ob es wirklich Beweise dafür gibt, daß es sich bei dem Falken um ein Tier des Venus-Sternes handelt. Ganz abgesehen von den spätgeschichtlichen ägyptischen Texten aus dem letzten Jahrtausend v. Chr., die Horus mitunter direkt als Mor-





Der löwenköpfige Horus (rechts) im Vergleich zur weiblichen Sachmet (links). Horus mit Krone und Schlangenkopf am Löwenhaupt, Sachmet mit Sonnenscheibe und Schlangenkopf, ebenfalls am Löwenhaupt
Ägyptische Bronzefiguren aus der Spätzeit



Statuengruppe aus dem Taltempel des Pharaos Mykerinos bei der dritten Pyramide zu Gizeh. 4. Dynastie
Mykerinos, begleitet von der Göttin Hathor (links). 3. Jahrtausend v. Chr.

genstern bezeichnen (was freilich nicht ohne weiteres beweist, daß Horus auch zwei Jahrtausende vorher schon so aufgefaßt worden sein muß), deuten frühe Texte und Beschreibungen zumindest darauf hin, daß es sich bei Horus oder seinem Falken tatsächlich um eine Inkarnation des Venus-Sternes handeln kann.
Der Falke erscheint nämlich immer in der Nähe des Horizontes, nie in der Himmelsmitte: *Ich erscheine als Horus, der in Gold aufsteigt auf den beiden Rändern des Horizontes . . .*[8]
Dabei ist die Bezeichnung als Sterngott des Horizonts sehr treffend; denn Horus ist selten weit vom Horizont entfernt. Er erscheint entweder kurz vor Tagesanbruch oder nach Sonnenuntergang, also meist in der Nähe des Horizonts und immer als ein Sonnenbegleiter. Deshalb wird der Gott auch „Harachte" – „Horus, der im Horizont wohnt" – genannt.[8a] Von diesem Harachte weiß Ägypten, daß er abwechselnd im Westen und Osten „lebt" (vgl. S. 264 f.).
Oder es heißt im bereits mystisch verbrämten Lied: *Gewaltiger Falke mit ausgebreiteten* (?) *Flügeln, Gemehsu-Falke, der die beiden Himmel durcheilt . . . Am Morgen zeigt er sich an seiner Stelle, im Glanz, ohne daß man seinen Lauf kennt. Geheimster, wenn die Finsternis eintritt . . .*[9] Das ist keineswegs die Sonne, sondern ein Morgen- und ein Abend-Gott, der geheimnisvoll seine Rolle am Himmel wechselt. Wie er nach Sonnenuntergang erscheinen kann, steht auf einem Denkstein geschrieben, der in einem kleinen Tempel neben dem Mondtempel des Chons von Theben-Karnak gefunden wurde: *. . . lag der Fürst von Bechten* (einmal) *schlafend in seinem Bette und sah, wie dieser Gott aus seiner Kapelle als goldener Falke herauskam und zum Himmel nach Ägypten flog.*[10]
Die Ägypter behaupteten ferner, daß es sich um zwei Falken handelt, die vor oder hinter der Sonne stehen: O *ihr beiden Falken . . . die Re* (die Sonne) *nachsichzieht . . .*[11]
Weil aber der Horus-Falke nicht nur eng mit der Sonne verbunden ist, sondern auch mit dem Mond, erklären die ägyptischen Sterntheologen frühzeitig, daß des Horus linkes Auge der Mond und sein rechtes Auge die Sonne sei.[12] Horus sieht mit beiden Augen vom Himmel herab. Deshalb heißt er auch „Herr der beiden Augen" und „Horus der beiden Augen".[13] Er wird auch „Mechenti-Irti" – „Der, an dessen Gesicht die beiden Augen sind" oder „Horus mit den beiden Pupillen" genannt.[14]
Freilich gibt es schon frühzeitig andere Versionen von den beiden Augen: *Der Gott hat seine beiden Augen als seine beiden Schlangen.*[15]
Und schließlich gibt es keinen besseren Beweis dafür, daß der Falkengott ursprünglich und bis in die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. nicht die Sonne darstellte, als die Verordnung des Sonnenanbeters Amenophis-Echnaton, der das Falkenzeichen als Königs- und Gottheitsbegriff entfernen ließ.

Falken und Hasen

Eine zweite Frage ist aber weit fesselnder: Wenn schon der Venus-Stern soviel mit den Mondtieren Stier, Schlange oder Fisch zu tun hat – wie läßt sich dann überhaupt erklären, daß der vorgeschichtliche Mensch zum Venus-Tier einen Falken wählte? Hier müssen doch ganz erhebliche Lücken in der Geschichte der Begriffsentwicklungen um Venus und Mond vorliegen. Bei der nachweisbaren, wenn auch mitunter befremdlichen Logik des vorgeschichtlichen Menschen mutet es wie ein Rätsel an, daß im ägyptischen Glauben, und zwar schon in vorgeschichtlicher Zeit, als Venus-Tier der Falke auftaucht. Ja, wenn es eine Kuh gewesen wäre, die zum Stier paßt, dann wäre vielleicht manches klarer – oder nicht?
Die Einwände liegen bereits auf der Hand: der Venus-Stern war doch selber – mindestens lange Zeit – ein männlicher Gott und folglich keine Kuh. Aber wie gerät ein Falke in das Weltbild der lunaren Stiere, Schlangen oder Fische? Ist denn der Falke überhaupt mit Stier oder Schlange oder Fisch irgendwie verbunden? Diese Frage beantwortet sich durch einige wichtige Entdeckungen der Ägyptologie: In Abydos, der Stadt des Osiris am oberen Nil, fanden die Bodenforscher eine 2½ Meter hohe Stele des Pharaos Zer oder Djet, der selber „Schlange" heißt. Auf diesem Denkstein, der aus der Gründungszeit des ägyptischen Altreiches stammt, sitzt der Falke über der Schlange (Abb. S. 240). Noch früher – an der Wende vom 4. zum 3. Jahrtausend v. Chr. – zeigt eine Schiefertafel des Königs Narmer unter den beiden Stierköpfen einen großen Raubvogel, der wahrscheinlich der Falke ist.
Ferner wurden schon in den Gräbern zu Abusir-el-Meleq und Charatsche, die noch älter sein sollen, Schutzzeichen des Falkengottes neben Stieramuletten entdeckt. Damit wird freilich die Frage, wie Falke und Mondtier zusammengehören, noch nicht beantwortet. Klären läßt sie sich nur, wenn man die Eigenschaften des Falkengottes untersucht.
Falken sind seit altersher Jagdvögel, die bei vielen Völkern zur Jagd abgerichtet werden. Soll das Falkensymbol etwa bedeuten, daß die Sonne gejagt wird? Nun, der Falke steht einmal vor und dann wieder hinter der Sonne. Jagt er also die Sonne? Das wäre immerhin nicht undenkbar. Aber es handelt sich ja gar nicht um die Sonne, sondern um den Mond. Jagt der Falke also irgendein Mondtier? – Stiere? – Schlangen? – Fische? – Stiere kann kein Falke jagen; auch um Schlangen oder Fische kümmert er sich nicht. Was also jagt er am Himmel? Etwa Hasen? – Den Mondhasen? – Das wäre natürlich möglich; aber dann kommt ein solcher Falke aus einem Weltbild, das demjenigen der Mond-Stiere, Schlangen und Fische völlig wesensfremd sein muß. Zwar existierte am Nil frühzeitig ein *Hasengau* und ebenso eine *Hasengöttin,*[16] jedoch spielt der Mondhase seit Beginn der geschichtlichen Zeit Ägyptens fast keine religiöse Rolle mehr.

Jagte aber der ägyptische Horus-Falke ursprünglich den Mondhasen – was noch bewiesen werden soll –, dann scheint sich das religiöse Gottesbild des Falken unabhängig von Stier, Schlange und Fisch entwickelt zu haben.
Diese Gedankengänge führen nun zu der Kardinalfrage dieses ganzen archäologischen Komplexes: Ist eine Verbindung des Falkengottes mit dem Mondhasen nachweisbar oder nicht? Wenn eine solche Verbindung tatsächlich bestanden hat, dann erklärt dies, warum die Venus als Falke dargestellt wurde, und zum anderen wiese das auf die Kräfte hin, die schon in vorgeschichtlicher Zeit das ägyptische Welt- und Glaubensbild geformt haben müssen.

Kommt der Horus-Falke aus Europa?

Falke und Hase erscheinen hauptsächlich im Weltbild der Indogermanen, und zwar von Indien über Kleinasien bis hoch in den Norden Europas hinauf. Ein hethitisches Siegel von Aladscha-Höyük, nordöstlich von Boghasköi im Gebiet der heutigen Türkei, zeigt zwei Raubvögel – wahrscheinlich Falken – wie sie sich auf einen Hasen stürzen. Das Siegel ist sehr alt; es könnte aus der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. stammen.[17] Im kleinasiatischen Sendschirli fand sich eine Darstellung des hethitischen Gottes Rundas mit Löwenkopf und zwei Falken auf den Schultern.[18] Ein oder zwei Hasen sind im Zusammenhang mit einem Raubvogel auf hethitischen Siegelzylindern von Boghasköi, am Felsheiligtum von Yazilikaya und auch auf einem kleinen Relief aus Lapislazuli, das in Assur gefunden wurde, zu sehen.[19] Auch in der Schweiz – in einem Grabhügel des bernischen Grächwill – fand sich auf einer, freilich bedeutend jüngeren Bronzevase das Bild einer geflügelten Göttin, auf deren Kopf ein falkenartiger Raubvogel sitzt. Zwei Löwen flankieren ihn. Die Göttin aber hält zwei Hasen.[20] In Griechenland dichtet noch Aeschylos in seiner Orestie:

> *Raubvögel, zwei . . .*
> *schwarz dieser, jener im Nacken weißglänzend*
> *wie sie verschlangen die Häsin, die trächtige,*
> *samt ihres Leibes Frucht, geschlagen vom letzten Sprung noch* (V. 110 f.).

Wie Falke und Hase gemeinsam im indogermanischen, namentlich westindogermanischen – also hauptsächlich europäischen – Weltbild erscheinen, so auch die Falkengottheit. In der nordischen Edda tragen die Göttinnen Freyja und Frigg das Falkengewand. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß zu Beginn der historischen Zeit in Ägypten und in Libyen, westlich des Nildeltas, blonde und blauäugige Menschen mit bestickten Lederwesten auftraten. Es ist also möglich, daß mit ihnen indogermanische Vorstellungen nach Ägypten gelangten.

Sei es, wie es sei – der Herr und Königsgott Ägyptens ist in der Gestalt des Falken auch eine sehr bedeutende und sehr alte Gottheit der Indogermanen; und zwar nicht nur der europäischen Westindogermanen, sondern ebenso der Ostindogermanen, was deutlich auf das Alter des Falkengottes hinweist, nämlich auf eine Zeit, die vor der Trennung der beiden großen Völkergruppen – im 2. Jahrtausend v. Chr.? – liegen muß. In den indischen Rätselliedern des indogermanischen Rig-Veda erscheint der Falke mehrfach: *Der Falke ist deren Aditi* . . . Aditi ist die Göttermutter und Urmutter der Welt.[21]

Man spürt geradezu, wie der Falke über Asien nach Osten wandert. In Peru, an der Westküste Südamerikas, besaß der sagenhafte Ahnherr der Inka-Geschlechter, Manco capac, ein Schutztier (Huauqui) in der Gestalt des Falken, der im Zeichen der späten Sonnenreligion der Inka – der ägyptischen Entwicklung gleich – als Symbol der Sonne galt.[22] Bei den älteren Maya Mittelamerikas gehört der Falke als Unheil kündender Klagevogel zu dem Kriegs- und Totengott Ek Ahau.[23]

Der bilderstürmende Echnaton

Das Thema des Falkengottes mit dem Mondhasen läßt sich nunmehr auch noch nach einem anderen Gesichtspunkt betrachten. Ein Stern, der ein Falke ist, weist nicht auf den Abend hin, sondern auf den Morgen. Der Horus-Falke war als Jagdtier ursprünglich ein Morgengott, ein Gott des Ostens. Was er morgens am Himmel jagte, das verschwand oder fiel herunter und starb. So könnte die erste und einfachste Vorstellung vom sterbenden Mond gewesen sein, der als ein Hase gejagt wird und morgens sterben muß. Freilich wäre dies eine Anschauung, die noch keine religiöse Meinung bekundet. Vor allem ist es noch kein Mondgott, der ein „Herr der Westlichen“ oder ein Wegbereiter für das Jenseits ist oder sich gar für die Menschen opfert, damit sie von ihren Sünden befreit werden und Brot und Leben haben. Er ist vielmehr ein von einem Falken zu Tode gehetztes Tier. Es sind noch Begriffe ohne religiösen Hintergrund, Begriffe, wie sie Jägervölker bilden können, die den immer wiederkehrenden Vorgang am Himmel nach den Maßstäben ihres eigenen Tuns beschreiben: ein Falke hetzt einen Hasen, und morgens muß dieser sterben.

Solche Auffassungen müssen aber zum Zeitpunkt der Reichsgründung am Nil bereits alt, uralt gewesen sein. Sie werfen ein interessantes Schlaglicht auf den Ursprung religiöser Anschauungen; und sie dürften aus der gleichen Quelle herrühren, die den Mond seit jeher als ein gehetztes Wesen auffaßte.

Wie sich aber die religiösen Vorstellungen vom Monde entwickelten, so auch diejenigen vom gewaltigen Falkengott. In ihm verschmelzen – nach der Ausdrucksweise der ägyptischen Totentexte aus der Zeit der 9. bis 10. Dynastie um die

Wende zum 2. Jahrtausend v. Chr. – Osiris und Re, Mond und Sonne, als Doppelseele.[24]
Horus ist der Gott, der das Wesen des Himmels in sich zu vereinigen beginnt. Im Wandel des Weltbildes, und nicht zuletzt im Wettbewerb mit weiblichen Gottesgestalten desselben Planeten Venus, steigt Horus aus seiner Falkenherkunft zu einem Lichtgott auf, der sich jeder klaren Beschreibung entzieht, und der endlich sogar als Sonnengott aufgefaßt wurde. Denn in den mehr als drei Jahrtausenden vom Beginn der historischen Zeit Ägyptens bis zum Anbruch des christlichen Zeitalters ereignet sich genug, um das Bild des Horus-Gottes des Alten Reiches zu verwischen oder zu entstellen. Als sich im 14. Jahrhundert v. Chr. der junge, bilderstürmende Pharao Amenophis-Echnaton von allen alten Göttern Ägyptens abwendet, um allein Aton, die Sonne, anzubeten, droht auch dem Horus und seinem Falken eine große Gefahr. Im 8. oder 9. Regierungsjahre Echnatons wird der Falke im Schriftbilde des Gottesnamens durch Lautbuchstaben ersetzt, und ebenso der alte Königstitel „Horus" durch „Herrscher". Im Ptah-Tempel von Theben-Karnak kratzt der Eifer des jungen Echnaton die Namen alter Mond- und Venus-Gottheiten aus, und in der Säulenhalle zu Karnak des Thutmosis III. verschwinden die Namen aller alten Götter Ägyptens von Osiris und Horus bis Atum.[25]
Wenn auch Echnaton sein Zerstörungswerk nicht beenden kann, weil ihn der frühe Tod ereilt, so ist der Bruch, den seine Zeit bewirkt, doch unheilbar. Horus, der große Königsgott des Alten Reiches, erleidet das Schicksal, daß sein Falkensymbol auf alle möglichen Götter übergeht. Er sinkt langsam zu einer Nebengestalt herab, und endlich heißt es von ihm, der einst Sonne und Mond als seine Augen besaß, er sei das Auge der Sonne.[26]
Aber der Falke thront noch im „Sonnenschiff" – das im Grunde ein Mondschiff ist – und trägt die Sonnenscheibe auf dem Kopf.[27] Der Falke wandert über die ägyptischen Grenzen hinaus. Er erscheint im syrischen Byblos und im afrikanischen Karthago.[28] Aus den phönikischen Königsgräbern von Byblos kommt er als Königsschmuck zum Vorschein. Es ist die stilisierte Darstellung zweier Falkenköpfe, die mit dem Leib zusammengewachsen sind,[29] so wie es der Himmel von den beiden Falken des Morgens und des Abends lehrt. Und ein König von Byblos läßt zur Zeit des Mittleren Reiches den Horus-Falken über seinem Bilde anbringen.[30]

Der Horus-Knabe verbirgt sich im Apis-Stier

Der gleiche Horus verwandelt sich schließlich vom Herrn und Königsgott der ersten Pharaonengeschlechter in das Horusknäblein, den Sohn der Isis; und nicht mehr der Falke ist dann sein königliches Tier, sondern – der Stier. Und zwar schlüpft das Horuskind als Sohn der Isis deshalb in die Gestalt des heiligen Apis-

Stieres, um sich, wie ein ägyptischer Text meint, vor den Nachstellungen des großen und gewaltigen Seth zu retten,[31] der ihm nach dem Leben trachtet. Seth ist aber die gleiche Teufelsgestalt, die Moses vom Sinai aus sah, und die in der israelitischen Theologie danach Ba'al („Herr") genannt wurde. Als Baal-Sirius trachtet der Seth Ägyptens dem Apis-Stier, in den sich das Horus-Kind verwandelt, nach dem Leben. Denn wenn sich der heliakische Frühaufgang des Baal-Sirius-Seth am Morgenhimmel ereignet, dann muß ja auch der Mond-Stier sterben. Dies ist das bereits beschriebene Gesetz des Himmels: wo ein Fixsterngott aufleuchtet, stirbt der Mond. Die *Herrlichkeit des Herrn* (des Sirius), wie sich der mosaische Text ausdrückt, fordert geradezu den Tod des Mondes, der am Ende der ägyptischen Religionsgeschichte sowohl das Horuskind der Gottesmutter Isis als auch der Apisstier ist.

„*Abba, mein Vater, nimm diesen Kelch von mir!*"

Die Annahme ist nun naheliegend, daß in der Vorstellung der die Vorgänge am Himmel mit- und nacherlebenden Menschen der Horus-Apis-Stier, angesichts des nahenden und seinen Tod fordernden Herrn, in Todesängste ausbricht. In die gleichen Todesängste, die Jesus Christus am Ölberg, in Erwartung des von seinem Vater verlangten Todes, sagen lassen: *Abba, mein Vater, dir ist alles möglich; nimm diesen Kelch* (das Gefäß, den Jenseitsort) *von mir. Doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst* (Mk. 14, 36).

Jesus steht am dritten Tage auf, und auch der Horus-Apis-Stier aufersteht am dritten Tage. Vollzieht sich nun in der Vorstellungswelt einer bestimmten, ägyptisch beeinflußten, Religionslehre die Rückwandlung des Horus-Apis in den Morgenstern, so ergibt sich daraus eine weitere Parallele zu Jesus Christus, der von sich selber sagt: *Ich, Jesus . . . bin der glänzende Morgenstern* (Offb. 22, 16).

Freilich sind es nicht die Evangelisten, die dem christlichen Erlöser solche Worte in den Mund legen – sie denken gar nicht daran, weil sie ihre Christusgestalt lunar sehen –, es ist vielmehr der Verfasser der sogenannten *Geheimen Offenbarung*, der sich selber als „Johannes, Knecht Jesu Christi" bezeichnet. Er ist es, der jene spätägyptische, im Grunde unhaltbare Horus-Apis-Auffassung auf Jesus Christus überträgt. Vermutlich lehnt er sich dabei an den zweiten Petrusbrief an, der unmittelbar nach dem Hinweis auf den Morgenstern (1, 19f.) vor *verderblichen* und *lasterhaften* Irrlehren warnt, ja, es ist das Hauptanliegen jenes Petrusbriefes, sich gegen vermeintliche Irrlehren zu wenden. Und erst mit dieser blitzartig aufleuchtenden Vorstellungswelt urchristlicher Prägung ist die Geschichte des alten Falken- und Königsgottes zu Ende, der sich in den Mond-Apis-Stier verwandelt und danach, nach der zitierten urchristlichen Meinung, wieder in den Morgenstern.

Lokale Göttinnen

Aus der Vielzahl der ägyptischen – mehr oder weniger deutlich auf den Venus-Stern zurückführbaren oder, umgekehrt, zu ihm hinentwickelten – Göttinnen sollen nur wenige erwähnt werden, um das religiöse Gesamtbild nicht noch verwirrender zu gestalten, als es ohnehin schon ist. Bei den Untersuchungen der vielen, lokal gebundenen Göttinnen Ägyptens muß man jedoch davon ausgehen, daß in der menschlichen Seele zu allen Zeiten das Bedürfnis besteht, eine den lokalen Gegebenheiten besonders angepaßte Gottesmutter zu besitzen, wie ja auch das Anliegen zu beobachten ist, sie menschlich nach den Rassenmerkmalen der Landschaften und Erdteile darzustellen. So besitzt beispielsweise noch heute manche italienische Stadt ihre besondere Madonna, die von den gläubigen Bürgern keineswegs mit der heiligen Jungfrau irgendeiner anderen Stadt gleichgesetzt wird. Und die christlich gewordenen Mexikaner der Gegenwart bilden ihre Maria als braune Indianerin ab.

Falls also durch irgendeine globale Katastrophe die heutige Kulturwelt plötzlich so untergehen würde, wie die ägyptische in einem langsamen und erst am Ende rascher ablaufenden Prozeß, dann hätten es die Archäologen späterer Jahrtausende nicht leicht, mexikanische oder afrikanische Gottesmütter der christlichen Gegenwart ohne weiteres mit derjenigen von Köln am Rhein gleichzusetzen.

Die Sothis-Kuh

Bei den ägyptischen Trümmern einer sich in mindestens vier vorchristlichen Jahrtausenden entwickelnden, wandelnden und schließlich auch dadurch zutiefst zerstörten Religion ist noch ein weiteres zu bedenken: gerade die Kuhgöttinnen, die ihrem ursprünglichen Wesen nach das weibliche, aus dem Menstruationsgesetz erklärbare Gegenstück zum männlichen Mond darstellten – gerade diese lunaren Kuhgestalten der ägyptischen Religion mußten fast zwangsläufig neue Gedanken hervorrufen: nicht ein Falke, und sei er noch so groß, vermag als weibliche Venus-Gottheit das würdige Gegenstück zu dem männlichen Stiergott zu bilden, dessen Mutter, Braut oder Geliebte der weibliche Venus-Stern war, sondern ein anderes, verblüffend nahestehendes Tier, die Kuh.

Vermochte sich die Gestalt der christlichen Madonna in verhältnismäßig kurzer Zeit und ohne schwere Umwälzungen so verschiedenartig zu entwickeln, wie es namentlich in südlichen Ländern zu beobachten ist, dann wird erst recht verständ-

lich, was unter der Einwirkung großer politischer Katastrophen allein im letzten vorchristlichen Jahrtausend in Ägypten geschah: die Reichsspaltungen, die Eroberung des Landes durch Nubier und Äthiopier, Libyer, Assyrer, Perser und endlich Griechen mußten zwangsläufig auch den normalen Fluß religiöser und kultischer Tradition beeinflussen, wenn nicht unterbrechen. So ließe sich auch das Erscheinen einer Kuhgöttin, in der keine Mondgestalt mehr gesehen werden darf, sondern eine Venus-Göttin – die Sothis-Kuh zum Beispiel – aus derartigen Katastrophen erklären, ohne daß man von einer bewußten Fälschung sprechen kann.
Heute ist es anders; heute vermag die Ägyptologie nicht nur die Entwicklung der ägyptischen Schrift- und Sprachgeschichte während der drei vorchristlichen Jahrtausende mit einer Klarheit zu überblicken, die keinem einzigen Ägypter – gleichgültig welcher alten Epoche – möglich gewesen sein kann, sondern sie ist auch imstande, die Wandlungen in der Glaubenswelt mit einem oft sogar geradezu schmerzlichen Scharfblick zu durchschauen.

Was aber die ägyptischen Göttinnen anbelangt, so blieb ihre Geschichte augenscheinlich auch nicht bei den angedeuteten Wandlungsmöglichkeiten stehen; die Gestalten dieser Göttinnen änderten sich zum Teil in solche, die hauptsächlich mit heiligen Bäumen oder Flüssen oder ganz allgemein mit Himmel und Erde, mit Saat und Ernte, Leben und Tod zusammenzuhängen scheinen. Wer sich aber dadurch verleiten ließe, in erster Linie an irdische Bäume oder Flüsse – allein an den Nil etwa – zu denken, bewegt sich bereits auf Irrwegen. Denn Bäume oder Flüsse existieren in religiösen Vorstellungen vor allem am Himmel, wie zum Beispiel die Milchstraße. Hier aber die lange Geschichte der Fluß- und Baumgottheiten Ägyptens und ihre innige Verflechtung mit denjenigen in aller Welt darzustellen, hieße den Leser überfordern. Die geistes- und kulturgeschichtliche Entwicklung einer Zeit, die seit Beginn der historischen Epochen mindestens doppelt so lang ist, wie diejenige von Christi Geburt bis zur Gegenwart, ist zwar die dramatischste und dynamischste der ganzen Menschheitsgeschichte, aber ihre Sprache ist nicht diejenige der Gegenwart. Jene Geschichte liest sich zwar wie ein fesselnder und erschütternder Roman, aber weder in Deutsch noch in irgendeiner anderen modernen Sprache. Deshalb kann sie nur schrittweise in die Gegenwartssprachen übersetzt werden. Es ist schlechthin unmöglich, das gesamte Vokabular der menschlichen Vergangenheit in einem Atemzuge vorzutragen; ja, es ist auch unnötig. Was hier nur angedeutet werden kann (aber angedeutet werden muß), ist selbstverständlich der modernen Forschung völlig geläufig. Allein ihretwegen soll es hier kurz erwähnt werden, und sie weiß auch sehr genau, warum. Mit einem solchen Blick auf die Problemstellung können nunmehr die wesentlichsten Züge ägyptischer Himmelsherrinnen mitgeteilt werden.

Sachmet und Bastet

Neben dem bereits bekannten Schwesternpaar Isis und Nephthys erscheint am Nil ein anderes namens *Sachmet (Sechmet)* und *Bastet.*
Die Ägypter sprachen von beiden als von einer Person, die als Bastet freundlich, als Sachmet aber schrecklich sei. Auch so kann man den Wesensunterschied zwischen Morgen- und Abendstern kennzeichnen. Denn der Morgenstern ist derjenige, der den sterbenden Mond ins Jenseits trägt, der also nicht nur als Kriegsgottheit aufgefaßt werden kann, sondern auch ganz allgemein als der Herrscher über Tod und, noch weiter gefaßt, Krankheiten.
Die Sachmet von Memphis[32] ist Schutzpatronin der Ärzte und Behüterin vor Seuchen mit dem Beinamen „Die Mächtige“ und ebenso Schutzherrin der Kranken und der Medizin. Sie gilt ferner als die Gemahlin des ursprünglich lunaren Ptah. Mit schlankem Mädchenleib und Löwenkopf, auf dem meistens die Sonnenscheibe mit der Schlange sitzt, thront sie – oft Horus stark ähnelnd (Abb. S. 288) - auch als gnadenlose Kriegs- und Todesgöttin. *Ihre Mähne* – so sagen die Texte – *rauchte von Feuer, ihr Rücken hatte die Farbe von Blut* (Morgenrot?), *ihr Antlitz glänzte wie die Sonne, ihr Auge glühte von Feuer . . . die Wüste war in Staub gehüllt, wenn sie mit ihrem Schweife schlug . . .*[33] Zwei auseinanderstrebende Auffassungen ein und derselben Göttin also. Gegen Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. wird sie bereits mit anderen Göttinnnen vereinigt oder gleichgesetzt. Obgleich die Sachmet als Löwengöttin die Herkunft vom Vollmond vermuten läßt, trägt sie Züge, die auf den Morgenstern hinweisen. Denn wo der Morgenstern im religiösen Leben des Vorderen Orients auftritt, scheint er vorwiegend der unfruchtbare, oft noch männliche Gott zu sein, der den sterbenden Mond begleitet. Vermutlich deshalb hat auch die Sachmet mit so vielen Dingen zu tun, die auf das Todesthema hinauslaufen: Krankheit, Medizin, Unterwelt. Sie ist dergestalt wirklich „schrecklich“, und dennoch ist sie – wie es schon die Ägypter des 2. Jahrtausends v. Chr. meinen – mit der liebenswerten und zärtlichen Bastet schwesterlich verbunden und ein und dieselbe Gestalt.
Im Gange der vielen Jahrtausende verändert sich aber nicht nur das Bild der Sachmet – es lebt vielmehr auch dann noch weiter, als sich die offizielle ägyptische Theologie längst dem schier unbeschreibbaren Himmelsgott Amon zugewandt hatte. So zeigt sich auch bei der Sachmet gegen Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. eine rührende, fast heimliche Verbundenheit ägyptischer Menschen mit der uralt gewordenen Himmelskönigin. In dem damals schon weit über ein Jahrtausend alten und langsam verfallenden Totentempel des Pharaos Sahure aus der 5. Dynastie steht unter zahlreichen Reliefbildern, die das Leben des längst verblichenen Königs verherrlichen, auch ein Bild der löwenköpfigen Sachmet.
Im verlassenen und von keiner Priesterschaft mehr betreuten Tempel spin-

nen sich, ungerufen und ungefragt, um dieses Bild der Göttin zarte Glaubensregungen an. Und das mehr als eintausend Jahre alte Bild entwickelt sich zu einem Gnadenbilde, das nicht nur vom niederen Volk in seinen dumpfen Nöten aufgesucht wird, sondern auch von vornehmen, begüterten und hochgestellten Personen. So finden sich dann, abseits von der breiten Straße der offiziellen Religion, vor jenem Bilde der Sachmet Weihgeschenke und Denksteine an, die in die Wände des alten Totentempels eingelassen werden. Aus dem Grabtempel eines gewaltigen Pharaos entsteht so ein kleines Heiligtum der Sachmet – ein Zufluchtsort für viele Menschen; und dieser Göttin hat es die neuzeitliche Forschung zu verdanken, daß der uralte Totentempel des Sahure aus dem 3. vorchristlichen Jahrtausend mit seinen herrlichen Reliefdarstellungen erhalten blieb, weil vor ihm die rücksichtslose Zerstörungswut nachfolgender Generationen Halt machte, während die anderen Heiligtümer in der Nähe fast vollständig vernichtet worden sind.[34]

Betrachtet man nunmehr die Schwestergestalt, die Bastet, die keinen Eigennamen besitzt, sondern Göttin der Stadt Bast ist, dann zeigen sich Züge der Abendgöttin, zu der nicht allein das Liebes- und Mutterthema gehören, sondern auch Tanz, Musik und Gesang, also Beschäftigungen in den Abendstunden.
Auch die später ziemlich allgemein beliebte Bastet scheint zeitweise ihre Feinde besessen zu haben. So zeigt sich in den Zeiten der Pyramidentexte eine Ablehnung der Göttin. Es sieht dabei so aus, als sei eine Anbetung der Bastet eine Sünde für bestimmte Kultrichtungen oder Landschaften. Unter den Versicherungen der Sündlosigkeit heißt es in einem solchen Text: *Ich habe den König nicht geschmäht, ich habe die Bastet nicht begütigt . . .*[35] Im Gegensatz zu der löwenartigen Morgenschwester trägt die Bastet einen Katzenkopf (Abb. S. 241). Und damit erscheint das zweite Venus-Tier am Nil: die Katze. Offenbar entstand sie in Anlehnung an den Löwenkopf der Schwester, denn mitunter hält die Katzengöttin den Löwenkopf in der Hand. Hier ist demnach eine bewußte und keineswegs unlogische Entwicklung vom Löwen zur Katze zu verzeichnen. Jedenfalls wurden am Nil von den modernen Bodenforschern riesige Katzenfriedhöfe mit Tausenden und aber Tausenden von Katzenmumien entdeckt und ausgegraben. Der Katzenfriedhof bei Beni Hassan zum Beispiel war derart groß, daß der modernen Industrie ein regelrechter Abbau zur Verarbeitung als Dünger lohnend erschien.[35]
Nach Diodor war jeder dem Tode verfallen, der eine Katze tötete, gleichgültig, ob es mit oder ohne Absicht geschah. Diodor will mit eigenen Augen gesehen haben, wie ein Römer von der aufgebrachten Volksmenge aus seiner Wohnung herausgeholt und umgebracht wurde, obgleich er eine Katze nur versehentlich und ohne Absicht getötet hatte. Dies geschah noch im letzten Jahrhundert v. Chr. und zu einer Zeit, in der die Ägypter großen Respekt vor den Römern hatten und sich eifrig um deren Gunst bemühten.[36]

Amentit und Hathor

Zur Zeit der 5. und 6. Dynastie – in der sich um die Mitte des 3. vorchristlichen Jahrtausends der Umbruch einer Epoche abzeichnet – erscheint noch ein Schwesternpaar, die Amentit und die Hathor, die später in der Sinuhe-Erzählung die „Goldene Göttin" genannt wird. Als Amentit ist sie „Göttin des Westens" oder „Göttin des Jenseits", anscheinend Abendgöttin und Abendstern. Die Reliefdarstellungen im Totentempel des Pharaos Sahure aus der 5. Dynastie sagen von der Amentit, sie habe dem Sahure die Macht über die Libyer (Zechenu) übertragen, über den Westen demnach. Hier zeigen sich freilich Verflechtungen mit der Sonnenlehre, wie ja ohnehin in jener 5. Dynastie die Sonnenheiligtümer am Nil auftauchen. Aber mit dem Zusammenbruch des Staates zur Zeit der folgenden Königsgeschlechter wird auch die Sonnenreligion wieder verdrängt.
In dieser Epoche Ägyptens nehmen manche Gaufürsten und Oberpriester den Titel *Priester der Göttin der Wahrheit* an, wie andererseits der Mondgott zu einem *Gemahl der Wahrheit* erklärt wird. In solchen Prädikaten blitzen die sternreligiösen Auseinandersetzungen auf. Sie sind mit dem Anspruch verbunden, die „wahre" Himmelslehre zu besitzen. Nicht die Sonne und der Sirius repräsentieren diese „Wahrheit", sondern die Himmelskönigin. Zugleich erklären jedoch andere Inschriften aus der 6. Dynastie, daß die Toten den Himmel in einem Kahn überqueren und sich *mit Hilfe der ausgestreckten Hände der Göttin des Jenseits, Amentit, zum Gotte Re erheben.* Zur Sonne also. Das ist Synkretismus, der zwischen Venus und Sonne vermitteln will.

Zur Zeit der Amentit taucht auch die Hathor im 3. Jahrtausend v. Chr. aus dem frühgeschichtlichen Zwielicht auf, wenn auch nicht als Schwester der Amentit deutlich erkennbar. Schon im Tempel des Mykerinos zu Gizeh steht sie als *Hathor-Ma'at* im Mittelpunkt einer Statuengruppe. Mit riesigen Kuhhörnern auf dem Kopf, zwischen denen die Sonnenscheibe steht, schreitet sie – zu jenen Zeiten der 4. Dynastie – an der rechten Seite des Königs (Abb. S. 289). Die Hathor erscheint auch in den vielfältigen Texten des Unas-Grabmales am Ende der 5. Dynastie und ist dort die Mutter des toten Königs, wie sie auch in den Sonnenheiligtümern jener 5. Dynastie verehrt wird.[37] Von der gleichen Göttin behauptet der Pharao Pepi der 6. Dynastie auf einem Flachrelief – das in der von Ägypten stark beeinflußten syrischen Hafenstadt Byblos aufgefunden wurde – daß sie *die Herrin von Byblos*, und er, Pepi, *der Liebling der Hathor* sei. Der Pharao nennt sich auch *Sohn der Hathor*, der *Herrin von Dendera*. Dort in Dendera – tief im Süden Ägyptens, zwischen Abydos und Kus – erscheint sie in ihrem Heiligtum als Muttergöttin zur Zeit des Alten Reiches und wird *Ältester Gott* und *Mutter der Pharaonen* und ferner, wie die Isis, *Mutter des Horus* genannt.

Die Namensgebung der Hathor – *Haus des Horus* – steht freilich schon im Zwielicht einer religiösen Vermengung. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch die Hathor ursprünglich eine Mondgestalt war, denn ihre hauptsächlichen Tiersymbole sind Schlange und Kuh. Als Schlangengöttin erscheint sie auch als *Tefnet* – „Die Speiende".[38]

Die Hathor vereinigt sich offensichtlich bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. mit der *Ma'at*, von der es in einem Papyrus heißt: . . . *groß ist die Ma'at, dauernd und wirkungsmächtig. Nicht vermochte man ihr entgegenzutreten seit der Zeit des Osiris.*[39]

Von dieser Ma'at sagt ein Pyramidenspruch (627): (Der König bringt) *die Ma'at vor Re an jenem Tage des Jahresanfangs. Der Himmel ist in Frieden . . .*

Sie ist die Göttin der Wahrheit. Ihr Abzeichen besteht aus einer Geierfeder. Von ihr heißt es auch, sie sei das Brot des Pharaos, und er *trinke ihren Tau.*[39a] Das sieht nach Morgenstern aus.

Wie die Hathor wird sie zur *Tochter des Re,* zur *Herrin des Himmels* und zur *Beherrscherin der beiden Länder* gestaltet; und schon hier beginnt die Wendung, die auch den mächtigen Horus, der die beiden Augen, Sonne und Mond, besitzt, stärker umformt, als es durch den Geschlechtswandel allein wahrnehmbar ist: die Ma'at wird zum *Auge des Re* erklärt, *die ihres Gleichen nicht hat.* Von ihr heißt es ferner, sie sei die Tochter des Re, die mit ihm in der Sonnenbarke den Himmel überquere.[40]

Nach der Verdrängung der Sonnenreligion in der 2. Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. scheint wieder die alte Venus-Göttin in den Vordergrund zu treten: In der 12. Dynastie, zu Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr., baut der Pharao Amenemhet III. der Hathor einen Tempel auf der Sinai-Halbinsel.[41] Mehr als ein halbes Jahrtausend später durchzieht das von Moses geführte Volk Israel diese Halbinsel und gründet dort das erste israelitische Heiligtum.

„Für meinen Bruder ist sie nicht sein Gott"

Religiöse Strömungen gegen die Hathor – vermutlich gegen die Venus-Göttin schlechthin – kommen in ägyptischen Erzählungen zum Ausdruck, die von der Hathor berichten, daß sie als Auge des Re (der Sonne) zur Erde herabsteige und dort schrecklich unter den Menschen wüte. Zur Sonne zurückgekehrt, rühmt sie sich ihrer Tat, und Re befürchtet, daß sie am nächsten Tage die ganze Menschheit ausrotten werde. Re greift deshalb zu einer List. Er läßt siebentausend Krüge Bier brauen und mit roter Farbe mischen, so daß das Bier wie Blut aussieht. Am Morgen läßt Re dieses Bier dort ausgießen, wo die schreckliche Hathor die Menschen töten will – offenbar ist das Morgenrot damit gemeint –; und als die Hathor aus-

zieht, spiegelt sich ihr Gesicht schön in dem Bier. Sie trinkt davon, es schmeckt ihr, sie wird betrunken und findet die Menschen nicht. So errettet der Sonnengott das Menschengeschlecht vor der Hathor.[42]

Entscheidend ist hier nicht die Einfachheit der Erzählweise, sondern die Tatsache, daß überhaupt Märchen entstanden, deren Kerngehalt besagt, daß die Hathor als Morgengöttin eine gefährliche Menschenmörderin sei, die nur durch eine List des (guten) Sonnengottes an der Durchführung ihres ruchlosen Planes gehindert wurde. Die Entstehungszeit derartiger Volkserzählungen läßt sich nicht ohne weiteres ermitteln; daß sie aber von Anhängern der Sonnenverehrung ausgehen, ist allzu deutlich. Ob es sich dabei um die Zeit des Sonnenverehrers Echnaton – also um das 14. Jahrhundert v. Chr. – handelt, oder ob bereits die in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. aufstrebende neue ägyptische Amon-Lehre (die ihren Gott später Amon-Re nannte) eine Rolle spielt, mag hier offen bleiben. In jedem Falle scheint die Venus-Gottheit in jenen Jahrhunderten ägyptischer Religionsumstellungen zurückgedrängt worden zu sein. Zwar behielt die Göttin selbst in Theben, dem religiösen Zentrum des Amon, ihr Heiligtum bei, wenn es auch an Pracht und Größe nicht mit den Riesenbauten für Amon vergleichbar ist. Amon wird mitunter als Gemahl einer Göttin Mut am See *Ascheru* bezeichnet, deren beider Götterkind Chons, der Mond, ist;[43] und später wird das „Gottesweib" des Amon als eine höchstmenschliche Vertreterin des großen Himmelsgottes auf Erden eingeführt; dennoch beginnt das religiöse Bild des Venus-Sternes – wenigstens im offiziellen Staats- und Kirchenleben – zu verblassen. Und so ist es gewiß kein Zufall, daß kein Relief des Mittleren Reiches einen Pharao zeigt, der von einer Göttin gesäugt wird.[44]

Dagegen werden aber weiterhin – neben und mit Amon – männliche Mondgötter geehrt: Ptah, Anubis, Thoth. Ferner taucht hin und wieder neben Amon und dem Mond der Sonnenname Re auf. Von weiblichen Königinnen des Himmels ist dagegen wenig zu spüren, und im 16. Jahrhundert v. Chr. muß der Pharao Ahmose (Thutmosis I.) sogar ein besonderes Staatsdekret erlassen, das ausdrücklich befiehlt, seine Mutter, die Königin A'h-hotep zu preisen, der er den Titel „Herrin des Landes" und „Fürstin der Gestade der Haunebt" – der nördlichen Küstenvölker – verleiht. So gesunken ist offenbar in den letzten Jahrhunderten das Ansehen von Frauen im ägyptischen Staatsleben und folglich auch in der religiösen Welt des Himmels. Bei dem Namen der A'h-hotep fällt auf, daß es sich um einen Mondnamen handelt, wie überhaupt zu Beginn der 18. Dynastie mehrere Königsnamen auf Mondbezeichnungen zurückgehen.[45]

Anderthalb Jahrhunderte später muß sich Amenophis III. das Gottesbild der Himmelskönigin Ischtar aus dem damals noch mitannischen Ninive am Tigris kommen lassen, da in Ägypten kein gleichwertiges zu existieren scheint. Und dem Amarna-Archiv zufolge, lautet ein Brief des Mitanni-Fürsten Tuschratta aus-

drücklich: *Ischtar ist für mich mein Gott, für meinen Bruder* (Amenophis) *ist sie nicht sein Gott.*

Kein Zweifel, die Pharaonen des 16. bis 14. Jahrhunderts v. Chr. wenden sich von Zeit zu Zeit der immer noch, namentlich im Volksglauben lebendigen Himmelsherrin wieder zu, wenn auch ihr Glanz von dem Ruhme des großen Amon während der irdisch-politischen Machtentfaltung Thebens beschattet ist. Die Königin Hatschepsut beruft sich hauptsächlich auf Amon, und ihr herrlicher Tempel von Der el-Bahari ist in erster Linie dem Gott von Theben, in zweiter Linie der Hathor und dem lunaren Anubis geweiht.[46]

Mancher Würdenträger des auf dem Höhepunkt seiner Macht stehenden ägyptischen Reiches läßt in sein Grabmal das Bild der Göttin einmeißeln, so noch zu Beginn der Regierungszeit des Amenophis-Echnaton ein gewisser Cheruf, in dessen Gruft die Hathor mit dem Atum zusammen erscheint.[47]

Selbst in Theben nennt sie hin und wieder ein Grabstein *Herrin des Himmels.*[48] Und manche Gebete eines frommen Gemüts, das die Lehre der Väter nicht vergaß, schließen die Göttin unter verschiedenen Namen in die Andachten für Amon ein.

Es zeigen sich aber auch bewußte Tendenzen, ihre alten, heiligen Namen hier und dort unter einem Pseudonym verschwinden zu lassen – so einfach unter dem Namen der *Toëris,* der „Großen", von Theben, oder sie als eine Geburtsgöttin hinzustellen, von der niemand mehr weiß, was sie bedeutet. Zum andern zeigen sich Neigungen, sie als Nilgöttin aufzufassen, als ein unbegreifliches Mischwesen, das alles andere als religiöse Vertrauens- und Geborgenheitsgefühle hervorrufen kann. Die Toëris von Theben erscheint zum Beispiel als eine Gestalt aus Nilpferd und Krokodil mit Menschenhänden und Löwenpranken. Sie steht auf den Hinterbeinen und zeigt zwei hängende Brüste über dem schwangeren Leib.[49]

Die unbesiegbare Hathor

Im Tempel von Dendera – der die 18 Pfeiler im Vorsaal und die 6 weiteren im „Saal des Erscheinens" zeigt[50] – steht endlich der Hymnus an die Hathor an den Wänden geschrieben. Zwar scheint er erst in griechisch-römischer Zeit dort verewigt worden zu sein, aber in dieser oder in ähnlicher Form wird er vermutlich während der drei Jahrtausende v. Chr. lange Zeiten hindurch von den Chören der Gläubigen bei der Prozession des Hathor-Gottesbildes gesungen worden sein:

Laßt uns der Goldenen zujauchzen, wenn
sie in ihrem Hause erstrahlt!
Laßt uns die Herrin der Götter preisen,
laßt uns diese Göttin erfreuen . . .!

O, die Wege werden dir aufgetan;
O, die Pfade werden dir geöffnet in
Schönheit.
Der Himmel verehrt dich im Glück und
Länder und Ufer zusammen vereint.
Dir läßt man alle süßen Bäume wachsen,
und für dich grünen die Pflanzen.
Dein Gesicht strahlt von Schönem,
der Himmel ist klar und schaut mit deinen
beiden Augen.
Die Wüste ist hell von deinem Anblick.
Das Land wird groß gemacht durch deine
beiden Augen.
Dein Gesicht funkelt.
O schöne Grünende, Herrin des Grünens,
Herrin mit leuchtendem Grün.
Dir musiziert der Himmel mit seinen
Göttern, dich preisen Sonne und Mond ...[51]

Selbst in den Jahrhunderten, in denen ihr so manche Gefahr droht, bewahrt sich die Hathor die Kraft, immer wieder eine der volkstümlichsten Göttinnen Ägyptens zu werden;[52] und mit der langen Dauer ihrer Geschichte – der Isis ähnlich – vermag sich kein Glaubensbekenntnis der Gegenwart zu messen.

Ägyptens Geier waren weiblich

Der große Kreis der ägyptischen Göttinnen ließe sich noch weiter nach Relikten der Venus-Religion absuchen. Nach dem Falken und der Katze soll jedoch nur noch ein drittes, offensichtlich dem Venus-Stern eigenes Tier und dessen Göttin beschrieben werden: der Geier.

Geier sind leichenfressende Raubvögel; und nach alten mythischen Überlieferungen kündigten sie nicht nur den römischen Königen und Cäsaren – Romulus, Julius Caesar und Augustus – die Alleinherrschaft an, sondern sie verfügten im Aberglauben noch über weitere interessante Eigenschaften: verbrannte Geierfedern vertrieben Schlangen und erleichterten zugleich Geburtswehen.[53] Jüngerer Tradition gemäß soll der Geier das ägyptische Symbol der Sonne gewesen sein, was nicht stimmt. Die Ägypter glaubten vielmehr zuletzt, daß es unter den Geiern nur Weibchen gebe, die vom Ostwind befruchtet würden; und daher sei der Geier das Symbol der Mutter und der Göttin Neith geheiligt, die mit einem Geierkopf dargestellt wurde.[54]

Der Leser durchschaut die Technik derartiger Mythenbildungen bereits ohne sonderliche Mühe: er weiß, daß im Osten der Morgenstern den sterbenden Mond ins Jenseits führt – also auch Schlangen vertreiben kann – und er kennt auch schon die Ostgöttin, die entweder unfruchtbar oder jungfräulich ist und nach der geschilderten Mythenversion nur durch den Ostwind – dem Atem Gottes womöglich – befruchtet wird. Daß sich der Geier auf solchem Wege zum Muttersymbol entwickelt und die Geburtswehen zu erleichtern vermag, gehört nun einmal zu dem zarten Gespinst, das sich um Morgen- und Abendstern in aller Welt bilden konnte.

Auch die Griechen kennen ihre Pallas Athene in Geiergestalt (Il. 7. Ges.). Und ebenso wissen die Inder im Rig-Veda von zwei Geiern, die zum Baum kommen, an *Weisheit wie zwei Hohepriester reich.*[55]

Mit diesem knappen, aber notwendigen Einblick in den späten Mythos und Aberglauben – der diesmal absichtlich vorangestellt wird – vermag sich jetzt das Bild der ägyptischen Geiergöttinnen zu entfalten:

Geiergöttinnen erscheinen am Nil bereits zu Beginn der historischen Zeit im 3. Jahrtausend v. Chr. Die erwähnte Göttin Neith mit dem Geierkopf ist bereits der 1. Pharaonen-Dynastie bekannt.[56] In Koptos galt als ihr Gemahl der Gott Min.[57] Vermutlich entstand der Geier als die weibliche Form des Horus-Falken. Jedenfalls ist er frühzeitig mit den „beiden Herrinnen" oder den „beiden Schwestern" verbunden.[58] Möglich ist aber auch, daß der Geier eine gedankliche Hinwendung zu den Sirius-Tieren und den siderischen Monden – Wolf, Hyäne, Schakal, Hund – bedeutet. Neben der Neith – die noch am Ende der vorchristlichen Geschichte Ägyptens eine bedeutende Rolle spielt – erscheint schon im Alten Reich die ebenfalls geiergestaltige Göttin Nechbet, die aus der oberägyptischen Stadt Necheb (heute: Elkab), südlich von Theben und nahe bei Edfu, stammt. Auf Tempelreliefs der 5. Dynastie wird dargestellt, wie der Pharao von der Nechbet gesäugt wird.[59] Aber auch die Nechbet wird, ein Jahrtausend später, von den Bilderstürmern des Pharaos Amenophis-Echnaton nicht verschont.[60]

Dagegen ehrt Tut-ankh-amon, ein Nachfolger des königlichen Ketzers Echnaton, mit dessen Hilfe die ägyptische Priesterschaft zum alten Götterglauben zurückkehrte, auch den Geier der Venus-Göttin wieder. In seinem mit verschwenderischer Fülle ausgestatteten Felsengrab im Tal der Könige entdeckten die Forscher innerhalb mehrerer kostbarer Totenschreine den innersten Sarg aus massivem Gold, der die Mumie des toten Königs barg. An der Stirnhaube jenes Goldsarges, der in der Gestalt des Osiris geformt ist, steht neben der Schlange als heiligstes Symbol der Geierkopf (Abb. S. 257).



Die Syrische Göttin - Dea Syria - oder Atargatis mit sich emporringelnder Schlange. Bronzebild
Vermutlich letztes Jahrtsd. v. Chr.



Sumerische Göttin mit Hörnerkrone, Flügeln und Eulenfüßen, auf zwei Löwen stehend. Zu beiden Seiten je eine Eule – das Tier der späteren griechischen Göttin Athene. Tonrelief. Etwa 2000 v. Chr.

Die Sothis, die am Himmel aufgeht

Es zeigen sich freilich in Ägypten noch andere Spuren, die sehr klar Wesen und Bedeutung der Göttin beschreiben. So tritt als ausgeprägte Inkarnation einer Sterngöttin, die mit dem Sirius vereinigt ist und in ihm *wohnt,* die Sothis auf. Sie gilt als Erscheinungsform der Isis. Und im heiligen Dendera heißt es von dieser Isis-Sothis: *Die Jahre sind gezählt von ihrem starken Glanz.*[61] In einem Pyramidentext lautet es: *Es ist Sothis, deine* (des Osiris) *Tochter, deine Geliebte, die dein Jahr gemacht hat . . .*[62] Ja, schon in der 1. Königsdynastie wird die Sothis die *Eröffnerin des Jahres* (bei der?) *Überschwemmung* genannt.[63]
Mehr als ein Jahrtausend später wird dem toten Ramses II. zugerufen: *Du gehst auf wie Isis-Sothis am Himmel am Morgen des wp rnpt . . .*[64]
Auf der astronomischen Wanddecke von Dendera – wo die Sothis als Kuh im Boot liegt – heißt es: *Sothis die Große, Herrin von wp rnpt.*[65] Und in einem anderen Text von Dendera wird die Hathor als Sothis angerufen: *Sothis im Himmel, Herrscherin der Sterne,* (die) *aufgeht am Himmel zum wp rnpt.*[66] Vermutlich hängt „wp rnpt" mit der Zeit des ersten Aufleuchtens der Venus (oder des Sirius) zusammen.

Mit derart nüchternen Hinweisen auf noch ungeklärte Forschungsgebiete der Ägyptologie soll die ägyptische Glaubenswelt vorerst verlassen werden. Denn in der Welt des Vorderen Orients sind nicht allein die ägyptischen Vorstellungen und deren geschichtliche Entwicklung für die Gestaltung späterer Glaubenslehren und ihrer archetypischen Inhalte von Bedeutung, sondern auch die Religionsgeschichte der Landschaften, aus denen der Stammvater Abraham kam. Von dort trat nämlich auch die echte Jungfrau-Mutter in die Welt.

Stirb und Werde

Bevor die jungfräulichen Muttergottes-Gestalten aus dem Dämmerlicht frühgeschichtlicher, sumerischer Epochen heraustreten können, und bevor über die Fülle der ihnen zugedachten Hymnen und Gebete das helle Licht der forschenden Gegenwart streift – ähnlich wie die scharfleuchtenden Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Meeres dringen, um dort ein völlig unbekannt gewesenes, vielfarbig-reiches Leben zu entdecken – bedarf es eines kurzen Rückblicks. Dieser Rückblick ist notwendig, um verstehen zu können, was an gedanklichem Reichtum, Ausdrucks- und Gestaltungskraft aus jener Dämmerung der menschlichen Glaubensgeschichte auftauchen wird, ja, nach allem, was bereits erkannt wurde, geradezu auftauchen muß, bevor es seinen Weg in das religiöse Mysterium gehen kann.

Morgenstern und sterbender Mond gehören zusammen. Im Osten wird nicht gezeugt und nicht geboren, sondern hier enthüllt sich der Weg in das Jenseits, der Weg in den Tod. Das ist der klare, logische Ausgangspunkt, von dem aus die Menschen ihr Weltbild rasch bereichern: da der anbrechende Tag der Jagd, dem Fischfang und den Kriegszügen gehört, formt sich die erlöschende, sterbende Mondsichel zum Kriegsbogen, und sein Pfeil wird der Morgenstern – die Pfeilgöttin. So entwickelt sich der Morgenstern zur Jagd- und Kriegsgottheit und auch zum Totengott. Ein Totengott, der morgens im Osten – nicht im Westen – zu sehen ist und dennoch das Licht eines neuen Tages, eines neuen Lebens ankündigt. Für den suchenden Geist der Vergangenheit muß es ein neuer Beweis für sein eigenes Stirb und Werde gewesen sein, das wie ein Gleichnis zu dem im Westen erscheinenden jungen Mond mit seiner Mutter, Braut oder Geliebten anmutet. Im Osten Tod und neues Tageslicht – im Westen Auferstehung oder Neugeburt und zugleich Nachtanbruch und Versinken in die Unterwelt.
Kann es etwas geben, das deutlicher und eindringlicher zu einem Menschen spricht, der um die Wahrheit ringt und sich immer wieder, in jeder Generation, mit dem Überlieferten auseinandersetzt? Der bereits weiß, daß sich die Sichtbarkeitszeiten von Morgen- und Abendstern gleichen? – Kann er angesichts eines in unvorstellbar langer Zeit gewachsenen Glaubensbildes von heute auf morgen unbekümmert erklären, beide Sterne seien ein und derselbe und – ein und dieselbe Gottheit? – Oder in welche Konflikte gerät der Denker einer nunmehr mindestens fünftausend Jahre alten Zeit?

Der männliche Morgenstern

Bevor diese letzte Frage an Hand von Urkunden aus sumerischen Landschaften am Unterlauf von Euphrat und Tigris beantwortet werden soll, müssen wir uns mit einigen wichtigen Tatsachen vertraut machen. Noch assyrische Texte aus Ninive erklären, daß der Morgenstern ein männlicher Gott, der Abendstern dagegen eine Göttin sei.[67] Auch der israelitische Prophet Isaias bezeichnet im Alten Testament den Morgenstern noch als Mann (Is. 14, 12 ff.). Selbst die große semitisch-akkadische Ischtar – eindeutig als Göttin des Venus-Sternes nachgewiesen –, die sich in ihrer langen Religionsgeschichte zu einer ausgeprägten weiblichen Gottheit entwickelt, ist in Babylon mitunter noch als eine bärtige Gestalt – als Ischtar barbata – dargestellt.[68] Man denke ferner an den ägyptischen Horus oder an den sumerischen Falkengott Ninschara,[69] an die männlichen Gottheiten der iranischen und indischen Indogermanen – Mithra und Varuna – und endlich an die griechischen Venusgestalten Hesperos und Phaeton-Eosphoros.[70]

Die Lösung des Problems, ob die weibliche Geschlechtsauffassung des Abendsternes der männlichen des Morgensternes weichen sollte, oder umgekehrt, war viel schwerwiegender und dringender, als man es sich heute vorzustellen vermag. Die Erkenntnis von der Einheit verlangte aber eine Lösung. Und wenn man heute vielleicht anführen könnte, daß das Geschlecht einer Gottheit nicht ihre Bedeutung oder ihre Macht beeinflussen könnte, dann sei dem entgegengehalten, daß sich wohl kein Christ die Gottesmutter Maria als Mann vorzustellen vermag und jeden Versuch, sie zu vermännlichen, als absurd bezeichnen würde.

Feindselige Schwestern

Manche sumerische oder akkadisch-babylonische Mythen aus sehr alter Zeit bekunden aber noch einen weiteren, nicht in der Geschlechtsauffassung begründeten Gegensatz zwischen Morgen- und Abendstern, sondern einen solchen, der sich aus dem Wechsel beider Sterne ergibt. Erschien der eine, war vorher der andere verschwunden oder umgekehrt. Nach einfachsten Vorstellungen fand dergestalt eine Art Kampf um die Herrschaft am Himmel statt – ein zäher, immer wiederkehrender Kampf zwischen zwei Gottheiten, von denen die eine immer im Totenreich weilte, während die andere herrschte. Es ist nicht mehr erforderlich, jeden einzelnen Gedanken, der sich dabei ergeben mußte oder konnte, bis in alle Einzelheiten zu durchleuchten, und ebensowenig die Rolle des Mondes, die dieser dabei spielte; es genügt vielmehr einige derartige Mythen kurz wiederzugeben, die augenscheinlich schon zu Beginn der historischen Zeit Mythen waren und als solche schon auf archetypischen Urbildern beruhten.

Wie Texte mesopotamischer Keilschrifttafeln besagen, gab es eine uralte Sage, derzufolge die Ischtar auszog, um das Herrschaftsgebiet der Allat, der Fürstin des Totenreiches, zu erobern. Die Allat aber nahm die Ischtar gefangen und überwältigte ihre Macht. Auf Erden drohte das große Verderben. Da zwangen andere Götter die Allat, die Ischtar freizugeben.

Ein Gegensatz zwischen Morgen- und Abendstern tritt auch in dem Gedicht von Aguschaja zutage, das die Rivalität der Kriegsgöttin Ischtar mit der Göttin Saltu schildert. Ea, der Gott des Wassers und der Fische, versöhnt die beiden sich feindlich gegenüberstehenden Göttinnen, freilich nur unter der Bedingung, daß auch die Saltu von den Menschen geachtet werde, und daß zu ihren Ehren Heiligtümer erbaut werden.[71]

Ähnlich lauten sumerische Mythen von der Inanna. Als einst Inanna nach Kurnugea – dem Lande ohne Wiederkehr – hinabgestiegen war, wurde sie von ihrer dunklen, ihr feindlich gesinnten Schwester Ereschkigal triumphierend festgehalten. Daraufhin geriet alles Wachstum auf der Erde ins Stocken. Um sich zu retten und der Erde Liebe, Wachstum und Fruchtbarkeit zu bewahren, entschloß sich Inanna ihren Geliebten Dumuzi (Tammuz) als Ersatz preiszugeben. Sieben Galla-Dämonen rissen den Entsetzten von seinem Thron in Uruk-Kullaba und entführten ihn zur Zeit der beginnenden Sommerdürre in das finstere Totenreich. Darauf wurde Inanna befreit. Sie kehrte aus dem Land ohne Wiederkehr zurück. Aber in brünstiger Sehnsucht dachte sie an den Geliebten, und als er zurückkehrte, war dies der Anlaß zum großen Neujahrsfest.[72]

Kriemhild, Brunhild und Dornröschen

Es sind, wie gesagt, alte Mythen oder Erzählungen, die gerade noch an der Schwelle stehen, an der Religion und Weltanschauung zum Mythos werden und endlich zum Märchen. Die Forschung braucht übrigens nicht erst sumerische oder akkadisch-babylonische Keilschrifttexte zu übersetzen, um derartige Märchen zu finden: sie leben vielmehr noch mitten im Abendland. Die ältere germanische Siegfried-(Sigurd-)Sage schildert – freilich schon mit historischen Ereignissen verknüpft – den Gegensatz zwischen der Kriemhild (Gudrun) und der Brunhild: Kriemhild ist Siegfrieds Weib, Brunhild dagegen eine Walküre, der die Strafe auferlegt wird, sich wie jedes irdische Weib zu vermählen. Dabei legt sie das Gelübde ab, nur demjenigen zu gehören, der den Flammenwall ihres Wohnsitzes durchbrechen und sie aus ihrem Zauberschlaf erwecken kann. Siegfrieds Gestaltwechsel bei diesem Unternehmen, die haßvolle Begegnung der beiden Frauen des einzig Geliebten, der folgende Beschluß Brunhilds, Siegfried töten zu lassen, und endlich Brunhilds freiwilliger Tod auf dem Scheiterhaufen der Siegfried-Leiche –

dies alles weist, mit vielen anderen Motiven (auch dem der Drei Tage) vermengt, auf das Venus-Mond-Thema und namentlich auf den feindlichen Gegensatz der beiden „Königinnen" hin.[72a]

In manchen europäischen Märchen ist noch das gleiche Thema verborgen, wenn auch seine vielfältige Verflechtung mit anderen Mond-Venus-Motiven es oft beschwert, den Zusammenhang verständlich darzustellen.

Ein einziges Beispiel nur: Dornröschen, die junge Königstochter, der prophezeit wird, daß sie sich an einer Spindel stechen und dabei in einen langen Schlaf verfallen werde. Dies geschieht bekanntlich an der Spindel einer alten Frau. Von diesem Augenblick an versank nicht nur die Königstochter in den Schlaf, sondern auch der gesamte Hofstaat mit Pferden, Hunden, Tauben und Fliegen; selbst das Feuer schlief ein, alles schlief ein, und eine Dornenhecke wuchs, bis ein junger Prinz kam, der die Königstochter wachküßte, wodurch auch alle anderen wieder erwachten.[72b]

Dem Märchen vom Dornröschen könnte man noch manchen Hinweis hinzufügen. Da ist die Rose – die zwischen Dornen blüht, die an Mondhörner erinnern –, die Blume der Himmelskönigin seit den Zeiten Babylons in indischen, syrischen, persischen Anschauungen, die Rose der griechischen Aphrodite-Venus und der christlichen Maria. Da ist ferner das Schlaf- und Fastenthema wie bei der babylonischen Ischtar-Venus: *Nachdem die Herrin Ischtar nach Kurnugea hinabgestiegen, bespringt der Stier nicht mehr die Kuh ... beugt sich der Mann nicht mehr über das Weib ... es schläft der Mann an seiner Stätte, es schläft das Weib für sich allein.*[72c] Da ist weiter die Spindel der alten Frau – das Instrument der griechischen Athene, der ägyptischen Neith, der babylonischen Ischtar. Und da ist wieder der junge Mondprinz, wie Siegfried, wie ein Erlöser, wie ein Held. Noch andere Hinweise, die immer wieder zur Themaabweichung verführen, erhellen diese Märchenwelt des Abendlandes, so zum Beispiel die 13. Fee, die dem Dornröschen böse gesinnt ist und ihm den Tod prophezeit, weil sie nicht eingeladen worden war, und die 12. Fee, die den Tod in einen langen Schlaf verwandelt. Aber es ist schwer, das zarte Gespinst eines unfaßbar alten Mythos zu lüften, ohne es zu verzerren oder sogar zu zerstören. Nur Kinder fühlen noch genau, daß es sich um mehr als Märchen handelt, wenn sie auch nicht sagen können, um was es sich handelt, das sie geradezu „miterleben". Der Archetypus wirkt überall auf der Welt, und neue, „erdachte" Märchen haben niemals eine solche Lebenskraft, und werden sie auch nie haben können.

Die Amazone wird zur Jungfrau

Nicht nur der feindliche Gegensatz zwischen Königstochter und alter Frau oder zwischen Kriemhild und der Walküre Brunhild mußte weltanschaulich überwunden werden, nachdem man entdeckt hatte, daß Morgen- und Abendstern ein und derselbe sind, sondern noch weit mehr. Als sich nämlich die Auffassung vom weiblichen Morgenstern verbreitete, weil eine weibliche Morgengottheit besser zum männlichen Mond paßte, entstand aus dem Kriegsgott des Morgensternes eine Amazone. Ihr seit langem eingeprägtes Wesen vermochte sie dabei nicht abzulegen. Kriegerisch, zu Pferd und mit Helm, Schild und Lanze bewaffnet, dem weiblichen Wesen abhold, ja betonend, daß sie von keiner Mutter geboren, sondern aus dem Haupt des göttlichen Vaters entsprungen sei, so gestaltete sie sich zu der kämpferischen, unberührten und jungfräulichen Göttin, wie sie noch die Athene der Griechen war.

Der Morgenstern war zunächst unfruchtbar, denn er gebar nicht. So steht in ägyptischen Pyramidentexten, und auch an manchen Stellen des Alten Testamentes klar geschrieben: die Unfruchtbare. Erst aus diesem Begriff, der auf das Verhältnis des Morgensternes zum sterbenden Mond und zur abendlichen Muttergöttin zurückgeht, entstand die „Jungfräulichkeit". Denn zu allen Zeiten legte der Mensch in seine Gottesvorstellungen die jeweiligen Moralbegriffe hinein. Er dreht und wendet das Überlieferte, bis es in sein eigenes Weltbild paßt. An der „Unfruchtbaren" hing zeitweise der Makel, den alle Völker empfinden, die auf Kinderreichtum Wert legen. Der Begriff der Jungfräulichkeit kam dagegen zu hohen Ehren, als die Zeit strengster Enthaltsamkeit für alle noch unverheirateten Mädchen anbrach. Aber selbst dann noch bestand der strikte Gegensatz zur abendlichen Liebesgöttin. Alte Weltanschauungen sind eben schier unzerstörbar, mögen sie auch noch so gewaltsam und auf vielen Wegen in neuere umgedeutet werden.

Die Jungfrau wird Mutter

Ganz anders verlief die Entwicklung der Abendgöttin. Sie war vermutlich von Anfang an eine Frau oder wurde schon in vorgeschichtlicher Zeit zu einer solchen umgeformt. Sie gebar den Mond. Sie war eine Frau, die zur Wiedergeburt und Auferstehung des neuen Mondes verhalf. Sie war Mutter- und Liebesgöttin. Wenn sie abends am Westhimmel erschien und den Neugeborenen begleitete, war es auf Erden die Zeit der Ruhe, des Spieles und Gesanges und der Geschlechtsliebe. Das Mittel, lebendige Formen zu begreifen – so sagt Spengler – ist die Analogie.

Sie war deshalb die Geschlechtsgöttin, die Kinder schenkte. Ihr wurden neugeborene Kinder genauso zum Opfer gebracht, wie vorher dem Monde. An einem hei-

ligen Stein der Astarte fanden sich Hunderte von Gerippchen menschlicher Säuglinge an.[73] Hier wird auch erkennbar, wie sich die Eigenschaften der weiblichen Mondgottheit mit denjenigen des weiblichen Abendsternes zu vermischen beginnen.

Das Wesen der Abendgöttin entfaltet sich aber erst. Sie, die den Neugeborenen oder Geliebten in ihren Armen hält, geht nach Sonnenuntergang in das Westland ein. Sie folgt der Sonne nach. Dort im Westen liegt aber das Totenreich, aus dem heraus sich das Wunder der Auferstehung des Mondes vollzieht. Nur dort, wo das Totenreich liegt – im Westen – zeigt sich das wahre Mysterium der Zeugung und Geburt. Stärker denn je fließt das Blut von Menschen und Tieren über die Altäre und in die Opferbecken, damit aus ihrem Tode neues Leben entstehe.

Das Wunder der Göttin, die sich schließlich aus einem jungfräulichen Morgenstern in die abendliche Liebesgöttin verwandelt und von dieser wieder in eine Jungfrau – der Göttin, die auf ihre Art als Begleiterin des Mondes das Gesetz von Tod und Zeugung, von Stirb und Werde, lehrt – stellte also die Theologie des Altertums vor einen schier unlösbaren Konflikt. Denn dort, wo trotz des grundlegenden Unterschiedes der Versuch gemacht wurde, die überkommenen Begriffe von der astralen Himmelsjungfrau des Morgens mit dem Wesen der abendlichen Muttergöttin zu vereinen – nur dort ergab sich, fast zwangsläufig, die Lehre von der jungfräulichen Gebärerin. Er war – um es zu wiederholen – die Konsequenz einer besseren Naturerkenntnis; derjenigen nämlich, daß die beiden, sich in der Zeitherrschaft am Himmel ablösenden Sterne ein und derselbe sind.

Allerdings ist diese Folgerung noch nicht überall auf der Welt gezogen worden. So unterscheiden die Wahungwe am südostafrikanischen Sambesi noch heute die Priesterinnen des Morgensterns, die keuschen Vestalinnen und Hüterinnen des heiligen Feuers, von den Tempelprostituierten des Abendsternes. Der keusche Morgenstern gebiert als Mädchen Pflanzen durch die bloße Berührung seines Leibes, der als Frau bezeichnete Abendstern bringt jedoch durch geschlechtliche Vereinigung mit dem Monde Tiere und Menschen zur Welt.[74]

Die jungfräuliche Mutter Sumers

Nach dem so gewonnenen, kurzen Überblick kann nun die Text- und Sprachforschung der modernen Assyriologie beziehungsweise Sumerologie zu Wort kommen, und zwar mit einer der bedeutsamsten Entdeckungen der Archäologie überhaupt: die Sumerer haben die Vereinigung beider Göttinnen – die Vereinigung der jungfräulichen Morgengöttin mit der mütterlichen, liebenden und gebärenden Abendgöttin bereits vor mehr als viertausend Jahren vollzogen, ja, wenn nicht alles täuscht, schon vor oder an der Schwelle zur historischen Zeit. Was von der

modernen Forschung aus den ältesten schriftlichen (bisher bekannten) Texten erfaßt werden kann, ist im wesentlichen bereits Synkretismus, das heißt der Versuch, alte Gegensätze religiöser Auffassungen zu überbrücken oder auszugleichen. Bedeutend klarer als bei den Ägyptern – und dennoch in vielen Zügen mit deren Weltbild verwandt – erscheinen sumerische Göttinnen als die Inkarnation des Venus-Sternes. Daß es sich dabei tatsächlich um den Planeten Venus handelt, ist von der Philologie längst erarbeitet worden und bedarf hier keines weiteren Beweises. Voller Spannung sind dagegen – im Hinblick auf die großen Schwierigkeiten, beide Schwestern zu vereinen – die von den Sumerern eingeschlagenen Wege. Dabei fällt der Blick zuerst auf eine große, wenn nicht die größte Göttin Sumers: auf die Inanna.

Inanna und Tammuz

Die Inanna (auch Innin[a] oder Ninni) erscheint schon in sehr frühen religiösen Hymnen und Gebeten der Sumerer. Schon Eannatum, ein sumerischer Fürst von Lagasch, der in der 1. Dynastie von Ur um die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. regierte, will ihr, der Legende nach, seine Berufung auf den Thron zu verdanken haben. Die sumerischen und akkadischen Fürstengeschlechter von Ur, Isin und Larsa beten sie an; und der Fürst Gudea von Lagasch nennt sie ein halbes Jahrtausend später *Herrin der Schlachten.* Ihr Name *Innin* bedeutet *Himmelsherrin* und Tammuz gilt als *der wahre Sohn.*[75] In der sumerischen Frühzeit steht die Innin im Mittelpunkt des religiösen Lebens, und der irdische König vertritt den Tammuz.[76]
Wer aber ist Tammuz? – Tammuz (hebräisch) ist der sumerische Dumuzi, dessen Name *rechter Sohn* oder *wahrer Sohn* bedeutet; freilich ist er zugleich der Geliebte Inannas;[77] der als Hirte und Fischer, *Herr der Viehhürden* oder *Herr der Hirtenwohnung* geschildert wird, nach den alten Siegelbildern aber ursprünglich der Mondstier gewesen sein dürfte.[77a] Tammuz ist auch „Oberpriester" der „Großen Göttin" und ihr Bräutigam, der zum Neujahrsfest mit ihr Hochzeit feiert.[78] Tammuz ist mit anderen Worten bereits eine synkretisierte und umgestaltete alte Mondgottheit.
Als Abendgöttin ist sie die „Große Mutter" Innin von Uruk, die sich frühzeitig mit Tammuz verbindet. – Als Muttergöttin ist sie zugleich die „Mutter des Herrn". Im sumerischen Klagelied der Inanna um den verschwundenen Dumuzi äußert sie ihren Kummer: *Klagend, klagend zieht mein Herz zur Steppe* (gemeint: Unterwelt). *Feindlandes Schrecken, die Herrin Eannas, bin ich. Bin die Mutter des Herrn, Ninsuna genannt, Geschtinanna auch, des Jünglings Mutter!*[79]

Nanna ist größer als Inanna

Auch direkte Beziehungen zwischen der Inanna und dem Mond kommen zum Ausdruck. So wird sie sehr oft als *Tochter des Mondes oder große Tochter des* (Mondgottes) *Sin* bezeichnet. Aber warum nur dessen *Tochter,* warum nicht dessen Geliebte oder Braut? Oder warum ist sie nicht Mutter des Mondes, während sie doch Mutter des Herrn oder des Jünglings genannt wird, also des Tammuz, der früher doch offenbar der Mondstier war? Was hinderte die Sumerer daran, die Mondtochter und Himmelsherrin auch als Gattin oder Braut des Mondes zu bezeichnen? Nun, ihre Religion hinderte sie, wenn auch nicht immer und überall, die Inanna mit dem Mondgott auf die gleiche Stufe zu stellen, auf der sie als seine Tochter noch nicht stand, aber als seine Braut oder gar als seine Mutter gestanden hätte.

Seit Beginn der historischen Zeit scheint der weltanschauliche Kampf bei den Sumerern darum zu gehen, ob die Venus-Göttin Inanna größer sei als der Mondgott, ein Konflikt, der beispielsweise auf Kreta, in Griechenland und sogar noch in urchristlichen Auffassungen deutlich erkennbar ist, ja, bis in die Gegenwart reicht: Wem ist der Vorzug zu geben, der Himmelskönigin oder ihrem *Sohn*?

In der 3. Dynastie von Ur ist die Inanna zeitweise auf die zweite Stelle verdrängt; und an erster Stelle steht, um es in der vorsichtig formulierten Sprache moderner Gelehrter auszudrücken, das *zeugende, männliche Prinzip.*[80] Die Antwort kann jedoch nur lauten: Nanna, der gewaltige Mondgott der Sumerer ist derjenige, der es unmöglich macht, die Inanna zur Mutter des Mondes zu erklären. Nannas zeitweilige Vorherrschaft, neben der sich kein anderer Gott – auch keine Muttergottheit, denn Nanna wird als allesgebärender Mutterschoß angesehen – behaupten kann, kommt in Keilschrifttexten deutlich zum Ausdruck:

Vater Nanna . . .
Herr, Held der Götter, der allein in Himmel und Erde erhaben,
Vater Nanna, Herr der leuchtenden Krone . . .
Starkes Jungrind mit mächtigen Hörnern, vollendetem Wuchs . . .
. . . Mutterschoß, der alles gebiert . . .
gnädiger Vater, der das Land geschaffen . . .
der Vater, der die Götter und Menschen gezeugt . . .[81]
Heiliges Himmelsschiff, Held durch dich selbst . . .
Herr, wer übertrifft dich, wer kann sich mit dir messen?[82]
. . . Großer Stier, der leuchtend erscheint . . .
. . . Sin (der akkadische Name Nannas), *die Sichel des Himmels . . .*
. . . Herr der Götter des Himmels . . .[83]

Einem so großen Mondgott darf selbst Inanna nur eine *Tochter* sein; und wenn

man sie schon zu seiner Braut, Geliebten oder gar Mutter zu gestalten wagt, dann nur über Umwege, über *Tammuz-Dumuzi* oder, fast heimlich und geheimnisvoll, indem man dem gewaltigen Mondstier die *Wildkuh* gegenüberstellt, in deren Gestalt Inanna mitunter erscheint: *Ich aber bin die hehre Wildkuh . . .*[84] Da ist sie, die ägyptische Sothis-Kuh, die hier im Weltbild Sumers und Babylons auftaucht. Und als Kuh kann die Inanna nunmehr Mutter des Mondes sein, der ja selbst als Jungrind bezeichnet wird.

Inanna erringt die Herrschaft

Archäologisch zweifelsfrei als Göttin des Venus-Sternes gesichert[85], wird die Inanna in sumerischen Liedern oder Gebeten als *Himmelsherrin* bezeichnet, die von sich selbst sagt: *Mißt sich einer, ein männlicher Gott, mit mir?*[86] Niemand hält ihr im Kampfe stand, die *große Tochter Su'ens* (des Mondes) ist, . . . *am Himmel aufgeht und schrecklichen Glanz ausstrahlt*[87], *das heilige Licht* ist, das *den Himmel erfüllt und weithin wie die Sonne leuchtet.*[88] Und immer wieder fällt der Name *Himmelsherrin.* Teils ist sie noch eine Tochter des Mondes, teils eine Tochter oder Gemahlin des ganzen Himmels, oder eine *Braut* und *Königin der Wonne in Himmel und Erde,*[89] die Liebe, Fruchtbarkeit und Mutterschaft verkörpert.[90] Zugleich ist sie als *heilige Inanna* von Uruk oder als *heilige Inanna* des *Heiligtums Akkade*[91] eine *Jungfrau*, und zwar – dies ist bereits das Bedeutende – sowohl als *Herrin des Morgens* wie als Abendgöttin, *die am Abend leuchtend aufgeht, wenn sie den Himmel mit reinem Licht erfüllt . . .*[92]
Nicht nur Sumerer und Akkader, sondern auch *Elamiter und Subaräer trugen* (zu Inanna) *Gaben wie säckeschleppende Esel, die Stadtfürsten insgesamt, die Verwalter der Flurmarken, brachten ihr allmonatlich und zum Neujahrsfest* (reichliche) *Abgaben, schütteten sie im Palast von Akkade auf den Boden, als wären sie Wasser.*[93] Dann werden in einem sumerischen *Inanna-Lied* die ihr gehörenden Heiligtümer in den babylonischen Städten vom Süden bis zum Norden aufgezählt, unverkennbar in der Absicht, die unvergleichliche Größe der Göttin auszudrücken, denn sogar vor Übertreibungen scheut man sich dabei nicht. Immer wieder betonen ihre Hymnen, daß sie die *Himmelsherrin* sei, daß ihr die *Herrschaft* gebühre, ja schon, daß sie mehr sei als nur ein Stern, daß man ihr vielmehr den Himmel als Krone aufs Haupt gesetzt habe.[93]
Jedoch kennen schon die Sumerer verschiedene Venus-Gestalten als Jungfrau- und Muttergottheit, und ebenso ist schon frühzeitig eine Art „Gleichsetzungstheologie" erkennbar, die später von den Babyloniern weiter entwickelt wird.[94] Die Inanna vereinigt sich mit einer *Herrin von Isin.*[95]
Als Ninkarrak des sumerischen Isin wird sie in uralten Götterlisten um die Wende

des 3. zum 2. Jahrtausends v.Chr. als Ärztin bezeichnet, die freilich auch unheilbare und unerkennbare Krankheiten senden und bis zum Tode Qualen verursachen kann. Sie vermag auch die Manneskraft zu lähmen und ist deshalb eine frühe Vorgängerin der Geschlechtsgöttinnen des ganzen Orients.[96]

Zum andern erscheinen in sumerischen Gebeten und Hymnen weitere Namen der gleichen Venus-Göttin, so im Inanna-Klagelied, in der sie sich selbst als „Mutter des Herrn“ bezeichnet: *Ninsuna* und *Geschtinanna.*

Als *Nin-sun* oder *Nin-tud* ist sie die *Herrin, die gebiert* oder *die Geburt schafft,*[97] deren Sohn *Gilgamesch* genannt wird. Der Fürst Sin-Gaschid von Ur stellt sie als Kuh dar und nennt sie seine Mutter.[98] Selbst als König Urnammu der 3. Dynastie von Ur dem Mondgott Nanna die Herrschaft über Ur einräumt, nennt jener Fürst sie als *Ninsun* seine „geliebte Mutter“.[99]

„Baba, meine Mutter und mein Vater“

Unter dem Namen Baba tritt die Inanna auch als Stadtgöttin der sumerischen Stadt Lagasch auf. Der Unterschied zwischen Inanna und Baba besteht im wesentlichen darin, daß die Baba als Stadtgöttin von Lagasch und die Inanna als Stadtgöttin von Uruk verehrt wird. Wie Inanna ist auch die Baba von Lagasch *Tochter Ans* (des Himmels), die *Herrin des Landes Sumer* und die *Jungfrau, die Mutter.*[100] Und im *Lied auf Baba* heißt sie nicht nur mehrfach Jungfrau-Mutter, sondern auch *strahlende, rechte Frau, große Herrin von Himmel und Erde ... Tochter Ans, Mutter ... Herrin ... Ärztin ... erbarmungsvolle, weitherzige Kuh des Landes Sumer, Herrin ...*[101]

Inniger und immer inniger werden die Gebete sumerischer Fürsten und einfacher Menschen an die Baba:

> *O meine Königin, du Mutter, die Lagasch errichtete,*
> *das Volk, auf das du blickst, ist reich an Macht ...*
> *Ich habe keine Mutter – meine Mutter bist du!*
> *Ich habe keinen Vater – mein Vater bist du ...!*
> *Du hast mir den Atem des Lebens gegeben.*
> *Unter deinem Schutze, meine Mutter,*
> *in deinem Schatten will ich ehrfürchtig wohnen.*[102]

Gudea, der Fürst von Lagasch, redet sie unter dem Namen *Gatumdug* an:

> *Eine Mutter habe ich nicht: meine Mutter bist du!*
> *Einen Vater habe ich nicht: mein Vater bist du!*
> *Den Samen für mich empfingest du im Innern,*
> *im Unu*(Gefäß) *gebarst du mich.*
> *Meine Göttin Gatumdug weiß, was recht ist –*

ich (hingegen) *liege in Finsternis.*
Du bist mein großer Speer: an meiner Seite halte ich ihn,
du bist es, die den Weizen durch die Überschwemmung wachsen läßt,
mit Leben erfüllst du mein Herz . . .[103]

Ningal wird die Gattin Nannas

Angesichts des Reichtums an Symbolen, Prädikaten und Hymnen für die Himmelskönigin – ein Reichtum, der sich von den Zeiten der sumerischen Stadtfürsten bis zu den letzten Königen Assyriens anfindet – wäre es jedoch verfehlt, der Venus die alleinige und ständig überragende Stellung im religiösen Leben zuzuschreiben. Mag der Fürst Gudea von Lagasch die Gatumdug *Herrin, die Mutter, die Lagasch gegründet* hat nennen und noch so innig zu ihr beten, oder mag es von ihr auch heißen: *Die du den ersten Rang im Himmel einnimmst,*[104] so baut doch der gleiche Gudea für fünfzehn verschiedene (oder wenigstens anscheinend verschiedene Gottheiten) einen Tempel.[105]

Selbst wenn man bedenkt, daß auch die christliche Gottesmutter Maria viele Namen trägt, ohne daß jemand deswegen auf den Gedanken verfiele, sie wegen ihrer verschiedenen Namen für eine Vielzahl von Göttinnen zu halten, selbst dann bleibt die Tatsache bestehen, daß in den sumerischen Städten des 3. und 2. Jahrtausends v. Chr. das religiöse Leben genauso uneinheitlich ist, wie in Ägypten, und daß ferner auch innerhalb der einzelnen Stadtstaaten ein merkwürdiges Schwanken erkennbar ist. Die Festkalender der Sumerer ändern sich von Stadt zu Stadt und auch von Zeit zu Zeit, wenn man von den durch den Mondlauf gegebenen Feiern absieht. Der Festkalender von Lagasch ist zur Zeit des Fürsten Urukagina – etwa 24. Jahrhundert v. Chr.[106] – ein anderer als der Festkalender zur Zeit der Fürsten der 3. Dynastie von Ur, die einige Jahrhunderte später herrschten.[107] Zweifellos spielen hierbei ähnliche Vorgänge eine Rolle, die im ägyptischen oder israelitischen Weltbild durch den Fixsterngott Sirius verursacht worden sind. Aber dann geschieht im Zweistromland der gewaltige Umschwung: Unter dem Namen *Ningal, Die große Herrin* oder *Großherrin,*[108] begleitet sie den Mondgott Sin-Nanna als dessen Gemahlin[109] und gilt als Mutter der Sonne.[110]

Nunmehr ist sie dem Mondgott von Ur gleichgestellt, gilt als *Mutter Ningal,*[111] und der Großkönig Sargon II. betet zu ihr, sie möge bei dem Mondgott Sin, *Deinem geliebten Gatten,* Fürsprache einlegen.[112]

Ischtar, Jungfrau, Mutter und Prostituierte

Der ganze Reichtum an menschlicher Ausdruckskraft sammelt sich dann – aus sumerischen Quellen übernommen und ausgebildet – vor allem um die akkadische Ischtar, die Esther des Alten Testaments und semitische Gestalt der sumerischen Inanna.[113] So wird Sargon I., der Gründer des akkadischen Weltreiches in der 2. Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr., durch die Liebe der Ischtar zu ihm, der ein einfacher Gärtner war, auf den Königsthron gesetzt; und nur durch ihre Gunst – so lauten die Texte – erringt er die Herrschaft über die „Schwarzköpfigen", die Akkader.[114] Nahe der Sonnenstadt Sippar baut sich der Großkönig eine eigene Residenz in der Stadt Akkad, wo er seine Schutzgöttin Ischtar besonders verehrt.[115]

Sie wird nunmehr *Mutter des Mondes* und *Tochter des Mondes, Jungfrau* oder *Die Heilige Jungfrau* und *Die jungfräuliche Mutter* genannt, trägt den Schleier der Jungfräulichkeit und wird dennoch als die *Samenerzeugerin* und die *Schwangere* oder die *Eröffnerin des Mutterleibes* bezeichnet.

Nicht selten heißt sie aber auch *Die Prostituierte,* und sie sagt in Keilschrifttexten von sich: *Eine mitleidige Prostituierte bin ich.* Von der Ischtar von Uruk – wo sich erste Spuren einer sakralen Prostitution zeigen, die dann in vielen Landschaften des Vorderen Orients das religiöse Leben um die Himmelskönigin beherrschen – heißt es, *... daß sie die Pracht der Frauen und die Schönheit der Männer allen Opfergaben vorziehe.*[116]

In den Tammuz-Liedern ist die Ischtar die Buhlin, die dem Tammuz mit ihrer Liebe Leiden bringt; umgekehrt ist er der *Buhle der Himmelsherrin, der Erwählten.*[117] Zum andern ist sie die göttliche Mutter, die den Mond *in E-anna bei der glänzenden Zeder* gebiert.

Dergestalt entwickelt sich die Göttin zur *Göttin der Männer, Ischtar der Frauen ...,*[118] die *... mit schwellender Kraft* (und) *Liebreiz angetan* ist, *verführerischen Reiz und Üppigkeit* besitzt und *Fruchtbarkeit die Fülle.*[119] *Wo sie hinsieht, ist Heiterkeit geschaffen, Lebenskraft, Pracht, Fortpflanzungskraft von Mann und Frau. Sie liebt Erhörung, Liebeserweisungen, Freundlichkeit; auch das einander Gewähren hat sie in der Hand.*[120]

Ischtar, die Kriegsgöttin

Weisen alle diese Vorstellungen – abgesehen von der Bezeichnung Jungfrau – eindeutig auf den Abendstern hin, und nähert sich die Ischtar als Abendgöttin schon sehr der griechischen Liebesgöttin Aphrodite, so zeigt sich in ihr doch ebenso die kriegerische Seite des Morgensterns. *Kriegerische Ischtar* wird sie genannt, die

gehegteste der Göttinnen, Fackel des Himmels und der Erde, Strahlenglanz der Weltufer . . ., die *die Schlacht macht und den Kampf stiftet.*[121] In assyrischen Königsinschriften wird sie – wie bei den Sumerern – *Herrin der Schlacht* genannt und die Göttin, *die des Feindes Waffen zerbricht.*[122] Die assyrischen Krieger *schauen um Gnade bittend auf Ischtar; sie rühmen im Kampfgetümmel die Herrin . . .*[123] Und unter dem Beinamen *Guschea* ist sie *mit Kampf bedeckt und mit Entsetzen bekleidet.* Sie vollzieht Strafgericht und Entscheidung, das Gesetz des Himmels und der Erde:

Wo ist nicht dein Name, wo nicht dein Kult?
Wo sind deine Bilder nicht gezeichnet,
wo deine Kapellen nicht errichtet . . .?
Das Recht leitest du in Recht und Gerechtigkeit.
Du siehst den Bedrückten und Geschlagenen an,
Du leitest ihn recht Tag für Tag . . .
Du herrlichste Löwin der Igigi,
die niederwirft die erzürnten Götter,
du Stärkste aller Herrscher,
die die Könige am Zügel hält,
die den Schleier aller Frauen öffnet . . .[124]

Hier erscheint die Ischtar ganz deutlich in ihrer Vereinigung als Abend- und Morgenstern, als Kriegs- und Staatsgöttin und Göttin aller Frauen. Die Göttin des Kampfes und der königlichen Gewalt – die alle Könige am Zügel hält – ist bereits mit der Abendgöttin der Liebe – die den Schleier aller Frauen öffnet – zu einer Gottesgestalt zusammengewachsen.

Die Unvergängliche

Die Allmacht, aber auch die Gnade der Ischtar gegenüber den vollkommen von ihrem Willen abhängigen Menschen lassen noch andere Texte erkennen:

Auf deinen Befehl, o Ischtar,
werden die Menschen in ihrer Ordnung erhalten,
kommt der Kranke wieder zum Leben . . .
wird seine Sündenschuld getilgt . . .
Auf deinen Befehl, o Ischtar,
erblickt der Blinde (wieder) *das göttliche Licht,*
erhält, o Ischtar, der seine Kraft (wieder),
dem die Zeugung versagt war . . .[125]

Sie ist allgegenwärtig – das heißt wohl, sie ist morgens und abends zu sehen – und zum Zeichen ihrer Fähigkeit, zu gebären und einen Toten aufzuerwecken oder aus

der Unterwelt herauszuführen, ist sie immergrün. Deshalb heißt sie – und die Vergleiche mit der Hathor Ägyptens drängen sich auf – *Die Grüne.* Sie ist Hochzeitsgöttin: *Dein Amt ist Binden. Ohne dich wird Mann und Weib nicht gebunden.*[126] Wenn sie vom Himmel verschwindet und ihre *Höllenfahrt* antritt, fällt Trauer und die Zeit des Fastens über die Erde. Es ist die gleiche Trauer, die die Töchter Israels um die namenlos gewordene Tochter des Jephtha bewegt, die zwei Monate ihre Jungfrauschaft in den Bergen beweint (Ri. 11).

Auch die Ischtar nimmt viele Namen und Prädikate an: *Herrin des Himmels, Himmelskönigin, Himmelsherrin.*[127] In einem Keilschrifttext wird feierlich eine neue Bezeichnung verkündet: *Gleich meinem Namen* (Ischtar) *sei dein Name: Erhabene Antu.*[128]

Doch die babylonische Ischtar besitzt, wie die sumerische Inanna, viele Beinamen: *A(n)nunitu, Aschschuritu* – als Stadtgöttin von Assur – oder *Scharrat Ninua* – Königin von Ninive –[129] und sicherlich verbirgt sich auch hinter anderen Namen, die plötzlich und ohne jede Erklärung in alten Keilschrifttexten oder Inschriften auftauchen, keine andere Göttin als die Ischtar oder die Inanna: *Anunit, Nintu, Nin-sikilla* – „Die Herrin der Reinen" –; *Damgal-nunna* – „Die große Gattin des Fürsten" –; *Nin-kurra* – „Die Herrin des Hochlandes" –;[130] *Mach* – „Erhabene" –; *Ninmach* – „Erhabene Herrin" –;[131] *Ninchursag* – „Die Herrin des kosmischen Gebirges" (der Wolkenbänke am Horizont).[132] Oder sie heißt als Heilsgöttin *Gula,* die „Herrin, die die Toten erweckt", die „Tote lebendig macht" durch das Betasten mit „ihrer reinen Hand".[133] Denn eines ist gewiß: sie allein erweckt den verstorbenen Mond und führt ihn ins neue Leben hinein. Gewiß ist auch: Das gesamte Vokabular, das einige tausend Jahre später das Abendland für seine Himmelskönigin findet, der ganze Legendenreichtum, die Prädikate, die Wundergeschichten – alles ist längst vorgebildet und zum Teil besser und schöner gesagt, bevor das trübe Licht des Mittelalters hereinbricht.

Aus babylonisch-assyrischer Geschichte

Nach einer fast tausendjährigen Religionsgeschichte – in der Mond-, Vegetations-, Sonnen- und namentlich neue Sterngötter wie der Marduk von Babylon und der Aschschur von Assur um die Herrschaft in den Herzen der Menschen kämpfen – baut König Puzur-Assur den uralten, anscheinend von Sargon I. in der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. errichteten Tempel der Ischtar von Assur neu auf.[134]

Mehrere Jahrhunderte später erneuert König Adad-Nirari I. (13. Jahrhundert v. Chr.) das gleiche Ischtar-Heiligtum, aber er baut auch am Anu-Adad-Tempel von Assur.[135]

In Ninive stellt sein Nachfolger Salmanassar I. das Ischtar-Heiligtum wieder her.[136]
Um diese Zeit – einige Geschlechter früher – nennt der Kassiten-König Kurigalzu I. von Babylon, der *König der Gesamtheit* und *Berufene des Götterherrn* – vermutlich indogermanischer Herkunft – die Ischtar *seine erhabene Herrin, die ihm zur Seite schreite, sein Heer erhalte, seine Untertanen behüte und seine Feinde niederwerfe.*[137] In Assyrien erneuert Tukulti-Ninurta I., der Nachfolger Salmanassars I., in Assur die Tempel des Aschschur und auch der Ischtar,[138] scheint aber im Gott Aschschur die Hauptgottheit zu sehen.
Die Himmelsherrin geht dergestalt – besonders unter dem Einfluß der Marduk-Religion Babylons und der Aschschur-Anbetung Assyriens – ähnlich wie in Ägypten durch den mehr oder weniger deutlichen, mit Kompromissen und Feindseligkeiten angefüllten Zwiespalt einer vielhundertjährigen Entwicklung.
Ein weiteres Jahrhundert nach Tukulti-Ninurta I. – im 11. Jahrhundert v. Chr. – weiht Tiglatpileser I. fünfundzwanzig Götterbilder, die er bei seinen Raubzügen im Lande Kirschi erbeutet hat, den Tempeln des Ninlil, des Anu und Adad und auch dem der Ischtar von Assur.[139] Aber Tiglatpileser I. baut hauptsächlich am Anu-Adad-Doppeltempel von Assur, den schon sein Vater begonnen hat. Aus den Inschriften ist zu entnehmen, daß Tiglatpileser dem Gott Aschschur die Weltherrschaft zuschreibt.[140]
Gegen Ende jenes 11. Jahrhunderts v. Chr. klingt wieder ein Bekenntnis zur Himmelskönigin auf. Assurnasirpal I. weiß sich von der Ischtar erwählt und betet und beichtet vor ihr. In seinen Bittgebeten an die Herrin ist ein für gottähnliche Könige überraschender Ton zu vernehmen, ein Sündenbekenntnis nämlich. Und die Ischtar fordert ihn auf, die zerstörten Tempel aufzubauen, die gestürzten Gottesbildnisse wieder zu errichten und die verbrannten Statuen zu erneuern.[141]
Fast zwei Jahrhunderte vergehen, bis Salmanassar III. (9. Jhdt. v. Chr.) sich wieder des Ischtar-Heiligtums von Assur annimmt, aber auch den Anu-Adad-Tempel, freilich in verkleinerter Form, neu aufbaut.
Noch liegt, wie am Nil zur Zeit des Amon, der Schatten des Himmelsgottes Marduk oder Aschschur über dem religiösen Leben Assyriens und Babyloniens. Hier und dort ist ferner das Hervortreten einer reinen Mondreligion, verbunden mit dem abstrakten Himmelsgott Anu, erkennbar oder das Walten einer Götterdreiheit, in deren Zeichen oft der achtstrahlige Stern der Himmelskönigin erscheint (Abb. Seite 240).
Ihren tiefsten Sturz erlebt die Himmelskönigin anscheinend zu Beginn des 7. Jahrhunderts v. Chr. Bei der von Sanherib einberufenen Reichsversammlung aus Anlaß der Festlegung der Thronfolge schwören der Adel Assyriens und die Stadt- und Vasallen-Fürsten zwar ihren heiligsten Eid bei den Göttern Aschschur,

Sin (Mond), Schamasch (Sonne), Nebo (Merkur) und Marduk (Zeus-Jupiter), nicht aber bei der alten Herrin des Himmels.[142]

Aber schon Asarhaddon, der Nachfolger Sanheribs, erinnert sich wieder der Ischtar, und läßt den Ischtar-Tempel in Ninive wiederherstellen, obwohl er sich hauptsächlich der vollständigen Erneuerung des Aschschur-Tempels widmet. Und als er dann auszieht, um den kühnsten Plan seines Lebens, die Eroberung Ägyptens, auszuführen, befindet sich unter den Göttern, die er befragt, auch wieder die Ischtar. Sie verheißt ihm, daß *Rauch zu seiner Rechten und Feuer zu seiner Linken* ihn begleiten werden.[143]

Erst Assurbanipal, der letzte große König Assyriens, – der gleiche, der das Reich der Elamiter zerstört und in ihrer Hauptstadt Susa den Tempelturm niederreißen, die Hörnerverzierungen abbrechen und die Stierkolosse verschleppen läßt[144] – begeht die Einweihung des neu aufgebauten Heiligtums der Ischtar von Ninive mit einem prunkvollen Triumphzug nach Abschluß seiner Feldzüge (637 v. Chr.). Drei gefangene Elamiterkönige und ein Araberfürst ziehen den königlichen Wagen bis zur Pforte des Ischtar-Tempels. Im Heiligtum der Herrin des Himmels wirft sich der letzte große Assyrer vor der Gottheit nieder und preist sie (anscheinend mit anderen Göttern), weil *sie die Unbotmäßigen unter sein Joch gebeugt und in Sieg und Macht ihn über seine Feinde gestellt hatte.*[145]

Um diese Zeit erscheint die Himmelskönigin von Ninive mit vier Brüsten; und die Gebetszwiesprache des Assurbanipal zeigt klar, daß die Ischtar als Morgen- und Abendstern in einer Gestalt gemeint ist: *Ihre vier Brüste, die an deinen Mund gelegt sind, an zweien saugst du, in zweien verbirgst du dein Gesicht.*[146]

Das neubabylonische Reich steht anfangs noch stark unter dem mächtigen Einfluß der Marduk-Priesterschaft von Babylon, dann aber wenden sich die Dinge. Nabonid (555–539 v. Chr.) – der mit Unterstützung der Marduk-Priester zur Herrschaft gelangt – überwirft sich schließlich mit der Marduk-Theologie und bevorzugt den alten Mondgott von Harran und Ur. Der Mondtempel E-chulchul von Harran – seit der Eroberung durch die Meder um 610 v. Chr. zerstört – wird von Nabonid nach dem Vorbild des Ellil-Heiligtums von Nippur neu aufgebaut, und ebenso prunkvoll werden in Sippar und Larsa die Tempel des Sonnengottes und das der Ischtar-Anunintu wiederhergestellt.[146a]

Es sieht so aus, als bilde sich – nach verschiedenen alten Ansätzen – hier die Götterdreiheit von Mond-Venus-Sonne. Noch scheint Nabonid den Mond an die erste Stelle zu setzen. Eine neue Statue des Mondgottes Nanna(r) entsteht, zu dessen Füßen das heilige Mischtier des Marduk kauert.[146b]

In Ur – dieser mehr als dreitausend Jahre alten Stadt – erneuert Nabonid den Tempelturm und baut ein Kloster, zu dessen Oberin er seine Tochter Bel-schalti-Nannar bestimmt.[147]

In den Bibliotheken aber, die aus dem verwüsteten und verbrannten Boden der

Landschaften vom Tigris bis zum Mittelmeer zum Vorschein kamen, ist die Zahl der Lieder, Gebete, Sprüche und Omina, die der Himmelskönigin gewidmet sind, Legion. Und mochte sie im religiösen Widerstreit der eine oder andere Text einen „fürchterlichen Drachen“ nennen, so blieb sie dennoch die unsterbliche Göttin, die auf ihre neue Stunde warten konnte.

Ihr zu Ehren sollen sich die sagenhaften Amazonen Kappadokiens – im alten Raum der kleinasiatischen Hethiter, in der heutigen Türkei – die rechte Brust abgeschnitten oder ausgebrannt haben. Sie taten dies, so besagt die Überlieferung, um bei der Handhabung von Pfeil und Bogen nicht behindert zu sein. Die linke Brust sollen sie dagegen entblößt getragen haben.[147a]
Rechts ist, wenn man nach Norden blickt, die Seite des jungfräulichen und kriegerischen Morgensterns; links, im Westen, steht die nährende Abendgöttin.

Abend- und Morgenstern bei den Griechen

Als das letzte Jahrtausend v. Chr. heraufdämmert, flammt auch im Kulturbereich der Griechen die Venusreligion aus der verglühenden Asche einer langen Vergangenheit auf. Deutlicher und länger voneinander getrennt als in den anderen Kulturen, erscheinen dort vornehmlich die Athene als Morgenstern und die Aphrodite als abendliche Liebesgöttin. Die Frage, welcher Grieche die Einheit des Venus-Sternes entdeckt haben könnte, beantwortet Diogenes Laertius, der schreibt: ... *und von ihm* (Parmenides, 5. Jhdt. v. Chr.) *glaubt man, daß er als erster gesehen hat, daß Abend- und Morgenstern ein und derselbe Stern sind, wie Favorinus im 5. Buch seiner Denkwürdigkeiten berichtet. Andere aber sagen, daß Pythagoras dies gewesen sei.*[148]
Wenn dies zutrifft, hätten die Griechen die Identität von Morgen- und Abendstern bedeutend später erkannt als die vorderorientalischen Völker. Es sieht andererseits so aus, als hätten die Griechen die religiöse Lehre von der Venus aus dem Orient empfangen.

Der Weg der Aphrodite



Goldanhänger mit der nackten Astarte aus Besan (Kanaan) 15. Jahrhundert v. Chr.

Der Astartekult kam vom syrischen Askalon, einer der ältesten und bedeutendsten Stätten der Venus-Anbetung, über die ionischen Inseln zum griechischen Festland. Die südlichste dieser Inseln – Kythera – war zeitweise eine phönikische Kolonie. Nach dieser Insel nannte man die Himmelskönigin zunächst *Kythereia, Cythere, Cytherea.* Dort auf den ionischen Inseln scheint sie sogar bewaffnet gewesen zu sein, obgleich sie dann Aphrodite hieß.[149] Ein anderer Ausgangspunkt war die Insel Cypern. Auch dort war sie – als Aphroditos – anfangs keine Frau, am wenigsten eine Liebesgöttin, sondern eine Gestalt, die bärtig dargestellt wurde.[150] Von Cypern her erhielt die Göttin den Namen *Kypris, Cypris, Cyperia.*
Euripides nennt in seinen Tragödien oft die Kypris, die er *Herrin, Meergeborene, Göttin des Liebreizes* und *maßvoll* nennt. *Sie nimmt von der lauteren Flut und läßt gelinder Winde beglückenden Hauch über das Land hinwehn, es*

blüht ihr im wogenden Haar allzeit ein Kranz süßduftender Rosen.[151] Im *Hippolytos* läßt Euripides eine Amme sagen:

> *Wenn Kypris wild einherfährt, fügt sie Leiden zu.*
> *Für den, der nachgibt, wird alsbald ihr Wehen sanft;*
> *Den Trotz'gen aber, der ihr eitel widerstrebt,*
> *den packt sie, glaub es mir, und furchtbar straft sie ihn.*
> *Sie wandelt hoch im Äther, über Wogen leicht;*
> *und was auf Erden atmet, atmet nur durch sie.*
> *Die Leben spendet, schenkt zugleich den Liebestrieb,*
> *so daß sich alles Leben immerfort erneut.*[152]

Hier, im 5. Jahrhundert v. Chr., sind nur noch schwache Spuren des Venussternes erkennbar. Wie überall löst sich die Göttin von ihrem Stern und führt ihr Eigenleben.

Religion und Moral

Sparta, Elis und Athen waren wahrscheinlich die ältesten Kultstätten der Aphrodite auf griechischem Festlandsboden. Im Heiligtum der Spartaner erscheint sie in zweierlei Gestalt: als bewaffnete Aphrodite Enophios, und als gefesselte Aphrodite Morpho. Sie heißt aber auch „Basilis" – „Die Königin".[153] In Sparta trug sie ferner den Beinamen „Urania", die Himmlische. Als Urania wird sie ganz nach orientalischem Vorbild aufgefaßt, so in Korinth als Dirnenkönigin, die auf Cypern den Beinamen „Eleemon" – „Die Barmherzige" – trug.[154] In Korinth war es üblich, dem Aphroditetempel Frauen zur Verfügung zu stellen – sie ihm zu „weihen" –, die als Prostituierte dienten und dem Tempel ihre Einnahmen ablieferten. Der Tempel war – nach Strabo (VIII, 6.20) – *so reich, daß er über mehr als tausend Dirnen verfügte,* die sich nicht nur Tempelbesuchern als Dirnen zur Verfügung stellten; vielmehr war es auch Brauch, bei jedem an die Göttin Aphrodite gerichteten Bittgesuch soviel Dirnen wie erschwinglich mitbeten zu lassen.

Diese Prostituierten feierten ihr eigenes religiöses, mit Frömmigkeit und Pracht gefeiertes Fest zu Ehren der Göttin: die Aphrodisia.[155] Moral ist demnach ein dehnbarer, jedem einzelnen Zeitalter angemessener Begriff. Paulus, der Christus-Verkünder, meint gerade jene Tempelprostitution von Korinth, wenn er im 1. Korintherbrief schreibt: *Wißt ihr nicht, daß eure Leiber Glieder Christi sind? Darf ich nun die Glieder Christi nehmen und sie zu Gliedern einer Buhlerin machen? Nimmermehr! Oder wißt ihr nicht, daß, wer sich einer Buhlerin hingibt, ein Leib mit ihr ist?* (1, 6, 15 f.).

Die Liebesgöttin

Während der Blüte der griechischen Kultur kannten auch die Ägypter die Liebeskraft der Aphrodite, und Herodot machte sie in der breit geschilderten Legende vom Pharao Amasis deutlich, der sich eine griechische Frau genommen hatte (II, 181): *Als aber Amasis mit ihr sich niederlegen wollte, war er nicht imstande, mit ihr sich zu verbinden, während er mit seinen übrigen Weibern Umgang pflegte. Als dies nun so fort ging, sprach Amasis zu dieser Frau, welche Ladice hieß: o Weib, du hast Zaubermittel gegen mich angewendet, und darum bleibt nichts anderes übrig, als daß du des schändlichsten Todes unter allen Weibern stirbst. Ladice stellte dies in Abrede, allein Amasis ließ sich nicht beschwichtigen: da gelobte sie in ihrem Sinne der Aphrodite, wenn Amasis in jener Nacht sich mit ihr verbinde (denn dies vermöge allein von ihr das Unglück abzuwenden), so wolle sie ihr ein Standbild nach Cyrene senden. Nach diesem Gelübde verband sich Amasis mit ihr, und von nun an, so oft er zu ihr kam, tat er desgleichen und liebte sie hernach ungemein.*

Dies ist ein Ausschnitt aus den Geschichten, die Herodot, der „Vater der Geschichte", den aufmerksamen Gelehrten der Altertumsforschung hinterließ und die von der Liebesmacht der Aphrodite zeugen.

Hesiod nennt sie *Die das Glied liebende,* den Phallus des Stiergottes; er sagt aber auch: *Diesen Ehrenanteil und Befugnis besaß und erhielt sie von Anfang unter den Menschen und unsterblichen Göttern: Mädchengeplauder, Lächeln, Liebeslisten, Wonne, Umarmung, Liebkosungen.*[156]

Auf diese Weise deutet sich der langsame Wandel in der Auffassung der Göttin Aphrodite an. Sie trägt schließlich nicht mehr die orgiastischen Züge der kleinasiatischen Mylitta, von der Herodot behauptet, es sei Brauch gewesen, daß sich jedes einheimische Weib einmal im Leben einem Fremden im Tempel der Mylitta hingab. Die jüngere Aphrodite ähnelt vielmehr der ägyptischen Abendgöttin, zu deren Machtbereich im letzten Jahrtausend v. Chr. Schönheit, Anmut, Liebesdinge, Freundschaft und Zutrauen, Fruchtbarkeit und typische Frauenarbeit gehören, nicht zuletzt auch Tanz und Gesang und das Liebeslied.

In der Odyssee ist sie die *Freundin des Lächelns;* aber der betrogene Hephaistos grübelt über sie, sie sei *schön, allein unbändigen Herzens* und *schamlos* (8, 319 f.). Hera – die Gattin des Zeus, die an anderer Stelle die gleiche Aphrodite beschimpft – erbittet ihren Zauber, um damit den Zeus verführen zu können.

> *Gib mir den Zauber der Lieb und der Sehnsucht, welcher dir alle*
> *Herzen bezähmt, unsterblicher Götter sowohl wie der Menschen.*

Und die *holdlächelnde* Kypris antwortet:

> *Nie wär's recht, noch ziemte sich's wohl, dir das zu verweigern,*
> *denn du ruhst in den Armen des hocherhabenen Kronion* (Zeus).

Sprach's, und den buntgestickten, den köstlichen Gürtel vom Busen
löste sie ab. Dort waren die Zauberreize versammelt,
dort die beglückende Lieb' und die Sehnsucht, dort das Getändel,
dort die schmeichelnde Bitte, die oft auch den Weisen betöret (Il. 14, 198 f.).

Zeus selber lächelt die *goldene Aphrodite* an:

Dir sind nimmer verliehn, mein Töchterchen, Werke des Krieges.
Schaffe du nur hinfort liebreizende Werke der Hochzeit (Il. 5, 427 f.).

So vermag sich ein Gottesbild zu wandeln. Endlich war sie als Göttin der Liebe, des Reizes und der Anmut gefeiert, neben Eros, auch von der Peitho, der Göttin der Verführung, begleitet. Auf solche Weise bilden sich schon frühzeitig im religiösen und mythischen Bereich Glaubenslehren aus, die noch heute in den Regeln der Astrologie für den Venusstern gelten.

Als Abendgöttin zeigt die Aphrodite in den ihr gegebenen Beinamen jedoch auch ihre dunklen Seiten und sogar gewisse religiöse Diffamierungen. Ferner wird gerade aus einzelnen Beinamen ein Zusammenfließen der Begriffe von Abend- und Morgenstern erkennbar, wie schon bei den Spartanern:

Melaina oder Melainis – Die Schwarze
Skotia – Die Dunkle
Androphonos – Die Mordende (was mehr zum Morgenstern paßt)
Anosia – Die Unheilige
Tymborychos – Die Begrabende (wiederum mehr eine Morgensternbezeichnung)
Epitymbidia – Die auf den Gräbern.[157]

Und damit öffnet sich der Weg zu den bedeutendsten griechischen Gestalten des Morgensternes.

Athene Parthenos, die spröde Jungfrau

Den Morgenstern verkörpert bei den Griechen hauptsächlich die Athene. Ihr Name ist vorgriechischer Herkunft, also sehr alt. Die Stadt Athen erhielt ihren Namen wahrscheinlich von der Göttin; und nicht umgekehrt.[158] Keine Mutter, so betonen Aeschylos und Euripides, hat sie zur Welt gebracht.[159] Athene ist vielmehr *leuchtend dem Haupte des himmlischen Vaters entsprungen.*[160]

Die Mythen Homers verraten, daß die Athene ursprünglich – oder wenigstens in frühgeschichtlicher Zeit – männliche Gestalt besaß. So erscheint die Athene dem Telemachos als Mann (Od. 1, 105.181.418). Als *Mentor – Mentorn gleich in allem, sowohl an Gestalt wie an Stimme* – tritt sie als Freund und Berater des Odysseus wie auch als Helfer des Telemachos auf (Od. 2, 225; 3, 22.240; 4, 655; 17, 68; 22, 206; 24, 501 f.; 24, 546). Ihre Verwandlung in ein Mädchen beschreibt der 13. Gesang der Odyssee:

Da nahte sich Pallas Athene,
eingehüllt in Jünglingsgestalt, als Hüter der Herden,
zart und lieblich von Wuchs, wie Königskinder einhergehn . . .
(Od. 13, 221 f.).

. . . Da lächelte Zeus' blauäugichte Tochter,
streichelt ihn (Odysseus) *mit der Hand und schien nun plötzlich ein [Mädchen,*
schöngebildet und groß und klug in künstlicher Arbeit.
(Od. 13, 287 f.).

Wie die aus dem Schaum des Meeres auftauchende Aphrodite-Anadyomene (die „Auftauchende") geht auch Athene aus dem Meere hervor. Im Gegensatz zur Aphrodite ist sie jedoch eine spröde Jungfrau, und heißt daher *Athene Parthenos*, „Jungfrau".

In der Ilias wird sie oft *des Zeus' blauäugige Tochter* genannt, die den Geist verblendet (18. Ges.), den Hader weckt (17. Ges.) und die Feindin der Aphrodite ist (5. Ges.). Die Odyssee bezeichnet sie als *schöngelockte Athene* und zugleich als *furchtbare Göttin* (Od. 7, 40). Auf dem Schild des Herakles, den Hesiod beschreibt, ist die Athene, die *Erbeuterin Tritogeneia,* abgebildet *mit dem Speer in der Hand und dem goldenen Helm auf dem Haupte.* Um die Schultern den Schild, *so schreitet sie zum gräßlichen Würgen* der Schlacht.[161]

Der Seher Helenos, des Priamos Sohn, fordert die Trojaner auf, die Athene – die „Städteverwüsterin"[162] – anzubeten und ihr zu opfern, die auf Seiten der angreifenden Griechen steht:

Du indes, o Hektor, begib dich zur Stadt und sag ihr,
deiner und meiner Mutter: sie soll auf der Stadtburg droben
in Athenäas Tempel die würdigsten Frauen versammeln,
soll auftun mit dem Schlüssel die Pforten des heiligen Hauses
und ein Gewand, das, welches das köstlichste ihr und das größte
scheint in ihrem Gemach, und welches sie selber am meisten
liebt, auf die Knie legen der schöngelockten Athene.
Auch zwölf Sterken (Kälber) *gelobe sie ihr am Altare zu opfern,*
jährige, nie vom Pflüger gestachelte, wenn sie der Stadt sich
jetzt und der troischen Frauen erbarmt und der lallenden Kinder . . .
(Il. 6, 86 f.).

Und dann steht es klar und deutlich im 4. Gesang der Ilias:

Von des Olympos Gipfeln hernieder schwang sich Athene,
wie ein Stern . . .
Schiffenden oder dem Heer weitlagernder Völker ein Zeichen,
glanzvoll flammend . . .
(4, 74 f.).

Weithin leuchtend durchfliegt sie das Heer der Achaier (Il. 2, 450) und treibt sie zur Schlacht an. In der Odyssee eilt Athene *über das wüste Meer* (Od. 7, 78 f.) und sendet günstigen Wind der Schiffahrt (Od. 2, 421).
Athene ist hohe Himmelskönigin mit segensreicher, aber auch verderbenbringender Macht. Ihr Symbol als Kriegsgöttin ist die Lanze, ihr Tier – neben der Eule – der den Morgen ankündigende Hahn, ihr Baum die Pappel.
Der griechische Mythenkreis verrät ferner, daß die Athene endlich weitaus stärker im Vordergrund des religiösen Lebens steht als die abendliche Aphrodite. Athene – die *für* Solon, gleichsam von außen her, die Hände über die Stadt ihres Namens hält – entwickelt sich zur Repräsentantin des athenischen Staates.[163] Nur noch selten wird dagegen die Aphrodite in der Odyssee erwähnt.

Der Weg der Athene

Gerade im Mythenkranz um die Athene vollzieht sich ein deutlicher Verschmelzungsprozeß verschiedener Gestalten zu einer Göttin. Helena gleicht der Artemis, der Göttin mit goldener Spindel – ein Athene-Attribut (Od. 4, 122); Penelope ist an Gestalt der Artemis gleich und der *goldenen Aphrodite* (Od. 17, 36; 19, 53); Athene schickt der Penelope die *dunkle Gestalt* der Schwester (Od. 4, 835) und wird selber zur Abendgöttin (Od. 19, 604), *die heiliges Dunkel über sein* (des Odysseus) *Haupt hingoß, aus Sorge für ihren Geliebten* (Od. 7, 40). Athene verschmilzt dergestalt – allein nach den Texten der homerischen Odyssee – mit der griechischen Abendgöttin, gleichgültig unter welchen Namen diese erscheint. Im Argonauten-Epos des Apollonios Rhodios ist Athene die „Erbauerin" des schnellen Schiffes Argo (I, 109 f.), das der Dichter mit einer Schlange vergleicht, obgleich jedem Einsichtigen bewußt ist, daß nicht der Morgenstern das schlangenartige Schiff hervorbringt – wie er auch keine Stiere gebiert – sondern allein der Abendstern. Pindar weiß es schon: . . . *dies sei bestimmt: einen fürstlichen Sohn, dem Vater an Kraft voraus, bring die Göttin des Meeres zur Welt* (8. isthm. Ode).
Zwielichtig ist bereits auch die in der Odyssee auftauchende Textstelle:

Da begegnet' ihm Zeus' blauäugichte Tochter Athene.
Wie ein blühendes Mädchen mit einem Wassergefäße . . .

(Od. 7, 19–20).

Denn das *Gefäß*, aus dem der Mond entsteht, gehört ebenfalls eher zur mütterlichen Abendgöttin als zu dem *blühenden* Mädchen. Nur dann ist es auch der Athene zu eigen, wenn diese eben nicht mehr „nur" Morgenstern ist, sondern die Göttin des Venus-Sternes schlechthin.
Freilich, auch bei der Vereinigung von Morgen- und Abendgöttin bleibt die reli-

giöse Entwicklung nicht stehen. Schritt für Schritt entfernt sich Athene vielmehr, wenn auch alte Symbole bewahrend, von Morgen- und Abendstern. Mehr und mehr nehmen Zug und Wesen menschliche Formen an; mehr und mehr verwandelt sie sich zur Herrin aller Weisheit und zur Beschützerin der Volks- und Ratsversammlungen Athens und Spartas, zur Patronin von Zucht und Sitte, von Ackerbau und Viehzucht. Als *Athene Pronoia* ist sie die Vorsehung schlechthin.[163a] Athene wird zur *heiligen Göttin* (Od. 1, 420), die die Gabe verleiht, *wundervolle Gewande mit klugem Geist zu wirken* (Od. 2, 117) und *die Kunde des Webstuhls und der Nadel* schenkt (Od. 20, 72). Sie wird also zur Begründerin der Zivilisation überhaupt. Spinnen am Morgen – so behielt eine andere Zeit von dieser hohen Göttin – bringe Kummer und Sorgen. Spinnen ist bereits Ischtarmotiv, und das Weberschiffchen Symbol der ägyptischen Neith. Athene gilt ferner als Erfinderin des Pfluges und der Olivenzucht. Sie ist Heilsgöttin wie die babylonische Ischtar, und einer ihrer Beinamen ist „Ergane" – die „Werktätige" – die Martha-Gestalt des Lukas-Evangeliums (Lk. 10, 41), das sie noch der Maria gegenüberstellt. Und schon wird im unausweichlichen Gang der Geschichte spürbar, daß die Göttin – unter einem anderen Namen – auf Erden erscheinen wird, ganz Mensch, ganz jungfräuliche und zugleich mütterliche Gestalt – ja, daß sie dort erscheinen muß, wie es so oft schon in der Ilias und in der Odyssee geschieht.
Die Frage des Augustinus hingegen, ob es irgendeinen Beweis gäbe, daß Athene als Göttin der griechischen Religion jemals die Verkörperung eines Teiles der physischen Welt gewesen wäre;[163b] diese Frage vermag nur ein Geist zu stellen, der den Himmel und seinen größten Stern vergaß, und von seiner eigenen Herkunft nichts weiter behielt als die Gewißheit, daß die jungfräuliche Gottesmutter einen Sohn gebar, der Gottes Sohn und Heiland der Welt ist.

Während die Ilias einen Tempel der Athene erwähnt, *wo die athenischen Männer mit Stieren und Lämmern die Göttin sühnend feiern, so oft sich die kreisenden Jahre vollenden* (Il. 2, 549 f.), stand im Mittelpunkt ihres bedeutendsten Heiligtums auf griechischem Boden – des aus pentelischem Marmor erbauten Parthenon auf der Akropolis zu Athen – das von Phidias um 440 v. Chr. geschaffene Kolossalbild der Athene Parthenos aus Elfenbein und Gold. Reich geschmückt, über elf Meter hoch, hielt die Jungfrau-Göttin auf der ausgestreckten Rechten die goldene Siegesgöttin; zur Linken war der Speer; und die heilige Burgschlange war bei ihr, wie sie von Anfang an bei ihr war, seit Menschen das Wesen des Venussternes am Himmel erkannten.
Auf der gleichen Akropolis zu Athen stand, halbvergessen, ein uralter kleiner Tempel des Erechtheus, des *schlangenfüßigen Sohnes* des Hephaistos. So spricht die Geschichte im leisen Rauschen der Ölbäume zu der neugierigen Welt, die heute von überall her zu den Heiligtümern der Antike pilgert, um erschüttert und den-

noch leeren Blickes, die architektonische Gestaltungskraft der alten Griechen zu bewundern. Sie sieht nicht mehr das verschwundene, riesige Erzbild der Athene, das sich einst auf dem Burgplatz Athens erhob. Die Lanzenspitze der Göttin funkelte viele Generationen hindurch im Sonnenlicht, schon weit vor der Hafeneinfahrt sichtbar, allen Schiffern entgegen – den rettenden Hafen ankündigend, wie ein strahlender Stern.

Artemis, jungfräuliche Schwester der Athene

Die Artemis endlich zeigt als Jagdgöttin und Pfeilschützin manche Ähnlichkeit mit der Athene. Sie ist mit Löwen dargestellt, und ihre Jungfräulichkeit betont der Mythos.

Die *Göttin mit goldener Spindel*, die *goldenthronende Jungfrau Artemis*, die *göttliche Jungfrau Artemis*, die *keusche Artemis*, die *Freundin der Pfeile, Artemis* – so wird sie unter anderem in der Odyssee genannt (4, 122; 5, 123; 20, 72; 11, 172; 18, 201). Auch Aeschylos betont ihre Keuschheit, erklärt aber zugleich, daß sie *ob der Weiber Niederkunft walte*. Aristophanes nennt die Artemis mit der Athene in einem Atemzug und läßt den Chor sprechen:

Du auch, o Sel'ge im goldenen Tempel
prangend zu Ephesos, wo dich verehrt
lydischer Jungfraun Andacht!
Komm, o Beschirmerin unserer Burg und Stadt,
Pallas Athene, gewaltige . . .[164]

Die Jungfräulichkeit der Artemis – der *Gebetserhörerin* und *Retterin*[165] – gebot den griechischen Jungfrauen auch, vor ihrer Hochzeit das Haar zu opfern und ebenso das Spielzeug ihrer Kinderjahre.[166] Jedoch wandelt sich auch bei der Artemis das reine Bild der keuschen Jungfrau zur Jungfrau-Mutter. Im Artemis-Heiligtum zu Ephesos waren zwar die Eunuchenpriester von einem Schwarm streng jungfräulicher Priesterinnen umgeben – die Statue der Göttin zeigt sie dagegen mit vielen Brüsten: das unverkennbare Symbol einer Himmelsherrin, die ihre Jungfräulichkeit mit der Kraft des Schöpfens und Nährens verband.

Jedoch ist auch die Artemis umstritten und in Wolken des Hasses gehüllt, der mitunter die Welt des Glaubens vergiftet. In den Epen Homers wird sie auch *schamlose Hündin* genannt. Der Abscheu, den später die Urchristen der Athene und der Artemis entgegenbringen, ist keine dem Christentum allein zufallende Eigenart – beides gehört vielmehr auch zur Geschichte des Heidentums des letzten Jahrtausends v. Chr., wenn auch kaum zur ältesten Geschichte des Geistes.

Die göttliche Jungfrau zwischen Heiden und Christen

Es bleibt übrig, noch kurz die Jungfrau-Mutter-Gestalten der Griechen zu betrachten, bei deren Erscheinen auf griechischem Boden anscheinend zwei Jahrtausende seit der Zeit der Sumerer vergangen waren. Im griechischen Herakleskult ist Alkmene, die Mutter des Herakles, Jungfrau und Mutter zugleich. Ebenso ist die Demeter der Mysterien von Eleusis Mutter und Jungfrau[167] (Abb. S. 353).

Ihre Geschichte hier noch darzustellen, würde den Rahmen eines Buches sprengen, das nur Grundzüge vorchristlicher Anschauungen vermitteln kann. Aber diese Grundzüge genügen ja auch, um die ungeheure Dynamik des alten Menschengeistes und einen Gedankenreichtum zu erfassen, den der Mensch in diesen Formen und Gestalten nie wieder erreichen wird. Nach dem Vorderen Orient zurückkehrend, genügt es auch, zu wissen, daß die Jungfräulichkeit der gleichen großen Göttin den Priestern der Atargatis und der Kybele von Pessinos und Ida gebot, sich selber zu entmannen. Tausende junger Männer haben sich von Kleinasien bis nach Rom in jenen Zeiten vor dem Gottesbild der Jungfrau aus freien Stücken das Geschlechtsteil abgeschnitten. Ein Jahrtausend, bevor Hieronymus der Heilige, angesichts einer zusammenbrechenden Welt es wagen durfte, die größte Muttergottesgestalt der Erde als „Göttliche Buhldirne" zu bezeichnen, zogen fanatische, selbstkastrierte Bettelmönche durch den Orient und durch Griechenland und predigten in der Zeit des Perserreiches den Ruhm der göttlichen Jungfrau.

Mochte sie auf ihren zahllosen Gottesbildern den Sohn in den Armen tragen, an die Brust halten, auf dem Schoße sitzen lassen oder die Schlange am Busen nähren – sie blieb die göttliche Jungfrau. Und erst mit diesem gewonnenen freien Blick auf die Welt des Vorchristentums im weiten Raume des Mittelmeeres kann man wieder den Boden Palästinas betreten, wo das Alte Testament entstand. Bei den Schriften aus der Zeit, in welcher der Gesetzeslehrer Moses gelebt haben soll – vor der Wende zum letzten Jahrtausend v. Chr. – schlagen wir die Bibel wieder auf.

Kam Eva aus Europa?

Kein Buch, keine Schriftensammlung, kein Lied und kein Epos des Altertums vermag den Kampf um die Himmelskönigin besser zu schildern als das Alte Testament. Am Anfang der Menschheitsgeschichte taucht die Himmelskönigin in der Bibel als Eva auf. Ihr alter hebräischer Name war *Chavvah* oder *Chavveh*. Obwohl sie – wie die Genesis lehrt – den Tod und die Sünde heraufbeschwor, ist sie, nach dem gleichen Text, die Mutter aller Lebendigen, die Stammutter allen Lebens (Gn. 3, 20). Als Lebensspenderin trägt sie auf diese Weise nicht nur die Züge der abendlichen Mutter- und Geschlechtsgöttin, sondern sie ist es selber. Erst eine ihr feindlich gesonnene Kultrichtung zerrte sie von ihrem himmlischen Throne herab. Sie, die als Himmelskönigin niemals mit der Schlange in Feindschaft lebte, sondern mit ihr verbunden war, wie zahllose Darstellungen beweisen, wird in der Genesis von einer (bösen) Schlange verführt.

Eva ist – gleichgültig wie sie hieß – eine uralte Göttin Kanaans. Die Ausgrabungen der Gegenwart haben ergeben, daß die Bevölkerung Kanaans (Palästina) schon in vorgeschichtlicher Zeit – im 4. Jahrtausend v. Chr. – eine Göttin und einen Gott verehrte, wobei die Göttin den Vorrang besaß.[168]

Wie der Name *Chavveh* entstand, ist ungewiß. Nach der Geschichte des kanaanäischen Gebietes zu urteilen, ist es denkbar, daß er indogermanischer Herkunft ist, das heißt, daß er schon bestand, bevor Moses mit seinen israelitischen Stämmen in das Gelobte Land zog. Dort herrschten im 2. Jahrtausend v. Chr. die indogermanischen Herrenschichten der Hethiter und Churriter. Aus ihrem Kulturbereich im kleinasiatisch-syrischen und mesopotamischen Raum ist bekannt, daß sie um die Zeit des Abraham, gegen Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr., eine Göttin Hepa (Hepet, Chepa, Chepit) verehrten, die Gemahlin des auf dem Stier stehenden Wettergottes Teschup. Dieselbe Göttin wird in kleinasiatischen (lydischen) Inschriften *Mutter Hipta* genannt und als Mutter des Dionysos-Kindes bezeichnet.[169] Von hier greift die Geschichte der vermuteten Eva auf den Lebensbereich der indogermanischen, wahrscheinlich aus Europa stammenden, Hethiter über, die in einer Inschrift hinterlassen haben: *Sonnengöttin von Arinna, meine Herrin, Königin aller Länder! Im Lande Hatti nennst du dich Sonnengöttin von Arinna, aber in dem Lande, das du dir zum Zedernlande machtest* (vermutlich: der Libanon) *nennst du dich Hepat.*[170]

In mehreren Fällen wird diese Göttin als „Himmelsherrin“ bezeichnet.[171] Unter den subaräischen Namen, die sich in Verträgen der von Indogermanen angeführten Kassiten um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. fanden (aus dem alten

Nippur der Sumerer), sind viele mit *Hepa* zusammengesetzt. Der gleiche Name erscheint auch in den Eigennamen der beiden Mitanni-Prinzessinnen Giluhepa und Tatuhepa, die im 14. Jahrhundert v. Chr. an den ägyptischen Hof des Pharaos Amenophis III. geschickt wurden, um als dessen Ehefrauen den königlichen Harem zu bereichern. Etwa um die gleiche Zeit trägt auch ein Stadtfürst von Jerusalem einen mit *Hepa* zusammengesetzten Namen.[172]
Diese Quellen lassen vermuten, daß die biblische Eva in jener indogermanischen Hepa ihr Vorbild besitzt, zumal die Hepa auch als Liebesgöttin verehrt wurde.[173]
Wenn diese Hypothese sich durch weitere Forschungen als haltbar bestätigen sollte, dann wäre es auch wahrscheinlich, daß jene Hepa-Eva aus dem Erdteil herkommt, in dem sie ein paar Jahrtausende später am meisten genannt und abgebildet wurde: aus Europa. Der Archetypus wirkt immer nur dort am stärksten, wo er am längsten herrschte.

Warum sich Abraham nicht zu seinem „Weibe“ bekannte

Eva ist freilich nicht die einzige Göttin, die im biblischen Mythenwerk eine Rolle spielt.
Harran, die zweite Heimat Abrahams – mitten im Machtbereich der Indogermanen Nordmesopotamiens und Kleinasiens gelegen –, kannte neben dem männlichen Mondgott eine Himmelsherrin, die den Beinamen „Scharratu“ – „Königin“ trug. Das Alte Testament erklärt dazu, daß Abrahams Weib „Sarai“ – „Königin“ – hieß, als er mit ihr nach Harran zog (Gn. 12, 5).
Erst später wurde ihr Name, auf Gottes Geheiß, in Sarah geändert. In Harran verbirgt sich offenbar hinter dieser „Königin“ die sumerisch-akkadische Göttin Ningal, die als Frau des Mondgottes Sin galt[174] und als solche zweifellos die Göttin des Venussternes ist.
Es ist überhaupt eine merkwürdige Geschichte um Abraham und dessen Frau. Obwohl die Assyriologie aus ihrer angeblichen Lebenszeit sehr viel geschichtliches Material zusammengetragen hat, konnten beide als historische Persönlichkeiten des irdischen Lebens bisher nicht gefunden werden. Der Eindruck rechtfertigt sich deshalb, daß es sich auch bei Abraham um eine mythologisierte, vermenschlichte Mondgestalt handelt. Die Geschichte um seine Frau wird in der biblischen Genesis überdies gleich dreimal erzählt. Abraham fürchtete sich nämlich, sich zu seiner „Frau“ – lies „Himmelskönigin“ – zu bekennen. Deshalb gab er sie als seine Schwester aus. Er glaubte nämlich, daß die Ägypter ihn erwürgen würden, wenn er mit seinem schönen Weibe erscheinen würde. *Als nun Abraham nach Ägypten kam, sahen die Ägypter das Weib, daß sie sehr schön war* (Gn. 12, 11–14). Dabei erregt der menschlich-allzu-menschliche Erzähler jener Bibelstelle unser ganzes Mitgefühl.

Denn in seinem Eifer, eine Begründung zu finden, warum Abraham die Sarai-Sarah nicht als seine Frau bezeichnen darf, vergißt er, daß Sarah mindestens siebzig Jahre alt gewesen sein mußte, als Abraham mit ihr nach Ägypten zog (vgl. Gn. 12, 4 und 17, 17).

Abraham rückt überdies nicht nur in Ägypten von seiner Frau ab, sondern auch in Syrien; und er erklärt in einer zweiten Version: *Ich dachte, vielleicht ist keine Gottesfurcht an diesem Orte, und sie werden mich meines Weibes willen erwürgen* (Gn. 20, 11). Eben, das ist es: keine Gottesfurcht mehr! Der Mond mit der Venus stellt eine ganz bestimmte und zeitweise bekämpfte Religionsrichtung dar. Dieselbe Befürchtung hegt auch Abrahams Sohn Isaak, der die Rebekka heiratet (Gn. 26, 7).

Bei den Legenden um Abraham und Isaak handelt es sich um dasselbe Motiv. Es sind Mondgestalten, die in den Stadien der Siriusreligion ihre Bindungen an die Himmelskönigin verleugnen mußten. Aber die Befürchtungen des Abraham und des Isaak erwiesen sich als grundlos, denn Ägypter und Syrer erkannten recht freundlich die legale Verbindung von Mond und Himmelskönigin an. Es sind Sternsagen, die in der alttestamentlichen Mythensammlung erhalten geblieben sind, und zugleich sehr wichtige religionsgeschichtliche Bekundungen. In der Genesis sind sie bereits mit voller Absicht in eine verschleierte, doppeldeutige Form gebracht, um sie überhaupt vor den fanatischen Gegnern der Himmelskönigin retten zu können. Der große Prophet Isaias zum Beispiel, hätte solche und viele andere Legenden mit Stumpf und Stiel aus den heiligen Urkunden seines Volkes ausgerottet, wenn er dazu imstande gewesen wäre.

Die Verfasser mancher Abschnitte der Heiligen Schrift haben offenbar schon gewußt, daß eine klare Lehre am besten vor dem argwöhnischen Geist der Gegner beschützt werden kann, wenn man ihr eine legendäre oder scheinbar historische Gestalt gibt. Losgelöst von ihrem Ursprung gehen die Glaubensbekenntnisse auf diese Weise unzerstörbar, weil an den Wurzeln nicht mehr greifbar, durch alle religiösen und weltanschaulichen Katastrophen hindurch. Weder Feuer noch Schwert kann ihnen etwas anhaben; und bald wird es ganz klar werden, wie mächtig sie sind.

Die Himmelskönigin war auch die Schwester des Moses. Sie war die Mirjam-Maria (Mirjam ist der hebräische Name für Maria), die sieben Tage aussätzig war. Doch das Volk setzte seinen Wüstenzug erst fort, als Mirjam wieder erschien (Nm. 12). Mohammed, der Begründer des Islam, identifiziert die Mutter Jesu mit jener Schwester des Moses und erklärt sie als die dritte Person der christlichen Dreieinigkeit.[175] Alte Vorbilder dieser Dreieinigkeit sind im ganzen Vorderen Orient in verschiedener Gestalt zu finden; dabei spielen fast immer der Mond und der Venusstern neben einer dritten Gottheit eine Rolle.

„Verbrennt ihre Ascheren!"

In den alttestamentarischen Schriften setzen freilich vor der Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. die Kämpfe um die Himmelskönigin ein – religiöse Kämpfe, die mit dem Eifer des Hasses und mit anbetender Liebe geführt werden. Ihr kanaanäischer Name war unter anderen *Aschtoreth (Astarte)*, und er trägt anscheinend bereits eine böse Diffamierung in sich, weil die Vokale einen Gleichklang mit dem verächtlich gemeinten Wort *Boschet* – Schande– erstreben.

Freilich, schon in der Genesis (38, 14 f.) werden die Thamar als Dirne und im Buche der Richter (16, 19) die Dalila des Samson als die Schwächende gekennzeichnet – beides Gestalten, die an die abendliche Liebesgöttin in herabsetzendem Sinne erinnern.

Dagegen ist die Abigail der Davidsage (1 Sm. 25) als liebenswert, hilfsbereit, klug und schön geschildert, die, nach dem Talmud-Traktat Megila, zu den schönsten Frauen der Welt zählt: *Als sie auf dem Esel ritt und hinabzog in das Dunkel des Berges . . . entblößte sie ihre Schultern, und David ging in ihrem Lichte* (!) *drei Meilen weit.*[176]

In der Hauptsache wird aber in der Bibel der aramäisierte Astarte-Name „Aschera" genannt. Der Kampf gegen diese Herrin und Königin setzt bereits in den Texten des 5. Buches Mose mit der Unduldsamkeit und Rachsucht ein, wie sie Glaubensgebote mitunter zu beseelen vermögen: *Zerstört von Grund auf sämtliche Stätten, an denen die Völker, die ihr besiegen werdet, ihre Götter verehrten, auf hohen Bergen, auf Hügeln, unter all den grünen Bäumen! Reißt ihre Altäre nieder! Zertrümmert ihre Malsteine! Verbrennt ihre Ascheren!* (Dt. 12, 1–3). Ascheren, das sind die der Venus geweihten heilbringenden Pfähle.



Die Astarte (Aschera) Kanaans. Terrakottenplakette aus Tell ed Duweir (Lakisch, Palästina) um 1300 v. Chr., also kurz vor der Zeit des Moses

Dann folgt im Buche Josua, des Nachfolgers des Moses, ein Anflug von Toleranz: *Schafft die Götter weg, denen eure Väter jenseits des Stromes und in Ägypten gedient haben, und dient dem Herrn! Gefällt es euch aber nicht, dem Herrn zu dienen, so entscheidet euch heute, wem ihr dienen wollt: den Göttern, denen eure Väter jenseits des Stromes dienten, oder den Göttern der Amoriter, in deren Land ihr wohnt* (Jos. 24, 14 f.).

Im Richterbuch stehen dann die lakonisch klingenden Worte: *Als sie vom Herrn abfielen und dem*

Ba'al und den Astarten (es sind wohl zwei) *dienten* ... (Ri. 2, 13 f.). *Als die Israeliten wieder taten, was dem Herrn mißfiel, und den Herrn, ihren Gott, vergaßen und den Baalen und Ascheren dienten* ... (Ri. 3, 7). Auch das Buch Samuel weiß es nicht anders: *Sie machen es mit dir genauso, wie sie es mit mir gemacht haben seit der Zeit, da ich sie aus Ägypten weggeführt habe, bis auf diesen Tag: sie verließen mich und dienten anderen Göttern* (1 Sm. 8, 8 f.).

Aus Salomos Regierungszeit heißt es: *So verehrte Salomo die Astarte, die Göttin der Sidonier* ... (1 Kg. 11, 5). Sidonier sind die Einwohner von Sidon, der phönikischen Handelsstadt am Meer.

Salomos Sohn Rehabeam erlebt im 10. Jahrhundert v. Chr. die Spaltung des Reiches. Die abgefallenen Stämme treiben weiter „Abgötterei". Aber auch das Reich Juda unter Rehabeam handelt gegen den „Herrn". Das ändert sich auch unter den königlichen Nachfolgern nicht sonderlich. Manasse von Juda stellt das Götterbild der Astarte direkt im Tempel von Jerusalem auf (2 Kg. 21, 7). Nach seiner Freilassung aus assyrischer Gefangenschaft entfernt Manasse zwar *die fremden Götter und das Schnitzbild* (der Himmelskönigin) *aus dem Tempel des Herrn,* jedoch tut schon sein Nachfolger Amon wieder, *was dem Herrn mißfällt* (2 Chr. 33, 22).

Sein Sohn Josia räumt – offenbar zum erstenmal – gründlich auf. Er läßt die Höhen verunreinigen, auf denen seit jeher die Himmelsherrin angebetet wurde, zerschlägt die Malsteine und Ascheren und füllt die geheiligten Stätten mit Menschenknochen (2 Kg. 23, 13 f.). *Auch den Altar zu Beth-El, die Höhe, die Jerobeam gemacht hatte ... brach er ab ... und verbrannte das Ascherabild ... und er opferte alle Priester der Höhen ... auf den Altären und verbrannte also Menschengebeine darauf* ... (2 Kg. 23, 15.20).

Aber ist es nicht bereits zu spät? Stehen nicht schon die Wetterwolken einer Katastrophe am Horizont? Marschieren nicht bereits die Truppen des babylonischen Königs Nebukadnezar, vereint mit Chaldäern, Syrern, Moabitern und Ammonitern, heran? (2 Kg. 24, 1 f.). Steht das Reich Juda nicht auch unter ägyptischer Oberherrschaft (2 Kg. 24, 7), und handeln die letzten beiden Könige Jojachin und Zedekia nicht wiederum gegen die Gebote des Herrn, dessen Zorn nunmehr – 586 v. Chr. – maßlos wird und Jerusalem zerstört? (2 Kg. 24 f.).

Die Himmelskönigin und die Propheten

In der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. muß der Prophet Jeremia die zornigen Drohungen seines Gottes verkünden: *Du aber bete nicht für dieses Volk, erhebe nicht für sie Gebet und Fürsprache! Dringe nicht in mich, denn ich werde nicht auf dich hören! Siehst du denn nicht, was sie in den Städten Judas und in*

den Gassen Jerusalems treiben? Die Kinder sammeln Holz, die Väter zünden das Feuer an, und die Frauen kneten Teig, um Kuchen für die Himmelskönigin zu backen (Jer. 7, 16–18). Ja, es steht selbst bei ihren Gegnern so da: „Himmelskönigin!"

Das Volk aber antwortet dem Propheten: *Das, was du uns im Namen des Herrn verkündet hast, werden wir nicht befolgen. Wir werden unser Gelübde halten, das wir mit eigenem Munde gegeben haben, nämlich der Himmelskönigin Rauchopfer darzubringen und ihr Trankopfer zu spenden, wie wir und unsere Väter, unsere Könige und Fürsten in den Städten Judas und auf den Gassen Jerusalems getan haben* (Jer. 44, 15 f.). Es ist eine verblüffende Rechtfertigung, die so im Alten Testament in den Schriften des Jeremia steht.

In jenen Jahrhunderten schreibt eine andere Hand in die Weissagungen des Isaias hinein: *Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! Wie bist du zur Erde gefällt, der du die Heiden schwächtest! Gedachtest du doch in deinem Herzen: Ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen; ich will mich setzen auf den Berg der Versammlung in der fernsten Mitternacht; ich will über die hohen Wolken fahren und gleich sein dem Allerhöchsten. Ja, zur Hölle fährst du, zur tiefsten Grube! Wer dich sieht, wird dich schauen und betrachten und sagen: Ist das der Mann* (der Morgenstern als männlicher Gott), *der die Welt zittern und die Königreiche beben machte?* (Is. 14, 12–16). Dies ist eine ganz andere Sprache als die des Jeremia.

Um die gleiche Zeit schildert Ezechiel seine Gesichte: *Ein Geist hob mich empor zwischen Himmel und Erde und brachte mich in göttlichen Gesichten nach Jerusalem an den Eingang des inneren Tores, das gegen Norden liegt. Dort stand das Standbild der Liebesgöttin, das die Eifersucht des Herrn erregte ... Er sprach zu mir: Menschensohn, erhebe deine Augen nach Norden! Als ich nun meine Augen nach Norden erhob, stand nördlich vom Altartor dieses Standbild der Liebesgöttin am Eingang* (Ez. 8, 3–6).

Was sich nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft auf dem Boden Palästinas ereignet, ist die Geschichte einer uneinigen Religionsgemeinschaft, die in den letzten Jahrhunderten v. Chr. noch zu keiner Klarheit kommt und deutlich in den diffusen Strömungen griechischer Einflüsse versinkt, die sich mit ägyptischen und syrisch-kleinasiatischen mischen. Und deshalb ist auch die Geschichte von Moses bis nach der Babylonischen Gefangenschaft nicht die Geschichte einer monotheistischen Glaubensform – schon gar nicht die eines unsichtbaren Gottes –, sondern eine von mehreren sternreligiösen Auffassungen getragene, an deren Spitze nach dem Mond die Himmelskönigin und auch der „Ba'al" eine hervorragende Rolle spielen. Beides – die Texte des Alten Testamentes und die Zahlensymbole des israelitischen Heiligtums – erhärten die lebendige Existenz einer Venus-Religion. Und erst damit kann man sich an die Frage heranwagen, wer

eigentlich – abgesehen von verschiedenen anderen Gottesbezeichnungen anonymer Art – JHWH – der Gott Jahwe – ist.

Was heißt Jahwe?

Der Name *Jahwe* wird von der neuzeitlichen Forschung mit mehr oder weniger großer Unsicherheit erklärt. Zum Teil wird er auf „Hawa" oder „Haja" – in der älteren, dann nicht mehr gebräuchlichen Form auf „Ha-wah" – zurückgeführt. Andere Religionswissenschaftler meinen, daß die ursprüngliche Form „Ja-huwa" gelautet haben könnte, wenn man in dem arabischen „huwa" die ursemitische Form des Fürwortes „Er" annehme, das im Hebräischen – wie auch im Arabischen neben „huwa" – „hu" heiße. Der Name „Ja-huwa" würde dann bedeuten: „O Er!" Aus einem solchen „Ja-huwa" ließe sich dann sowohl die Kurzform „Jahu" als auch „Jahwä" oder „Jahwa" erklären.[177]

Wenn diese Überlegung zutrifft, dann liegt in jenem Ausruf „O Er!" ein deutlicher Hinweis auf etwas konkret Sichtbares, dessen eindrucksvolles Erscheinen zu einem solchen Ausruf Anlaß gibt. Freilich ist es nicht mehr der Feuerherr vom Sinai, zu dessen Füßen der Saphir leuchtet, und den Moses und die 70 Ältesten am Himmel sahen – es ist vielmehr der Jahwe, der im letzten Segen des Moses – vierzig Jahre später – erwähnt wird. Zwar war er auch, nach dem Bibeltext, vom *Sinai gekommen,* aber *aufgegangen* oder *aufgeleuchtet* ist er in Wirklichkeit *von Seir* her und von einem anderen Berge: . . . *er ist hervorgebrochen von dem Berge Pharan* . . . (und) *zu seiner rechten Hand ist ein feuriges Gesetz an sie* (Dt. 33, 2).[178]

Jahwes männliche Vorgänger

Vergegenwärtigt man sich einmal, welche Wirkungen eine religiöse Umstellung von einer höchsten weiblichen Gottheit auf eine männliche – die beide gleichen Ursprungs sein könnten – hervorrufen muß, so wird schon klar, daß die Geschlechtsauffassung in der naiven Welt der Symbole eine ungeheuere Bedeutung besitzt.

Um wieviel mehr war vor dreitausend Jahren die gleiche Frage von ausschlaggebender Bedeutung. Eine Religionslehre, die im Venusstern einen männlichen Gott sah, mußte sich zwangsläufig scharf von der Göttin trennen, die nach unseren Begriffen dasselbe bedeutet.

Männliche Venus-Gottheiten sind, wie erwiesen, im Orient keine Seltenheit. Nicht nur der Horus Ägyptens ist ein Mann, sondern auch gerade der Gott, der einen starken Einfluß auf die israelitische Religionsgeschichte ausgeübt haben dürfte:

Athar. Er ist eine der Ischtar und Astarte wesensgleiche Gottheit, wurde aber in der südarabischen Religion männlich aufgefaßt.[179]

Noch ist Jahwe kein unsichtbarer, über Himmel und Erde thronender Gott, sondern derjenige, der als Morgenstern den Mond in die Unterwelt (statt in das lunare Jenseits) hinabführt, und als Abendstern wieder lebendig macht und „heraufführt". Aber gerade im Hinblick auf die beginnende Vereinigung von Abend- und Morgenstern wird jene Stelle im 1. Buch Samuel (2, 6) bedeutsam, der ein ganz unmißverständlicher Vergleich der Unfruchtbaren (Morgenstern) mit der Fruchtbaren (Abendstern) vorangeht (1 Sm. 2, 5). Hier zeigt sich auch ein Hinweis darauf, daß sich das eine in das andere verkehre: *„. . . die Unfruchtbare hat sieben geboren, und die viele Kinder hatte, hat abgenommen."*

Jahwe und die Himmelskönigin

Die israelitische Theologie ist auf männliche Götter eingestellt. Die hebräische Sprache besitzt noch nicht einmal ein eigenes Wort für „Göttin". Und Jahwe läßt sich weder als Muttergottheit anbeten, noch duldet er eine Muttergottheit neben sich.[180] Die Himmelskönigin in den Tempel des „Herrn" zu bringen, ist deshalb in den Augen einiger Propheten eine Entheiligung.[181]

Das ändert freilich nichts an der Tatsache, daß Jahwe merkwürdig ähnliche Züge wie die Himmelskönigin trägt. Die jungfräuliche Anath – eine mit der Astarte-Aschera zusammenhängende Venus-Göttin – ist, wie Jahwe, Kriegsgottheit.[182]

Jahwe ist ferner, nach den Behauptungen der Syrer, ein Gott der Berge; nach unseren Begriffen: ein Gott des Horizontes. Jahwe ist kein Gott, der die weiten Flächen des Landes beherrschen kann, so argumentierten offensichtlich die Syrer, weil er nicht über den ganzen Himmel geht und nie in der Himmelsmitte erscheint (1 Kg. 20, 28). Auch Horus wird ausdrücklich mit dem Horizont zusammengebracht.

Zum andern kommt der Name Jahwe auch in direkter Verbindung mit dem der Anath vor. In einem alten Psalm steht das Wort *Anath* oder *Anoth* an Stelle von Jahwe (Ps. 18, 36; 2 Sm. 22, 36).[183]

Außerdem wurde Jahwe genauso auf den Opferhöhen – die später zerstört worden sind – verehrt, wie die Himmelskönigin.[184]

Endlich spricht ein Brief der israelitischen Gemeinde von Elephantine in Ägypten aus, wer Jahwe ist. Der Brief stammt aus dem Ende des 5. Jahrhundert v. Chr. Zu dieser Zeit erscheint in Elephantine der Name „Anath-Jahu".[185]

Jahwe, der unteilbare Gott

Werden dunkle Textstellen der Heiligen Schrift dergestalt verständlich, so erhellt sich nunmehr noch ein weiteres: Weil Jahwe weder Morgenstern allein noch Abendstern allein, weil er vielmehr der beide Erscheinungsformen in sich vereinigende Gott ist, deshalb ist Jahwe nicht mehr bildlich darstellbar. Er läßt sich in keiner der beiden traditionellen und festgefügten Gottesgestalten des Morgens und des Abends beschreiben. Und nichts kennzeichnet deshalb die Situation des Moses besser als die Lehre von dem „unteilbaren" Gott: „*Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr!*" (Dt. 6, 4).[186]

Kein Gedanke daran, was später die Einfalt der untergehenden Antike meinte, Jahwe sei der einzige Gott. Das fiel dem Deuteronomisten nicht im Traume ein, als er seinen „einigen" Herrn darstellte. Das Suchen nach der Formulierung des neuen Gottesbegriffes wird ferner bei der Textstelle des Buches Exodus deutlich, an der Moses seinen Gott fragt, was er den Kindern Israel antworten solle, wenn diese sich nach dem Gottesnamen erkundigen würden. Dabei antwortet Jahwe ihm: *Ich werde sein, der ich sein werde* (Ex. 3, 14).

Jahwe ist so und so; er ist abends und morgens da, richtiger: abends oder morgens. Weil Jahwe ein so neuartiger Gott ist, der sich weder als Morgenstern noch als Abendstern beschreiben läßt, wird in der Heiligen Schrift wieder ein Gottesbund geschlossen. Die Bündnisse mit Noah und Abraham sind hinfällig geworden.[187]

Folglich ist Jahwe mehr als Anath, mehr als Astarte oder wie die weiblichen Göttinnen des Morgen- und Abendsternes heißen mögen: Jahwe ist deutlich der beide Sterne in sich vereinigende Gott. Er ist der aus besserer Naturkenntnis entstandene Gott, in dem sich das Wesen des Morgen- und Abendsternes in einem übergeordneten, neuen Begriff auflöst.

Und damit niemand, der die Heilige Schrift liest, auf den Gedanken verfalle, diesen neuen Jahwe mit dem Herrn vom Sinai, dem Baal-Sirius, zu verwechseln, heißt es im Buche Exodus ausdrücklich: *Und das* (?) *soll dir das Zeichen sein, daß ich dich* (Moses) *gesandt habe: Wenn du mein Volk aus Ägypten geführt hast, werdet ihr Gott opfern auf diesem Berge* (Ex. 3, 12). Auf dem Berge Horeb nämlich (Ex. 3, 1). Und nicht auf dem Sinai!

Jahwe wird unsichtbar

Ein Gottesbegriff, der zwei grundverschiedene, festverwurzelte Begriffe vom Wesen des Morgen- und Abendsternes in sich vereinigt, muß selbstverständlich altgläubigen Hirnen große Schwierigkeiten bereiten. Ein beträchtlicher Teil der blutigen Auseinandersetzungen innerhalb der religiösen Entwicklung zur Zeit

des Moses dürfte deshalb mit der Jahwe-Lehre zusammenhängen, jedoch nicht mit ihr allein. Die Zehn Gebote des Moses (die 280 Tage) bedeuten jedenfalls auf zeitkundlichem Gebiet dasselbe, was der gleiche Moses bei der Bildung des neuen Gottesbegriffes auf religiösem Gebiet unternahm: beides zielt auf die Vereinigung von Morgen- und Abendstern hin; und zwar – und dies scheint die religiösen Schwierigkeiten noch vermehrt zu haben – in die bildlich nicht mehr darstellbare Gestalt eines männlichen Gottes.

Aber auch Jahwe ist keine religionsgeschichtlich festbegründete und unveränderliche Gottesgestalt. Der Jahwe-Begriff des Moses wurde offenbar im Laufe der folgenden Jahrhunderte und im steten Kampf gegen die Baal-Siriuslehre zu einem wiederum synkretisierten Gottesbegriff umgeformt, aus dem endlich der unsichtbare, aber persönliche Gott entstand, den niemand mehr beschreiben kann, aber auch nicht mehr beschreiben darf. Verfehlt wäre es allerdings, wollte man annehmen, daß sich die verschiedenen Religionsrichtungen Israels bald auf eine solche Auffassung einigten.

Im Gezänk der letzten Jahrhunderte vor Chr. verfällt vielmehr die israelitische Glaubensgemeinde in Sekten. Jede beansprucht für sich die wahre Kenntnis und Erkenntnis. Eifriger denn je und peinlich genau rascheln die Schreibwerkzeuge über die neuen Papyrus- und Lederrollen, damit das alte, uralte und so heilige Wort bewahrt bleibe – und sei es um den Preis, es nie wieder verstehen zu können. Den Namen Jahwe darf der gläubige Israelit seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. schließlich nicht mehr aussprechen.[188] Angeblich ist er so heilig, daß ihn nur noch ein Priestermund gebrauchen darf. Man sagt statt dessen *Adonai* und meint damit die ursprünglich lunare Adonisgestalt der Griechen. Auch die alten Gottesbezeichnungen *El* und *Elohim* (Pluralform) werden vermieden. Die Elohim sind offensichtlich die beiden Stiere[189]; statt dessen verwendet man unklare Umschreibungen wie „Der Name", „Der Ort", „Die Ehre".[190]

So endlich schwindet ein Sternglaube dahin, um dessentwillen allein auf dem Boden Kanaans viele Menschen sterben mußten. Man fühlt aber auch, wenn man die heiligen Bücher liest, wie der mächtige Schatten der Himmelskönigin über jedem Meinungsstreit liegt – unüberwindlich, namenlos am Ende und dennoch von einer Flut von Prädikaten und gläubiger Ehrfurcht überschwemmt.

Im Namen Jahwes aber ging das Buch der Bücher seinen geschichtlichen Weg. Im Namen Jahwes werden von den Kanzeln auch die Worte von Propheten zitiert, die sich haßerfüllt gegen die Himmelskönigin wenden; und der Klang manchen beschwörenden Wortes bricht sich an den Madonnengestalten, die in Weiß, Blau und Gold, mit dem Gottessohne auf dem Arm, das Haupt milde zu den lauschenden Menschen herabneigen.

Die Texte des Neuen Testamentes unterscheiden sich allerdings von denjenigen des Alten, wenn auch nicht durchweg. Lukas meint nämlich, Jesus sähe den Morgenstern als Luzifer, als den *Fürsten der Finsternis* und Tagverkünder, wie der Blitz vom Himmel fallen (Lk. 10, 18). Lukas las nämlich den Isaias (vgl. S. 337).

Der zweite Petrusbrief dagegen huldigt dem Morgenstern durch die Worte: *Und wir haben desto fester das prophetische Wort, und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen* (2 Petr. 1, 19).
Das scheint aus der Ilias herzukommen: *Jetzt wann der Morgenstern das Licht ankündigend hervorgeht . . .* (Il. 23, 226).

So aber steht es schließlich in der Geheimen Offenbarung – im Widerspruch zu Lukas, noch mit den gleichen Konflikten angefüllt, die aus den Schriften des Alten Testamentes sprechen – aber nunmehr wie ein triumphaler Abgesang der vieltausendjährigen Horus-Geschichte Ägyptens: Es ist das letzte Blatt dieses gewichtigen Bandes menschlicher Versuche, Gott zu finden und Gott zu beschreiben: *Ich, Jesus, habe gesandt meinen Engel, solches euch zu bezeugen an die Gemeinden. Ich bin die Wurzel des Geschlechtes David, der helle Morgenstern* (Offb. 22, 16).

Freyja, Nerthus und die „süße Jungfrau"

Die Versuchung ist groß, den vorangegangenen Kapiteln die Flut von Namen und Prädikaten der Himmelskönigin folgen zu lassen, die sich seit der Schrifterfindung durch alle vorchristlichen Epochen über die ganze Erde ergoß. Das Gottesbild der gleichen Herrin stand nicht allein in den Heiligtümern aller bedeutenden Städte der großen vorderasiatischen Reiche der Elamiter, Sumerer, Akkader, Amoriter, Subaräer, Hethiter und Kanaanäer und deren Nachfolgestaaten der Babylonier, Assyrer, Chaldäer, Philister, Phöniker, Aramäer, Syrer, Meder, Perser, Phrygier und Lyder und Parther – es war vielmehr auch außerhalb des Vorderen Orients von hoher Bedeutung. Denn diese Große Göttin verehrten auch punische Völker Nordafrikas, die Karthager und Kreter, Inder und Chinesen und zahlreiche Völker Süd- und Mittelamerikas; und die „Süße Jungfrau" *Britomartis*[191] war den europäischen Kelten genauso vertraut, wie die jungfräuliche *Nerthus* (oder *Hertha*) den germanischen Stämmen, die von ihr wußten, daß sie durch einen Himmelsgott schwanger ward.[192] Zahllos sind allein die Beinamen der nordischen „Herrin" *Freyja*, die sowohl Todes- als auch Liebesgöttin war und dem verschwundenen Geliebten goldene Tränen nachweint.[193] Vielseitig ist auch das Bild der *Tochter des Himmels*[194] in den indogermanischen Rätselliedern Indiens, oder der *Schwestern*, die in *dem Bullen ehrfurchtsvoll ihr Kind erkennen.*[195] Aber eine Beschreibung jeder einzelnen, mehr oder weniger noch deutlich auf den Venusstern zurückführbaren Gottheit würde keine neuen Gesichtspunkte mehr ergeben. Allenfalls ist noch ein Venus-Tier erwähnenswert, um die nachfolgende Entwicklung in den Glaubensvorstellungen verstehen zu können: die Taube.

Die Taube der Venus

Bereits beim Untergang der 3. Dynastie von Ur um die Wende vom 3. zum 2. vorchristlichen Jahrtausend wird die Venus-Göttin in einem sumerischen Klagelied mit einer Taube verglichen.[195a] Das Taubenopfer geht bis auf die Zeit des sumerischen Fürsten Eannatum von Lagasch – etwa Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. – zurück;[195b] ebenso ist die Taube der Schicksalsvogel der *Ischtar*, die deshalb den Beinamen *Schipporah* trägt. Auch der Name der mythischen Königin *Semiramis*, die Babylon erbaut haben soll, weist auf die Taube hin; er bedeutet „Die Tauben Liebende".

Im Boden Kanaans fand sich bei den neuzeitlichen Ausgrabungen ein Kultständer

aus Beth-Schan an, der ungefähr aus der Zeit des Moses herrührt. Das Kultgerät zeigt auf einem Reliefbild eine nackte Göttin, die zwei Tauben in ihren Armen hält.[195c] Dieses Bild erinnert nicht nur an babylonisch-assyrische Vorstellungen, die um die Zeit des Moses im Gelobten Lande gewirkt haben müssen, es macht vielmehr auch darauf aufmerksam, daß der Ischtar-Beiname *Schipporah* dem Namen einer der Frauen des Moses, *Zippora,* gleicht (Ex. 2, 21). Nach den Angaben der Bibel soll sie die Tochter eines Midian-Priesters gewesen sein. Zugleich wird das in der sumerischen und akkadischen Kultgeschichte nachweisbare Taubenopfer auch mehrfach in der Bibel erwähnt (u. a. Lv. 1, 14). Das Ritual ist im mosaischen Gesetz genau vorgeschrieben.

Neben solchen, noch rein religiösen Grundanschauungen im Zusammenhang mit der Venusverehrung ist im babylonisch-assyrischen Kulturbereich bereits eine Legenden- und endlich Märchenbildung nachweisbar, die der Taube gelten. So wird von der *Semiramis* erzählt, sie habe sich selber – nachdem sie ihre Geliebten heimlich umgebracht hatte – im 42. Jahr ihrer Herrschaft (lies: 42. Woche) getötet und die Erde in Gestalt einer Taube verlassen. Ein anderes Märchen weiß von einem Ei, das Fische im Euphrat finden. Sie schieben es an das Ufer, und eine Taube brütet es dann aus.[195d] Um alte Religionsanschauungen verstehen zu lernen, muß man eben Märchen und Legenden studieren; dann versteht man auch das Ei, die Fische und die Taube. Die Griechen führten endlich die Gründung ihres berühmten Orakelheiligtums von Dodona auf eine Taube zurück.[195e] Wiederum wird die Gemeinsamkeit der Anschauungen offenkundig.

So wird auch verständlich, daß die urchristliche Symbolik das fruchtbare Venus-Tier – das Symbol der Geschlechtsliebe, der Vermehrung und Geburten, demzufolge die Venus einen Mond nach dem andern zur Welt bringt – in ein Sinnbild der Auferstehung verwandelt. In diesem urchristlichen Sinne werden Tauben in die Gräber der Märtyrer gelegt, und Grablampen wie Kirchengeräte, namentlich solche zur Taufe, bekommen Taubengestalt.

Mit diesem Einblick in das Wesen der Taube als Tier der Venus kann man sich begnügen. Der weitere Gang der Glaubensgeschichte läßt sich am besten übersehen, wenn man noch einmal nach Ägypten zurückkehrt.

„Die nicht empfangen, aber gebären"

Unbesiegt und offenbar besonders im Volksglauben lebendig, tritt in den Zeiten des endenden vorletzten Jahrtausends v. Chr. die alte Isis, die Mutter des Horus und Schwester oder Gattin des leidenden, sterbenden und auferstehenden Osiris, wieder in das Licht des ägyptischen Glaubens. Ihre Erlebnisse mit Osiris, ihr Suchen nach ihm und ihre Trauer um den Verlorenen spinnen fester denn je das

Band, das menschliche Herzen mit himmlischen Gottheiten verbinden kann. Isis entfaltet sich durch solche Legenden zur menschlichsten und liebenswertesten aller Venus-Göttinnen (Abb. S. 256).

So finden sich in jenen Jahrhunderten Zeichen einer wunderbaren Vertrautheit mit Isis an, die religiöse Entwicklungen stärker bestimmen können als alle Macht staatlicher Theologie. Unter Ramses II. – so lautet die Inschrift eines Denksteines zu Ehren der Isis – sieht ein Anführer der nubischen Truppen zu Koptos einer Isis-Prozession zu und dabei geschieht das, was in anderen Formen auch noch in der Welt des 20. Jahrhunderts nach Chr. möglich ist: das an dem Manne vorüberziehende Muttergottesbild der Isis nickt ihm zu. Durch solchen offensichtlichen Gunstbeweis wird der Mann ein hoher Offizier und Gesandter seines Pharaos. Und er selber läßt daraufhin zu Ehren der Isis den genannten Denkstein setzen.[196]

Mit Isis tritt auch Osiris wieder hervor. Im Totennachruf für Ramses III. erscheint Osiris, neben Amon und Re, als *der Herr der Ewigkeit.*[197] Es muß hier jedoch betont werden, daß Isis noch keine Jungfrau-Mutter im Sinne der alten sumerisch-akkadischen Theologie ist; aber auch am Nil mehren sich nunmehr, abgesehen von den Legenden um die Geiergöttin (vgl. S. 303), die Zeichen der fruchtbaren Jungfrau, wenn sie auch noch nicht unmittelbar der Isis zugeschrieben werden. Vielmehr sind es aus Syrien und Kanaan zum Nil vordringende Lehren von den Göttinnen Anath und Astarte (beide spielen im religiösen Leben der Israeliten eine Rolle), in denen eine eigenartige Begriffsbestimmung auftaucht: nach einem ägyptischen Text aus der Zeit des Neuen Reiches sind Anath und Astarte *die großen Göttinnen, die nicht empfangen, aber gebären.*[198]

Aber was die sich so ankündigende Jungfrau-Mutter Ägypten zu sagen hat, dringt kaum durch die verwirrende Vielfalt der Lokalkulte des weiten Landes nach Süden. Die erbarmungslose Hand eines Mächtigeren gehört vielmehr dazu, das wildwuchernde Dickicht zu lichten, das sich über allen alten Religionsformen Ägyptens verbreitet hat. So bringen auch die Eroberung des Landes durch die Assyrer – 671 v. Chr. wird Memphis gestürmt, 662 v. Chr. Theben geplündert – und die anschließende Restauration nach dem Untergange des assyrischen Weltreiches, außer schweren Erschütterungen der Glaubenswelt, noch keine spürbare Wende.

Das Schicksal Ägyptens entscheidet sich jedoch endgültig im Jahre 525 v. Chr., als der Perser Kambyses in der Schlacht bei Pelusium das ägyptische Heer vernichtend schlägt und damit dem ägyptischen Reich ein Ende bereitet. Nach hinterlassenen Nachrichten greift Kambyses mit Gewalt in das ägyptische Religionsleben ein. Die aus ägyptischen Quellen herrührenden Angaben über die Maßnahmen des Kambyses sind freilich entstellt – so die Behauptung, er habe den Stier des Apis und Osiris verhöhnt und deren Priester hinrichten lassen. Die moderne Forschung erkannte vielmehr, daß Kambyses in Wahrheit auch den Apis-Stier

achtet.[199] Er läßt außerdem das schon verfallende Heiligtum der Stadtgöttin von Sais, der Neith, wieder herrichten, ordnet die Neubelebung ihrer Feste an und setzt ihre Priester ein.[200] Dabei kommt es augenscheinlich nicht auf den Namen dieser Stadtgöttin – uralt wie Isis oder Hathor – an, sondern auf das durch sie repräsentierte Glaubensbild. Zwar ehren die folgenden Könige noch verschiedene männliche Gottheiten, aber unter ihrer Herrschaft wird im persischen Kernland der entscheidende Schritt getan: Artaxerxes II. (405–359 v. Chr.) läßt die Bilder der nunmehr unbefleckten Himmelskönigin – in den persischen Heiligtümern aufstellen: der *Anahita*, der „Unbefleckten".[201]

In ägyptischen Tempel-Inschriften und Papyrusrollen der folgenden Zeit finden sich Verzeichnisse, die deutlich eine Vereinigung der vielen Lokalnamen ein und derselben Göttin bezwecken. So wird die Geburtsgöttin *Mesechenet* mit verschiedenen Attributen als *Tefnet, Nut* und *Isis* erklärt.[202] In allen Gauen Ägyptens zeichnet sich nunmehr eine wesensgleiche Entwicklung ab: überall gibt es eine Osiris-Reliquie, ein heiliges Schiff und eine heilige Schlange;[203] und überall findet sich ein und dieselbe so alte, so uralte Göttin ein. Der Falke vereinigt sich mit einem Widderkopf, mit einem Schakalkopf, mit einem Katzenkopf;[204] aber mehr und mehr verschwindet zugleich das Bewußtsein, daß hinter solchen Mischwesen nur die ausgleichenden Vereinigungen verschiedenartiger Tiersymbole stehen. Das Falkensymbol geht auf alle möglichen Götter über und auch auf Sonne und Mond.[205] Dem weiblichen Geier geht es ähnlich – allen Tieren ergeht es so, auch der Kuh. Und von der Neith heißt es endlich: *Die Kuh, die die Sonne gebar*, oder: *Die Mutter, die die Sonne gebar, die zuerst gebar, ehe denn geboren wurde* (auf Erden).[206]
Noch ist alles im Werden. Noch ist aus dem gärenden Sumpf die Blume der Welt nicht klar zu erkennen, die fast drei Jahrtausende früher der Königsgott der ersten Pharaonen war. Doch die großen Trauerfeiern um Osiris beherrschen wieder das Glaubensbild der ägyptischen Religion. Sie finden vorwiegend im Monat Choiak (etwa November) statt und gipfeln in den Bestattungsfeierlichkeiten für den verstorbenen Gott. Die zahllosen Teilnehmer dieser Feiern schlagen sich an die Brust, klagen und singen und weinen, rufen nach Isis, tanzen, schreien, heben die Röcke hoch und tragen Phallusbilder. Viele Hunderttausende (vgl. Herodot II, 60: siebenmal Hunderttausend) erleben den Tod des Gottes, feiern die Gottesmutter, deren Sohn Horus den Thron besteigt. In Busiris, Memphis, Sais, Abydos – anscheinend den ganzen langen Nil entlang – spielen sich die Zeremonien ab.[207]

Die Jungfrau legt ihr kriegerisches Wesen ab

Im Mittelpunkt des neubelebten Osirisglaubens entfaltet die Himmelskönigin endlich ihr neues Wesen. Als Isis steigt sie zu der unbeschreiblichen Göttin empor, die mächtiger ist als Osiris. Teils löst sie sich von dem Namen ihres alten Gatten und Geliebten Osiris, teils erscheint hinter ihr die vielnamige Sohnesgestalt im Dämmerlicht einer noch unausdrückbaren Hoffnung. Sie selber trägt in ihren zahllosen Attributen und Prädikaten uralte und jüngere Elemente des Glaubens und der vertrauenden Liebe: *Die Große, Die Gottesmutter, Gattin des Wennofre, Königin der Menschen, Fürstin beider Länder, Groß im Himmel, Mächtig auf der Erde, Zaubergroße, Herrin von Abaton, Herrin von Philae, Auge des Re, Herrin des Himmels.*[208]

Überall finden sich noch Hinweise – so in Memphis und Dendera –, daß sie den Gottesdienst der Hathor, der Astarte, ihrer eigenen Schwester Nephthys und auch der Neith von Sais in sich aufnimmt und dergestalt auf dem Wege ist, die einzige große Himmelskönigin Ägyptens zu werden. Plutarch sagt von ihr, daß viele sie mit dem Namen der Athene benennen; Plinius bezeichnet sie direkt als Venus.[209]

Doch Isis verwandelt sich auch. Obwohl sie seit jeher eine Mutter war, nimmt sie jetzt die Züge der Jungfrau an und tritt so als eine neue Offenbarung in die ägyptische Welt. Mitunter erscheint sie als reine Jungfrau. Aber – und auch dies ist etwas Entscheidendes – sie hat das kriegerische Wesen der Morgengöttin abgelegt. Das Kind der Isis freilich besitzt nunmehr viele Namen; doch wahrlich, es ist ein Gottessohn! In ägyptischen Texten wird er *Horus-Harpokrates, Anubis, Osiris-Sarapis, Adonis, Dionysos, Horus das Kind* und *Der herrliche Säugling der Amme* genannt.[210]

Mit den Riesenhörnern auf dem Haupt, zwischen denen die Sonne steht, sitzt Isis als nacktes Weib auf dem Thron und reicht dem Götterknaben die Brust. Jetzt erst gebiert die Jungfrau selber. Jetzt erst wird sie schwanger, wie die Johannes-Offenbarung es weiß, die das Weib beschreibt, das mit der Sonne umkleidet ist und den Mond zu ihren Füßen hat. Dieses Weib schreit in Kindesnöten (Offb. 12, 1–2).

Nur noch eine winzige Drehung im Reich der vielfältigen Gedanken – im Stimmengewirr aus aller Welt, aus dem Munde der Propheten Israels, aus den Priesterorakeln Ägyptens und Irans, aus der Verlorenheit griechischer Philosophie – genügt, um die Dinge ganz einfach zu machen, ganz klar, ganz von den Schlacken der vieltausendjährigen Vergangenheit zu befreien – und den Isis-Sohn zum Sohne eines persönlichen, aber nicht mehr beschreibbaren Gottvaters zu machen und Isis zu einem irdischen Weibe. Wie ein Blitzstrahl wird es eines Tages in die irdische Verworrenheit fahren. Noch ist es nicht so weit.

Zur Perserzeit errichtet Nektanebos I. (Nektambus) der Isis in Behbet im Nildelta einen Riesentempel aus Granit. Er kann erst gegen Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. fertiggestellt werden.[211] Nektanebos I. läßt sich in Sais krönen und in feierlicher Prozession zum Heiligtum der Neith führen. Er beschenkt es reich und ebenso den Horus-Tempel von Edfu.[212]

Mit seiner Zeit und der anschließenden Epoche der Ptolemäer baut oder erneuert Ägypten im erwachenden Willen, es den längst versunkenen großen Epochen seiner Geschichte gleichzutun, die großartigen Heiligtümer von Dendera, Edfu, Kom Ombo, Esneh, Philae und von manchen anderen Orten[213] und schafft damit seiner Himmelskönigin und ihrem Sohne die heiligen Stätten, die teils noch heute zu sehen sind.

Wie in einem Fieber steigen uralte Gedanken auf. Nektanebos II. (ab 360/359 v. Chr.) schreitet in der Trauerprozession des verstorbenen Apis-Stieres und befiehlt, ihm ein neues, prachtvolles Heiligtum zu erbauen. Ein Jahr später wird im Süden Ägyptens – in Hermonthis (Armant) – ein neuer Stierkult, des Buchis, den heiligen Stieren Apis und Mnevis Unterägyptens gleichwertig, eingeführt.[214] Zugleich wird der Horus-Tempel von Edfu mit großen Landschenkungen bedacht und in Abydos ein Tempel für Ptah, Sokaris und Osiris begonnen.[215]

Doch der Sternenhimmel ist fast vergessen. Übriggeblieben sind nur die alten, unverständlichen Urkunden, die Totenbücher, die Sargtexte, die kaum mehr lesbaren Inschriften der Denksteine, der verfallenden Totenstätten und Pyramiden, der Papyrusblätter und das orakelnde Schrifttum von Propheten, Zauberern und Wahrsagern. Und diese klammern sich mit der Verzweiflung von Ertrinkenden, mit der Inbrunst des Glaubenwollens und Glaubenmüssens an das alte, geheiligte, ach so unbegreifliche Wort, und mit dem Starrsinn der Ausweglosigkeit berufen sie sich darauf. Dann sind es nicht mehr einzelne oder bedeutungslose Sekten – es ist das ganze Volk, der ganze Staat, der ganze Geist. Inbrünstig wendet sich der ägyptische Mensch zur längst versunkenen Vergangenheit zurück, wie Kinder sich in den Schoß der Mütter flüchten. Die ägyptische Kunst ahmt bewußt den Stil einer tausend und zweitausend Jahre zurückliegenden Zeit nach – als *unheimliche Doppelgängerin ihrer eigenen, grauen Vorzeit.*[216] Angesichts einer unter den Händen zerrinnenden Glaubenslehre erneuern sich Titulatur und Amtssprache, Grabinschriften, Wandschmuck und Texte sklavisch getreu dem Vorbilde des Alten Reiches, füllen sich die religiösen Bekenntnisse mit hohlen, weil nicht mehr ursächlich verstandenen, rituellen Vorschriften, mit Fasten- und Reinigungsgeboten eines Glaubens, der einst unbefangene Überzeugung war. Und mit dem sicheren Instinkt für die Verwundbarkeit dessen, was verwundbarer als ein menschlicher Körper ist und schmerzempfindlicher als dieser, kapselt sich die ägyptische Welt in ihr versteinertes Schneckengehäuse ein.

Im Zweistromland ereignet sich ähnliches. Das neubabylonische Reich *träumt sich*

in die Tage Hammurabis zurück.[217] Wie gelähmt klammert sich der babylonische Geist an die Zeichen der jahrtausendealten Vergangenheit. Er will halten und bewahren, was er kaum noch begreift, was längst umgedeutet und derart unwirklich ist. Nebukadnezar und Nabonid lassen nach den Bauurkunden uralter Tempelgründungen suchen und vermerken ihre Auffindung.[218]

„Ich bin die Königin des ganzen Landes"

Aber sie fragen sich auch in den Schulen der Schriftgelehrten, wer diese Isis eigentlich sei und woher sie die Macht nimmt, die Völker des ganzen Mittelmeerraumes etwas Neues zu lehren – etwas, was jede Mutter ihren Kindern erzählen wird und bereits erzählt; etwas, was keine Macht der Welt jemals wieder für zwei Jahrtausende aus der Seele der Menschheit verbannen wird. – Sie aber antwortet bereits von den griechischen Inseln und aus Arabien her:

Ich bin Isis . . .
Ich bin es, die im Hundsstern aufgeht . . .
Ich habe den Sternen den Weg gewiesen . . .
Ich habe die Seefahrt erfunden . . .
Ich habe Weib und Mann zusammengeführt . . .
Ich machte mit meinem Bruder Osiris dem Menschenfressen ein Ende . . .
Ich habe die Männer gezwungen, die Weiber zu lieben . . .
Ich habe die Gerechtigkeit stärker gemacht als Gold und Silber . . .
Ich bin Isis, die Königin des ganzen Landes . . .[219]

Auch aus dem nordwestlichen Kleinasien, aus der Landschaft Bithynien, hallt das Bekenntnis zu der Himmelskönigin und ihrem Sohne wider:

Dich, aller Himmlischen König, ich grüße dich, ewiger Anubis . . .
Dich auch, selige Göttin und Mutter, vielnamige Isis,
die der Himmel gebar auf den flimmernden Wellen des Meeres.[220]

Der Isis-Osiris-Kult dringt nach Griechenland

Die Religion der Isis gelangt im 4. Jahrhundert v. Chr. nach Griechenland, im 3. Jahrhundert v. Chr. nach Sizilien, im 2. Jahrhundert v. Chr. nach Rom. Eine Religion der Menschenliebe hebt an. Im Namen der Isis und ihres Sohnes werden im 2. Jahrhundert v. Chr. in Boiotien die Sklaven freigelassen.[221]
Auf kleinasiatischen Münzen von Karien erscheint das Isisbild. Eine Münze von Malta zeigt Isis und Nephthys. Zwischen ihnen steht Osiris. Die Schwestern kreuzen ihre Flügel. Auf dem Kopf tragen sie die Hörner und die Sonnenscheibe.[222]

Aus Ägypten schickt Ptolemaios III. Euergetes eine Isis-Statue nach dem syrischen Antiochia – zu der Stadt, in der den Jüngern des Herrn zum erstenmal der Name „Christen“ gegeben werden soll (Apg. 11, 26).
Die griechische Göttin Jo vereinigt sich mit Isis. Im Sohn der Jo schmelzen die Namen verschiedenster Herkunft zu einer Gottesgestalt zusammen. Byblos – die Stadt, die seit nahezu dreitausend Jahren Sammel- und Ausgangspunkt ägyptischer Lehren an der Küste Kanaans ist – betet nunmehr zu Dionysos-Osiris-Adonis, Sohn der Jo-Isis-Astarte.[223]
In einem Heiligtum zu Athen vereinigt sich die Isis mit Sarapis (Osiris-Apis). Ferner findet sie in den Geheimkulten der Demeter Aufnahme, geht in Eleusis in die Mysterien der Demeter-Isis ein, und auf Delos vereinigt sie sich mit der Astarte-Aphrodite zu einer Gestalt.[224]

Zwei Jahrhunderte trennen die Welt des Heidentums noch von dem Erscheinen des christlichen Erlösers und seiner Mutter Maria, als der Gottesmutter Isis und ihrem Sohne mehr und mehr auf griechischer Erde öffentlich geopfert wird. Von Jahr zu Jahr erobern sie sich neues Gebiet. Sie erscheinen in den Provinzen Boiotien, Euboia, Phokis, Argolis; im letzten Jahrhundert v. Chr. öffnen sich die Tore von Thessalien, Epirus, Achäa.[225]
Korinth – die alte Stadt der Dirnengöttin – feiert das Isis-Fest im März, wie die Feste der Muttergottheit Kleinasiens im Frühling gefeiert werden. Dem Festzuge der Isis gehen Gruppen verkleideter Menschen voran, die Tiermasken der alten Götter tragen – ähnlich wie heute zur Karnevalszeit. Dann folgen Frauen in weißen Gewändern, mit Frühlingsblumen bekränzt. Über einen Blumenteppich tragen Männer und Frauen Fackeln und Lampen, dann folgen Musikanten und Sänger, wiederum weißgekleidet, die Priesterschaften und die Götter, voran Anubis.[226]

Anders dagegen die Feiern zu Eleusis bei Athen: In riesigen Prozessionen – Herodot schätzt dreißigtausend Teilnehmer – bewegen sich die Kolonnen der Eingeweihten mit Fackeln, Wasserkrügen – den heiligen Gefäßen – und Getreideähren in den Händen zum Heiligtum der Großen Göttin Demeter-Isis, die zugleich Jungfrau und Gattin ist.[227] Im Heiligtum zu Eleusis entfaltet sich dann in einer Art Mysterienspiel und Gottesdienst die „Heilige Hochzeit“ von Göttin und Gott, die Wiedergeburt des Gottessohnes aus der Jungfrau und endlich dessen Aufstieg zum Himmel. In die Kulthandlung sind offenbar bereits allegorisierende Darstellungen vom Mutterschoß der Erde und deren Fruchtbarkeit einbezogen.[228]

Scipio holt den Schwarzen Stein nach Rom

Geheimnisvoll und unter vielen Namen betritt Isis endlich Rom. Sie taucht dort um die gleiche Zeit auf, zu der die große Muttergottheit Kleinasiens in der Hauptstadt des werdenden römischen Imperiums erscheint.
Als nach der Katastrophe von Cannae im Jahre 216 v. Chr. Rom schutzlos dem karthagischen Heerführer Hannibal und seinen Truppen preisgegeben ist, ruft das römische Volk in panischem Entsetzen vor der drohenden Gefahr: *Zu welchem Gott müssen wir beten, um Rom zu retten?* Die Antwort verkündet der römische Senat im Jahre 205 v. Chr. Er verweist auf eine Weissagung der Sibyllinischen Bücher: Hannibal werde Italien verlassen, sobald die heilige Inkarnation der Großen Mutter Phrygiens – der Schwarze Stein der Himmelskönigin von Pessinos – nach Rom gebracht werde. Darin sieht der Senat Roms am Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. die Rettung vor dem Hannibal, der im Namen seiner großen Göttin Elissa oder Tanit – eben der gleichen Himmelsgöttin – Italien mit seinem Heer von Norden bedroht.
Der König von Pergamon, Attalos, gibt seine Einwilligung zur Überführung des Steines nach Rom. Kein anderer als Scipio Africanus, der drei Jahre später (202 v. Chr.) vor Karthago landen und Hannibal bei Zama besiegen wird, holt den Schwarzen Stein aus der Hafenstadt Ostia. Umgeben von einer Delegation tugendhafter Matronen, nimmt Scipio das hohe Symbol der Großen Mutter, der Magna Mater und Kybele Kleinasiens, im feierlichen Aufzuge in Empfang und geleitet es nach Rom. Dort tragen die Matronen den Schwarzen Stein in einer Prozession – vorbei an den Weihrauchbecken der geschmückten Haustüren der Römer – zum Tempel der Victoria, der Göttin des Sieges.
Seitdem feierte das Rom der vorchristlichen Zeit die Megalesia, das Fest der Großen Göttin. Es ähnelte den Attis-Zeremonien, die in tiefer Trauer beginnen und in überströmender Freude über die Auferstehung des Gottessohnes enden.[220]

Wo die Himmelskönigin herrscht, senken sich in einer furchtbaren Welt, die wenig Gnade übt und selten Gnade empfängt, die Waffen: *Schon wollten seine* (römischen) *Soldaten die Mauern* (von Sestus) *angreifen, als ihnen zuerst die Priesterschar der Galler in feierlicher Amtstracht vor das Tor ent-*



Die karthagische Himmelskönigin Tanit mit der Sonne (?) und der liegenden Mondsichel in den Händen. Unter diesem Steinbild sind noch verschiedene Symbole, darunter zwei Tauben, abgebildet

gegenkam. Ihrer Angabe nach kamen sie auf Befehl der Göttermutter, als Diener der Göttin für ihre Mauern und für ihre Stadt bei den Römern um Schonung zu bitten, und keinem von ihnen tat man etwas zu leide . . .[230]
Als die Römer, wenig später, auf dem Boden Kleinasiens die Brücke über den Fluß Sangarius schlugen, um den Vernichtungsfeldzug gegen die in Kleinasien eingedrungenen Gallierstämme zu führen, *kamen ihnen von Pessinos die Priester der Großen Mutter in ihrem Ehrenschmucke entgegen und verkündeten . . . die Göttin zeige den Römern den Weg zum Kriege und den Sieg und verleihe ihnen die Herrschaft dieser Gegend.*[231] (Vgl. das verwandte Bild S. 304.)

Die römische Venus

Neben der kleinasiatischen Muttergöttin Kybele ehrt Rom zwei scheinbar eigene Göttinnen, die zwar nicht als Schwestern aufgefaßt werden, aber stark den griechischen Gestalten der Athene und Aphrodite ähneln: Minerva und Venus.
Während die undeutliche Entwicklung der römischen Minerva aus dem Wesen des Morgensternes nur dann verständlich wird, wenn man die Göttin mit der griechischen Athene gleichsetzt – wie Athene ist auch die Minerva zuletzt abstrakte Staatsgöttin und namentlich Patronin von Handwerk und Gewerbe –, ist die Göttin Venus tatsächlich noch der Venusstern. Dabei entspricht ihre Charakterisierung stark der griechischen Aphrodite, besser: der abendlichen Liebesgöttin schlechthin. Von der römischen Venus heißt es sogar ausdrücklich, ein Orakel der Sibyllinischen Bücher habe zu Beginn des 2. vorchristlichen Jahrhunderts veranlaßt, den Kult der sizilianischen Aphrodite vom Berge Eryx auf die Venus zu übertragen. Livius erwähnt jedenfalls die Einweihung eines Tempels der *Venus Erycina* am Collinischen Tor zu Rom (40, 34).
Auch die römische Venus steht anfangs als Abendstern in dem bekannten und in allen Kulten der Welt nachweisbaren Gegensatz zur Morgengöttin (Minerva-Athene). Begierde, Geschlechtsleben und Fruchtbarkeit gehören zu ihrem Bereich als Abendgöttin. Lucretius und Ovid sehen in ihr den *liebebedingten Ursprung aller lebendigen Dinge.*[232] Sie ist in dieser Gestalt noch ganz die Eva des Alten Testamentes.
Cicero sieht die Venus schon in ihrer Vereinigung von Morgen- und Abendstern. Er erklärt die Herkunft ihres Namens aus der *Göttin, die zu allen Dingen kommt (venire);* und Cicero sagt auch, daß sie griechisch *Phosphoros*, lateinisch *Lucifer* heiße, wenn sie der Sonne vorausgehe (als Morgenstern) und *Hesperos*, wenn sie der Sonne folge (als Abendstern).[233]
Plutarch bringt die Venus mit der Ariadne in Verbindung,[234] wie andere antike Autoren sie mit der Aphrodite vergleichen. Das griechische Adonia-Fest wurde



Kopf der Göttin von Mari (am mittleren Euphrat). Vermutlich Erscheinungsform der Ischtar-Venus; mit eigenartiger Hörnerkrone. Weißer Stein. 2. Jahrtausend v. Chr.



Die griechische Göttin Demeter mit dem Kinde an der linken Brust. Stein aus Theben (Böotien)

endlich zu Ehren der Venus und des Adonis gefeiert. Am ersten Tage pflegten *die Weiber hin und wieder Bildnisse von Toten, die begraben werden sollen, auszusetzen und Leichenbegängnisse mit Klagegeschrei und Trauerliedern darzustellen.*[235] Der zweite Festtag brachte dagegen Freude und Lustbarkeiten, weil Adonis entweder auferstanden war, oder weil die Gegenspielerin der Venus, die Proserpina, dem Adonis erlaubt hatte, die Hälfte eines jeden „Jahres" (eines Venus-Jahres nämlich) bei der Venus zu bleiben.[236]

Es handelt sich dabei nicht nur um Verschmelzungsprozesse griechisch-römischer Auffassungen mit solchen orientalischer Herkunft, sondern um weit mehr: um das Verdämmern einst klarer Naturgesetze im rein religiösen Bereich, der seine rationalen Wurzeln einbüßt, aber die seelisch-archetypischen behält. Dabei mag dahingestellt bleiben, inwieweit dies absichtlich geschieht. Plutarch jedenfalls, der selber Hoherpriester ist, erwähnt bei der Schilderung des Adonia-Festes mit keinem Wort, daß dieses sich ursprünglich aus dem Wesen des vermeintlichen Doppelsternes erklärt, bei dem der Mond die halbe Zeit morgens im Osten bei der einen Göttin (Proserpina), die zweite Hälfte abends im Westen bei der anderen (Venus) zu sehen ist (vgl. S. 210). Plutarch geht auch nicht auf den scheinbaren Gegensatz beider Göttinnen ein. Sein Schweigen läßt noch nicht einmal vermuten, daß ihm die vernünftigen Grundlagen der geschilderten kultischen Vorgänge bekannt sind. Viele Stellen seiner Bücher beweisen, daß er diese Zusammenhänge gar nicht mehr kennt, die zumindest noch den griechischen Astronomen seiner Zeit bewußt gewesen sein müssen. Aber im Zeichen der endgültig durchbrechenden Sonnenlehre interessieren sich die Astronomen nicht mehr für den Venusstern, und oft genug auch nicht mehr für die religiösen Anschauungen ihrer Zeitgenossen; umgekehrt lassen sich alte religiöse Vorstellungen nicht durch „moderne" Naturbeobachtungen beirren, weil die Menschen zumeist mit ihren Gefühlen „denken". Und diese sind eben alt, sind „Überzeugungen" und „Gewißheiten" – kurz: sie unterliegen der Macht des Archetypus.

Selbst Lucretius (1. Jhdt. v. Chr.), der große Dichter Roms, ehrt die Venus am Anfang seines Werkes „Von der Natur der Dinge":

Mutter der Äneeaen, du Wonne der Menschen und Götter,
Venus, o du, die unter des Himmels gleitenden Lichtern
auf das besegelte Meer und die Früchte gebärende Erde
freundlichen Glanz ausstrahlt; denn alle lebendigen Wesen
werden erzeuget durch dich und schauen die Strahlen der Sonne.
Wenn du, Göttin, erscheinst, dann fliehen die Winde, die Wolken
weichen vor dir; dir treibt die buntgeschmückete Erde
liebliche Blumen empor; dir lachen die Flächen des Meeres,
und es zerfließet in Glanz vor dir der beruhigte Himmel.

> *... so mächtig fesselt die Anmut*
> *und dein zaubrischer Reiz die Natur der Lebenden aller,*
> *daß mit Begier dir jegliches folgt, wohin du es lockest* (I, 1 f.).

Als *Venus Genetrix* wird die gleiche Göttin zur Stammutter des Cäsarengeschlechts der Julier, entsprechend dem uralten Gedanken zwei und drei Jahrtausende älterer Fürsten der Sumerer und Akkader, die von dem Venusstern abzustammen behaupteten. Cäsar erbaut ihr 46 v. Chr. einen Tempel auf dem Forum von Rom, in dem sie mit Mars als ihrem Ehegatten verehrt wird. Die römische Venus ist schließlich nicht mehr die alte Aphrodite, die Königin der Geschlechtsliebe und der Schönheit – wenn auch erhalten bleibt, daß Griechen und Römer Geschlechtskrankheiten als die „Rache der Venus" bezeichnen –, sie wandelt sich vielmehr nach dem Gesetz, das in ihrer Geschichte zutage tritt, zur *Verticordia*, zur Wenderin der weiblichen Herzen zu Zucht und Sitte – der zu Ehren die römischen Matronen am 1. April ihren Festtag feiern.
Kaiser Hadrian (117–138 n. Chr.) erbaut endlich das Venus-Heiligtum gegenüber dem Kolosseum. Es ist der Tempel zweier Göttinnen: der Venus und der Roma.
Kaum jemand in den Volksmassen ahnt noch, daß sich die Himmelskönigin einst in zwei Gottesgestalten offenbarte; niemand weiß mehr von den beiden Priestern Ägyptens, die auf ihren Schultern die Namen der Isis und Nephthys trugen. Niemand versteht mehr, was die heiligen Symbole und Hieroglyphen auf den Statuen und Reliefbildern der Königin eigentlich bedeuten; sie werden – wie die Ägyptologie feststellte – auf römischem Boden sinnlos durcheinandergemengt und falsch von Denkmälern Ägyptens kopiert. Selbst Ägypten versteht in der Wirrnis seiner vieltausendjährigen Geistesgeschichte nicht mehr klar, was der Himmel ursprünglich lehrte. Die Randschrift des Rundbildes im Tempel von Dendera aus der Zeit Jesu Christi erklärt: O *Himmel des Goldes, o Himmel des Goldes,* (Du) *große Isis, Gottesmutter, Herrin von Dendera ... die großen Götter sind seine* (Dekan-) *Sterne, Horus, der Isissohn, sein Morgenstern, Sokaris seine Sonne, der Knabe* (Merkur?) *sein Abendstern, Osiris sein Mond, Orion sein Gott und Sothis seine Göttin ...*[237]

Rom aber ehrt die Venus und die Roma in einem Heiligtum. Es ist der größte Tempel Roms. Jede Göttin verfügt über eine eigene Cella. Rücken an Rücken sitzen die Himmelsherrinnen auf zwei getrennten Thronen. Die gewölbte Decke aus goldüberzogener, spiegelnder Bronze wirft das Bild der Knieenden und Betenden zurück. Die Decke zählt zu den schönsten Sehenswürdigkeiten Roms.[237a]

Die Isis in Rom

In diesen Jahrhunderten der römischen Geschichte betritt Isis, aus den Hafenstädten Kampaniens kommend, die Metropole des Imperiums. Zunächst heimlich verehrt, dann auch in Rom im letzten Jahrhundert v. Chr. von Sulla öffentlich genannt (82–79 v. Chr.; der sich in seinen Briefen an die Griechen den Namen *Epaphroditus* – Günstling der Venus – zulegt),[238] geht Isis durch ein Martyrium: allein in den elf Jahren von 59 bis 48 v. Chr. werden die Isis-Kapellen in den römischen Vorstädten fünfmal zerstört. Aber 43 v. Chr. beschließt dann der römische Senat die Errichtung eines Isis-Heiligtums, stellt freilich die Bauarbeiten vorerst zurück.[238a] Und nachdem Kaiser Augustus die Isis in den Vororten Roms geduldet hatte, kreuzigt sein Nachfolger Tiberius, 19 n. Chr., in Rom einen Priester der Isis, zerstört erneut ihre Heiligtümer und wirft das Gottesbild in den Tiber. Tausende von Anhängern der Isis werden aus Rom nach Sardinien verbannt.[239] Doch der ständig wachsenden Macht der Isis können sich die folgenden römischen Kaiser nicht mehr entziehen, und so baut endlich Caligula (37–41 n. Chr.) der Isis auf Staatskosten den ein Jahrhundert zuvor vom Senat beschlossenen Tempel auf dem Marsfelde Roms, und Domitian erweitert ihn.[240] Domitian und die Großen des Reiches nehmen dann bereits selber an Isis-Feiern teil und bekennen sich als *Diener der Isis* und des Sarapis (Osiris-Apis).[241] Kaiser Commodus (180–192 n. Chr.) folgt noch demütig mit glattgeschorenem Haupt der priesterlichen Prozession. In seinen Armen hält er ehrfürchtig die Anubis-Statue Ägyptens.

Im Vergleich zu den blutigen Kulten der kleinasiatischen Kybele mit ihren Entmannungsriten und den wilden Tempeltänzen – bei denen sich die Priester selber verwundeten und ihr Blut auf das Gottesbild und auf die Betenden verspritzten; den Orgien mit dem wüsten Lärm von Trompeten und Trommeln – im Vergleich zu diesen alten Kultformen zu Ehren der Gottesmutter, zeigt die Isis-Religion eine Verfeinerung des Rituals.[242]

Weißgekleidete und tonsurierte Priester schreiten in der feierlichen Atmosphäre ihres Heiligtumes zu den kostbaren, im Kerzenschimmer leuchtenden Altären und zu dem mit Gold und Juwelen überladenen Bild der Gottesmutter. Ergreifende Musik, Weihrauch, leise Gebete und die funkelnde Pracht der Wände und Decken schaffen ein festliches und vertrauenerweckendes Stimmungsbild. Getreu dem Zeitgesetz der Gottesmutter begeht man den stillen Gottesdienst täglich zweimal: bei Tagesanbruch und gegen Abend.[243] Der Begriff der *Vesper* stammt unmittelbar von einer römischen Venus-Bezeichnung. Mit einer unbeschreiblichen Innigkeit wenden sich die neuen Gebete an die Göttin *mit dem süßen Erbarmen einer Mutter*, an die Herrin des Himmels, der Erde und der Unterwelt. Auch Apuleios, der Novize im Isis-Dienst, betet zu ihr:

Dich verehren die Himmlischen, scheuen
die Höllengeister;
Du lenkst das All, erhellst die Sonne,
trittst mit Füßen den Tartaros.
Dir antworten die Gestirne,
kehren wieder die Jahreszeiten,
jubeln die Götter, dienen die Elemente . .
Hätte ich tausend Zungen, so könnte ich
deine Majestät nicht genügsam verkünden.
So will ich tun, was allein ein frommer,
doch armer Mann vermag:
Dein göttliches Antlitz und deine heilige
Majestät will ich für immer bewahren
im Innersten meines Herzens.[243a]

Die Zeit der Offenbarungen

Alle Mittelmeervölker wissen jetzt von dem Opfertode des Gatten, Geliebten, Bruders oder Sohnes der Isis; alle Völker feiern seine Auferstehung in prunkvollen Prozessionen, die zugleich der Göttin gelten, die um Osiris so viel Leid erfuhr. Und überall erschallt der Jubelruf der Gläubigen: *Wir haben Osiris wiedergefunden!*[244]
Es ist die Zeit, in der Isis zur Madonna fast jeder Stadt des Mittelmeerraumes emporsteigt: als *Isis-Tyche, Isis-Athene, Isis-Artemis, Isis-Hekate, Isis-Astarte, Isis-Neith, Isis-Buto, Isis-Bastet*[245] und unter vielen anonymen Namen, die ihr Wesen umschreiben. Alexandria wählt sie als mädchenhafte Kore zur Schutzpatronin der Schiffahrt. Als Proserpina ist ihr ganz Sizilien geweiht.[246] In großartigen Isis-Prozessionen werden in vielen Orten goldene Schiffe und goldene Schnabelkannen mit Schlangenhenkeln getragen,[247] ohne daß noch einer der zahllosen Gläubigen den ursprünglichen Sinn der heiligen Symbole zu erklären weiß. Alle Handwerkerstände schließen sich in ihrer Arbeitstracht den feierlichen Umzügen zu Ehren der Isis an.[248] Römische Soldaten wallfahren nach Philae am oberen Nil, um dort im berühmten Isis-Heiligtum *die Herrin Isis* anzubeten. Isis wird zur Beschützerin aller Schiffe erkoren – wie sie einst die Beschützerin des Mondschiffes war – und in allen Hafenstädten wird sie bei der Eröffnung der Seeschiffahrt nach den Wintermonaten, meist am 6. März, in prunkvollen Prozessionen als Retterin aus Seenot angerufen und gefeiert.[249]
Es ist aber auch die Zeit, in der ägyptischer Pöbel einen Römer umbringt, weil er versehentlich eine Katze – das heilige Tier der Himmelskönigin – getötet hat.[250]

Und die Zeit, in der im jahrtausendealten Konflikt um die Tiersymbole des Mondes der Fisch von Abydos wieder Ansehen und Macht gewinnt. Es ist zugleich die Zeit der Urkundenfälschungen, des frommen Betruges und der sinnbildlichen Umdeutungen; die Zeit, in der sich mit magischer Gewalt an der Stelle der späteren Grabeskirche zu Jerusalem der römische Tempel der Venus erhebt.[251]

Es ist ferner die Zeit der geheimsten aller Geheimnisse, der Offenbarungen, die kein Unwissender erfahren darf, der Geheimzeichen und Buchstabenorakel, der Zaubersprüche, der Magie, der Träume. Man muß diese Sprüche, die wie eine Sintflut unter den Händen der Archäologen aus dem alten Boden quellen, gelesen haben, die Sprüche, die auf den Särgen, den Totenbüchern, den Papyrusblättern geschrieben stehen, um zu wissen, was es mit dem Menschen aufsichhat, der um die große Wende lebt, in der sich Menschen töten, weil die einen den Fisch heiligen und die andern den Hund.[252]

Es ist wahrhaft eine Zeit, die sich ändern muß; in der von Jahr zu Jahr mehr das Wunder überall heranwächst – unvergänglich wie der Himmel, unverständlich wie der Himmel und die Geister, die er rief. Schon gehen die Schriften von Hand zu Hand, in denen geschrieben steht, wie ein Engel vom Himmel herabsteigt – im Aussehen wie der Blitz und im schneeweißen Gewand (Mt. 28, 2–4) – damit Maria Magdalena und der „anderen Maria“ verkündet werde, daß der Gekreuzigte auferstanden sei (Mt. 28, 1–6); oder die Schriften, die versichern, daß zuerst Maria Magdalena den Auferstandenen gesehen habe (Mk. 16, 9) – gerade sie, aus der man sieben böse Geister, wie bei einer sündigen Abendgöttin, austreiben mußte (Mk. 16, 9).

Schon stand jener *kleine, häßliche Mann,*[252a] aus dessen Augen das Feuer des Fanatismus glüht, vor Festus, dem römischen Prokurator von Judäa, um ihm zu beteuern, daß das eingetroffen wäre, was Moses und die Propheten über die kommenden Dinge geweissagt hätten: *Der Messias werde leiden, als Erster von den Toten auferstehen und dem Volke wie den Heiden das Licht verkünden* (Apg. 26, 23). Was hilft es, daß ihn Festus anschreit: *Paulus, du bist wahnsinnig! Das viele Bücherlesen hat dich irre gemacht!* (Apg. 26, 24).[253] Es ist umsonst. In Ephesus brüllen ihm zwei Stunden lang die Sprechchöre der aufgebrachten Menge entgegen: *Groß ist die Artemis von Ephesus!* (Apg. 19, 34). Niemals erwähnt Paulus die Maria. In Athen klopfen sie ihm spöttisch auf die Schulter, als er von der Auferstehung der Toten sprechen will: *Darüber ein andermal!* (Apg. 17, 32). Es hilft nichts! Weder ihn noch Petrus und die anderen kann irgend etwas von ihrer messianischen Lehre abbringen. *Einige aber schlossen sich ihm an und wurden gläubig* (Apg. 17, 33).

Isis, die Herrin der Welt

Das anbrechende 3. Jahrhundert n. Chr. zeigt in Rom die höchste Glanz- und Kraftentfaltung der Himmelskönigin Isis. Das alte Verbot, Isis in der römischen Innenstadt in einem ihr eigenen Tempel anzubeten, wird durch Kaiser Caracalla aufgehoben, und er errichtet vermutlich das Iseum und Serapeum auf dem Mons Caelius zu Rom.[254]

Von Rom dringen die Isis-Verehrung und die des Serapis durch ganz Italien nach Norden und Westen und verbreiten sich überall im römischen Weltreich. Ikone der Isis fand die Archäologie an der Donau, am Rhein, an der Seine und Themse. Ein Isis-Heiligtum barg der Boden Londons.[255] Inschriften, in denen der Isis gehuldigt wird, fanden sich in Spanien, Frankreich, in den Alpen- und Donauländern, in Deutschland und England. Isis nimmt Göttinnen der Kelten und Germanen in sich auf. Nach Tacitus (German. 9) opferte ein Teil der Sueben auch der Isis. *Königin Isis* heißt sie nunmehr, und sechzig Städte, Länder und Völker verehren sie als *Beste, Schönste, Unbefleckte, Heilige, Mystische, die Liebe der Götter.*[256] In einem Isis-Papyrus von Oxyrhynchos werden alle Länder der Welt von Germanien bis Indien genannt, und über alle herrscht die eine Göttin.[257] Zwar gibt es nur eine Isis, aber in Indien sieht sie anders aus als in Klagenfurt, und in Afrika erscheint sie als Negerin.[258] In Mengen haben sich ihre Amulette und zauberkräftigen Symbole in Südrußland angefunden.[259] So unbesiegt ist sie, daß die christliche St.-Ursula-Kirche zu Köln am Rhein bis ins Mittelalter eine kleine Isisstatue barg.[260]

Mit Isis erobert sich Serapis, der Gott, der einst aus dem Apis-Stier und Osiris hervorging, Europa. Tertullian, der 190 n. Chr. das Christentum annimmt, ruft aus: *Die ganze Erde schwört jetzt bei Serapis!*[261] In der deutschen Pfalz läßt um 350 n. Chr. der Germanenherzog Mederich seinen Sohn Agenarich in die Isismysterien einweihen und „Sarapion" nennen.[262]

Mehr als drei Jahrhunderte sind bereits seit der Zeit vergangen, in der einst der „Nazarener" am Kreuze von Golgatha und zu Rom der Isis-Priester (vgl. S. 355) ihr Leben aushauchten. In dieser langen Zeit verwandelt sich auch das Bild der Gottesmutter Isis zusehends. Die Riesenhörner auf ihrem Haupte verschwinden; statt dessen erscheinen kleine Mondsicheln mit einer winzigen Scheibe, die kaum noch an die große Sonnenscheibe der alten Zeit erinnert, und beides ist oft mit einem stilisierten Ährenbündel verbunden. Auch die Schlangen, wenn auch noch im 2. Jahrhundert n. Chr. in den Händen und auf dem Kopf der Göttin sichtbar (vgl. Abb. S. 368), verlieren sich allmählich. Doch das Schiff ist noch da und wird von Griechen und Römern alljährlich zu Beginn der Schiffahrt im Frühling nach feierlichen Umzügen der Isis dargebracht (5. März, Navigium Isidis).[262a] Und der Fisch ist lebendig. Der kultische Konflikt alter Zeiten ist vergessen, nur Unter-

schiede im Kultbrauch sind geblieben: während die Syrer keine Fische essen durften – weil sie der Göttin heilig waren, der man silberne oder goldene Fische zum Altar brachte – sollen die Ägypter am neunten Tage des ersten Monats vor ihren Haustüren einen gebratenen Fisch verzehrt oder verbrannt haben.[262b]

Die Gestalt der Gottesmutter Isis aber ist nunmehr in ein schweres, faltenreiches, vom Hals bis zu den Füßen reichendes Gewand, der Tunika römisch-alexandrinischer Kunst, gekleidet. Das Kind ruht oder saugt auch nicht mehr an der linken Brust, sondern steht oft als kleiner Knabe neben der Göttin, die in der Linken zwar noch das Gefäß hält, in der Rechten aber ein „Sistrum" – eine Art kultischer Klapper, mit der der böse Seth vertrieben werden soll, der dem Gottessohne nach dem Leben trachtet (Abb. unten).

Dennoch finden sich in der religiösen Begriffswelt manche Rückgriffe auf alte Lehren.

In einer äthiopischen Liturgie wird Jesus als *Sohn der heiligen jungen Kuh* angebetet, was wörtlich aus einer Isis-Liturgie übernommen worden ist.[263] Und so steht es schließlich in einem der Wundersprüche, die Isis und ihren Sohn meinen:

Wenn du mich auch nicht gefunden hast
und meinen Namen nicht gefunden hast,
den wahren Namen,
der da die Sonne zum Westen trägt
und den Mond zum Osten trägt
und die sechs Sühnsterne trägt,
die unter der Sonne stehen,
und so beschwörst du die 300 Gefäße,
die den Nabel umgeben, also:
Jede Krankheit und jedes Leid und jeder Schmerz,
der im Leibe . . . ist, höre sogleich auf.
Ich bin es, der redet,
der Herr Jesus, der die Heilung verleiht.[264]



Isis mit Horus-Harpokrates nach römisch-alexandrinischer Auffassung

Die Schwarze und die Weiße

Mehr und mehr verdunkelt sich die Gestalt des Sohnes oder Gatten der Himmelskönigin. Während eines vollen Jahrtausends wirken sich die alten Versuche, die Gestalten des Mondes und der Venus als Sinnbilder einer größeren Gottheit umzudeuten, aus. Die Religion der Väter wird zum Mythos, der nicht mehr erklärbar ist. Was bleibt, ist die innere Gewißheit der Seele von der Wahrheit dessen, was verstandesmäßig nicht mehr begriffen werden kann.
Nicht nur die Unzahl der Lokalkulte mit ihren vielen Gottesnamen zehrt wie ein Feuerbrand an dem rationalen Gehalt der religiösen Vergangenheit, sondern es kommt noch ein weiteres hinzu: bei manchen Volksstämmen ist der Mond ein weibliches Wesen. Besonders die indogermanische Welt scheint in der letzten Phase vor dem großen Umbruch die weibliche Mondgöttin neben die beiden Schwestern des Venus-Sternes gestellt zu haben, so daß schließlich drei Göttinnen auftreten. Sie erscheinen in Indien und auch im Norden Europas. In Irland, Wales und in französischen Landschaften treten die keltischen *Bridgets* auf, die auf die Göttin *Brigentis* und auf die Muttergottheit *Anu* oder *Annis* – „Die Leuchtende" – zurückgehen. Die Anu verlieh Fruchtbarkeit, Heilkraft und das Feuer. Die drei Göttinnen sind so tief im religiösen Leben keltischer Völker verwurzelt, daß die christliche Kirche sie anerkennen mußte. Die drei Bridgets sind auch identisch mit den „Drei Britischen Frauen", und ihre Schreine sind wunderwirkend. Zwei dieser drei britischen Göttinnen stellen den Venus-Stern dar; und wenn man sie schon durch Namen nicht mehr unterscheiden kann, so haben doch viele Völker sie durch die Farben schwarz und weiß unterschieden. Die Schwarze ist die dunkle Abendgöttin, die Weiße die Morgengöttin, die den hellen Tag bringt. Von der Schwarzen spricht schon ein Pyramidentext: *Du bist schwarz und groß in deinem Namen ... Du bist groß in deinem Namen der Großen, die untergeht.*[265] Ja, sie geht unter; sie folgt der versinkenden Sonne in die Nacht nach. Auch Plutarch rührt noch an die ursprünglichen Zusammenhänge, wenn er über die schwarzen Statuen der Isis schreibt: *... von ihren Bildern seien die gehörnten eine Nachbildung der Mondsichel, die schwarzbekleideten bedeuten die Verbergungen und Beschattungen, in denen sie sehnsüchtig dem Helios nachgeht.*[266]
Von der weißen Göttin erwähnt Plutarch in diesem Zusammenhang nichts. Er hätte sie im Osten, vor Sonnenaufgang, suchen müssen. Aber die Edda der Nordgermanen kennt sie noch:

Ich war im Osten, mit einer zu kosen,
spielte mit der schneeweißen und sprach lange mit ihr.

Ich erfreute die Goldschöne; der Scherz gefiel der Maid . . .
Da hätt' ich bedurft, Thor, deiner Hilfe,
die schleierweiße zu halten.[267]

Die deutschen Märchen kennen sie als Schneewittchen, das Alte Testament als Mirjam, die weiß wie Schnee wird; und die Jungfrauen aller Länder des abendländischen Kulturkreises treten in ihrem weißen Schleier und mit ihren Myrten vor die Altäre, wenn sie heiraten.

Die antiken Autoren dagegen stehen bereits vor einer undurchdringlichen Wand. Sie wissen nicht, warum die gläubige Welt aus der Abendgöttin eine „Schwarze Jungfrau" macht und umgekehrt der Jungfrau des Morgens den Sohn zuweist. Sie verstehen nicht, daß Isis sowohl Mutter als auch Gattin des Mondes sein soll, die doch aus sich selber heraus den Horus gebar. Sie grübeln vergeblich über den Mysterienglauben, wonach Isis sich mit Osiris im Schoße der Nut – des ganzen Himmels – begattet haben soll; daß Osiris aber ihr Bruder sei, dem sie das *Wesen* entzog und sich davon *einen Erben machte:* Horus, das Kind.

Ja, es ist schwer zu begreifen! Es ist etwas Ähnliches wie mit den Schlangen, Hasen, Fischen und Stieren. Die Schlangen tragen Hörner, die Stiere verlieren ihre Phallen oder Hörner, oder sie verwandeln sich in Ziegen, Steinböcke, Widder, Einhörner – denn es ist ja nur ein einziges Mondhorn, das noch zählt (das des Neulichts nämlich); das zweite, das sterbende Mondhorn, ist nicht mehr von Bedeutung – und diese Einhörner spuken in den Lehren des chinesischen Konfuzius genauso, wie sie auf christlichen Wandteppichen des Mittelalters im Schoße der heiligen Jungfrau ruhen. Heiligen Fischen werden phallische Motive zugesprochen, als ob sie Stiere wären; sie verwandeln sich zu Sinnbildern männlicher Zeugungskraft und erscheinen als Glücks- und Schutzzeichen an den Häusern Syriens, Afrikas und Italiens.[268]

Ach, es geschieht so viel! Stiere verwandeln sich in weiße Sonnenrosse, die am Tempel von Jerusalem stehen; sie ziehen keine Schiffe mehr, sondern Wagen – Sonnenwagen. Aus Stieren und Fischen entstehen Jahreszeitenvögel – Schwäne, Gänse, Enten, Kraniche – die mitunter, so auf Delos, statt des natürlichen Kopfes den Phallus des Stieres tragen. Und aus stilisierten Lufttieren entwickeln sich dann von Nordeuropa bis China Spiralen, Ornamente, die keine Erklärung mehr erlauben.

Hasen wird vielfach das Fell abgezogen – im mosaischen Opferritual auch Stieren – als ob es Schlangen wären; oder Hasen wälzen sich in japanischen Gamablüten, damit ihr Fell nachwächst, das zornige Meeresungeheuer abgezogen haben.[269] Hasen holen von zwei Mädchen das Feuer – wohl des Neulichtes – und springen in ein Kanu, wie es die nordamerikanischen Algonkinstämme meinen;[270] sie hüpfen über das Meer, als wären es Fische oder Schiffe. Stiere steigen weiß und



Elfenbeinplastik aus Medinet el Beida bei Ras Schamra, nördlich von der palästinischen Küste am Mittelmeer: Göttin mit zwei Ziegen. 14.—13. Jahrhundert v. Chr.

blumenbekränzt aus dem Mittelmeer, wie es der griechische Mythos weiß, als wäre Wasser ihr natürlichstes Lebenselement, und sie rauben holde Jungfrauen, die mitunter dafür begabt sind, Schiffe in ihrem Mutterleib zu tragen. Aus Schlangenhäuten werden goldene Vliese, die von Drachen bewacht werden; aus bösen Fischen Widder und unschuldige Lämmer; aus wilden Jungfrauen, die in Waffen starren und das Blut der Menschen aussaugen und trinken, holdselige Mütter, Retterinnen, Beschützerinnen weiblicher Reinheit, Göttinnen der Liebe, Königinnen.

Es ist alles zu alt, zu weit zurückliegend, zu unfaßlich und unantastbar, als daß

es noch mit dem Verstande zu messen wäre. Es ist heilig geworden. Im Guten wie im Bösen. Man kann darüber nicht mehr rechten. Es ist unbeschreiblich und allgegenwärtig und nicht nur die lange Geschichte menschlicher Versuche, die Welt zu begreifen, sondern weit mehr: es ist Seele geworden, Urbild, Archetypus, und man kann nicht ohne dies leben.

War es aber *falsch*, dann muß man besser erklären, was Glaube und Wissen, Überzeugung und seelische Kraft ist. Sterngottheiten verwandeln sich deshalb zu unbestimmten Himmelsgöttern; sie betreten die Erde, auf der die Menschen stöhnen, um hier zu helfen und zu heilen und zu erlösen; sie können aber auch drohen und peinigen. Venusgöttinnen entwickeln sich zu Baum-, Fluß- und Brunnengöttinnen oder zu Göttinnen der Natur und des Wachstums. Aber sie werden auch zu Nixen, zu gefährlichen und verführerischen Geschöpfen; und die heiligen Stäbe, die in den Händen vieler Venusgestalten des Orients zu sehen sind – der Merkpfahl der Milchstraße – sie verwandeln sich in Besenstiele, auf denen Hexen reiten.

Man kann dies alles nicht einfach mit dem Archetypus erklären. Denn es ist auch die Geschichte menschlicher Kämpfe, der Konflikte, des Glücks in der Geborgenheit Gottes und des Leidens in der erkannten schrecklichen Verlassenheit; dazu die Geschichte von Wanderungen und Verschmelzungen, von Haß und Liebe, von listenreicher Umformung des Überlieferten und von leidenschaftlicher Entstellung. Schließlich ist es Offenbarung schlechthin. Wie eine Panzerschicht hat es sich um das verletzbarste Organ aller Menschen gelegt, und wehe dem, der die Welt mit anderen Augen sieht!

Freude und Trauer um den göttlichen Sohn

Die Gelehrten der Antike wissen wenig davon. Sie starren verständnislos auf das Lampenfest der Isis-Neith im unterirdischen Heiligtum zu Sais am Nil. Die Lampen des Neulichtes – den Fackeln der Griechen ähnlich – werden um den Sarg des Osiris getragen, damit er auferstehe. Sie sehen das Lichtfest Italiens zu Ehren der Diana – *Magna Dea Divinia* –, deren heiliger Hain durch zahllose Fackeln erleuchtet wird. Sie kennen auf allen Marktplätzen der Böotier und Lokrier die Altäre und Bildsäulen der Jungfrau Eukleia, der jedes Brautpaar vor der Hochzeit ein Opfer bringt, aber sie wissen nicht mehr, wer sie ist.[271] Sie schreiben von den Makedoniern, alle Weiber seien seit *uralten Zeiten her den orphischen Mysterien und dem geheimen Dienste des Bakchos ergeben.* Und sie berichten noch von der Begeisterung der Bacchantenchöre, die große, zahme Schlangen in *mystischen Körben* herumführen.[272] Vom Fest Adonia der Frauen Athens vermerken sie ge-

wissenhaft und ahnungslos zugleich: *Es waren an vielen Orten der Stadt Bilder aufgestellt, mit welchen unter dem Klagegeschrei der Weiber Leichenbegängnisse gehalten wurden.* Der zweite Tag hingegen galt der Freude, weil Adonis ein halbes Jahr bei der Venus weilen durfte (vgl. S. 353).[273]

Ungläubig und verständnislos vernehmen die antiken Historiker, Philosophen und Dichter das Bekenntnis der Attis-Kybele-Religion: *Seid fröhlich, Mysten, euer Gott ist heil, auch euch wird aus der Trübsal Hilf' zuteil!*[274] Oder den von einer Himmelsstimme verkündeten Jubelruf für Osiris: *Der Herr aller Dinge geht aus dem Licht hervor ... ein großer König und Wohltäter, Osiris, ist geboren!*[275] Oder das Bekenntnis von Eleusis bei Athen: *Einen heiligen Knaben gebar die Herrin!*[276]



Die Göttin mit den beiden Stieren. Bronzestatuette aus Baalbek (Syrien). Auf dem Kopf der Korb (= Gefäß), über dem langen Faltenrock ein Panzer, der mit Figuren geschmückt ist; auf der Brust die geflügelte Sonnenscheibe. 2. Jahrhundert n. Chr.

Sie hören von der allmächtigen Göttin, die alles erzeugt, die Jungfrau und die Liebe ist – die aber geschehen lassen muß, daß ihr Sohn oder Geliebter getötet wird. Sie wundern sich vielleicht über die Ähnlichkeit aller Mysterienreligionen des Mittelmeergebietes[277] und über das seltsame Verhalten der Weihekandidaten der Isisreligion, die im festlichen Gewand, mit einer Fackel in der Hand und einem Palmenkranz auf dem Kopf vor der andächtigen Gemeinde ihr Glaubensbekenntnis ablegen – das Bekenntnis von ihrer Jenseitsfahrt und von der Wiedergeburt des Gottes. In geheimnisvoller Weise fühlen sich diese Weihlinge mit der Gottheit eins.[278] Kein Schriftsteller ahnt noch etwas von den blutigen Nachahmungsriten uralter Zeiten, in denen die Menschen sterben mußten, um den gleichen Gedanken darzustellen.

Kein einziger dieser Schrift- und Wortgewandten spürt etwas von der ungeheuren Resonanz in den Herzen all jener Frauen, deren Mütter und Urmütter – Generation auf Generation und Jahrhundert auf Jahrhundert – ihr erstes Kind zum Altar oder zum Feuerofen bringen mußten, um es dort sterben zu sehen. Die *Mutter entsteigt dem Meer, den toten Sohn zu bejammern* (Od. 24, 45 f.). Die

Frauen dürfen jetzt mit der Göttin klagen und nach Osiris, Attis, Adonis, Anubis, Dionysos, Asklepios, Sarapis oder Tammuz rufen. Ezechiel sieht sie am Tempeltor von Jerusalem sitzen, wie sie um den Tammuz weinen (Ez. 8, 14). Die Frauen hören jetzt, wie die Göttin ihren Sohn sucht, wie sie ihn, der auch ihr Geliebter ist, findet oder wieder gebiert oder durch die Kraft ihrer Liebe neu belebt. Und keine Macht der Welt wird dieses Erlebnis aus der Seele der Gläubigen reißen können; denn diese Frauen erleben sich selber.

Eine fanatische Begeisterung der gläubigen Zuversicht, der inneren Gewißheit von Erlösung und Auferstehung – namentlich von Frauen getragen – flutet durch den ganzen Raum um das Mittelmeer. Ob es sich um Orpheus handelt, in dessen Legenden wieder der Kopf auf dem Meere treibt und in Lesbos ans Land gespült wird (vgl. S. 126 f.),[279] oder um Dionysos, den die Thyaden auf den Bergen des Parnass, oberhalb von Delphi, als Wiegenkind zu neuem Leben erwecken[280] – um den gleichen Dionysos, den die Frauen von Elis mit dem Jubelruf „Heiliger Stier!“ begrüßen[281] – oder um die Feiern für Osiris, den die Gläubigen suchen und auffinden[282] – überall schimmern noch die Spuren der uralten Mond- und Venus-Religionen durch. Sie werden sich, wenn die Zeit gekommen ist, durch keinen Namen für den Gottessohn beirren lassen.

Hoch im Norden Europas heißt es im finnischen Mythos von der Jungfrau, die sich im Osten auf den Meereswogen wiegt: *... schwanger blies der Wind die Jungfrau, und das Meer verlieh ihr Fülle.* Sie gebiert schließlich den Sohn Wäinämöinen, den Helden, der aus dem Meere steigt, *von der Lüfte schöner Tochter, die ihm Mutter war, geboren.*[283]

In der Edda ist es hauptsächlich der Gatte und Geliebte, den die Totenklage einer herben Frau beweint. Die Frau heißt Kriemhild oder Gudrun, und die frostklare Luft des Nordens zeichnet diese Venusgestalt anders als der weiche Süden seine Himmelsköniginnen: *Nacht däuchte mich, Neumonddunkel, da ich sorgend saß über Sigurds Leiche.*[284] Und das letzte, was die Heldenlieder der Edda von dieser einzigartigen Frau zu melden wissen – tausend, zweitausend Jahre und mehr von Mund zu Mund getragen, bis sie schriftlich festgehalten wurden – das ist die Trauerklage der Himmelsherrin um den verstorbenen Sigurd:

Gedenke, Sigurd, was wir sprachen,
da wir beide auf dem Bette saßen:
daß du kommen wolltest, Kühner, zu mir
aus der Halle der Hel, mich heimzuholen.
Schichtet nun, Edle, die Eichenscheite,
daß sie hoch sich heben unter dem Himmel,
die leidvolle Brust mir das Feuer verbrenne,
vor Hitze der Harm im Herzen schmelze.[285]

Die chinesische Himmelskönigin Tiän Hou

China weiß von seiner Himmelskönigin Tiän Hou – oder Tiän Fe Niang Niang – die auch „Die heilige Mutter“ genannt wird, daß sie bei ihren Lebzeiten eine Jungfrau aus Fukien namens „Lin“ war. Rein, ehrfürchtig und fromm starb sie, als sie 17 Jahre alt war, ohne verheiratet gewesen zu sein. Die chinesische Jungfrau zeigt ihre Macht auf dem Meere. Die Schiffer rufen sie an, wenn sie in Not sind; und die Tiän Hou ist stets bereit, sie zu erhören. Das kommt daher, weil die Himmelskönigin Mitleid mit der Not ihrer Landsleute bekam, als sie noch unter den Menschen weilte und sah, daß es in Fukien viele Seefahrer gibt, von denen jedes Jahr eine ganze Anzahl auf der See sterben mußten. Weil ihr Geist unentwegt darauf gerichtet war, den Ertrinkenden aus ihrer Not zu helfen, deshalb erscheint sie jetzt so häufig auf dem Meere.

Auf allen Schiffen, die über das Meer fahren, hängt ein Bild der Himmelskönigin in der Kajüte, und ferner werden drei Talismane aus Papier dort aufbewahrt. Auf dem einen Talisman ist die Himmelskönigin mit Krone und Zepter dargestellt, auf dem zweiten erscheint sie als Jungfrau im einfachen Gewand, und auf dem dritten steht sie barfuß und mit offenem Haar und hält ein (Sichel-)Schwert in der Hand. Wenn das Schiff in Gefahr kommt, verbrennt man den ersten Talisman. Dann naht die Hilfe der Jungfrau. Genügt dies aber nicht, dann verbrennt man den zweiten und endlich den dritten Talisman. Wenn dann noch immer keine Hilfe kommt, ist nichts mehr zu machen.
Schiffer, die in Sturm und Dunkel die Richtung verloren haben, beten zur Himmelskönigin. Dann erscheint eine rote Lampe auf den Wassern; und wenn man dieser Lampe folgt, kommt man sicher geleitet aus der Gefahr. Nicht selten sieht man die himmlische Jungfrau in den Wolken stehen. Sie zerteilt mit ihrem (Sichel-)Schwert den Wind. Dann entfernt sich der Wind nach Norden und Süden, und die Wogen des Meeres glätten sich.

In den Mythen um die chinesische Himmelskönigin kommen auch oft zwei Fische vor, die auf dem Meere spielen. Sie blasen das Wasser gegeneinander in die Höhe, wodurch die Sonne verfinstert wird und tiefes Dunkel das Meer verhüllt. Aber in der Ferne erscheint häufig eine lichte Öffnung in dem Dunkel, und wenn man das Schiff darauf zuhält, dann kommt man durch und ist plötzlich wieder im Stillen. Wer zurückblickt, sieht die beiden Fische Wasser speien. Das Schiff ist genau unter ihren Mäulern durchgefahren.[286]

Isis, Venus und die ersten Christen

Die antiken Gelehrten kannten diese chinesische Legende zwar nicht, aber auch wenn sie sie gekannt hätten, wäre ihnen der Sinn verborgen geblieben. Sie sehen weder Mond noch Stern; sie blicken kaum noch anders als mit Meßinstrumenten zum Himmel, und deshalb erkennen sie ihn nicht mehr. Sie sehen weder die helle Göttin noch die dunkle, und wenn sie schon die Venus mustern, dann meinen sie nur, es sei ein besonders großer und schöner Stern.

Sie betrachten den Schwarzen Stein der Gottesmutter und die oft schwarzen auf den Abendstern hinweisenden Isis-Statuen (vgl. S. 360 f.), die später von den Christen gläubig übernommen werden, weil sie jene für Maria mit ihrem Kinde halten. Sie hören von dem Schwarzen Stein Mesopotamiens und von demjenigen, der Rom vor Hannibal rettete. Sie bewundern kunstverständig die berühmte Skulptur der trauernden Aphrodite vom Libanon, die im tiefen Schmerz erlebt, wie der junge Adonis getötet wird.

Doch nichts, was sie darüber schreiben, ist erstaunlicher als die Philosophie Alexandrias, die aus den alten Prädikaten der Himmelskönigin, „Weisheit" und „Wahrheit", mit ihrem Tier, der Taube, einen neuen Begriff zusammenfügt: zur Sophia, zum Heiligen Geist.[287]

Das ist die Mutter Jesu! Wie gebannt starren die christlichen Kirchenväter, darunter Hieronymus und Origenes, auf die Stelle des Markus-Evangeliums, in der es heißt, daß sich bei der Taufe Jesu der Himmel öffnete und der Geist „gleich einer Taube" auf ihn herabschwebte, wobei eine Stimme zu vernehmen war: *Du bist mein geliebter Sohn; an dir habe ich Wohlgefallen* (Mk. 1, 11). Wer aber kennt noch die Taubengöttin, die seit Jahrtausenden, seit den Zeiten der Sumerer, als Venusstern den Mond als Sohn oder Gatten besaß? – Bei der Abfassung des Hebräer-Evangeliums, aus dem Clemens von Alexandria und Origenes manche Stellen zitieren, muß man sich noch über jene Beziehungen im klaren gewesen sein, denn es bezeichnet ausdrücklich den durch die Taube inkarnierten Heiligen Geist als Maria, die Mutter Jesu.[287a]

In einer verwirrten und verwirrenden, teils von Zynismus und Glaubenslosigkeit, teils von bigotter Leidenschaft übersättigten Welt – die der vollständigen Kapitulation ihrer Philosophie, ihres Naturwissens, ihrer Gesellschaftsordnung und Religion unaufhaltsam entgegentreibt – in einer solchen Welt, die zweitausend Jahre zu früh vor Entscheidungen gestellt wird, die sie nicht treffen kann – steigen die Hexameter des Lucrez wie ein Abschiedslied zur Venus hinauf:

Schaff' auch, daß indessen das wilde Gewerbe des Krieges
mög' überall entschlummern in allen Landen und Meeren.
Denn du kannst nur allein mit süßem Frieden erfreuen

unser Menschengeschlecht, da die wilden Geschäfte des Krieges
Mavors, der waffenmächtige, lenkt, der sich oft in den Schoß dir
hinwirft, niedergebeugt von ewiger Wunde der Liebe:
Und so schauend empor mit zurückgebogenem Nacken,
weidet mit Lieb' er den gierigen Blick, anschmachtend dich, Göttin,
und der Liegende schöpft aus deinem Munde den Atem.
Ruht er, Herrliche, nun auf deinem geheiligten Schoße,
neige dich über ihn hin und gieße die liebliche Rede
über ihn aus, erbittend den wonnigen Frieden den Römern (I, 30–41).

394 n. Chr. begeht der Konsul Nicomachus die letzte offizielle Isis-Feier in Rom.[288] Drei Jahre später stürmen die Fanatiker eines neuen Glaubens einen der Hauptsitze der Isisverehrung, das Serapeion von Alexandria. Die Flammen schlagen über ihm zusammen und begraben eine Welt. Anderen Isis-Tempeln ergeht es ähnlich.[289]

Mit den Offenbarungsschriften des Neuen Testamentes versehen, die bei Petrus und Johannes offen den Morgenstern preisen, schwillt die Polemik der Urchristen auch gegen Athene, die mächtige Gottesjungfrau von Athen, an. Sie tadeln ihr unweibliches Wesen und bezweifeln zugleich ihre Jungfräulichkeit, was ihnen um so leichter fällt, als ihre eigene jungfräuliche Maria zunächst noch gar nicht im Vordergrund ihres Glaubens steht, der allein vom Gottessohn ausgefüllt wird. In Oberägypten aber – an der Grenze Nubiens, dort wo der Nil den letzten Katarakt durchbricht, trug die Felseninsel Philae einen herrlichen und in der griechischen Zeit weltberühmten Tempel der Isis als ihr höchstes Heiligtum.[290] Keine staatliche Gewalt vermochte die Isis-Religion dort zu brechen. Die nubischen Grenzvölker halten an Isis fest und erzwingen sich sogar im Friedensvertrag mit den christlichen Römern – 452 n. Chr. – das Recht, frei und unbelästigt zu dem größten Heiligtum der Isis von Philae zu wallfahren und sich dort alljährlich ein Isisbild abzuholen. Erst ein volles Jahrhundert später, als der Vertrag erlischt, wird auch das Heiligtum von Philae im Auftrage Justinians geschlossen. Die letzten Priester der Isis werden durch den mächtigen Arm des christlichen Byzanz in den Kerker geworfen. Die Gottesbilder läßt man nach Byzanz bringen, um sie für alle Zeit den letzten Gläubigen der Isis zu entziehen. So stirbt die ägyptische Religion, die nahezu durch dreieinhalb Jahrtausende den Namen der Isis geheiligt hatte. So stirbt die Vergangenheit, in der Wissen und Glaube vieler Völker der Erde aufgespeichert ist. Philae war die letzte Bastion des Altertums; und in Philae sind auch die letzten Hieroglyphen zu finden, die Ägypten geschrieben hat.[291]



Isis im griechisch-römischen Stil. Marmorstatue aus der Zeit um 200 nach Chr. In der Rechten die Schlange, in der Linken das heilige Gefäß; auf dem Kopf die zweite Schlange mit drei Ähren



Grabstele aus Medinet el Fajum (Ägypten). Vermutlich Maria mit dem Jesuskinde. Schätzungsweise aus dem 6./7. Jahrhundert. n. Chr.

Maria, der „Meeresstern“

Menschengewalten können zwar Namen und Symbole, Heiligtümer und Denksteine vernichten oder verfälschen, sie können aber keine Gedanken auslöschen, die Jahrtausende hindurch gelebt und gewirkt haben. So sind es schließlich Isis und ihr Sohn, die Ägypten der Glaubensbotschaft von Christus und seiner Mutter Maria zuführen.

Und dann geschieht das Unerwartete und dennoch Selbstverständliche: nach dem Untergang der Isis und der Muttergottheiten des Orients flammt im Abendland die Marienanbetung auf. Die Marienanbetung geht jedoch nicht von der Kirche aus, wie ja auch die Evangelien die Gottesmutter gar nicht sonderlich erwähnen. In der Heilsmission ihres Sohnes spielt sie so gut wie keine Rolle, und in der Apostelgeschichte (1, 14) heißt es nur von ihr: ... *sie alle verharrten einmütig im Gebete mit den Frauen, mit Maria, der Mutter Jesu, und mit seinen Brüdern.* In keinem der Apostelbriefe des Paulus, des Petrus und der anderen wird Maria auch nur mit einem einzigen Wort geehrt, obwohl verschiedene alttestamentarische Frauen genannt werden und sich dadurch die Erwähnung der Maria geradezu aufdrängt. In den Lehren dieser Apostel steht allein der Gottessohn im Vordergrund der himmlischen Offenbarung. Ein langer Dogmenstreit um Maria endet erst 431 n. Chr. auf dem Konzil in Ephesus. Dort wird ihr der Isistitel „Gottesmutter“ zugesprochen,[292] und erst damit beginnen im Osten die Marienpredigten.[293] Erst im 6. Jahrhundert n. Chr. entsteht in Jerusalem eine Marienkirche, und in Afrika gibt es zur Zeit des Augustinus noch kein Marienfest.[294]

Nein, die Kirche war es nicht, von der die Marienanbetung ausging, sondern es war das Volk, das nach der Himmelskönigin verlangte und die Gedanken der Kirchenväter auf die Maria lenkte.

Mit dem Siege über die Nestorianischen Christen, die in der Maria keine Gottesgebärerin, sondern lediglich die Christusgebärerin sehen, beginnt die lange Kette der Verdammungen und Verbannungen; und mit der Unbeirrbarkeit uralter Gewißheit tauchen auf den Feldern der Bauern Europas und des Orients, an Kreuzwegen, in stillen Bergschluchten, am Rande von Wäldern und Seen, an Häusersimsen und kleinen Erkern Marienbilder auf. Widerspruchslos nimmt die Glaubenswelt des christlich werdenden Abendlandes die Maria in sich auf – geliebt, bewundert, in einer unbeschreiblichen Wolke von Vertrauen und Zuneigung. Frauen beten zu ihr in ihren Nöten, Bauernmägde und vornehme Damen vertrauen ihr die großen Schmerzen um ein krankes Kind, um den Geliebten, um ihre Anfechtungen und Konflikte an; und manche würgende Angst schwindet vor den stillen Augen der Madonna. Millionen Menschen hilft sie allein durch ihre Existenz. Kein Volk, keine Volksschicht verschließt sich ihr. Die härtesten und unzugänglichsten Bauern- und Fischergeschlechter Europas nehmen sie mit

der großen Selbstverständlichkeit hin, wie sie nur etwas längst Gewohntem entgegengebracht werden kann; und sie wissen auch noch – frei von dem gelehrten Wissen ihrer neuen Priester – wer sie ist.

Am Niederrhein heißt es noch im 12. Jahrhundert n. Chr.: *Maria, du bist der Leidesterre* (Leitstern), *der in dem entsetzlichen Meere sofern die elenden Leute geleiten mag; er genas, wer diesen Stern ansah. Schöne, du bist der Leidesterre . . .*[295]

In der nordischen Mariensaga, die vermutlich aus deutschen Quellen herrührt, verlautet es: *Maria bedeutet Meeresstern, aber das nennen wir leidarstjarna* (=Wegstern); *und zwar deshalb war dieser Magd* (des Herrn) *der Name gegeben, weil sie allen den ewigen Pfad erleuchtet . . . wie der Wegstern fahrenden Leuten den richtigen Weg* (leid) *zu gutem Hafen zeigt.*[296]

Und ein nordisches Gebet an die Jungfrau Maria sagt: *Heil Earendel, der Engel glänzendster, über Midgard den Menschen gesandter, du sicher-wahrer Strahl der Sonne, über die Sterne strahlend, der du allzeit aus dir selber leuchtest . . .*[297] (Angelsächsische Glossen bezeichnen „Earendel" als „Gestirnglanz", womit meistens der Morgenstern gemeint ist.[298])

Noch für die neuere Zeit ist die Verbindung des Venussternes mit der Maria erkennbar: *Wenn Unsere Liebe Frau vom Schlafe aufsteht, gehen die Nachtsterne unter und der Morgenstern geht auf; legt sie sich nieder, geht auch der Abendstern hinab, und die Nachtsterne kommen herauf.*[299]

Geduldet von der Kirche, fügt sich im abendländischen Denken des Mittelalters der Venusstern – den Horaz „Stella marina" nennt[300] – in das Bild der Muttergottes ein. Vielverbreitet ist die mittelalterliche Ableitung des Namens Maria vom lateinischen „mare" – „Meer"; daher: „Stella maris" – „Meeresstern".[301] Als Stella marina leuchtete jedoch schon die Venus dem Aeneas auf der Fahrt von Troja bis nach Italien vor.[302] Im griechischen Marienhymnus, dem vermutlich im 5./6. Jahrhundert n. Chr. entstandenen *Akathistos*, wird Maria angerufen: *Sei gegrüßt, Stern, der der Sonne voranleuchtet . . .*[303] Und *Erhabene Mutter des Erlösers, du allzeit offene Pforte des Himmels, du Stern des Meeres . . .!* heißt es noch heute im Deutschen Brevier der römischen Kirche.[304]

In alten nordischen Schriften heißt es demgegenüber: *Die Schiffer riefen in ihrer Not die Maria an und sahen darauf im Nebelwetter über dem Mastbaum einen glänzenden Stern; und es wurde ihnen geraten, so zu steuern, daß der Stern ununterbrochen oben über der Mastspitze zu sehen wäre.*[305]

Bis in die jüngste Zeit nennen Schweden und Estländer den Planeten Venus „Blanka stjärna" – „Weißer Stern" – und „Nahtfara" – „Nachtfahrerin".[306] Als Abendstern ist er nach mittelhochdeutscher Auffassung der „Hirtenstern" – der Stern des „Hirten", wie er schon vor fünf Jahrtausenden als sumerischer Inanna-(Venus-)Stern des geliebten Hirten Tammuz-Dumuzi galt. Vielleicht sahen die

Hirten diesen Stern, als sie *auf freiem Felde Nachtwache hielten bei ihrer Herde* (Lk. 2, 8) und die *Herrlichkeit Gottes* sie umstrahlte, wobei ihnen verkündet wurde, daß der Heiland geboren sei (Lk. 2, 11). Denn nur dieser abendliche Hirtenstern vermag die Geburt des „Heilands" anzukündigen, den die Gegenwart kaum mehr sieht, weil ihr Kalender sich geändert hat.
Aber der gleiche Hirtenstern trägt auch die Bezeichnung, aus der ebenfalls noch altes, tiefreligiöses Überlieferungsgut hindurchschimmert: „Bettlerstern". So heißt er endlich im europäischen Norden – vermutlich spät, ganz spät. Fast nichts mehr scheint von ihm übrig geblieben zu sein als die Vorstellung, daß man keinem Armen oder Fremden – keinem Wanderer (eine alte Mondbezeichnung) – die Tür weisen dürfe, wenn dieser Bettlerstern abends am Firmament steht. Dann schimmert sein makelloses Licht auf die zur Ruhe gehenden Menschen herab; dann ist seine Zeit gekommen, das Werk der Erde zu beschauen.[307] Denn er ist zu jeder Zeit der Stern der Liebe, die in vielen Formen durch das Reich der Menschen geht.

Der Marienkult blüht auf

Das gotteslästerlichste Gemüt macht vor Maria Halt. Rebellen beugen sich vor ihr; Satiriker und Skeptiker wie die fahrenden Scholaren wagen es nie, ein einziges unehrerbietiges Wort über Maria zu sagen. Ritter weihen sich ihrem Dienste, Städte, Dörfer, Flecken, Burgen nehmen ihren Namen an.[308] Wallfahrtsorte und Wallfahrtskapellen entstehen für sie. Dann steigen in Europa ihre Dome und Kathedralen aus der Erde. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert n. Chr. vereinigen sich Künstler und Handwerker, Geistlichkeit und Laienschaft, hoch und niedrig, arm und reich zu der erstaunlichsten Leistung des Mittelalters, zum Bau zahlreicher Kirchen, die vorzugsweise der Maria geweiht sind oder als besonderes Schmuckstück eine abgesonderte Marienkapelle besitzen.[309]
Im 16. Jahrhundert n. Chr. bilden sich die marianischen Kongregationen unter der Führung junger Priester mit dem Ziele, die akademischen Stände enger an die christliche Glaubenslehre anzuschließen. Aber bald drängen sich Bürger aller Stände zu den durch Ablaßvergünstigungen bevorzugten Vereinigungen. Schon vorher hatte Christoph Columbus auf seinem Schiffe „Santa Maria" die Botschaft von der heiligen Jungfrau nach Amerika getragen. Die neuentdeckten Länder, Inseln, Buchten erhalten Mariennamen, so z. B. die Bahamainseln: „Unsere Liebe Frau von der Unbefleckten Empfängnis" beziehungsweise „Unsere Liebe Frau zur See". Und das Kap des Golfes von Haiti empfängt im Namen Marias die Bezeichnung „Stern des Meeres".[310]

In der Kunst übernimmt die Maria die Motive der Isis und der Athene. Wie Isis hält sie das Kind auf dem Schoß. Statt der alten Stierhörner besitzt Maria Mondsichel und Stern.[311] Mitunter sitzt sie im Schiff (Abb. S. 208). Trugen die Frauen und Mädchen zum Fest der Panathenäen kunstreich gewirkte Gewänder zu Ehren der Athene,[312] so entstehen nunmehr Marienlegenden, die Maria zur Weberin sakraler Teppiche und Gewänder machen.[313]
Der schönste Monat des Jahres, der früher der Artemis geweihte Mai, wird jetzt zum Marienmonat. Tiere, Käfer, Pflanzen (Frauenschuh, Marienträne, Liebfrauenmilch) bekommen den Namen Marias. Feste entstehen zu ihren Ehren und liegen zum Teil in der Nähe oder direkt auf den hohen Feiertagen der vorderorientalischen und römischen Muttergottheiten alter Prägung: Mariä Verkündung am 25. März – Minerva-Fest Roms: 19.–23. März[314] – Mariä Reinigung am 2. Februar, Mariä Heimsuchung am 2. Juli; Mariä Himmelfahrt am 15. August – Dianafest in Rom: 13. August, das Venus-Fest der Vinalia rustica am 19. August[315] – Mariä Geburt am 8. September; Mariä Opferung am 21. November; das Fest der Unbefleckten Empfängnis am 8. Dezember; Verlöbnis Mariä am 23. Januar; Mariä Erwartung der Geburt Jesu am 18. Dezember; das Fest der Sieben Schmerzen am Freitag vor Palmsonntag; Mariä Schneefeier am 5. August und noch viele andere.
Moderne Autoren der christlichen Theologie machen gar kein Hehl daraus, daß heidnische Feste und Veranstaltungen in christliche, marianische umgebildet wurden und noch werden. Sicherlich seien Mariä Lichtmeß und die Kräuterweihe zu Mariä Himmelfahrt so entstanden, und manche nach der Maria benannten Pflanzen wiesen zweifellos auf heidnische Bräuche hin.[316] Die Theologen leugnen also gar nicht den ununterbrochenen Fluß, der sich von der Steinzeit bis zur Gegenwart hinzieht.
Wo vordem Heiligtümer der heidnischen Göttinnen standen, erheben sich Marienkirchen. Vielfach wurden sie kurzerhand umgewandelt. Am Forum Romanum steht die Kirche Maria Antiqua an Stelle des früheren Juno-Tempels, die Jungfrauenkirche der Akropolis zu Athen an Stelle des Tempels der Jungfrau Pallas Athene, die Liebfrauenkirche an Stelle des Heiligtums der Artemis von Ephesus.[316]

Päpste, Mystiker und Kinder

Als die ewig reine Jungfrau – die nicht nur unbefleckt empfängt, sondern auch jungfräulich gebiert – nimmt Maria unter allen Heiligen als Königin des Himmels die erste Stelle ein. Sie ist die mächtigste Fürsprecherin bei Gott, und deshalb richten sich die Gebete vorzugsweise an sie: Ave Maria, der Rosenkranz, die Tag-

zeiten der Seligen Jungfrau Maria und die Lauretanische Litanei. Und das „Ave Maria“ hat im Rosenkranz weitaus den Vorrang vor dem Vaterunser.[317]
Zahlreiche Mönchs- und Nonnenorden nennen sich nach ihr. Die Kunst wendet sich ihr zu, und viele Madonnenbilder des Abendlandes, zum Teil wundertätig und segenbringend, gehören zu den schönsten Kunstwerken der Erde.
Ihre Namen vermehren sich: „Beata Virgo“, „Notre Dame“, „Beatissima Vergine“, „Madonna“, „Unsere Liebe Frau“. In den offiziellen Akten des 2. Konzils von Nizäa – 787 n. Chr. – wird ihr zweimal der Titel „Domina“ – „Herrin“ – gegeben.[318] Papst Sixtus IV. nennt sie im 15. Jahrhundert n. Chr. „Die Königin des Himmels“, und eine Bulle des Sixtus V. bezeichnet sie im gleichen Jahrhundert als *die glorreiche Königin des Himmels, emporgestiegen zum Sternenthron.*[319] Andere Titel sind „Reparatrix“ – „Wiederherstellerin“, „Redemptrix“ – „Erlöserin“, „Virgo-Sacerdos“ – „Jungfrau-Priesterin“, „Corredemptrix“ – „Miterlöserin“. Ja, sie sagen es frei heraus: Maria sei als Neue Eva die Erlöserin.[320]
Der hl. Bernhard schildert sie *mit einem funkelnden Diadem von ihrem göttlichen Sohne geschmückt,* die bei ihm – Jesus Christus – als aller Königin und Herrin thront. Sie ist für Bernhard *die seligste Jungfrau,* die *leuchtet als die Königin aller mit funkelnder Krone.*[321]
Im 17. Jahrhundert erklärt Papst Paul V. in einer Bulle: *Durch so viele Vorbilder, prophetische Schauungen und Weissagungen vorausverkündet, von den heiligen Vätern lange ersehnt, trat sie endlich hervor, geschmückt mit dem Glanze der Tugenden und aller Gnaden, durch ihre heilbringende Fruchtbarkeit befreite sie uns aus der Knechtschaft, zertrat das Haupt der Schlange, und mit der Sonne umkleidet, den Mond zu ihren Füßen, verdient sie es, in Siegesherrlichkeit mit zwölf Sternen bekränzt, über die Chöre der Engel emporgehoben, die Königin des Himmels und der Erde genannt zu werden.*[322]
Maria erscheint ihren inbrünstigsten Verehrern fast in jeder Generation, und oft sind ihre Zeichen merkwürdig genug. Als die selige Dienstmagd Notburga († 1313 n. Chr. auf der Rothenburg am Inn) während des Läutens der Aveglocke ihre Sichel in die Luft warf, blieb diese schweben, bis das Gebet zu Ende war.[323]
So ehrfürchtig können sich Sicheln „benehmen“, wenn das Ave Maria ertönt.
Maria erscheint vorzugsweise gläubigen Menschen, die entkräftet sind, im Fieber oder im Sterben liegen, im Halbschlummer, in Schwächezuständen: *Da er nach der Mette um eines kleinen Rühleins willen in seinem Stuhle saß, da gingen ihm seine Augen auf, und er fiel auf seine Knie, und grüßte den aufbrechenden Morgenstern, die zarte Königin vom Himmelreich. Eines Males saß er also zu derselben Zeit in seiner Ruhe; da hörte er etwas in seiner Inwendigkeit so herzlich erklingen, daß sein ganzes Herz bewegt ward. Die Stimme sang mit einer süßen Hellung und lautem Tone, da der Morgenstern aufging, diese Worte: „Stella*

maris, Maria hodie processit ad ortum« („Der Meeresstern Maria ist heute hervorgegangen).«[324]

Oder sie erscheint Kindern – unterernährten, schmächtigen Geschöpfen, wie der hl. Bernadette, mit der Maria in Lourdes (Frankreich) sprach. 1917 n. Chr. sehen drei Kinder des kleinen Dorfes Fátima (Portugal) wiederholt Erscheinungen der Maria. Wie ein Lauffeuer rast die Kunde durch den katholischen Erdkreis. Mit unwiderstehlicher Gewalt zieht der Gnadenort Scharen von Gläubigen an sich, die in härtesten Bußwallfahrten zu Tausenden und Abertausenden nach Fátima pilgern. Einige Monate später sehen annähernd fünfzigtausend Menschen eine von den Kindern vorausverkündete Lichterscheinung.[325]

Südländische Prozessionen

Nicht der kühle Norden, sondern die südlichen Länder sind es, in denen die Maria im Vordergrund aller religiösen Andacht und Liebe steht. Man muß sich einmal die Berichte ihrer Priester von den Maifeiern zu Ehren der Himmelskönigin anhören, um zu begreifen, was Maria dem Süden bedeutet. Man muß einmal erleben, was bei dem großen Maifest von Fátima Jahr für Jahr vorsichgeht; man muß das Meer der weißen Tücher gesehen haben, mit dem Hunderttausende der weißen Gestalt der Himmelskönigin zuwinken; man muß die Jubelchöre vernommen haben, die über den weiten Platz vor der Kirche brausen, wenn das Gottesbild durch die Menge getragen wird.

Mit einer großen Krone auf dem Haupt, auf der das Kreuz steht, schlank, schlicht, in weißem Gewand, ohne Christuskind, in einem Riesenbusch weißer Blumen, wandert die Schneeweiße den Gelähmten und Kranken und Unglücklichen zu, die auf ihren Tragbahren und Rollstühlen das Wunder ihrer Heilung erwarten. Und es geschieht! Wenn auch nicht oft, aber es geschieht. Gelähmte Menschen, die jahrelang keinen Schritt gehen konnten, erheben sich. Noch unsicher und schwankend gehen sie ihrer Gesundung entgegen.

An den Häusern von San Domingo auf Haiti glühen unter dem sternenbesäten Nachthimmel lange Ketten brennender Kerzen und weißer oder goldener elektrischer Lämpchen. Ein Lichtermeer treibt dem Mariendom zu. Abertausende von Kerzenträgern – Männer im weißen Anzug, Frauen in bunter Festtracht – wandern unter dem nächtlichen Tropenhimmel zum Gotteshaus. Fanfarenklänge künden das Ereignis an. Aus dem sich öffnenden Kirchenportal ergießt sich gleißendes Licht, fließt über die wartenden Menschenmassen, mischt sich mit brausenden Akkorden, überflutet den großen, silbergetäfelten Triumphwagen, der vor dem Kirchenportal auf die Himmelskönigin wartet. Der Wagen ist mit elek-

trischen Lämpchen übersät und umsäumt. Fünfzig weißgekleidete Jungfrauen stehen vor diesem Silberwagen bereit, ihn an einem Rosenkranz von Blumen und Lichtern zu ziehen. Jungfrauen tragen jede einzelne Ave-Maria-Perle des Rosenkranzes als weißes, elektrisches Licht in den Händen. Chorknaben in purpurrotem Gewand halten die Vaterunser-Perlen als rote, elektrische Lichter. Mit unwiderstehlicher Gewalt greift das Schauspiel nach der Menschenseele und zieht sie in den Bann der Himmelskönigin. Dann zuckt aus der weitoffenen Kirchentür in einem Zauber von Licht das Wunder zum Sternenzelt hinauf. Im lichtüberfluteten Kirchenportal taucht ein hohes, goldenes Kreuz auf und glüht, ganz mit weißen Lämpchen besetzt, der Menge entgegen. Aus gewaltigen Chorälen, im Klang der Orgeln und Musikkapellen flammt der Jubel auf. Im Portal erscheint das Gnadenbild Unserer Lieben Frau. Behutsam wird es zu dem Blumen- und Lichterteppich des Silberwagens getragen. Dann setzt sich der Riesenzug in Bewegung. Bischof und Priesterschaft in ihren prachtvollen, malerischen Gewändern führen ihn an, Chöre, Vereine mit ihren Bannern und Musikkapellen folgen im Heer der Singenden. So wandern die lichtertragenden Kolonnen durch die Tropennacht. Erst in später Stunde endet der Rausch von Farben, Licht und Klängen mit dem gewaltigen Schlußchor: „Gegrüßet seist du, Königin!"[326]

Von einem unbeschreiblichen, auch den Andersgläubigen tief beeindruckenden Zauber sind die marianischen Feste, Prozessionen und Zusammenkünfte, gleichgültig, ob man nach den Philippinen, nach Chile, Brasilien, Argentinien oder Mexiko geht. Es sind Feste, bei denen die Madonnenbilder und die Altäre buchstäblich in Blumenmeeren versinken. Bei den Lichterprozessionen auf Mindanao ist das Marienbild förmlich von Rosen überschüttet. In Indochina, auf den Inseln der Südsee ist es kaum anders. Und während in China und anderen buddhistischen Ländern in einem der Göttin Kwannon geweihten Monat – die den kleinen Buddha auf den Armen trägt – auf allen Küstenschiffen lange Wimpel zum Gruße der Himmelskönigin flattern – „Himmlische Königin, Heilige Mutter des Himmels" –, beugt der gesamte katholische Erdkreis die Knie vor den Gnadenbildern der Maria.[327]

Als die Missionare kamen

In Mexiko und den übrigen lateinamerikanischen Ländern beginnt das Phänomen der Marienverehrung unmittelbar nach der Eroberung durch die Spanier. Zehn Jahre nach der Eroberung des Aztekenreiches durch die Spanier strömen von weit und breit die Indianer zu den ersten Wallfahrten der Christen und beteiligen sich mit ihren Tänzen und Reigen aus freien Stücken an der Ehrung „Unserer Lieben Frau von Guadelupe", in der Nähe der mexikanischen Hauptstadt. Dort soll im

16. Jahrhundert einem Indianer die Gottesmutter als Indianerin erschienen sein.[328] 1709 n. Chr. weiht sich ganz Mexiko der Maria. Der Tag ist noch heute nationaler Feiertag. Der Kirchenprachtbau des weltberühmten Wallfahrtsortes von Guadelupe ist verschwenderisch mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückt, und die dort niedergelegten Schätze sind unbeschreibbar. Zur Hauptwallfahrt am Tage der Unbefleckten Empfängnis strömen hunderttausend und mehr Pilger dort zusammen. 1926 n. Chr. – als das Gnadenbild päpstlich gekrönt wurde – fanden sich über zweihunderttausend Menschen ein. Das Bild ist auf ein Gewebe gemalt, das von Indianern verfertigt worden ist.[329]

Mexiko besitzt noch andere Prunkorte katholischer Marienverehrung. In Puebla zeigt der Mariendom eine überwältigende Prachtentfaltung. Das Marienbild trägt eine goldene, mit kostbaren Smaragden geschmückte Krone. Um den Hals der Himmelskönigin liegen wundervolle Perlenschnüre, und ein mit Diamanten besetzter Gürtel hält das goldbrokatene Kleid.[329a]

Ein dritter großer Wallfahrtsort ist „Unsere Liebe Frau von den Fichten“ zu Ocatlan bei Tlaxcala. Er entstand nach einer Seuche während der ersten Bekehrungsperiode Mexikos. Auch hier ein Reichtum an Gold, Silber und Edelsteinen, der schier unbeschreiblich ist. Und endlich ist auch die Kathedrale der Hauptstadt Mexikos zu erwähnen. In einem massiven Goldrahmen steht das Bild „Unserer Lieben Frau von der Himmelfahrt“ auf dem Hochaltar. Das Marienheiligtum erhebt sich an der gleichen Stelle, an der der Tempel Teocalli der Azteken einst stand.[329b]

Als die ersten Missionare der Dominikaner, Franziskaner und Jesuiten weiter nach Süden kamen, fanden sie die Indianer fast ausnahmslos zur Aufnahme der Marienverehrung bereit, und so blieb es auch.

Keine irdische Gewalt vermag den Marienglauben zu erschüttern. In Honduras – so lautet ein Bericht aus dem Jahre 1930 n. Chr. – erbt sich die Liebe zur allerseligsten Jungfrau von den Eltern und Vorfahren auch in priesterloser Zeit fort.[330] Peru, Ekuador, Bolivien, Argentinien, Chile, Paraguay sind seit frühesten Zeiten ausgesprochene Marienländer. Von dem *marianischen Leben der christlichen Indianer, namentlich der Guaranis in den Reduktionen von Paraguay, künden bis heute steinerne Ruinen und Denkmäler in den Urwäldern von Paraguay und des Missionsterritoriums.*[331]

Wo einst Ascherabilder standen

Geht man nach Afrika, so zeigt sich, wie Maria seit hundert Jahren in das Geistesleben der Schwarzen eindringt. In Senegambien wird „Unsere Liebe Frau von Dakar“ verehrt. Ihr Bild stand in einem hohen Baum. Heute steht dort eine

Marienkathedrale, die viele Meilen landeinwärts und von der See aus zu sehen ist.[332] Am 18. August 1946 vollzogen sämtliche Basuto-Häuptlinge – an ihrer Spitze die unter dem selbstgewählten Namen „Maria Fátima" getaufte große Häuptlingsfrau – die feierliche Weihe des ganzen Basutolandes an die Himmelskönigin.[333] Von der Küste Natals über Transvaal und die Diamantenfelder von Kimberley bis in die Wüsten hinein, bis nach Südwestafrika und bis zum Kongo regt sich mehr und mehr das Reich der Maria; und eines Tages wird es mit ihren großen nordafrikanischen Herrschaftsbereichen zu einem einzigen Gnadenreich zusammenfließen. Selbst dort, wo keine Priester hinkommen, oder wo Missionsstationen zeitweilig geräumt werden mußten, bleibt die Gottesmutter ohne Katechismus und Bibelvers lebendig, wie es auch die Philippinen beweisen. Seit vielen Jahren ohne Priester, wandern die Eingeborenen zur Maifeier mit brennenden Holzscheiten durch den Busch und mit selbstgebastelten Geigen und Guitarren schallt es auf Waldlichtungen und an Lagerfeuern: *„Gegrüßt seist du, Königin . . ."*[334]

Noch einmal betreten wir Ägypten, das Land, das eine so uralte Geschichte der Himmelskönigin hinter sich hat. Unweit des alten Heliopolis liegt Matarieh als katholischer Gnaden- und Wallfahrtsort. Dort bleibt die Legende lebendig, wie die Heilige Familie, Maria und Joseph mit dem Kinde, unter der Sykomore am heiligen Quell rastete, und wie sich der Baum öffnete, als Maria mit ihrem Kinde eine Zuflucht vor den Häschern des Herodes suchte.[335]

Der Marienbaum von Matarieh – 12 km nordöstlich von Kairo – steht heute unmittelbar vor der Kirche Notre Dame de Matarieh. Von einer alten, halb zerfallenen Mauer umgeben, steht die Sykomore, der orientalische Feigenbaum, angeblich an der gleichen Stelle, an der vor zweitausend Jahren der Baum stand, der die heilige Familie beschützte. Er ist erst vor knapp dreihundert Jahren – 1672 n. Chr. – neu gepflanzt worden. Nur noch eine graue Holzmasse, der Rinde durch gläubige Fetischisten der Neuzeit beraubt, wirkt der Baum mit seinen toten, verkrüppelten Ästen wie abgestorben. Aber einige grüne Zweige zeigen an, daß noch Leben in ihm ist. Noch ist er nicht tot. In seiner Nähe – vierzig Schritte westwärts – befindet sich ein Brunnen. Es heißt von ihm, daß Unsere Liebe Frau in ihm die Windeln ihres göttlichen Sohnes gewaschen habe. Die alte Quelle ist längst versiegt, und das Wasser wird heute durch elektrische Pumpen geschöpft; aber immer noch stehen zahllose Pilger ergriffen an Baum und Quelle.[336]

Im Libanon liegen die katholischen Wallfahrtsorte „Unsere Liebe Frau von Bikfaia" und „Unsere Liebe Frau von Tanail", ferner der Mariengnadenort „Unsere Liebe Frau unter den Cedern" von Bischarreh. In Beirut erhebt sich das Heiligtum „Unserer Lieben Frau unter den Türmen". Christen und Mohammedaner pilgern gemeinsam hin und erfahren gemeinsam Marias Hilfe. Der ganze

Libanon – wo einst die Ascherabilder standen – ist mit Marienheiligtümern übersät.[337]

In Abessinien blüht die Marienverehrung inmitten einer von christlichen, israelitischen, mohammedanischen und altäthiopischen Überlieferungen gespeisten Religiosität. Die koptische, von Rom getrennte Kirche bezeichnet Maria als Königin des Himmels und feiert ein Fest der Unbefleckten Empfängnis, der Geburt, der Flucht nach Ägypten, Mariä Himmelfahrt, ein Fest der Erscheinung Marias in Ägypten, Mariä Heimgang und viele andere. Wenigstens fünfzig Marienfeste sind offizielle Arbeitsruhetage.[338] Zahllos sind ihre Kirchen und Kapellen. Zahlreich auch ihre Namen und Hymnen, in denen von Marias „Lockenhaar", „Rosenmund", „Sternenauge", „Glockenwort" oder von ihrer „Taubenunschuld" die Rede ist. Die Lobgesänge schließen: *Ein Kindeslallen ist mein Sang. Und wäre der Erde Oberfläche ein Pergament und das Firmament eine Riesenpapyrusrolle und wandelten sich des Meeres Fluten und des Winters Regengüsse zu Tinte, nie vermöchte ich doch, Jungfrau, dich würdig zu preisen!*[339]

Bewundernd und gerührt blickt die katholische Priesterschaft auf das von der Liebe zu Maria beherrschte Privatleben der Kopten. Die Geburt eines Kindes begrüßt man mit der Formel: *Maria liebt dich, freue dich!*, und die Mutter antwortet: *Amen!* Meist werden die Kinder der Maria geweiht. Im Namen Marias erbitten Bettler und Studenten Almosen oder Sammlungen. Nie wird der Kopte etwas abschlagen, was im Namen Marias erbeten wird.

Maria lebt auch im Koran. Wo der Islam christliches Gebiet erobert, bleiben die Gnadenorte und Marienaltäre bestehen, ehren Syrer und Araber die Himmelskönigin, als sei nichts geändert; und muselmännische Knaben erfahren ihre Heilung durch die Gnade der Maria genauso gut wie christliche.[340]

Mit leidenschaftlicher Hingabe kämpfen die katholischen Marienritter in West-, Ost- und Inselafrika, Westindien, Nord- und Südamerika für die Errichtung des marianischen Gottesreiches.[341]

Sie meinen, daß Maria als Mutter mit dem Kinde so innig mit dem Gottmenschen Jesus Christus verbunden sei – ihre mütterlichen Dienste an ihrem Sohne seien so tief in das göttliche Heilswerk einbezogen – daß das wahre und echte Bild des christlichen Heilands und seiner Erlösung mit dem Bilde der Maria stehe und falle.[342]

Das Dogma

Mit dem Segen und der warmherzigen Förderung der Bischöfe, Kardinäle und Päpste wird seit Jahrhunderten der katholischen Christenheit immer wieder ins Herz gehämmert, daß Maria die Königin, die Königin aller Stände, die Herrin und Königin jeder Seele und der gesamten Glaubenswelt, die Königin der Welt

und des Himmels sei. *Ohne deinen Befehl darf keiner Hand oder Fuß bewegen auf der ganzen Erde.*[343]

Es handelt sich hierbei nicht etwa um ein Verblassen alter archetypischer Vorstellungen, die das 20. Jahrhundert n. Chr. in der Fülle seines modernen Weltbildes nachsichtig mit dem Mantel der Liebe zur menschlichen Vergangenheit zudeckt – das Gegenteil ist der Fall.

1942 n. Chr. nennt Papst Pius XII. in einer Rundfunkansprache an die Portugiesen Maria „Königin der Welt", und ein knappes Jahr später preist er sie als diejenige, die *zugleich mit ihrem Sohne herrsche.*[344] Am 1. November 1950 n. Chr. erklärt Pius XII. bei der Verlesung der Apostolischen Konstitution „Munificentissimus Deus": *Es ist ein von Gott geoffenbarter Glaubenssatz, daß die unbefleckt empfangene und stets jungfräuliche Gottesmutter Maria nach Vollendung ihres irdischen Lebens mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen worden ist.* Diese Wahrheit stütze sich, so meint Pius XII., ... *auf die Heilige Schrift, ist in den Herzen der Gläubigen tief eingeprägt, ist durch den Kultus der Kirche von den ältesten Zeiten an gebilligt, stimmt mit den übrigen geoffenbarten Wahrheiten vollkommen überein, ist durch das Studium, die Wissenschaft und die Weisheit der Theologen erklärt und ausgesprochen.*[345]

Und Sonntag für Sonntag, den Gott werden läßt, beugt der gesamte katholische Erdkreis das Knie, wenn die Worte des Konzils von Nizäa gesungen werden: *Et incarnatus est de Spiritu Sancto ex Maria Virgine et homo factus est.*[346] (Und ist Fleisch geworden von dem Heiligen Geiste aus Maria, der Jungfrau, und ist Mensch geworden.)

Bekannt ist auch, daß im 20. Jahrhundert die Kunde von einem weinenden Madonnenbild die Menschen hier und dort noch genauso in ihren Bann und in den bedingungslosen Glauben zieht, wie vor zweitausend Jahren die Nachricht des Livius, zu Lanuvium habe das Bild der Juno Sospita geweint (40, 19). Und noch zur Zeit der heute lebenden Generation, als am 1. Mai 1916 die Venus durch günstige Witterungsbedingungen am wolkenlosen Nachmittagshimmel Westeuropas zu sehen war, flog ein Raunen durch eine der Hochburgen moderner Gelehrsamkeit – durch Heidelberg – der Friedensstern sei erschienen.[347] Erst damit schließt sich der Kreis.

Die Unsterbliche

Es war ein weiter Weg von den Höhlenkathedralen Europas und den Frauenfiguren mit dem Schlangenkopf und dem Kinde an der Brust aus dem Boden am Persischen Golf; von den Fürsten der Sumerer und Akkader, die am Euphrat die Heiligtümer der Inanna und der Ischtar schufen; von den ersten Pharaonen am Nil, die in ihren gewaltigen Pyramiden den Namen der Isis und der Nephthys

und ihres Sohnes nennen; von den Königen, die für sich beanspruchten, von einer gottgeweihten, jungfräulichen Mutter abzustammen; von den mythischen Kaisern Chinas über die römische Venus bis zu der Himmelskönigin, der sich – wie Spengler sagt – alle „gotische Inbrunst" zuwandte: der Jungfrau und Gottesgebärerin mit dem Beinamen *Theotokos*. Es war ein mit Blut und Blumen überschütteter Weg der menschlichen Geistesgeschichte.

Sie schließt mit dem Ineinanderfließen von Gottesbegriffen, wie sie aus Mond und Venus entstanden. Freilich, die Isis starb, die Ischtar starb, die Hathor, die Astarte, die Kybele, die Mylitta, die Athene. Doch die Schwarze Madonna lebt – wie die weiße! Sie lebt in dem Schwarzen Stein des größten Heiligtums des Islam – der Ka'aba zu Mekka – als heiligstes Symbol. Und sie lebt in zahllosen Liedern, Märchen und Mythen und in den heiligen Schriften fast aller Völker. Sie lebt im Blut der Eskimos und Indianer, der Germanen, Kelten und Finnen, der Mongolen und Semiten – in allen Erdteilen, in der rauhen, weißen Welt der Arktis, in Kasan an der Wolga, in den Madonnenbildern des Abendlandes, in den Wüsten und Urwäldern der Erde und auf den grünen Inseln der Tropen. Sie lebt in den erbärmlichsten Hütten und in den herrlichsten Kathedralen. Wo von ihrem Wesen gepredigt wird – gleichgültig in welchen Sprachen und aus welchen heiligen Büchern – da gleitet das Wort zu den tiefsten Gründen der Menschenseele hinab und heißt sie, gläubig anzubeten. Denn sie ist stärker als das Weltbild der modernsten Physik und älter als jede noch lebendige Religion.

Damit schwinden Schatten und Licht. Nichts ist übrig geblieben als ein sich selbst erzählender Mensch. Die Astronomen schweigen, und allein die Psychologen haben noch das Wort.

Sie wissen nun, daß aus der Astarte – die auf dem gewellten und in Knoten gebundenen Haar den Kranz der sieben Sterne trägt – aus der Kalypso, der „Verhüllerin", die sieben Jahre lang Odysseus festhielt, aus der Vulgivaga des Cäsar und der Genetrix Roms, aus der Aphrodite Pandemos, der Kythereia und der Gottheit, die im Norden den Berg der Versammlung und den Gipfel der Welt beherrschte, aus der Liebesgöttin, die am Tor des Tempels von Jerusalem stand, und aus dem Mysterium der weinenden Muttergöttin das Fest der Sieben Schmerzen Mariä hervorging.

Das eine ist so gut wie das andere; und was Plinius von der Venus sagt – alles auf Erden werde durch ihre Kraft erzeugt – gilt in vielen Menschenseelen auch für Maria. Geändert hat sich nichts, was als wesentlich zu nennen wäre. Geändert haben sich einige Buchstaben – damit die Himmelskönigin beim Namen gerufen werden kann. Aber etwas beim Namen rufen – heißt das nicht, wie Spengler es meint: *Macht darüber gewinnen?*

NACHWORT

Das *Testament der Sterne* versucht, einen wichtigen Ausschnitt aus der Entstehung und Entwicklung der Geistes- und Kulturgeschichte von der Eiszeit bis zur Schöpfung des Christentums darzustellen – aber es vermag nicht die ganze Geschichte menschlicher Vorstellungen vom Himmel und seiner Gesetze wiederzugeben. Ein solcher Versuch würde den Rahmen eines einzigen Buches sprengen, solange viele Züge alter Weltanschauungen und Lehren noch Forschungsobjekte der modernen Archäologie und ihrer Zweige sind und erst analysiert, in ihrem logischen Zusammenhang geschildert und in ihren Verflechtungen untersucht und entwirrt werden müssen.

Bei der Vielzahl der Erscheinungsformen und der auf den Leser einstürmenden Zeichen, Bilder und Begriffe schien es nicht nur geboten, hin und wieder Wesentliches beiläufig zu wiederholen, sondern jene auch bewußt zu begrenzen. Daß sich zum Beispiel die Geschichte der Jungfrau endlich auch in der Geschichte der Sternbilder fortsetzt – im Sternbild der Jungfrau im Rund der Tierkreiszeichen, das noch heute den beiden Fischen gegenübersteht – erschien verlockend genug, um dem Zeichen der Jungfrau ein besonderes Kapitel zu widmen, hätte aber den Fluß der Darstellung erheblich gestört; überdies ist jenes Sternbild nur eine Folge, keine Ursache, der Entwicklung der antiken Weltbilder, deren große Ströme – Religion, Astronomie, Astrologie, Mythos und Märchen – aus einer gemeinsamen Quelle fließend, sich in den letzten beiden Jahrtausenden allmählich und dann immer stärker zu teilen beginnen.

Wer es unternimmt, in die Urwälder der Geistes- und Kulturgeschichte einzudringen, muß es, nach einem Wort Aristoteles', nicht nur auf sich nehmen, die Wahrheit zu sagen, sondern auch die Ursachen des Irrtums. Dies aber erfordert Geduld und Zeit. Deshalb ist im *Testament der Sterne* hauptsächlich die Geschichte von Mond und Venus dargestellt, ohne das Thema ganz zu erschöpfen; es setzt sich vielmehr auf anderen Stufen weltanschaulicher und religiöser Vorstellungen weiter fort. Auch die Verwobenheit mancher Grundgedanken mit den Sonnenreligionen und einer Mehrzahl anderer Sternreligionen konnte nicht zur Sprache kommen, und ebenso wurde die Gestalt des Höllenfürsten Sirius nur insoweit angedeutet, als dies zum Verständnis bestimmter Phasen der Mond- und Venusverehrung und namentlich zum Verständnis wichtiger Abschnitte des Alten Testamentes erforderlich war.

Blieb also das weite Reich der übrigen in den letzten vorchristlichen Jahrtausenden sich entwickelnden Sternreligionen ganz verschlossen, so mußte auch auf die Darstellung der Bildung und Entwicklung der Zeitalterlehren (ebenso auf das heute vergessene, im Altertum aber weltweit verbreitete Achtjahr der Venus) verzichtet werden, die sich gerade in den Jahrhunderten um Christi Geburt zu einem geschlossenen Komplex menschlicher Erwartungen und Wunschträume entfalteten. Dieser Teil der Geistesgeschichte wird in einem zweiten und dritten Bande geschildert werden, wobei dann auch die Gestalt des christlichen Erlösers in seiner ganzen Mission in Erscheinung treten wird. *E. Z.*

DIE ZEITRECHNUNG MIT DEM MOND

SYNODISCHER LAUF

von einer Lichtphase bis zu ihrer Wiederkehr (z. B. Neumond bis Neumond)

Neuzeit	=	29,530588 Tage
	=	29 Tage, 12 Stunden, 44 Min., 2,8 Sek.
Griechen		
um 600 v. Chr.	=	29,52 Tage
um 450 v. Chr.	=	29,53 Tage
Babylonier bzw. Perser		
Sarosperiode — 4. Jhdt. v. Chr.	=	29,53064 Tage
Kidenas — 3. Jhdt. v. Chr.	=	29,53059 Tage
Hipparch		
2. Jhdt. v. Chr.	=	29,53059 Tage
Ptolemaios		
2. Jhdt. n. Chr.	=	29,53059 Tage
Indien		
VedischeZeit bis 400 v. Chr.	=	30 Tage
nachvedische Zeit bis 200 n. Chr.	=	29,52 Tage
Maya		
vermutlich 15. Jhdt. n. Chr.	=	29,526 Tage

SIDERISCHER LAUF

(Wahre Umlaufzeit um die Erde — Wiederkehr zum selben Fixstern)

Neuzeit	=	27,321661 Tage
	=	27 Tage, 7 Stunden, 43 Min., 11,5 Sek.
Altes Testament		
Zeit des Moses (?)	=	27,3 Tage (?)
Pythagoras		
6. Jhdt. v.Chr.	=	27 Tage
Babylonier bzw. Perser		
6. Jhdt. v. Chr.	=	27 Tage
Naburianos (Nabu-rimanni) — 5. Jhdt. v. Chr.	=	27 Tage, 13 Stunden, 18 Min., 31,9 Sek.
Kidenas — 3. Jhdt. v. Chr.	=	27,32169 Tage
Indien		
Nachvedische Zeit bis 200 n. Chr.	=	27,31 Tage
4. bis 5. Jhdt. n. Chr.	=	27,32167 bis 27,32160 Tage

Die Zeitangaben für die Antike sind auf fünf Dezimalstellen begrenzt. — E. Zinner, „Die Geschichte der Sternkunde" — S. Oppenheim, „Das astronomische Weltbild" — A.T. Olmstead, „History of the Persian Empire"

DIE ZEITRECHNUNG MIT DER SONNE BZW. MIT DEM SIRIUS

ALTERTUM

Indien
Vedische Zeit bis 400 v. Chr. = 360 Tage
Nachvedische Zeit bis 200 n. Chr. = 366 Tage

Babylonier bzw. Perser
Sarosperiode — um 400 v. Chr. = 365,2491 Tage

Pythagoras
6. Jhdt. v. Chr. = 365 Tage

Palästina — Zeit des Moses (?)
12./13. Jhdt. v. Chr.
Buch der Jubiläen 1. Jhdt. v. Chr. = 364 Tage

Ägypten
Letzte Jahrhunderte v. Chr. = 365 Tage

Julianisches Jahr
46 v. Chr. = 365,25 Tage

Ptolemaios
2. Jhdt. n. Chr. = 365,256813 Tage

Indien
4. bis 5. Jhdt. n. Chr. = 365,25875 Tage

NEUZEIT

Siderisches Jahr (Sternjahr) (Zeit des Erdumlaufes bis zur gleichen Stellung der Sonne zu den Fixsternen) = 365,256360 Tage = 365 Tage, 6 Stunden, 9 Min., 9,539 Sekunden (nach Newcomb)

Tropisches Jahr (Zeit des Erdumlaufes von einem Frühlingspunkt zum nächsten) = 365,242198 Tage = 365 Tage, 5 Stunden, 48 Min., 45,975 Sekunden (nach Newcomb)

Gregorianisches Jahr = 365,2425 Tage

SIRIUS

Siriusjahr
Letztes Jahrtausend v. Chr. = 365,25 Tage

Der Beginn der Nilflut verschiebt sich im Vergleich zum Frühaufgang des Sirius. Im 4. Jahrtausend v. Chr. fielen beide nach durchschnittlicher Rechnung zusammen auf den 16. Juli für Memphis. 141 n. Chr. trat die Nilflut jedoch 22 Tage früher ein als der Frühaufgang des Sirius. — E. Zinner, „Die Geschichte der Sternkunde" — S. Oppenheim, „Das astronomische Weltbild"

DIE MITTLEREN SYNODISCHEN BEWEGUNGSVORGÄNGE DER VENUS NACH MODERNER RECHNUNG

Gesamtdauer des Venus-Umlaufs um die Sonne: 584 (genau 583, 9214 Tage)
Sichtbarkeitsdauer: 492, Unsichtbarkeitsdauer: 92 Tage

Zeitpunkt	*Vorgänge*	*Konstellations-Schema*	*unsichtbar*	*sichtbar*
	ALS ABENDSTERN			
40. Tag	Sichtbarkeitsbeginn (= Heliakischer Aufgang) des Abendsternes nach der „oberen" Konjunktion (Zusammenstand) mit der Sonne bei 10° Elongation (Entfernung) von der Sonne	○ ⊙ * WESTEN	40 Tage (einschl. Morgenstern = 78 Tage)	
222. Tag	Größte Elongation, 46,5° von der Sonne	○ ⊙ *		247 Tage
272. Tag	Beginn der scheinbar rückläufigen Bewegung des Planeten bei 28° Elongation. Annäherung an die Sonne	○ * ⊙		
287. Tag	Heliakischer Untergang des Abendsternes (da im engsten Strahlenbereich der Sonne) = Beginn der Unsichtbarkeit bei 10° Elongation von der Sonne	○ * ⊙		
	„Untere" Konjunktion mit der Sonne. Die Venus steht unsichtbar zwischen Sonne und Erde	○ * ⊙	14 Tage	
	ALS MORGENSTERN			
301. Tag	Heliakischer Aufgang (Sichtbarkeitsbeginn) des Morgensternes bei 10° Elongation	OSTEN ⊙ * ○		245 Tage
314. Tag	Stillstand der scheinbaren Rückläufigkeit bei 28° Elongation von der Sonne	* ⊙ ○		
364. Tag	Größte Elongation von 46,5° von der Sonne	* ⊙ ○		
546. Tag	Heliakischer Untergang = Beginn der Unsichtbarkeit des Morgensternes, da im engsten Strahlenbereich der Sonne bei 10° Elongation von der Sonne	* ⊙ ○	38 Tage	
584. Tag	„Obere" Konjunktion mit der Sonne. Die Venus steht unsichtbar hinter der Sonne	* ⊙ ○		
			92 Tage	492 Tage
			584 Tage	

○ Erde ⊙ Sonne * Venus

DIE KONJUNKTIONEN DER VENUS MIT DER SONNE

(vgl. hierzu Abb. S. 279)

Ort	*Zeitpunkt*	*Zeitraum*		
		A	B	C
15° Krebs R	8. 7. 1900			
10° Stier	1. 5. 01		rd. 19,5 Monate zu 30 Tagen	rd. 9²/₃ Monate zu 30 Tagen
25° Wassermann R	14. 2. 02	5 Konjunktionen der Venus mit der Sonne in 4 Sonnenjahren		
5° Schütze	28. 11. 02		„	„
23° Jungfrau R	17. 9. 03			„
14° Krebs	7. 7. 04			„
6° Stier R	27. 4. 05		„	„
25° Wassermann	14. 2. 06	5 Konjunktionen in 4 Sonnenjahren		
7° Schütze R	30. 11. 06		„	„
20° Jungfrau	14. 9. 07			„
14° Krebs R	6. 7. 08			„
8° Stier	28. 4. 09		„	„
23° Wassermann R	12. 2. 10	5 Konjunktionen in 4 Sonnenjahren		
3° Schütze	26. 11. 10		„	„
21° Jungfrau R	15. 9. 11			„
14° Krebs	6. 7. 12			„
usw.		usw.	usw.	usw.

Das R bei jedem zweiten Tierkreiszeichen bedeutet die scheinbare „Rückläufigkeit" der Venus beim Wechsel vom Abendstern (im Westen) zum Morgenstern (im Osten). Etwa 8 Tage nach den genannten Zeitpunkten (R) erscheint die Venus zum erstenmal kurz vor Sonnenaufgang als Morgenstern am östlichen Horizont. Mittlere Zeitspanne zwischen zwei derartigen (sogenannten „heliakischen") Frühaufgängen als Morgenstern:

rund 19½ Monate zu 30 Tagen
= rund 585 (im Mittel richtiger: 584) Tage
= 1 synodischer Umlauf der Venus (Spalte B).

(Synodische Venusläufe können freilich von ganz verschiedenen Anfangs- und Endpunkten gemessen werden, so z. B. vom ersten Aufleuchten des Abendsternes bis zur Wiederholung des gleichen Vorganges rund 19½ Monate später; vgl. hierzu auch die linksstehende Zeittabelle und die Seiten 268 bis 275).

Spalte A: Zeitspanne zwischen dem ersten Erscheinen der Venus am gleichen Himmelsort (z. B. Mitte des Tierkreiszeichens Krebs in der Nähe des Sirius): rund 4 Sonnenjahre zu 365 Tagen = 49 bis 50 Monate = 1460 Tage im Mittel. (Griechische Olympiadenrechnung bzw. Festzyklus griechischer Städte. Vgl. hierzu S. 283f.).

Spalte C: Zeitspanne zwischen zwei Konjunktionen (meist unsichtbaren Zusammenständen) der Venus mit der Sonne: rund 9²/₃ Monate zu 30 Tagen (= 9 Monate und 20 Tage; vgl. hierzu S. 273f. und insbesondere AT, 2 Sm 24,8f.) = eine halbe Venus-Synode zu rund 290, genauer 292 Tagen im Mittel. Mit bloßem Auge schwer meßbar, weil die zwischen den Sichtbarkeitszeiten liegenden Zeitspannen der Unsichtbarkeit grundverschieden sind (vgl. linksstehende Tabelle und S. 265).

ABBILDUNGEN AUF DEN KUNSTDRUCKTAFELN

ABBILDUNGEN IM TEXT

LITERATURVERZEICHNIS

AIDR siehe Archäologisches Institut des Deutschen Reiches
Aischylos siehe Waser
Albright, William F., „Von der Steinzeit zum Christentum", München 1949
Aldred, Cyril, „The Development of Ancient Egyptian Art", London 1952
Alt, Albrecht, „Kleine Schriften zur Geschichte des Volkes Israel", München 1953; I und II
Andrae, Walter, „Das wiedererstandene Assur", Leipzig 1938
Apelt, Otto, „Diogenes Laertius", 1. Band, Leipzig 1921
Apollonios Rhodios siehe Scheffer
Archäologisches Institut des Deutschen Reiches, „Bericht über die Hundertjahrfeier 21.—25. April 1929", Berlin 1930 (Im Quellennachweis: AIDR)
Aristophanes siehe Seeger
Auerbach, Elias, „Wüste und Gelobtes Land," Berlin 1932
Awdijew, W. J., „Geschichte des Alten Orients", Berlin 1953

Bähr, J. Chr. F., „Die Musen des Herodotus von Halicarnassus", II.—V., Stuttgart 1863 bis 1866
Baesecke, Georg, „Vorgeschichte des deutschen Schrifttums", Halle/S. 1940
Balss, Heinrich, „Antike Astronomie", 1. Auflage, München 1949
Bardtke, Hans, „Die Handschriftenfunde am Toten Meer", Berlin 1953
Behn, Friedrich, I. „Vor- und Frühgeschichte", Wiesbaden 1948
II, III. „Kultur der Urzeit", II u. III; Berlin 1950
IV. „Ausgrabungen u. Ausgräber", Stuttgart, Urban-Bücher 15
Behrens, Gustav, „Die Binger Landschaft in der Vor- und Frühgeschichte", Mainz 1954
Beloch, Julius, „Die Griechen bis auf Alexander den Großen", Berlin 1909
Bengtson, Hermann, I. „Einführung in die Alte Geschichte", München 1949
II. „Griechische Geschichte", München 1950
Berve, Helmut, „Griechische Geschichte", 1. Hälfte, Freiburg 1951
Bezold, Carl, „Die Kulturwelt des alten Orients", Berlin 1910
Bickermann, E., „Chronologie, Einleitung in die Altertumswissenschaft", Band III/5, Berlin-Leipzig 1933
Birket-Smith, Kaj, I. „Die Eskimos", Zürich 1948 II. „Geschichte der Kultur", Zürich 1948
Birt, Theodor, „Von Homer bis Sokrates", 3. Aufl., Leipzig 1925
Boeckmann, Kurt v., „Vom Kulturreich des Meeres", Berlin 1924
Boll, Franz, I. „Sphaera", Leipzig 1903
II. „Sternglaube und Sterndeutung", 2. Aufl., Berlin-Leipzig 1919
III. „Kleine Schriften zur Sternkunde des Altertums", Leipzig 1950

Bork, Ferdinand, „Die Geschichte des Weltbildes“, Leipzig 1936
Bossard, Robert, „Psychologie des Traumbewußtseins“, Zürich 1951
Bossert, Helmuth Th., „Altsyrien“, Tübingen 1951
Brandenburg, Erich, „Phrygien und seine Stellung im kleinasiatischen Kulturkreis“, Leipzig 1907
Breasted, J. H., „Geschichte Ägyptens“, Zürich 1936
Breiter, Theodor, „M. Manilius: Astronomica“, 2. Band, Leipzig 1908
Buber, Martin, „Moses“, Heidelberg 1952
Burckhardt, Jakob, „Griechische Kultur“, Berlin 1950

Campbell, Joseph, „Der Heros in tausend Gestalten“, Frankfurt 1953
Capart, Jean, „Tout-Ankh-Amon“, 2. Aufl., Brüssel 1950
Carter, Howard, und A. C. Mace, „Tut-ench-Amun“, 1. Band, Leipzig 1927, 6. Aufl.
Chase, Stuart, „Die Wissenschaft vom Menschen“, Wien 1951
Chiera, Edward, „Sie schrieben auf Ton“, Zürich-Leipzig 1941, 2. Aufl.
Childe, Gordon, „Stufen der Kultur“, Stuttgart 1952
Chiron, „Chiron's Taschenbuch der Astrologie“, 1. Teil, Köln 1934
Christian, Victor, „Altertumskunde des Zweistromlandes“, I. u. II, Leipzig 1940
Cles-Reden, Sibylle, „Das versunkene Volk“, Innsbruck-Wien 1948
Conrad, Heinrich, „Lukian, Sämtliche Werke“, 4. Band, Berlin 1922
Contenau, G., „La Civilisation d'Assur et de Babylone“, Paris 1951
Cornelius, Friedrich, I. „Indogermanische Religionsgeschichte“, München 1942
II. „Geschichte des Alten Orients“ (Schaeffers Abriß aus Kultur und Geschichte, Abt. I), Stuttgart-Köln 1950
Cottrell, Leonhard, „Der Faden der Ariadne“, Stuttgart-Konstanz 1954
CRE s. König, „Christus und die Religionen der Erde“

Daniel-Rops, „Geschichte des Gottesvolkes“, Freiburg 1951, 2. Aufl.
Delaporte, Louis, „Geschichte der Babylonier, Assyrer, Perser und Phönikier“ (Die Völker des antiken Orients), Freiburg/Br. 1933
Delitzsch, Friedrich, „Asurbanipal und die assyrische Kultur seiner Zeit“, Leipzig 1909
Diogenes Laertius siehe Apelt
Dölger, Franz Jos., „ΙΧΘΥC Das Fischsymbol in frühchristlicher Zeit“, I. Band, Rom 1910
Drews, Arthur, „Der Sternenhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums“, Jena 1923
Durant, Will, „Die Geschichte der Zivilisation“ I. „Das Vermächtnis des Ostens“, Bern 1942
II. „Das Leben Griechenlands“, Bern 1947
III. „Caesar und Christus“, Bern 1949
IV. „Das Zeitalter des Glaubens“, Bern 1952

Ebert, Max, „Reallexikon der Vorgeschichte“, Berlin, 1924—1932 (im Quellennachweis: RdV)
Ebeling, Erich, „Die Eigennamen der mittelassyrischen Rechts- und Geschäftsurkunden“, Leipzig 1939
Edda siehe Simrock
Ehrenthal, F. W., „Homers Ilias“, Leipzig 1880
Eliade, Mircea, „Der Mythos der Ewigen Wiederkehr“, Düsseldorf 1953
Erman, Adolf, I. „Die Religion der Ägypter“, Berlin-Leipzig 1934
II. „Die Welt am Nil“, Leipzig 1936
Ermatinger, Emil, und Karl Hoenn, „Lukian, Parodien und Burlesken“, Zürich 1948
Euripides siehe Staiger und Wolde

Falkenstein, A., und W. v. Soden, „Sumerische und akkadische Hymnen und Gebete“, Zürich 1953
Finegan, Jack, „Light from the Ancient Past“, 6. Aufl., 1954; Princetown University Press, USA
Flügel, G., „Al-Kindi, genannt der Philosoph der Araber“, Leipzig 1857
Frank, Carl, „Lamastu, Pazuzu und andere Dämonen“, Leipzig 1941
Frankfort, Henri, I. „Ancient Egyptian Religion“, New York, USA, 1948
II. „The Art and Architecture of the Ancient Orient“, Penguin Books 1954
Friedell, Egon, „Kulturgeschichte Ägyptens und des Alten Orients“, München 1951
Frobenius, Leo, „Dämonen des Sudan“, Jena 1924
Fromer, Jakob, „Der Talmud“, Berlin 1920

Geldner, Karl Friedrich, „Der Rig-Veda“, I—III, Wiesbaden 1951 (Im Quellennachweis: RV)
Genzmer, Felix, „Beowulf und das Finnsburg-Bruchstück“, Reclam No. 430/30a, Leipzig
Ghirsman, R., „L'Iran“, Paris 1951
Ginzel, F. K., „Spezieller Kanon der Sonnen- und Mondfinsternisse“, Berlin 1899
Göll, Hermann, „Göttersagen und Kultusformen der Hellenen, Römer, Ägypter, Inder, Perser und Germanen“, Leipzig 1875
Goetze, Albrecht, „Hethiter, Churriter und Assyrer“, Oslo 1936
Gressmann, Hugo, I. „Die hellenistische Gestirnsreligion“, Leipzig 1925
II. „Altorientalische Texte zum Alten Testament“, 1. Lief., 2. Aufl., Berlin-Leipzig 1926
Grimm, Brüder, „Kinder- und Hausmärchen“, ausgew. von Ruth Döppe-Ehser, Reclam No. 7079, Leipzig

Grohne, Ernst, „Mahndorf", Bremen-Horn 1953
Grützmacher, Richard, „Diesseits und Jenseits in der Geistesgeschichte der Menschheit", Berlin 1932
Gummel, Hans, „Forschungsgeschichte in Deutschland", Berlin 1938

Haeckel, Ernst, „Die Welträtsel", Bonn 1901, 6. Aufl.
Hamann, Richard, „Ägyptische Kunst", Berlin 1944
Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, herausgegeb. v. Bächtold-Sträubli, IV (1931/32), VII (1935/36), IX (1938), Berlin (Im Quellennachweis: H.d.d.Agl.)
Handbuch der Orientalistik, s. Spuler
Harding, Esther, „Frauen-Mysterien . . .", Zürich 1949
H. d. A. siehe W. Otto
H. d. d. Agl. siehe Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens
H. d. O. siehe Spuler, Handbuch der Orientalistik
Heinisch, Paul, „Das Buch Genesis", Bonn 1930
Hennig, Richard, I. „Beitrag zur kulturgeschichtlichen Bedeutung der Sternbilder", 1937
II. „Wo lag das Paradies ?", Berlin 1950
Henseling, Robert, „Umstrittenes Weltbild", 5. Aufl., Leipzig 1941
Herodot siehe Bähr
Hesiod siehe Scheffer
Hinz, Hermann, „Vorgeschichte des nordfriesischen Festlandes", Neumünster 1954
Hirt, Hermann, und Helmut Arntz, „Indogermanica", Halle/S. 1940
H-M. siehe Kern II: Historia Mundi
Homer siehe Ehrenthal und Voss
Hrozny, Friedrich, „Die älteste Geschichte Vorderasiens", Prag 1940
Hüsing, Georg, „Der Zagros und seine Völker", Leipzig 1908
Hunger, Herbert, „Lexikon der griechischen und römischen Mythologie", Wien 1953
Hurwitz, S., „Archetypische Motive in der chassidischen Mystik", Zürich 1952

Ideler, Ludwig, I. „Über die Sternkunde der Chaldäer, den Cyklus des Meton und die Zeitrechnung der Perser", Berlin 1817
II. „Über den Ursprung des Tierkreises", Berlin 1838
III. „Über die Zeitrechnung der Chinesen", Berlin 1839

Jacob, Heinrich Eduard, „Sechstausend Jahre Brot", Hamburg 1954
Jacob-Friesen, K. H., „Die Altsteinzeitfunde aus dem Leinetal bei Hannover", Hildesheim 1949
Jensen, Ad. E., I. „Das religiöse Weltbild einer frühen Kultur", 2. Aufl., Stuttgart 1949
II. „Mythos und Kult bei Naturvölkern", Wiesbaden 1951
Jensen, P., I. „Das Gilgamesch-Epos", Leipzig 1924
II. „Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur", 1. Band, Straßburg 1906; 2. Band, Marburg 1928
Jeremias, Alfred, I. „Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients", 4. Aufl., Leipzig 1930
II. „Handbuch der altorientalischen Geisteskultur", 2. Aufl., Berlin-Leipzig 1929
Jockel, Rudolf, „Götter und Dämonen", Darmstadt 1953
Joël, Karl, „Geschichte der antiken Philosophie", Tübingen 1921
Jung, C. G., und K. Kerényi, „Einführung in das Wesen der Mythologie", Zürich 1951, 4. Aufl.
Junker, Hermann, „Die Ägypter" („Die Völker des antiken Orients"), Freiburg/Br. 1933

Kalt, Edmund, „Biblisches Reallexikon", 1. Band, 2. Aufl., Paderborn 1938, 2. Band, Paderborn 1931
Kaltwasser, Joh. Friedr. Sal., „Plutarchs vergleichende Lebensbeschreibungen" I—IX; Reclam, Leipzig
Kautzsch, E., „Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testament", 1. Band, Tübingen 1900
Kayser, Hans, „Göttliche Tiere", Hildesheim 1951
Kees, Hermann, I. „Ägyptische Kunst", Breslau 1926
II. „Kulturgeschichte des Alten Orients", 1. Abschnitt, München 1933
Kepler, Johannes, „Mysterium Cosmographicum", übersetzt von Max Caspar, Augsburg 1923
Kerényi, Karl, „Die Mythologie der Griechen", Zürich 1951 (siehe auch: Jung-Kerényi)
Kern, Fritz, I. „Der Beginn der Weltgeschichte", München 1953
II. „Historia Mundi", 2. Band, München 1953 (im Quellennachweis: H-M)
Kienitz, Friedrich Karl, „Die politische Geschichte Ägyptens vom 7. bis zum 4. Jahrhundert v. d. Zw.", Berlin 1953
Kirchner, Horst, „Ur- und Frühgeschichte als historische Wissenschaft", Heidelberg 1950
Klausner, Joseph, „Von Jesus zu Paulus", Jerusalem-Amsterdam 1950
Kluge, Theodor, „Die Lykier, ihre Geschichte und Inschriften", Leipzig 1910
K M siehe: Sträter
Knopf, Rudolf - Hans Lietzmann und Heinrich Weinel, „Einführung in das Neue Testament", 5. Aufl., Berlin 1949
Kocherthaler, Ernst, „Das Reich der Antike", 1. Band, Baden-Baden 1948
König, Franz, „Christus und die Religionen der Erde" I—III, Wien-Freiburg 1951 (im Quellennachweis: C R E)
König, Marie, „Das Weltbild des eiszeitlichen Menschen", Marburg 1954

Krauss, Joseph, „Vom Messen der Zeit im Wandel der Zeiten“, Wolfshagen-Scharbeutz 1950
Kubitschek, Wilhelm, „Grundriß der antiken Zeitrechnung“, München 1928
Kühn, Herbert, „Auf den Spuren des Eiszeitmenschen“, Wiesbaden 1950
Kugler, Franz Xaver, I. „Entwicklung der babylonischen Planetenkunde“, Münster 1907;
II. „Sternkunde und Sterndienst in Babel“, 2. Buch, Münster 1909;
III. 2. Buch, 2. Teil, Münster 1912;
IV. Ergänzungen zum ersten und zweiten Buch, Münster 1913

Lange, Kurt, I. „König Echnaton und die Amarnazeit“, München 1951;
II. „Sesostris“, München 1954;
III. „Pyramiden, Sphinxe, Pharaonen“, München 1952
Leicht, Hermann, „Indianische Kunst und Kultur“, Zürich 1944
Leipoldt, Johannes, und S. Morenz, „Heilige Schriften“, Leipzig 1953
Lengerken, Hanns v., „Der Ur und seine Beziehungen zum Menschen“, Leipzig 1953
Lenzen, Heinz, „Die Sumerer“, Berlin 1948
Lepsius, Richard, I. „Das Totenbuch der Ägypter nach dem hieroglyphischen Papyrus in Turin“, Leipzig 1842;
II. „Die Chronologie der Ägypter“, Berlin 1849;
III. „Die altägyptische Elle und ihre Einteilung“, Berlin 1865
Livius, Titus, „Römische Geschichte“, übers. von Heusinger, Buch 37—45; 2. Aufl. Reclam, Leipzig, 2146—2150 a, b
Lokotsch, Karl, „Etymologisches Wörterbuch der europäischen Wörter orientalischen Ursprungs“, Heidelberg 1927
Lucretius, T. Carus, „Von der Natur der Dinge“, übers. von K. L. v. Knebel, Reclam No. 4257—59, Leipzig 1947
Ludwig, Emil, „Schliemann“, Bern 1952
Lukian siehe Conrad und Ermatinger

Manilius siehe Breiter
Massoulard, Emile, „Préhistoire et Protohistoire d'Egypte“, Paris 1949
Meißner, Bruno, I. „Studien zur assyrischen Lexikographie“, Leipzig 1941;
II. „Könige Babyloniens und Assyriens“, Leipzig 1926;
Menghin, Oswald, „Weltgeschichte der Steinzeit“, Wien 1940
Meyer, Eduard, I. „Set-Typhon“, Leipzig 1875;
II. „Geschichte des Altertums“, 1.—5. Band, Stuttgart 1884—1939;
III. „Die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens“, Stuttgart-Berlin 1925;
IV. „Ursprung und Anfänge des Christentums“, I—III; Stuttgart-Berlin 1921, 1923, 1924
Milojčić, Vladimir, „Chronologie der Jüngeren Steinzeit Mittel- und Südosteuropas“, Berlin 1949
Moortgat, Anton, „Die Entstehung der sumerischen Hochkultur“, Leipzig 1945 (s. auch: Scharff-Moortgat)
Morley, S. G., „The ancient Maya“, Stanford, USA, 1946
Moscati, Sabino, „Geschichte und Kultur der semitischen Völker“, Stuttgart 1953

Neubert, Otto, „Tut-ench-Amun“, Hamburg 1952
Neugebauer, Paul Viktor, „Astronomische Chronologie“, I. Band, Berlin-Leipzig 1929
Neumann, Karl Johannes, „Die hellenistischen Staaten und die römische Republik“, Berlin 1909
Noth, Martin, „Geschichte Israels“, Göttingen 1954, 2. Aufl.

Olmstead, A. T., „History of the Persian Empire“, Chikago 1948
Oppeln-Bronikowski, Friedrich von, „Archäologische Entdeckungen im 20. Jahrhundert“, Berlin 1931
Oppenheim, Max v., I. „Der Tell Halaf und die verschleierte Göttin“, Leipzig 1908;
II. „Der Tell Halaf“, Leipzig 1931
Oppenheim, S., „Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit“, I. Teil, 3. Aufl., Berlin-Leipzig 1920
Otto, Eberhard, „Ägypten, der Weg des Pharaonenreiches“, Stuttgart 1953
Otto, Rudolf, „Gottheit und Gottheiten der Arier“, Gießen 1932
Otto, Walter, „Handbuch der Archäologie“, I. Tafelband, München 1939 (im Quellennachweis: HdA)

Paret, Oscar, „Das neue Bild der Vorgeschichte“, Stuttgart 1948
Parker, Richard A., und W. H. Dubberstein, „Babylonian Chronology 626 B. C. — A. D. 45“, Studies in ancient oriental Civilization Nr. 24, 1942; Chicago
Parker, Richard A., „The calendars of ancient Egypt“, Chicago 1950
Pauly-Wissowa, „Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft“, Stuttgart (im Quellennachweis: P-W)
Payne, Robert, „Persische Reise“, Salzburg 1953
Pflugk-Hartung, „Zeittafeln zur Weltgeschichte“, Berlin 1910
Philipp, Hans, „Vor- und Frühgeschichte des Mittelmeerraumes“, Berlin 1937
Piankoff, Alexandre, „Egyptian Religious Texts and Representations“, Vol. 1: „The Tomb of Ramesses VI. Texts“, New York 1954
Pinder siehe Wolde
Pittioni, Richard, I. „Urgeschichte des österreichischen Raumes“, Wien 1954;
II. „Vom geistigen Menschenbild der Urzeit“, Wien 1952

Plutarch siehe Kaltwasser
Poehlmann, Robert v., „Römische Kaiserzeit und Untergang der antiken Welt“, Berlin 1909
Poertner, B., „Geschichte Ägyptens in Charakterbildern“, München 1926
Preidel, Helmut, „Die vor- und frühgeschichtlichen Siedlungsräume in Böhmen und Mähren“, München 1953
P.-W. siehe Pauly-Wissowa

Reallexikon für Antike und Christentum, herausgegeb. von Theodor Klausner, 1. Band, Stuttgart 1950
R. d. V. siehe Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte
Reuter, Otto Siegfried, „Germanische Himmelskunde“, München 1934
Radin, Paul, „Die religiöse Erfahrung der Naturvölker“, Zürich 1951
Riemschneider, Margarete, I. „Augengott und Heilige Hochzeit“, Leipzig 1953;
II. „Homer“, 2. Aufl., Leipzig 1952;
III. „Die Welt der Hethiter“, Stuttgart 1954
Rienecker, Fritz, „Das Evangelium des Matthäus“, Wuppertal 1953
Rig-Veda siehe Geldner
Roeder, Günther, I. „Urkunden zur Religion des alten Ägyptens“, Jena 1923;
II. „Ein Jahrzehnt deutscher Ausgrabungen in einer ägyptischen Stadtruine“, Hildesheim 1951
R V siehe Geldner, Rig-Veda

Schachermeyr, Fritz, „Die ältesten Kulturen Griechenlands“, Stuttgart 1955
Schadewaldt, Wolfgang, „Von Homers Welt und Werk“, Leipzig 1944
Scharff, Alexander, und Anton Moortgat, „Ägypten und Vorderasien im Altertum“, München 1950
Scheffer, Thassilo von, I. „Hesiod, Sämtliche Werke“, Leipzig 1938;
II. „Apollonios Rhodios: Die Argonauten“, Wiesbaden 1947
Scheltema, Adama van, „Die geistige Wiederholung“, Bern 1954
Schmidtke, Friedrich, „Der Aufbau der babylonischen Chronologie“, Münster/Westf. 1952
Schmökel, Hartmut, „Ur, Assur und Babylon“, Stuttgart 1955
Schnabel, Paul, „Berossos und die babylonisch-hellenistische Literatur“, Berlin-Leipzig 1923
Schneider, Carl, „Geistesgeschichte des antiken Christentums“, I und II, München 1954
Schröder, L. v. „Der siebente Aditya“, Indogermanische Forschungen, 31. Band, Straßburg 1912/13
Schubart, Wilhelm, „Das alte Ägypten und seine Papyrus“, Berlin-Leipzig 1921
Schuchhardt, Carl, „Alteuropa, die Entwicklung seiner Kulturen und Völker“, Berlin 1941
Schuldt, Ewald, „Mecklenburg — urgeschichtlich“, Schwerin 1954
Schulz, Alfons, „Das Buch der Richter und das Buch Ruth“, Bonn 1926
Schwantes, Gustav, „Deutschlands Urgeschichte“, 7. Aufl., Stuttgart 1952
Seeger, Ludwig, „Aristophanes — Sämtliche Komödien“, I. Band, Zürich 1952
Seifert, Friedrich, „Tiefenpsychologie“, Düsseldorf-Köln 1955
Seifert, Josef Leo, „Sinndeutung des Mythos“, Wien 1954
Sethe, Paul, „Epochen der Weltgeschichte“, Frankfurt 1955
Simrock, Karl, I. „Die Götterlieder der Älteren Edda“ (Edda I), bearb. von Hans Kuhn, Leipzig 1947;
II. „Die Heldenlieder der Älteren Edda“ (Edda II), Leipzig 1944;
III. „Die Jüngere Edda des Snorri Sturluson (Edda III), Leipzig 1947
Soden, W. von, s. A. Falkenstein und W. von Soden
Speiser, Werner, „Vorderasiatische Kunst“, Berlin 1952
Spiegel, Joachim, „Das Werden der altägyptischen Hochkultur“, Heidelberg 1954
Spieß, Emil, „Die Kulturen der Urzeit und des Mittelmeerraumes“, Einsiedeln 1949
Spuler, Bertold, „Handbuch der Orientalistik“, I. Band: Ägyptologie, 2. Abschnitt, Leiden 1952 (im Quellennachweis: HdO)
Staiger, Emil, „Euripides — Ion“, Bern 1947
Stein, Werner, „Kulturfahrplan“, Berlin 1954
Sträter, S. J., Paul, „Katholische Marienkunde“, II. Band: „Maria in der Glaubenswissenschaft“, 2. Aufl., Paderborn 1952;
III. Band: „Maria im Christenleben“, Paderborn 1951 (im Quellennachweis: K M)
Szczygiel, Paul, „Das Buch Job“, Bonn 1931

Tacitus, „Germania“, übers. von Curt Woyte, Reclam Leipzig No. 726
Terra, Helmut de, „Urmensch und Mammut“, Wiesbaden 1954
Thieberger, Friedrich, „Die Glaubensstufen des Judentums“, Stuttgart 1952
Thomsen, Peter, „Palästine und seine Kultur in 5 Jahrtausenden“, 3. Aufl., Leipzig 1932
Tode, Alfred, „Mammutjäger vor 100000 Jahren“, Braunschweig 1954
Tschumi, Otto, „Urgeschichte des Kantons Bern“, Bern-Stuttgart 1954
Tsui Chi, „Geschichte Chinas und seiner Kultur“, Zürich 1946

Uhlemann, Max, I. „Handbuch der gesamten ägyptischen Altertumskunde“, Leipzig 1857;
II. „Thoth oder die Wissenschaften der alten Ägypter“, Göttingen 1855
Ulmer, Friedrich, „Hammurabi, sein Land und seine Zeit“, Leipzig 1907
Unger, Eckhardt, „Babylon, die heilige Stadt“, Berlin 1931

Ungnad, Arthur, I. „Die Bedeutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern", Leipzig 1909;
II. „Die Venustafeln und das neunte Jahr Samsuilunas", Leipzig 1940;
III. „Ursprung und Wanderung der Sternnamen", Breslau 1923

Velikowsky, Immanuel, „Welten im Zusammenstoß", 2. Aufl., Stuttgart 1951
Veltheim-Ostrau, Hans-Hasso von, „Der Atem Indiens", Hamburg 1954
Voss, Johann Heinrich, I. „Homers Ilias", Leipzig, Reclam No. 249—253;
II. „Homers Odyssee", Stuttgart 1952, 1. Ausgabe

Wahle, Ernst, „Deutsche Vorzeit", Tübingen 1952, 2. Aufl.
Waser, Herbert Friedrich, „Aischylos: Tragödien", Zürich 1952
Weber, Otto, „Eduard Glasers Forschungsreisen in Südarabien", Leipzig 1909
Wegleitung der Staatlichen Museeen Berlin, I. Vorderasiatische Abteilung 1/52 (1952); II. Ägyptisches Museum, 1953 u. 1954
Werner, Oskar, „Aischylos — Orestie", München 1948
Weinert, Hans, „Der geistige Aufstieg der Menschheit", 2. Aufl., Stuttgart 1951
White, Anne Terry, „Versunkene Kulturen", Stuttgart 1949
Wiener, Joseph, „Vor- und Frühzeit der Mittelmeerländer", Berlin 1943
Wikenhauser, Alfred, „Einleitung in das Neue Testament", Freiburg 1951
Winkler, Hugo, „Das Vorgebirge am Nahr-el-Kelb und seine Denkmäler", Leipzig 1909
Wolde, Ludwig, I. „Pindar, Die Dichtungen und Fragmente", Leipzig 1942
II. „Euripides, Tragödien und Fragmente", Wiesbaden 1949
Woolley, C. Leonard, I. „Mit Hacke und Spaten", 3. Aufl., Leipzig 1951
II. „Excavations at Ur", 2. Aufl., London 1955

Xenophon, „Anabasis", übers. von Curt Woyte, Leipzig 1943

Zacharias, Gerhard P., „Psyche und Mysterium", Zürich 1954
Zehnpfund, Rudolf, „Babylonien in seinen wichtigsten Ruinenstätten", Leipzig 1910
Zimmer, Heinrich, „Maya, der indische Mythos", Zürich 1952
Zierer, Otto, „Älteste Völker", 2. Aufl. München 1951
Zinner, Ernst, „Die Geschichte der Sternkunde", Berlin 1931
Ziock, Hermann, „Ägypten" (Kurt Schroeders Reiseführer) Bonn 1955
Zotz, Lothar F., „Altsteinzeitkunde Mitteleuropas", Stuttgart 1951

Außer den bezeichneten Reallexika wurden benutzt: Meyers Großes Konversations-Lexikon, 6. Auflage, Leipzig-Wien. — Omnibus Bibliothek und Lexikon, Berlin 1956. — „Schlag Nach!", Leipzig 1939, 2. Auflage; und „Schlag Nach!" (Natur), Leipzig 1953.

Bibelausgaben: „Die Bibel oder die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers", Berlin 1925; Preußische Hauptbibelgesellschaft; — „Das Alte Testament", Eugen Henne, Paderborn 1934 — „Das Neue Testament", Konstantin Rösch, Paderborn 1932.

QUELLEN-NACHWEIS

Im Quellennachweis ist nur der Autor genannt, wenn von ihm nur ein einziges Werk im Literaturverzeichnis erscheint. Bei mehreren Werken des gleichen Verfassers sind diese im Literaturverzeichnis mit römischen Ziffern bezeichnet und ebenso im Quellennachweis. Die arabische Zahl bezeichnet die Seite des betreffenden Buches. Soweit es sich um Sammelwerke handelt, tragen diese im Quellennachweis Kurzbezeichnungen, In solchen Fällen steht der Autorenname in der Regel im Quellennachweis hinter der Seitenzahl des Werkes.

TEIL I · DER MOND

1) Jung-Kerényi, 143
2) Jung-Kerényi, 110
3) Jung-Kerényi, 111
4) Campbell, 24; Menschliches, Allzumenschliches I, 13
5) Friedell, 35; G. Simmel
6) Jung-Kerényi, 231
7) Jung-Kerényi, 114
8) Friedell, 399
9) Kocherthaler, 157
10) F. Seifert, 307
11) Jung-Kerényi, 138
12) Seeger, XLIII
13) Friedell, 125; „Von den Gesetzen"
14) Seeger, Aristoph. XV; Aristoteles, Poetic c.5
15) Ermatinger-Hoenn, 303f.
16) CRE II, 212; Prümm
17) Wolde I, 281, Anm. 7
18) Wolde I, 292, Anm. 10
19) Wolde II, 361, 385
20) Schneider I, 334f.
21) Leipoldt-Morenz, 193; Cassius Dio LXXV, 13
22) Leipoldt-Morenz, 194; Euseb., Kirchengesch. VIII, 2
23) Unger
24) v. Scheffer I, XXXIII
25) v. Oppenheim II, 82
26) Leipoldt-Morenz, 88f.
27) Leipoldt-Morenz, 90f.
28) Leipoldt-Morenz, 92f.; Preisendanz II, 185
29) Leipoldt-Morenz, 94f.
30) Scharff-Moortgat, 335
31) Schneider I, 333
32) Thomsen, 55
33) Lange III, 212
34) Jeremias II, 65, 459
35) Jeremias II, 449; Hrozny, 68
36) Milojčić, 122; Anm. 61
37) Schwantes, 29; Zotz, 124
38) M. König, 29
39) Childe, 170
40) Jeremias II, 38
41) Jeremias II; nach Meissner, Rost
42) Durant I, 318; Encyc. Brit. II, 851
43) Staiger, 8
44) Ziock, 293
45) Ziock, 294
46) Ziock, 294
47) Plinius, n. h. II, 95
48) Bengtson II, 438
49) CRE III, 335; Eder
50) vgl. Noth, 124
51) Auerbach, 23
52) Ed. Meyer IV, II, 43
53) Ed. Meyer IV, I, 53
54) Ed. Meyer IV, II, 347
55) CRE III, 553; Bardy
56) CRE III, 544f.; Bonsirven
57) Leipoldt-Morenz, 126, 131f.
58) H M II, 521, 523; Waldschmidt
59) Baesecke, 48
60) Schneider I, 37f.
61) Schneider I, 41, nach Gressmann
62) Schneider I, 57f.
63) Schneider I, 142; Diog. Laert. 6, 2, 56
64) Schneider I, 142; Seneca Herc. Det. 1472, 1674, 1725f.
65) Schneider I, 73
66) Schneider I, 85
67) Boll III, 228
68) Boll III, 229
69) vgl. Tacitus, Germ. 11; Caesar, Bell. Gall. 6, 18
70) Leicht, 83
71) Schmökel, 67
72) vgl. Henseling, 53f.
73) Ad. E. Jensen II, 60
74) CRE III, 369; Eder
75) M. König, 11
76) M. König, 9
77) v. Lengerken, 19
78) Kühn, 150
79) Kühn, 120, 121
80) Schwantes, 78f.
81) Kühn, 80
82) Kühn, 79
83) Kühn, Abb. 52
84) Schwantes, nach Montelius, Tafel XXIX, 74
85) Schwantes, 315
86) Delaporte, 196
87) Jeremias II, Abb. 7
88) vgl. Speiser 50, Tafel 30
89) Delaporte, 197
90) Christian, 387; v. Oppenheim II, 94; Jeremias II, 104, Abb. 58
91) Spiegel, 99
92) Spiegel, 691; Pyr. Spr. 222
92a) Roeder I, 186; Pyr. Spr. 438, § 809f.
93) Roeder I, 14; Sockelinschrift der Statue des Cheriuf; 18. Dyn.
94) Roeder I, 37; Inschriften von Dendera, Edfu, Philae
95) Erman I, 22; Berl. äg. Inschr. II, 40
96) Herodot III, 28
97) Scharff-Moortgat 183
98) Ziock, 239
99) Erman I, 324; Ziock 239f.
100) Velikovsky: Ginzberg, Leg. III
101) Schneider I, 315; Hippol. ref. 5, 9, 8
102) Schneider I, 345, 700
103) Geldner III, 403; R V 10, 189 (1015), 1—3
104) Geldner II, 230; R V 7, 55 (571), 7
105) CRE II, 252; Ryan
106) CRE II, 253f.; Ryan
107) Gylfaginning 6
108) Plutarch, Theseus 15; Anm. 37, Kaltwasser; Apollodor III, 1
109) Plutarch, Theseus 15
110) Breasted, 210
111) Kees I, 62; Hamann, 269, Abb. 294

112) Hamann, 269
113) Hamann, 93
114) Breasted, 254
115) Birket-Smith II, 173
116) CRE III, 170; Regamey
117) R. Otto, 79
118) Erman I, 222
119) Erman I, 21; Pyr. Spr. 198 A
120) Erman I, 243
121) E. Otto, 73
122) Breasted, 123
123) Christian, 330; CRE I, 412; Wölfel
124) Christian, 218; Tafel 212, 13, 15
125) E. Otto, 28
126) E. Otto, 28, Abb. 1
127) E. Otto, 29
128) Reuter, 190; Wahle, 135
129) CRE I, 207; Wölfel
130) CRE I, 392; Wölfel
131) Grohne, 62
132) Grohne, 62; RdV IV, 408
133) CRE I, 207, 217, 392; Wölfel
134) Grohne, 44; H. Scheuer, G. Wilke
135) Schwantes, 246, Abb. 165
136) Geldner II, 160; R V 6, 58 (499), 2–3
137) PW XXXI, „Mond", A. Schulten
138) Baesecke, 9
139) Baesecke, 24; vgl. Pindar, 13. olymp. Ode
140) J. L. Seifert, 152
141) Birket-Smith II, 355
142) RdV XIII, 371; G. Wilke
143) CRE II, 765; Hampl
144) CRE I, 524; Wölfel
145) HdO I, 33; Kees
146) HdO I, 45; Tb. Kap. 109, 110; Kees
147) Scharff-Moortgat, 308
148) HdO I, 51; Grapow
149) CRE II, 601, Wiener Text; Junker
150) HdO I, 42; Tb. Kap. 93; Kees
151) HdO I, 45; Kees
152) CRE III, 289; Regamey
153) RdV XIII, 398; G. Wilke
154) CRE II, 779; Hampl
155) CRE II, 605; Junker
156) CRE III, 289; Regamey
157) HdO I, 33; Pyr. Spr. 306; Kees
158) HdO I, 51; Grapow
159) HdO I, 42, Tb. Kap. 108; Kees
160) HdO I, 34f., Pyr. Spr. 1382; Kees
161) CRE III, 415; Numazawa
162) Gylfaginning 17
163) CRE II, 592; Junker
164) Birket-Smith II, 231
165) Baesecke, 10
166) Kühn, 194
167) Kocherthaler, 54
168) Spiegel, § 185
169) CRE I, 339; Wölfel
170) Jeremias II, 402
171) Christian, Tafel 100, 8
172) Schmökel, 28; Woolley II, 65
173) RdV, „Mischwesen", 198
174) Spieß, 51
175) Boll, III, 22
176) Schwantes, 286; Abb. 195
177) Baesecke, 133
178) Grimm: „Von dem Fischer und syner Fru"
179) Erman I, 191
180) P W, Suppl. VII, „Dekane", 117; Gundel
181) J. L. Seifert, 202; nach Kees
182) Roeder I, 90; Inschrift Rückseite
183) J. L. Seifert, 202
184) J. L. Seifert, 201; nach Scheftelowitz
185) CRE III, 741; Fr. König
185a) Ed. Meyer IV; Iren. III, 4, 1; I, 10, 2
186) Schneider I, 318; Euseb. h. e. 1, 4, 15; Justin apol. 1, 44ff.
187) vgl. Schneider I, 331
188) Boll I; Dölger, 160f.
189) Birket-Smith II, 69
190) J. L. Seifert, 203
191) J. L. Seifert. 202
192) J. L. Seifert, 202; nach P. G. Peekel
193) J. L. Seifert, 202
194) vgl. J. L. Seifert, 202
195) CRE I, Wölfel
196) Durant I, 97; Briffault II, 468
197) Durant I, 92; Briffault II, 645
198) Riemschneider I, 46, 268; Kees, Lacau TR 10
199) Spiegel, 563; Pyr. Spr. 246
200) Hrozny, 140
201) Scharff-Moortgat, 368
202) Speiser, 118; Mus. Teheran
203) Baesecke, 106
204) Apoll. Rhod. IV, 1541f.
205) vgl. Hirt-Arntz, 75
206) Harding, 222; J. A. MacCulloch
207) Erman I, 17, 18; Abb. 5 und 6
208) Piankoff, 198, Fig. 59
209) Piankoff, Fig. 78
210) Piankoff, Fig. 62 und 77
210a) vgl. Piankoff, 153
211) nach A. Volten
212) Spiegel, 104
213) Spiegel, 204
214) Breasted, 93
215) Spiegel, 523; Pyr. Spr. 242
216) Erman I, 263; Junker, 61
217) Erman I, 296; Pyr. Spr. 239
218) Roeder I, 198; Pyr. Spr. 226; § 225–226
219) Spiegel, Tafel 33a
220) Spiegel, 212, 213, 531, 533
221) Spiegel, 521; Pyr. Spr. 306
222) Roeder I, 149; Ranke, Gressmann
223) Roeder I, 231; Tb. Kap. 15 A 1
224) Roeder I, 85; Metternichstele, 4. Jahrhdt. v. Chr.
225) Roeder I, 34; Junker, Die Stundenwachen in den Osiris-Mysterien
226) Roeder I, 231; Tb. Kap. 15 A 1, 5
227) Roeder I, 138f.
228) Roeder I, 83f.; Metternichstele, Vorderseite
229) vgl. Schwantes, T. XXIX, 74
230) Hymiskvidha 18–22
231) Helgakv. II, 9
232) Kees I, 12
233) Roeder I, 135f., 8, 235
234) Roeder I, 91; Metternichstele
235) Roeder I, 255; Tb. Kap. 33 und 36
236) Spiegel, 204, 207
237) Jeremias II, 431f.
238) Drews, 110
239) CRE I, 373; Wölfel
240) CRE I, 373; Wölfel
241) CRE I, 299; Wölfel
242) Awdijew, 322
243) Albright, 192
244) Hrozny, 91
245) Leicht, 229f.
246) de Terra, 182
247) J. L. Seifert, 205
248) CRE II, 761; Hampl
249) CRE II, 771; Hampl
250) de Terra, 85
251) CRE II, 759; Hampl
252) Menghin, 291

253) Bengtson II, 488f.
254) Tsui Chi, 3f.
255) CRE I, 211; Wölfel
256) CRE I, 263; Wölfel
257) CRE I, 289; Wölfel
258) CRE I, 331; Wölfel
259) Staatl. Mus. Berlin, VA 2796
260) H M II, 555; Waldschmidt
261) CRE III, 168, 170; Regamey
262) vgl. Pindar, Fragm. VIII; Wolde
263) Hesiod, Schild d. Herakles, V. 230f.
264) Pindar, 1. nem. Ode
264a) Pindar, 6. olymp. Ode
265) Euripides, Ion, 20f.
266) CRE I, 304; Wölfel; Plinius XXIX, 72
267) CRE I, 304; Wölfel; nach Olaus Magnus
268) HddAgl. VII, 1136f., 1149, 1182
269) Roeder I, 292; Tb. Kap. 163
270) Lange III, 61
271) Frobenius, 11
271a) vgl. Livius 45, 28
272) HddAgl. VII, 1125f.
273) vgl. Schneider I, 284; II, 121
274) CRE I, 453; Wölfel
275) J. L. Seifert, 205; nach H. L. Janssen
276) HddAgl. VII, 1117
277) J. L. Seifert, 205; nach W. Schmidt, Urspr. d. Gottesidee I, 443
278) J. L. Seifert, 206
279) CRE I, 504; Wölfel
280) CRE I, 526; Wölfel
281) CRE I, 505; Wölfel
282) CRE I, 518; Wölfel
283) CRE I, 505; Wölfel
284) CRE I, 505; Wölfel
285) CRE I, 505; Wölfel
286) CRE I, 505; Wölfel
287) J. L. Seifert, 204; nach A. Werner, African MR, vol. VII, 171
288) RdV I, 43
289) Spiegel, 691, 99; Pap. d'Orbiney; Pyr. Spr. 254
290) Erman I, 218; Pyr. Spr. 167
291) Jeremias II, 103; King, Letters III, 204 (17. Jahrhdt. v. Chr.)
292) Jeremias II, 314, 319, 445; Tamuzlied: Reisner Nr. 37
293) Jeremias II, 167; Thompson, Reports, 249
294) Delaporte, 305
295) Baesecke, 387
296) Eliade, 127
297) H M II, 537; Waldschmidt
298) H M II, 537f.; Waldschmidt
299) Menghin, 100
300) Menghin, 145
301) Frobenius, 106
302) J. L. Seifert, 272; nach W. Schmidt IV, 571
303) J. L. Seifert, 267; nach A. Werner, African MR, vol. VII, 170
304) Frobenius, 18
305) J. L. Seifert, 271; nach A. Werner, African MR vol. VII, 169
306) J. L. Seifert, 271; Roland B. Dixon, Oceanic MR, vol. IX, 182
307) J. L. Seifert. 205; nach W. Schmidt, Urspr. d. Gottesidee III, 686
308) Ad. E. Jensen II, 169
309) Ad. E. Jensen I, 46f.
310) Birket-Smith II, 394
311) Harding, 243—245
312) Spiegel, 497
313) Breasted, 141; Harfnerlied
314) Breasted, 122f.
315) Erman I, 117, 122, 124
316) Erman I, 128
317) Junker, 10
318) Schneider I, 471; Diogen. 5; Ign. Röm. 6, 1
319) Schneider I, 472; Tert. res. carn. 43; Cypr. Fortun. 5, 13; ep. 6, 4; 21, 1 u. ö.
320) Schneider I, 472
321) Schneider I, 476; Justin apol. 1, 18; Tryph. 80, 5; Tert. anim. 1; res. carn. 1—3; 39
322) Schneider I, 479
323) Eliade, 36; Çatapatha Brâhmana
324) Eliade, 49; Dumezil, Ouranus-Varuna, 42, 62
325) CRE II, 495; Böhl
326) Unger, 22
327) Ed. Meyer IV, II, 160
328) CRE I, 478; Wölfel
329) RdV VIII, „Menschenopfer"
330) J. L. Seifert, 204
331) CRE II, 761; Hampl
332) CRE I, 336; Wölfel; Pausanias VII, 19, 8
333) CRE I, 449; Wölfel; F. Cumont, Les Actes de S. Dasius
334) Birket-Smith II, 328
335) CRE II, 307f.; Closs; CRE I, 336; Wölfel
336) CRE II, 476; Böhl
337) Scharff-Moortgat, 489f.
338) Schmidtke, 23
339) CRE II, 476; Böhl; Schmökel, 133
340) Wolde II, Euripides, 5
341) Wolde II, 360
342) CRE I, 336; Wölfel, nach Plutarch
343) Plutarch, Marcellus 3; Kaltwasser Anm. 8; Livius 22, 57
344) Plutarch, C. Marius 45
345) CRE I, 337; Wölfel
346) CRE I, 337; Wölfel
347) CRE I, 336f.; Wölfel
347a) CRE II, 781; Hampl
348) CRE I, 508f.; Wölfel
349) CRE I, 509; Wölfel
350) CRE I, 509; Wölfel
351) RdV VIII, „Menschenopfer"
352) CRE I, 338; Wölfel
353) CRE I, 337; Wölfel
354) vgl. Durant I, 165
355) Durant I, 165, nach Woolley
356) Wahle, 67
357) CRE III, 129; Regamey
358) CRE II, 71; Prümm
358a) vgl. M. König, 19
359) Breasted, 255
360) Weinert, 163
361) Woolley II, 71f.
362) Erman I, 246; Junker, 37
363) RdV VIII, 143f.; Reisner
364) Durant II, 262
365) Behn IV, 138
366) Pittioni I, 306
367) Pittioni I, 205
368) Wahle, 144; Cäsar, Bell. Gall. VI, 19
369) CRE I, 202; Wölfel
370) CRE I, 202f.; Wölfel
371) Bähr, Fußnote zu Herodot IV, 71
372) Birket-Smith II, 142
373) CRE I, 504; Wölfel
374) Birket-Smith II, 423
375) CRE II, 781; Hampl
376) Unger, 55
377) CRE I, 389; Wölfel; Grab B 103
378) Weinert, 164f.
379) CRE I, 198; Wölfel
380) Pittioni I, 306, 321; Aunjetitzer Kultur; Schleinbach, Hollabrunn, Oggau
381) Cornelius I, 152, 260, 272 mit Quellennachweis
381a) v. Scheffer II, Apoll. Rhod., Argon. I, 1063
382) CRE II, 306; Closs

383) CRE III, 371; Eder
384) CRE III, 330f.; Eder
385) Frobenius, 106
386) Behn I, 75
387) Tschumi, 14f.
388) Wolde II, Eurip., 204f.
389) CRE III, 329; Eder
390) Wahle, 158; Strabo VII, 2, 3
391) Cäsar, Bell. Gall. VI, 16
392) Wahle, 159; Tacitus, Ann. I, 61
393) Wahle, 157; Cäsar, Bell. Gall. VI, 17; Tacitus, Ann. 13, 57
394) Albright, 278
395) CRE II, 765; Hampl
396) Ad. E. Jensen I, 58f.
397) Birket-Smith II, 162
397a) Cornelius I, 95
398) Cornelius I, 44
399) Cornelius I, 78
400) Ad. E. Jensen I, 74
400a) Fafnismal 26, 27; Drap Niflunga; Atlakvidha 21—25
401) Roeder I, 48; Erman; Lieder des ungerecht Verurteilten II
402) Roeder I, 170; Breasted, Maspero
403) Roeder I, 252; Tb. Kap. 22, 2f.
404) Schuchhardt, 259
405) Birket-Smith II, 443
406) CRE III, 107; Regamey
407) CRE II, 125; Prümm; W. Staudacher
408) Birket-Smith II, 443
409) HddAgl. VII, 1124
410) Grimm: „Das singende, springende Löweneckerchen"
411) Behn I, 69
412) Ad. E. Jensen II, 400
413) Spieß, 74
414) CRE I, 199; Wölfel
415) Unger, 52
416) Erman I, 243
417) CRE I, 390; Wölfel
418) Birket-Smith II, 352
419) RdV XIII, 383f.; G. Wilke
420) CRE I, 453; Wölfel; Diod. V 18, 2
421) Spieß, 70; Junker, Schuchhardt u. a.
422) Riemschneider I, 141
423) Roeder I, 219; Lacau
424) Riemschneider III, 76
425) CRE II, 208; Prümm
426) CRE II, 208; Prümm
427) Birket-Smith II, 128
428) Jeremias II, 347; Tamuztrauerlied IV, 30, Nr. 2; Reisner u. a.
429) Breasted, 54; Poertner, 48
430) Birket-Smith II, 125
431) Junker, 11
432) E. Otto, 26
433) Hrozny, 30
434) CRE I, 289; Wölfel
435) Milojčić, 82, 105
436) CRE I, 304; Wölfel
437) CRE II, 376; Sadnik
438) CRE II, 147; Corbishley
439) Schwantes, 261f.
440) Pittioni I, 548, 589
441) Pittioni I, 609
442) Pittioni I, 589, 590, 596, Abb. 413
443) CRE I, 300; Wölfel
444) de Terra, 94
445) CRE I, 300; Wölfel
446) Milojčić, 25, 30
447) CRE I, 300; Wölfel; vgl. Th. Bossert, Abb. 1299, 1300
448) Scharff-Moortgat, 357
449) Speiser, 28
450) Spiegel, 560f.
451) CRE II, 208; Prümm
452) CRE II, 744; Havers
453) CRE I, 201, 205; Wölfel
454) Grohne, 33
455) CRE I, 374; Wölfel
456) Breasted, 120
457) Pittioni I, 736
458) Roeder I, 247
459) Roeder I, 280; Tb. Kap. 125, 45f.
460) Völuspa 42
461) Erman II, 119f.
462) Campbell, 297
463) Moortgat, 258f.
464) CRE III, 160; Regamey
465) Campbell, 290
466) Campbell, 298
467) M. König, 80
468) M. König, 80
469) Ad. E. Jensen I, 120; Seler, Sahagun, 244f.
470) CRE I, 507; Wölfel
471) Conrad, 342f. u. Anm. 7
472) Cornelius I, 225
473) Milojčić, Tafel 31
474) CRE I, 391; Wölfel
475) Cornelius I, 232 mit Quellennachweis
476) Birket-Smith II, 415
477) CRE II, 306; Closs
478) Wahle, 154
479) Wahle, 153
480) Riemschneider III, Tafel 87
481) Menghin, 409
482) Pittioni I, 140; Abb. 87
483) Aus Skaldskaparmâl 62
484) Birket-Smith II, 349
485) CRE I, 258; Wölfel, nach Pettazoni
486) RdV VIII, „Menschenopfer"
487) RdV VIII, „Menschenopfer"
488) Birket-Smith II, 415
489) CRE II, 781; Hampl
490) RdV VIII, 149
491) Plutarch, Camillus 31
492) Werner, 297; Paus. I, 19, 4; II, 34, 7; Apoll. III, 15,8
493) Ermatinger-Hoenn, 162
494) Friedell, 187
495) Behn I, 76
496) RdV XIII, 420f.; G. Wilke
496a) CRE I, 315, 387; Wölfel, nach Karge
497) Behn I, 76
498) CRE I, 342; Wölfel
499) Herodot VI, 21
500) Apoll. Rhod., Argon. I, 1057; v. Scheffer
501) Behn I, 72
502) Plutarch, Numa 15
503) AIDR, 233; Loeschke
504) Spiegel, 512
505) Pyr. Spr. 364
506) Erman I, 137
507) HdO I, 63; Kees
508) Roeder I, 9; Brit. Mus. Nr. 826
509) Roeder I, 27; Totenbuch des Ani; Brit. Mus. Nr. 10470
510) Breasted, 120
511) Breasted, 50
512) RdV XIII, 411, „Totenkultus"
513) Durant I, 97
514) J. L. Seifert, 269
514)a Campbell, 109; The Gospel of Sri Ramakrishna, 9
515) Frankfort II, 413; Hrozny, 19; Speiser, Tafel 11
516) Speiser, 66
517) Erman I, 46; Lenzen, 49
518) Kocherthaler, 152
519) CRE II, 779; Hampl
520) Geldner II, 271; RV 7, 101 (617), 3, 6; RV 7, 102, 2
521) Geldner II, 271; RV 7, 102 (618), 2
522) CRE III, 119; Regamey
523) Frobenius, 259
524) vgl. Frobenius, 86
525) Birket-Smith II, 179
526) E. Otto, 58
527) Breasted, 254
528) Spiegel, 212; Jacobsohn
529) Spiegel, 600
530) Lange I, 21, 34
531) Lange III, 63
532) CRE II, 765, 779; Hampl
533) CRE II, 260f.; Ryan
534) vgl. RdV VIII, 145; Alt
535) vgl. RdV VIII, 143ff

536) J. L. Seifert, 149
537) Jeremias II, 359
538) Harding, 99
539) Birket-Smith II, 404
540) Birket-Smith II, 491, 493
541) Lange I, 35
542) Jeremias II, 359
543) RdV I, 43; Roeder
544) Birket-Smith II, 110
545) vgl. Birket-Smith II, 397
546) Behn I, 231; Wahle, 153
547) Grohne, 42
548) Grohne, 42
549) Grohne, 42—45
550) Grohne, 42; Niels Åberg
551) Grohne, 43; nach Arntz u. H. Zeiss
552) Grohne, 43
553) Grohne, 42; nach Kosinna, Germ. Kult., 101
554) Grohne, 43; Lindenschmit, Altertümer III
554a) Cornelius I, 224; Atlas Africanus III, Bl. 13
554b) CRE III, 182; Regamey
554c) Dölger, 109
554d) Behn I, 231
554e) CRE I, 523; Wölfel
555) Menghin, 408
556) Menghin, 205
557) CRE I, 389; Wölfel; Menghin, 408
558) Paret, 156
559) Paret, 156
560) Menghin, 409
561) CRE I, 410; Wölfel
562) CRE I, 410; Wölfel nach Christian
563) CRE I, 389; Wölfel
564) Menghin, 408f.; Paret, 156; Wölfel, CRE I, 389
564a) Schneider I, 578; Tert. adv. Marc. 1f.
565) Edda, Atlamal, 80
566) Baesecke, 55
567) Aischylos, V. 1144; O. Werner
568) Werner, 293; Anm.
569) Plutarch, Timoleon 13; Anm. 13; Kaltwasser Älian. Verm. Gesch. VI, 12; IX, 8
570) Weinert 119—122
571) Ad. E. Jensen I, 123
572) Ad. E. Jensen II, 59
573) Ad. E. Jensen II, 178
574) Albright, 327; Weidner, AfO 11, 72, 73, 74
574a) CRE I, 423; Wölfel
574b) Birket-Smith II, 417
574c) Durant I, 44f.
574d) CRE I, 503; Wölfel
575) P W XXXI, „Mond“; A. Schulten
576) Woolley II, 61
577) Kees I, 14
578) HdA I, Tafel 57, 4; Kees I, 12
579) Kees I, 11; E. Otto, 30
580) E. Otto, 30
581) M. König, 60
582) Campbell, 31; Euripides „Die Bacchen“, 1017—1020
583) Theogonie, 830f.; v. Scheffer
583a) Riemschneider I, 280; Friedrich ZA NF, 1949, 213
583b) Geldner I, 85; RV 1, 64, 7, 8
584) Geldner I, 336f.; RV 3, 2 (236), 11
585) v. Oppenheim II, 150
586) CRE II, 777; Hampl
587) Spiegel, 537, 541, 546ff.; Pyr. Spr. 255, 257, 258, 261
588) Erman I, 263
589) Poertner, 38
590) Roeder I, 255; Tb. Kap. 38 A, 2f.
591) Roeder I, 264; Tb. Kap. 79, 2ff.
592) Roeder Tb. Kap. 17, 106f.
593) Roeder I, 48; Erman
594) Roeder I, 90; Metternichstele aus Alexandria, 4. Jdt. v. Chr.
595) Roeder I, 96; Metternichstele, Rückseite, 223f.
596) Spiegel, 210
597) Campbell, 330
598) AIDR, 384—388; Sukenik
599) Schuchhardt, 35
600) Schuchhardt, 36f.
601) E. Otto, 111
602) Menghin, 148
603) M. König, 118; 122, Abb. 74
604) CRE II, 458; Böhl
605) Harding, 32f.
606) Harding, 44
607) Ad. E. Jensen I, 102; nach Du Bois, Religion, 164
608) Ad. E. Jensen I, 61
609) Harding, 44f.; Briffault, The mothers
610) Harding, 37
611) Harding, 220f.; CRE I, 505; Wölfel
612) Durant I, 104
613) Ad. E. Jensen II, 242
614) Ad. E. Jensen II, 293
614a) CRE I, 505; Wölfel
615) Durant I, 65; Sumner u. Keller, Lippert
616) Jockel, 184
617) J. L. Seifert, 203
618) Birket-Smith I, 132f., 196
619) vgl. Spiegel, 258; Kees, Schott
620) Roeder I, 207
621) Harding, 77f.
622) J. L. Seifert, 278; nach Schebesta
623) Plutarch, Cäsar, 9; Anm. 19, Kaltwasser
623a) Awdijew, 148
624) Plutarch, De Is. 13
624a) Werke u. Tage, 805f.
625) Plutarch, Artox. 16; Cäsar, 56; Anm. 70, Kaltwasser
625a) RdV XIV, 473
626) Frobenius, 300
627) Pindar 4. pyth. Ode
628) Plutarch, Aratus 53
629) CRE III, 119; Regamey, Anm. 60
630) CRE III, 45; Gottschalk
631) Durant II, 105; nach Mahaffy, Social Life, 451
631a) Delaporte, 208
631b) E. Otto, 152; Thutmosis-Annalen, Urk. IV, 647ff.
632) Spieß, 332
633) vgl. Schwantes, 248; Abb. 168
634) Parker, 9, 23, 31
635) M. König, 27f.
636) Harding, 60
637) vgl. Aristophanes, „Die Acharner“, 4. Szene
638) Cornelius I, 249; Reuter, 334
639) Jeremias I, 76
640) PW, Suppl. VII, 116; „Dekane“
641) Unger, 21
642) Hrozny, 99
643) Jeremias I, 280; CT XXX, 3f.
644) Boll III, Oxyrh.-Pap. III, 126ff.
645) Christian, Tafel 36b
646) Pindar, 5. olymp. Ode; Wolde
647) Eliade, 38; Bundahisn. IA 18f.
648) Reuter, 351; nach Fritzner I, 412; Baesecke, 154
649) Eliade, 79
650) Roeder I, 283; Tb. Kap. 135
651) Parker, 15
652) Sommer, Omnibus, 30
653) Cornelius I, 249

TEIL II · DIE VENUS

1) Jeremias II, 338
2) Ungnad; Falkenstein-v. Soden, 161
3) HddAgl. VII, 1118
4) CRE II, 760; Hampl
5) CRE II, 605; Junker
6) Plutarch, Perikles 36
7) Plutarch, Alexander 15
8) Plutarch, Numa 19
9) Campbell, 325; Antiphone der Nonnen bei der Konsekration zu Bräuten Christi; Pontificale Romanum, Antwerpen 1765, 154, 156
10) Spieß, 75
11) Jeremias II, 172; Virolleaud, Weidner, Ungnad
12) Scharff-Moortgat, 214, 217
13) vgl. Wahle, Anm. 434
14) Kerényi, 69
15) Ungnad III, 9
15a) PW, Suppl. VII, 54
16) Harding, 222
17) Birket-Smith I, 207
18) Roeder I, 256; Tb. 42, 10
19) Roeder I, 272; Tb. 113, 3–7
20) Reuter, 181f.; Fornald I, 147
21) Aus Skaldskaparmal 59
22) Plutarch, Pyrrhus 3
23) Jeremias II, Abb. 174
24) vgl. Riemschneider III, Tafel 105, Anm. S. 249
25) Campbell, 297
26) Thomsen, 63
27) Birket-Smith II, 225, 361
28) RdV XIII, 389; „Totenkultus", G. Wilke
29) Weinert, 161
30) Weinert, 159f.
31) Kühn, 54
32) Weinert, 159f.
33) Weinert, 159f.
34) Kühn, 62
34a) Kühn, 63
35) vgl. Wikenhauser, 117f.
36) Wikenhauser, 119; Antimarcion. Prolog u. Hippolyt, Philos. VII, 30
37) J. L. Seifert, 250; nach Feldmann
38) J. L. Seifert, 250, 251
39) vgl. H. Usener, Das Weihnachtsfest (1911), 33ff.
40) Jung-Kerényi, 73
41) J. L. Seifert, 197
42) J. L. Seifert, 198; nach W. Schmidt, Urspr. d. Gottesidee I, 443
43) Ad. E. Jensen I, 46f.
44) Cornelius I, 25
45) Frobenius, 258
46) Frobenius, 302
47) J. L. Seifert, 198; A. Werner, African MR, vol. VII, 228
48) J. L. Seifert, 198; nach Schebesta
49) Campbell, 278f.; L. Frobenius u. D. C. Fox, African Genesis, 215–220 (N.Y. 1937)
50) vgl. Christian, 389
51) vgl. Christian, 389, Tafel 432, 7 u. Moortgat
51a) PW XVIII, 2124; „Isis"; Roeder
52) Spiegel, 211; Pyr. Spr. 587
53) Spiegel, 369
54) Roeder I, 90; Metternichstele aus Alexandria, 4. Jahrhdt. v. Chr.
55) Roeder I, 135f.; 8; 235
56) J. L. Seifert, 197; Kees, „Der Götterglaube", 104, 147, 166, 423
57) Roeder I, 195; Pyr. Spr. 366, § 632, 633
58) PW XVIII, 2089, „Isis"
59) Spiegel, 128
60) Spiegel, 159f.; Pyr. Spr. 356
61) Spiegel, 152f.; Pyr. Spr. 477, Kees
62) Roeder I, 45; Die Stundenwachen d. Osiris-Mysterien; Junker
63) Roeder I, 204; Sargtexte P. Lacau
64) Erman I
65) Erman II, 45
66) Awdijew, 239
67) Erman I, 287
68) Roeder I, 17; Plutarch, De Is., c. 14
69) Plutarch, Theseus 20
70) Roeder I, 31f.; Junker
71) Erman I, 46
72) Erman I, 323; Berlin 7494
73) Scharff-Moortgat, 247f.
74) vgl. Jeremias II, 358
75) Jeremias II, 334
76) Jeremias II, 334; VAB I, 154
77) Jeremias II, 334; Hymnus KAR 109; Ebeling, MVAG 1918, 49ff.
78) Jeremias II, 335
79) Jeremias II, 322
80) vgl. Falkenstein-v. Soden, 49, 408–410, 413, 414
81) Schneider I, 209; Iren. haer. 1, 21. 3
82) Schneider I, 688
83) Schneider I, 63
84) PW, Suppl. III, „Gewichte"
85) Hrozny, 139; Awdijew, 264
86) PW XXXI, „Monat"
87) Junker, 26
88) Poertner, 6
89) RdV VIII, „Maß"
90) Unger, 45, 10
91) Gr. Meyer, „Priesterstädte"
92) Cornelius I, 129
92a) Schwantes, 104
93) Boll III, 238
94) Jeremias II, Abb. 32; Awdijew, 85
95) Frankfort, Fig. 17A; Pl. 45c; TA 33, 113
96) Jeremias II, 443
97) Jeremias II, 7; Abb. 9
98) Speiser, Tafel 3
99) Schamasch Resch-Usur, VAG 1023 Berlin; 8. Jahrhdt. v. Chr.
100) Frankfort, 198; Fig. 96
101) Reuter, Abb. 56
102) Boll III, Tafel 1; nach Catal. of Greek Coins in the Brit. Mus., Tafel IX, 1
103) Bossert, Abb. 532; Faustinopolis
104) Behn I, 250
105) Finegan, 372; Fig. 162 Katakombe von Priscilla
106) Falkenstein-v. Soden, 152
107) Speiser 30, 32; Tafel 10
108) Christian, Tafel 102; Dschemdet-Nasr-Stufe
109) Jeremias II, Abb. 23
110) Riemschneider III, Tafel 29; Anm. S. 240; nach Delaporte, Malatya
111) Cottrell, Abb. 20
112) Schuchhardt, 278; Abb. 176; 2. Jahrtsd. v. Chr.
113) Schuchhardt, 311; Abb. 195
114) vgl. Schwantes, Tafel XXIX, Abb. 74
115) Schwantes, 219f.
116) Spiegel, 427; Grundriß

117) Frankfort, Titelbild
118) Frankfort, Abb. 11; Mus. Boston
119) Erman I, 266; Abb. 102; Grabstein Berlin 1183
120) Kees I, Abb. 14; nach J. E. Quibell, Excav. at Saq. V, The Tomb of Hesy, Tafel 31
121) Schwantes, 280
121a) v. Oppeln-Bronikowski, 150
122) Geldner I, 175; RV 1, 126, 5
123) Erman I, 241; um 1300 v. Chr.
124) Moortgat, 30, 31; Abb. 8
124a) Gudhrunarkvidha fyrsta 6, 8
125) Zinner
126) CRE II, 773; Hampl
127) Lange III, 62
128) Roeder II, 25
128a) Tsui Chi, 52
129) Bork
130) CRE III, 165; Regamey
131) CRE III, 179, 181; Regamey
132) Roeder I, 215; Sargtexte Lacau I, 181
133) Roeder I, 27
134) Plutarch, Numa 17; Fab. Max. 4 und 7
135) Plutarch, Alexander 16; Anm. 31, Kaltwasser
136) Falkenstein-v. Soden, 85

TEIL III · DAS GESETZ DER FIXSTERNE

1) Falkenstein-v. Soden, 275f., 389; E. Burrows; hier nur zum Teil wiedergegeben
1a) Cornelius II, 43
2) Völuspa 42
3) CRE I, 388; Wölfel
4) Reuter, 39
5) Grohne, 290; HddAgl. IV, 32; Stegemann
6) CRE II, 647; Fr. König
7) HdO I, 172; Schott; Borchardt, Zeitmess., 54
8) HdO I, 172; Schott
9) PW XXXI, 88; „Mond"; A. Schulten
9a) PW, „Phtah", 937; Erman
9b) CRE II, 757; Hampl
9c) Cornelius I, 201, 277
10) Behn IV, 131
11) Unger, 331
12) Zinner; Dresdener Handschrift
13) Delaporte, 318
14) Hesiod, Theog. 58f.
15) Hesiod, Theog. 790f.
16) Spiegel, 610; Schott, Mythe
17) vgl. Reuter, 385, 408; Skaldsk. 64; Havamal 146—164; Hyndluliodh 15; Atlamal 50
18) Spiegel, 219, 278f.; Schott
19) J. Burckhardt, 81
20) Hrozny, 74
21) Scharff-Moortgat, 242
22) Wolde, Anm. 12; Pindar, 5. nem. Ode
23) Staiger, Anm. zu Euripides, Ion, V. 551
24) Plutarch, Aratus 28; Anm. 7, Kaltwasser
25) Spiegel, 695, Anm. 54a, 55 u. S. 531; Pyr. Spr. 318
26) Spiegel, 499f.
27) Spiegel, 533

TEIL IV · DAS SYNODISCHE GESETZ DER VENUS

1) Euripides, Ion, V. 1486f.
2) Geldner II, 82f.; RV 5, 78 (432), 4—9
3) Reuter, 530
4) Erman I, 378f.; Abb. 155
5) Roeder I, 180, 251
6) CRE II, 603; Junker
7) CRE II, 299; Closs
8) Tsui Chi, 3, 9
8a) ERC III, 166; Regamey
9) Spiegel, Tafel 46
10) Jeremias II, 170; Astrolab. B — etwa 10. Jahrhdt. v. Chr.; Kol. II, 1—5; Weidner
11) Roeder I, 274; Tb. Kap. 125 Einl.; nach Erman I, 226: „Halle der beiden Wahrheiten"
12) vgl. Piankoff, 198; Fig. 74
13) Hamann, 272; Abb. 298
14) Roeder I, 300; Rit. d. Einbals. 4, 14
15) Erman I, 228; Scharff-Moortgat, 7
16) Uhlemann II, § 46
17) Christian, Tafel 364
18) Meissner II, 117
19) Kugler III, 264; K 160
20) Grohne 41, Abb. 12
21) vgl. E. Otto, 210
22) vgl. Jeremias II, Abb. 40; nach Unger
23) Leicht, 102
24) nach Bork
25) Geldner; RV 5, 29 (383), 7
25a) Plutarch, quaest. rom. XIX
26) vgl. Plutarch, Numa 18, Anm. 21, Kaltwasser; Ovid, Fast. I, 27f.; Livius I, 19
27) Plutarch, Coriolanus 39
28) Reuter VII; Bell. Gall. VI, 14
29) Jeremias II, 195; Abb. 113
30) Plutarch, Perikles 6
31) CRE III, 131f., 151f.; Regamey
32) Geldner I, 293; I, 229; RV 2, 13 (204), 10; RV 1, 164, 12
32a) CRE II, 764; Hampl
32b) Werke u. Tage, 106ff.
33) Hunger, 57
34) Wolde I, XIX
35) Wolde I, XVIIIf.
36) Pindar, 5. olymp. Ode
37) Pindar, 8. olymp. Ode
38) Pindar, 5. isthm. Ode

TEIL V · DIE HIMMELSKÖNIGIN

1) Junker, 35
2) Spiegel, 589
3) Erman I, 29
4) Spiegel, 589; nach Schott
5) Breasted, 43, 106
6) Erman I, 51
7) Breasted, Abb. 328; Spiegel, 25, 120, 215, 395, 513, 525f.; Pyr. Spr. 245f., 303, 319f.
8) Roeder I, 203; Sargtexte, P. Lacau, 13
8a) Erman II, 46
9) Roeder I, 49; Erman: Lieder des unger. Verurt., III
10) Roeder I, 165f.; Breasted, Maspero
11) Roeder I, 255; Tb. 64, 5f.

12) vgl. Junker, 31
13) Junker, 35
14) Pyr. Spr. 222
15) Erman I, 21; Pyr. Spr. 1287; Tb. 17, 7
16) nach A. Volten
17) Hrozny,119,121 (Abb.)
18) Riemschneider III, 123
19) Riemschneider III, Taf. 35, 38, 99
20) Spieß, 96
21) Geldner II, 49, 51, 83; RV 5, 44 (398), 11; RV 5, 46 (399), 9; RV 5, 78 (432), 4
22) CRE II, 778; Hampl
23) CRE II, 773; Hampl
24) Spiegel, 502, 525, 693; Tb. 17, 21
25) Erman I, 117, 122
26) Erman I, 21
27) Erman I, 17; Abb. 5
28) Delaporte, 321, 331
29) vgl. Goetze, Abb. 67; P. Montet, Byblos et L'Egypte, T. 95, Nr. 619
30) Delaporte, 321
31) Boll I, 355; nach Brugsch, Rel. u. Mythol. d. alt. Äg. 656
32) Erman I, 58, 149
33) Lange III, 65
34) Erman I, 144f.
35) HdO I, 35; Pyr. Spr. 892; Kees
35a) Kayser, 11
36) Kayser, 9
37) E. Otto, 74
38) Spiegel, 119, 437, 515, 693
39) Spiegel, 393, 459; Pap. Prisse, Spr. 5
39a) Erman I, 57
40) Erman I, 57; E. Otto, 56
41) Breasted, 132
42) Erman II, 43
43) vgl. E. Otto, 116
44) vgl. Scharff-Moortgat, 97
45) vgl. Scharff-Moortgat, 120f.
46) Scharff-Moortgat, 127
47) Lange I, 33
48) Roeder I, 11; 18. Dyn.; Brit. Mus. Nr. 826
49) Erman I, 146f.
50) Erman I, 369
51) Erman I, 373f.
52) Erman I, 31
53) Gr. Meyer VII, 488
54) Gr. Meyer VII, 488
55) Geldner I, 327; RV 2, 39 (230), 1
56) E. Otto, 47
57) Kocherthaler, 56
58) K. Lange I, 125, Anm. 28
59) Scharff-Moortgat, 63
60) Erman I, 117, 122
61) Parker, 33; Mariette, Dendera I, 199; Brugsch, Thes. 100
62) Parker, 32; Pyr. Spr. § 965
63) Parker, 34; Petrie, Royal Tombs
64) Parker,33; Ramesseum, astr. Wanddecke
65) Parker, 33; Brugsch, Thes. 10
66) Parker, 33; Chassinat, Dendera III, 35
67) Jeremias II, 170
68) CRE II, 463; Böhl
69) Falkenstein-v. Soden, 417
70) Euripides, Ion, 1148f.; Hesiod, Theog., 987; v. Scheffer
71) Schmökel, 10
72) Awdijew, 93
72a) vgl. Gr. Meyer XVIII, 443f.
72b) Grimm: „Dornröschen"
72c) Ungnad
73) Harding, 190
74) J. L. Seifert; nach Frobenius, Erythräa, 233
75) Lenzen, 12
76) Lenzen, 62
77) Falkenstein-v. Soden, 410
77a) Scharff-Moortgat, 225, 227
78) Falkenstein-v. Soden, 35
79) Schmökel, 79f.; vgl. Falkenstein-v. Soden, 186
80) Lenzen, 62
81) Falkenstein-v. Soden, 222f.
82) Falkenstein-v. Soden, 79f.
83) Falkenstein-v. Soden, 81, 290
84) Falkenstein-v. Soden, 68
85) Falkenstein-v. Soden, 95, 414
86) Falkenstein-v. Soden, 67
87) Falkenstein-v. Soden, 75
88) Falkenstein-v. Soden, 90f.
89) Falkenstein-v. Soden, 67, 74f., 90, 92, 94, 105, 118
90) Schmökel, 39
91) Falkenstein-v. Soden, 125, 187—189f.
92) Falkenstein-v. Soden, 91, 93—98
93) Falkenstein-v. Soden, 188f.
93a) Falkenstein-v. Soden, 68
94) Falkenstein-v. Soden, 50
95) Falkenstein-v. Soden, 32
96) Jeremias II; Schurpu IV, 86; CT XXVIII 4, 55ff.
97) Schmökel, 37
98) Jeremias II, 321; OLZ 1914, 4f.
99) Schmökel, 51
100) Falkenstein-v.Soden,71
101) Falkenstein-v. Soden, 71, 100, 101
102) Durant I, 166; Jastrow
103) Riemschneider I, 112f.; Gudea-Zyl. A 36ff.; Witzel
104) CRE II, 414; N. Schneider
105) CRE II, 423; N. Schneider
106) Albright, 145
107) CRE II, 428; N. Schneider
108) Schmökel, 39
109) Schmökel, 46
110) Jeremias II, 360 mit Nachweisen
111) Falkenstein-v. Soden, 203, 210
112) Falkenstein-v. Soden, 280; hier freilich erst im letzten Jahrtsd. v. Chr. und neben vielen anderen Gottheiten
113) Ed. Meyer IV, II, 95; Anm. 1
114) Moortgat, 258f.
115) Moortgat, 260
116) Jeremias II, 476; Craig, Rel. Texts II, 19, 11
117) Jeremias II, 346f.; Zimmern; Falkenstein-v. Soden, 344
118) Falkenstein-v. Soden, 330
119) Falkenstein-v. Soden, 235
120) Falkenstein-v. Soden, 235
121) Falkenstein-v. Soden, 333
122) Jeremias II, 337; Messerschmidt, Assurtexte I, Nr. 2
123) Moortgat, 383; Mitte d. 2. Jahrtsd. v. Chr.
124) Gressmann II, 257f.
125) Falkenstein-v. Soden, 337

126) Harding, 90f., 117, 125
127) Jeremias I, 339 mit Nachweisen
128) Jeremias II; Rev. d'Ass. XI, 148; 2, 20.21
129) Falkenstein-v. Soden, 49, 408, 418
130) Albright, 191
131) Jeremias II, 334; Schmökel, 37
132) Schmökel, 37
133) Jeremias II, 378; Schurpu VII, 80ff.
134) Meissner II, 97
135) Meissner II, 103
136) Meissner II, 104
137) Schmökel, 96
138) Meissner II, 107
139) Meissner II, 116
140) Meissner II, 121; Schmökel, 111
141) Schmökel, 125, 140
142) Meissner II, 204
143) Meissner II, 215, 218; Jeremias II, 337
144) Meissner II, 244
145) Meissner II, 247
146) Jeremias II, 376; Craig, Rel. Texts I, 5f.
146a) Meissner II, 277, 279
146b) Meissner II, 278
147) Meissner II, 278
147a) vgl. Hunger 23
148) Diog. Laert. IX, 33 -Dkr 14 A 20; vgl. Olmstead, 210
149) Cornelius I, 279; Pausan. III, 15, 2; 23, 1
150) Kerényi, 81
151) Euripides, Medea, 85, 94; Wolde
152) Euripides, 139; Wolde
153) Kerényi, 80, 81
154) Cornelius I, 279; Kerényi, 80
155) Durant II, 124; nach Athenaios XIII, 32, 33
156) Riemschneider II, 15, 18
157) Kerényi, 81
158) Hunger, 56
159) Aischylos, Eumeniden, 735f.; Euripides, Ion, 451f., Wolde
160) Apoll. Rhod., Argon. IV, 1310
161) Hesiod, 197f.
162) Aristophanes, „Die Wolken“, 3. Szene
163) vgl. Berve, 179
163a) Kerényi, 125f.
163b) Civ. Dei, VII, 16
164) Aristophanes, „Die Wolken“, 1. Szene
165) Schneider I, 239
166) CRE II, 37; Prümm
167) Schneider I, 240
168) Albright, 140
169) CRE II, 44; Prumm
170) Riemschneider III, 68
171) v. Oppenheim II, 84
172) v. Oppenheim II, 84; Hrozny, 140
173) v. Oppenheim II, 103
174) CRE II, 461; Böhl
175) Durant I, 211; Koran V, 116
176) Jeremias I, 370f.; Megila 14a, b; 15a
177) Buber, 60f.; Mowinkel, R. Otto
178) vgl. Noth, 124
179) Moscati, 160
180) CRE III, 473, 521; Schildenberger
181) CRE III, 574; Bardy; Mal 2, 10f.
182) Albright, 286; Ex 15, 3. 6
183) Albright, 459
184) CRE III, 518; Schildenberger
185) vgl. Albright, 370; Thieberger, Die Glaubensstufen, 13f.
186) Alt II, 270
187) vgl. Buber, 122f.
188) Albright, 350
189) vgl. Buber, 174f.
190) CRE III, 529; Bonsirven
191) CRE I, 326; Wölfel; Hesych, Solinus XI, 8
192) Durant I, 549
193) Cornelius I, 201
194) Geldner I, R V 1, 124, 3
195) Geldner I, 404f.; R V 3, 57 (291), 3
195a) Durant I, 159; Cambridge Ancient History I, 427
195b) Jeremias II, 402; Geierstele
195c) Albright, 236
195d) Kerényi, 68; Aratus, 243
195e) Kerényi, 69; Herodot II, 55
196) Erman I, 155
197) E. Otto, 184
198) Albright, 234
199) Olmstead, 90
200) Kienitz, 56; Posener
201) Scharff-Moortgat, 466
202) Erman I, 325
203) Erman I, 325
204) Erman I, 325
205) Roeder I, 172
206) Erman I, 33
207) HdO I, 64, 76; Schott
208) PW XVIII, „Isis“, 2092f.
209) Plinius, Hist. nat. II, 37
210) PW XVIII, 2102; „Isis“
211) Erman I, 361
212) Kienitz, 123; Naukratisstele
213) Erman I, 361; vgl. Kienitz, 124
214) Kienitz, 125
215) Kienitz, 125, 126
216) Friedell, 353
217) Breasted, 304; Friedell, 352f.
218) Schmökel, 146
219) PW XVIII, 2114; „Isis“; Erman I, 426f.; Diodor I, 27; Grabmal der Isis von Nysa, Arabien; CIG XII, 5, 1
220) PW XVIII, 2115; „Isis“; Erman I, 427; CIG 3724
221) PW XVIII, 2102
222) PW XVIII, 2103
223) PW XVIII, 2102; FHG III, 325, 3
224) Erman I, 420; Ber. a. d. 2. Jahrhdt. n. Chr.
225) PW XVIII, 2102
226) Erman I, 432f.; Apulejus, Metamorph. XI, 8–17; 2. Jahrhdt. n. Chr.
227) Kocherthaler, 153
228) Kocherthaler, 153
229) Durant III, 119f.
230) Livius, 37, 9
231) Livius 38, 18
232) Durant III, 85
233) Cicero, De nat. deor. II, 69
234) Plutarch, Theseus 21
235) Plutarch, Alkibiades 18
236) Plutarch, Alkibiades, Anm. 43, Kaltwasser
237) HdO I, 170; Schott
237a) Durant, III
238) Plutarch, Sulla 34
238a) PW XVIII, 2103
239) Erman I, 422; PW XVIII, 2103
240) Erman I, 423
241) PW XVIII, 2104
242) Durant III
243) Boll III, 298
243a) Boll III, 389; Apul. Metam. XI, 2
244) Durant III, 596
245) Erman I, 390; Schubart, Papyruskunde, 340f.
246) Plutarch, Nikias; Anm. 5, Kaltwasser
247) Schneider II, 150
248) Schneider I, 695
249) Schneider I, 712
250) Diodor I, 84
251) Noth, 406
252) Erman I, 396; Plutarch, De Is. 72

252a) Klausner, 394; Ed. Meyer
253) Klausner, 383
254) PW XVIII, 2105
255) Durant III, 596; Breasted, Anc. Tim., 660
256) Erman I, 435f.
257) Schneider II, 25
258) Schneider I, 554
259) Roeder I, XLVIII
260) Erman I, 438
261) Erman I, 438; ad. nat. 2, 8
262) Schneider I, 644
262a) Gr. Meyer, „Isis"
262b) Dölger, 133, 126; Plutarch, De Is., c. 7
263) Schneider I, 183
264) Erman I, 417
265) Riemschneider I, 234
266) Plutarch, op. cit. 52
267) Edda I, Harbardhsliodh, 30. 32
268) Dölger, 109, 429f.
269) Jockel, 246
270) Jockel, 302
271) Plutarch, Aristeides 20
272) Plutarch, Alexander 2
273) Plutarch, Nikias 13; Anm. 37, Kaltwasser
274) CRE II, 212; Prümm
275) Schneider I, 49; Plutarch, De Is., 12
276) Schneider I, 49
277) vgl. CRE II, 217; Prümm
278) CRE II, 206; Prümm
279) CRE II, 123; Prümm
280) CRE II, 43; Prümm
281) CRE II, 45; Prümm
282) CRE II, 205; Prümm
283) Campbell, 273f.; Rune I der Kalewala; A. Schiefner
284) Edda, Gudhrunarkvidha, 12
285) Gudhrunarhvöt, 19f.
286) Jockel, 220
287) vgl. Ed. Meyer IV, I, 257; IV, II, 103
287a) Knopf-Litzmann-Weinel, 140
288) Erman I, 439
289) PW XVIII, 2094
290) Erman I, 378
291) Erman I, 357
292) Schneider I, 241
293) Schneider I, 248
294) Schneider I, 239
295) Reuter, 201; W. Grimm, ZfdA, 10
296) Reuter, 203
297) Reuter, 256f.; Aus Kynewulfs Crist; Grimm
298) Reuter, 256; Piper II, 353ff.
299) Reuter, 256; Schönwerth
300) Reuter, 201
301) Reuter, 201; Piper, Myth. u. Symb. II, 421—427; seit Hieronymus, 4./5. Jhrh. n. Chr.
302) Reuter, 201; Diodor XVI, 66, 3;
303) Schneider I, 247
304) Deutsches Brevier I, 2. Aufl. 1939, S. 27 — „Tagesgebete"
305) Reuter, 203
306) Reuter, 295
307) vgl. Reuter, 296
308) Durant IV, 796f.
309) Durant IV, 796f.
310) KM III, 155; Freitag
311) Schneider I, 112f.
312) Wolde II, Euripides, 409
313) Schneider II, 165
314) Hunger, 211
315) Hunger, 84, 353
316) KM III, 108; Freitag
316a) KM III, 108; Freitag
317) Ed. Meyer IV, I, 81; Gr. Meyer, „Maria"
318) KM II, 324; Sträter
319) KM II, 325; Sträter
320) KM II, 280—283, 303; Sträter
321) KM II, 326; Sträter
322) KM II, 325; Sträter
323) KM III, 70; Vokinger
324) KM III, 45; Sträter; Heinr. Seuse
325) KM III, 28f.; Sträter
326) KM III, 149f.; Freitag; Aus: „Im Reich der siebentausend Inseln", St. Gabriel (1937), S. 96ff.
327) KM III, 144, 149; Freitag
328) de Terra, 70
329) KM III, 157; Freitag
329a) KM III, 157; Freitag
329b) KM III, 157; Freitag
330) KM III, 158; Freitag
331) KM III, 159; Freitag
332) KM III, 169; Freitag
333) KM III, 171; Freitag
334) KM III, 150; Freitag
335) KM III, 172f.; Freitag
336) Ziock, 246
337) KM III, 172f.; Freitag
338) KM III, 173; Freitag
339) KM III, 173; Freitag
340) vgl. KM III, 174; Freitag
341) KM III, 178; Freitag
342) KM II, 13; Feckes
343) KM II, 328; Sträter
344) KM II, 327; Sträter
345) KM II, 172; Feckes
346) KM II, 17; Feckes
347) Boll III, 47; Anm. 1

REGISTER

INDEX DER QUELLENHINWEISE ZUM ALTEN UND NEUEN TESTAMENT

Altes Testament

Gn:	Genesis (1. Buch Mose)
Ex:	Exodus (2. Buch Mose)
Lv:	Levitikus (3. Buch Mose)
Nm:	Numeri (4. Buch Mose)
Dt:	Deuteronomium (5. Buch Mose)
Jos:	Josua
Ri:	Richter
Rth:	Ruth
1 Sm:	1 Samuel
2 Sm:	2 Samuel
1 (3) Kg:	1 (3) Könige
2 (4) Kg:	2 (4) Könige
1 Chr:	1 Chronik
2 Chr:	2 Chronik
Esr:	Esra
Neh:	Nehemia(s)
Tob:	Tobias
Jdt:	Judith
Est:	Esther
1 Makk:	1 Makkabäer
2 Makk:	2 Makkabäer
Jb, Hb:	Job (Hiob)
Ps:	Psalmen (Psalter)
Spr:	Sprüche (Salomos)
Prd:	Prediger (Salomo)
Hl:	Hoheslied (Salomos)
Weish:	Weisheit (Salomos)
Sir:	Sirach (Jesus Sirach)
Is:	Isaias (Jesaja)
Jer:	Jeremia(s)
Klgl:	Klagelieder (Jeremias)
Bar:	Baruch
Ez:	Ezechiel (Hesekiel)
Dn:	Daniel
Os:	Osee (Hosea)
Joel:	Joel
Am:	Amos
Abd:	Abdias (Obadja)
Jon:	Jona(s)
Mich:	Michäas (Micha)
Nah:	Nahum
Hab:	Habakuk
Soph:	Sophonias (Zephanja)
Agg:	Aggäus (Haggai)
Zach:	Zacharias (Sacharja)
Mal:	Malachias (Maleachi)

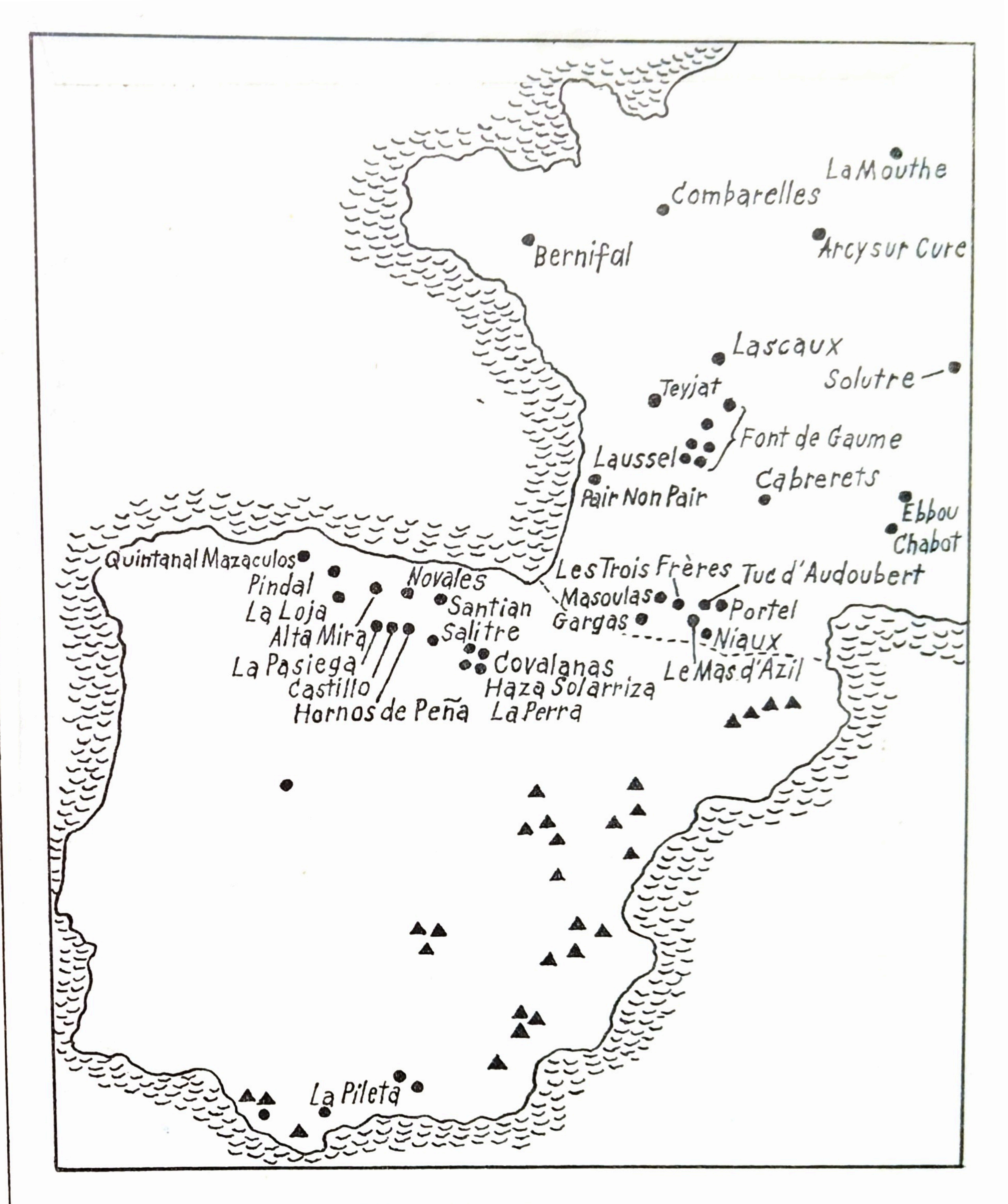
Neues Testament

Mt:	Matthäus
Mk:	Markus
Lk:	Lukas
Jo:	Johannes
Apg:	Apostelgeschichte
Röm:	Römerbrief
1 Kor:	1. Korintherbrief
2 Kor:	2. Korintherbrief
1 Petr:	1. Petrusbrief
2 Petr:	2. Petrusbrief
Offb:	Geh. Offenbarung (Offenbarung d. Johannes)

ZAHLENREGISTER

Das T vor einer Seitenzahl bezeichnet die Kunstdrucktafel gegenüber der angegebenen Seite


Das Zweistromland und seine Grenzgebiete
URARTU
MITANNI
ASSYRIEN
MEDIEN
PERSIEN
ZAGROS-GEB.
KASSITEN
AKKAD
SUMER
ELAM
SYRIEN
SYRISCHE WÜSTE
JORDANIEN
ARABIEN
PERSISCHER GOLF
KASP. MEER
ELBRUS-GEB.
Teheran
Urmiasee
Europus
Urfa
Karkemisch
Harran
Tell Ahmar
Tell Halaf (Guzana)
Nesibin
Aleppo
Belich
Chabur
Tepe Gaura
Chorsabad
Dur Scharrukin
Oberer Zab
Arpatschije
Ninive
Mosul
Arbela
Kalach
Kartukulti-Ninurta
Assur
Unterer Zab
Kerkuk
Nuzu
Ekallatum
Europus Teraa
Palmyra
Mari (Tell Hariri)
Samarra
Ekbatana
Behistun
Kermanschah
Nehawend
Tell Asmar
Tell Agrab
Eschnunna
Chafadschi
Ischtschali
Akschak
Dêr
EUPHRAT
Bagdad
Sippar
Kutha
TIGRIS
Dschemdet Nasr
Kisch
Babylon
Jsin
Nippur
Borsippa
Dilbat
Adab
Schuruppak
Umma
Lagasch
Uruk
Larsa
Ur
El Obed
Eridu
Susa
Kercha
Basra
Maßstab 1:5 000 000



Die Verbreitung der Höhlen- und Felsmalereien über Spanien und Frankreich.

An der spanischen Ostküste herrschen die Zeichnungen auf freistehenden Felsen oder in Felsnischen vor (auf der Karte mit ▲ markiert); die punktförmigen Stellen in Nordspanien und Frankreich bedeuten Höhlenfunde.

Von der Archäologie geschätzte Entstehungszeiten der Malereien, in denen der Urstier eine große Rolle spielt: Jüngere Altsteinzeit zwischen 100000 und 10000 v. Chr.

(Darstellung: v. Lengerken nach Angaben von Windes und H. Kühn; die Stellenmarkierung ist für Spanien nicht vollständig)